

Der Strandvogt von Jasmund.

**Geschichtliches Lebensbild
aus der**

**Occupationszeit der Insel Rügen durch die
Franzosen
von 1807–1813.**

Von

Philipp Galen.

Leipzig,

**Verlag von Christian Ernst Kollmann
1860.**

1. ERSTER THEIL.

EINLEITUNG.

Rügen! Du wunderbar gestaltete Insel des schönen baltischen Meeres, von der Natur schon so reich mit zauberischem Reiz bedacht und jetzt auch geschmückt mit den Zierden der Kunst, die ein hochsinniger Fürst auf Deinen Boden verpflanzt – mit einem heiligen Schauer der Erinnerung betreten wir Deinen von zahllosen Dichtern besungenen Strand! Vom brausenden Meere, das Dich in seiner unbegreiflichen Laune bald vergrößert, bald zerstückt, in tausend Fetzen zerrissen, durchwühlt von tausend Stürmen, welche die Elemente wie die Leidenschaften der Menschen über Dich haben ergehen lassen, getränkt von Blut, in grausigen Schlachten von wilden und civilisierten Nationen vergossen, einst der Tummelplatz der düsteren Gestalten eines zurückschreckenden Haidenthums, jetzt das Land des Friedens und der heilbringenden Ruhe – zu Dir, ja zu Dir flüchten wir aus der Mitte unserer von Rauch und Nebel einer unbezähmbar dahinstürmenden Cultur und dem tumultuarischen Gewoge übervoller Städte so gern, so oft, um aus Deinen balsamischen Lüften einen reinen Athemzug zu schöpfen und von Deinen zerklüfteten Felsen, auf denen der Schatten jahrhundertalter Wälder lagert, einen Blick über das unermeßliche Meer zu werfen, welches die deutschredenden Kinder von ihren skandinavischen Brüdern und den Bewohnern der russischen Steppen trennt! –

Doch bevor wir unsere Leser auf bestimmte Punkte dieser so oft genannten und doch immer noch wenig bekannten Insel führen und ihnen einige Personen vorstellen, die, ebenso

einfach zwar in ihrer Erscheinung und Handlung, wie unbedeutend an Rang und Lebensstellung, doch mit den letzten Kriegsschicksalen Rügen's eng verflochten waren, wollen wir denjenigen welche nur wenig von den geographischen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten des kleinen Eilands wissen, einen allgemeinen Ueberblick über beides geben; der unterrichtete Leser dagegen verzeihe uns diese Einleitung, die nicht nothwendig zu unserer Erzählung gehört, überschlage sie und richte seine Aufmerksamkeit erst auf das nächste Kapitel, welches ihn in die Mitte der Personen und Ereignisse leiten wird, die zu schildern in unserer Absicht liegt.

Wenn man aus der Vogelschau herab einen Blick über das kleine Eiland in Rede werfen könnte, so würde man inmitten eines gewaltigen Wasserbeckens, das nur an der Südwestseite, wo es die deutschen Küsten bespült, einen schmalen Seegürtel bildet, einen wunderbar gestalteten, grün und grau gefärbten Erdenfleck wahrnehmen können. Man würde ein Stück Land sehen, welches, wenn es zu einem Ganzen vereinigt wäre, sich ungefähr sechs Meilen in die Länge und Breite dehnt und von Westen an sich allmählig erhebend, an der Nordostküste die höchste Höhe erreicht, wo es mit seinen schroffen Kreidefelswänden plötzlich in die wogende See abstürzt. Ein Stück Land, das, vom grollenden Meere umfluthet, in unbeschreiblich viele und kleine Inseln, Halbinseln und Werder zerrissen ist, in die das mächtigste der Elemente wie ein nimmersatter Verwüster eindringt, die es zerfrißt, zerstückelt und dadurch Buchten, Meerengen und Binnengewässer erzeugt, wie wir sie in ähnlicher Menge und Gestaltung fast auf keiner der zahllosen Inseln der großen Oceane antreffen.

Dieser kleine Erdenfleck nun bietet unserem verwunder-ten Auge einen ganz eigenthümlichen und höchst manni-gfaltigen Anblick dar. Von des blauen Meeres weiten Armen umschlungen, gewahren wir weite grüne Saatfelder, einige saftige Anger und Wiesenflecke, dann und wann dunkel-schattige Wälder, abwechselnd mit eintönigen stillen Moor-gründen, und zwischen alle diese eine unzählbare Men-ge von Städten, Flecken und Dörfern, Höfen und einzel-nen Landwohnungen eingestreut. Tausend fleißige Hände schaffen und weben auf diesem kleinen Raum und bemü-hen sich, bald dem Lande, bald dem Meere seine Schätze zu entlocken; zufrieden mit ihrem bescheidenen Erdenloo-se, einsam dem Gewoge der brüllenden See und dem tosen-den Sturmwinde ausgesetzt, die ihre Kräfte und ihren Muth jeden Augenblick in Anspruch nehmen, sind sie abgehärtet gegen alle Gefahr und haben es gelernt, mit Herz und Hand allen feindlichen Elementen zu trotzen. Hauptsächlich mit aus diesem Grunde bewahren sie, so weit von ihren deut-schen Brüdern abgetrennt, die Sitten der Väter in fast allzu treuer Weise und genießen auf ihre Art das Leben mit so zu-friedenem Gemüthe, als wäre ihnen der reichste Besitz im sichereren und bequemen Festlande zu Theil geworden.

Wenden wir uns jetzt zu der Geschichte dieses kleinen Eilandes und überfliegen wir mit wenigen Worten die ver-schiedenen Zeitepochen, die zu der Gestaltung des Charak-ters von Land und Volk, wie wir beides noch heute vorfin-den, ohne Zweifel sämmtlich beigetragen haben.

Aber da begegnet uns zunächst eine düstere, von den Schrecken des Haidenthums umnachtete und mit den Täu-schungen der Fabel reich ausgestattete Zeit. Die Phantasie des Menschen, wir können es allerdings nicht läugnen, hat

auf Rügen wunderbare Dinge geschaffen, und die Poesie hat sich derselben bemächtigt und ihnen einen Schein der Wahrheit umgehängt, wie man eine häßliche hölzerne Figur mit einem kostbaren Mantel drappirt und ihr dadurch das Ansehen eines lebenden Organismus' giebt. Die ruhigen Forschungen klarsehender Gelehrten aber haben nachgewiesen, daß das Reich der Fabel hier weit geöffnet ist, und daß von allem Göttlichen, Heldenartigen und Wunderbaren nur sehr Weniges auf dieser kleinen Insel die Probe der Wahrheit verträgt. Aber auch abgesehen von diesen der Phantasie und Poesie angehörenden Fabeln ist Rügen schön, seltsam und merkwürdig genug, und wir werden später noch Gelegenheit haben, die Reize des blitzenden Meeres zu bewundern, das sich bald kosend und spielend an seine Seite schmiegt, bald brüllend und donnernd seine Dünen peitscht, oder uns an der Pracht seiner Wälder und wunderbar gestalteten Felsen zu ergötzen, zwischen denen sich seltsame Grabstätten, ungeheure Leichenfelder und riesige Todtenhügel gruppiren, die kurzsichtigen Menschen den Glauben eingeflößt haben, als seien die früheren Bewohner jener Landestheile an Gestalt und Kraft selbst Riesen gewesen.

Doch wir wollten von der ältesten Geschichte Rügen's sprechen, die sich tief in das Schattenreich der Mythen verliert.¹ Die ältesten Spuren der Bewohner der Insel deuten

¹Die folgenden historischen Einzelheiten bis zur Zeit der Invasion der Franzosen sind theils dem ebenso interessanten wie geistreichen Werke: die Insel Rügen, Reise-Erinnerungen von Ernst Boll, entnommen, welches nachzulesen ist, wenn man noch speciellere Data aus der Rügen'schen Geschichte zu hören verlangt, theils Grumbles vortrefflichen Darstellungen der Insel Rügen und Biesner's Abriß der Geschichte Pommern's und Rügen's entlehnt, obgleich wir verschiedene Bemerkungen auch manchem andern Schriftsteller verdanken, deren Namen zu nennen uns hier

ohne Zweifel auf das slavische und noch vor-slavische Haidenthum hin und noch heute finden wir diese Spuren in fast zahlloser Menge in Gestalt, von Tempel- und Burgwallruinen, Opfersteinen, Gerichtsstätten, sogenannten Hünengräbern und verschieden geformten Begräbnisstätten auf. Wer die ältesten dieser uralten Ueberbleibsel hinterlassen, wissen wir nicht, die späteren Reste aber stammen sicher von den zum slavischen Volksstamme gehörigen Ranen her, die ein im ärgsten Haidenthum verstricktes und blutdürstiges Seeräubervolk waren, das schrecklich gestaltete Götzenbilder anbetete, selbst nicht vor Menschenopfern zurückbebt, auf Arkona aber seinen Haupttempel hatte und von dort aus seine Herrschaft über die ganze Nachbarschaft ausdehnte.

Diese beutelustigen Ranen sollen die Dänen im Jahre 1100 sich zinspflichtig gemacht und sogar durch einen Statthalter beherrscht haben, aber selbstverständlich ging diese Unterwerfung nicht ohne Kampf und Blutvergießen ab, und offene Empörung, die nur zu neuen Kämpfen führte, war die nächste natürliche Folge davon.

Bei diesen Ranen nun hielt sich der heidnische Cultus am längsten in Norddeutschland, den selbst Carl's des Großen Sohn, Ludwig, als er das rügensche Land dem heiligen Veit im Kloster Corvey weihte, nicht auszurotten vermochte. Selbst das gottgeweihte Streben des Bischofs von Bamberg, der im Jahre 1124 von Usedom und Wollin aus das Christenthum auf die Insel zu verpflanzen versuchte, scheiterte an der Ungunst des nordischen Sturmwetters, das ihn wiederholt von der Landung abhielt, wie es auch dem Dänenkönig Erich III. nach der Eroberung von Arkona mißglückte,

zu weit führen würde.

durch Einsetzung eines christlichen Bischofs den Svantevit-Cultus ganz auszurotten. Endlich aber gelang es den Dänen doch, den widerstrebenden Nacken der alten Götzendiener unter die sanftere Herrschaft des Christenthums zu beugen.

Im Jahre 1168 landete der Dänenkönig Waldemar in Gemeinschaft der Pommernfürsten Bogislav und Kasimar, des Bischofs Absalon von Roschild und des Bischofs Berno von Schwerin an verschiedenen Küstenpunkten, belagerte die Tempelfeste Arkona, nahm sie ein und stürzte den Götzen Svantevit, worauf sich die Ranen unterwarfen und das Christenthum annahmen, zu dessen segensreicher Verbreitung aus Dänemark gesandte Priester das Meiste beitrugen.

Bald darauf aber entspann sich ein Streit unter den Besiegern der Ranen, dessen blutige Entscheidung zum Theil wieder auf rügianischem Boden ausgefochten wurde. Die Pommernfürsten mit dem mächtigen Sachsenherzoge Heinrich dem Löwen im Bunde, fielen in Rügen ein, unternahmen Raubzüge nach Dänemark unter Beistand des Obotritenfürsten Pribislav, wobei anfänglich sowohl die Rügianer wie die Dänen Niederlagen erlitten, indem König Waldemar dem Sachsenherzog die Hälfte der erbeuteten Tempelschätze, der Geißeln und des jährlichen Tributes der Ranen abtreten mußte. Als nun aber König Waldemar's Nachfolger Knud im Jahre 1182 sich übermüthig gegen den deutschen Kaiser erwies, der Heinrich des Löwen Macht gebrochen, stiftete jener den Pommernherzog Bogislav an, Rügen noch einmal durch einen Eroberungskrieg zu bedrohen, der aber so unglücklich ausfiel, daß Bogislav geschlagen wurde und sein eigenes Land unter dänische Herrschaft gerieth. Der Ranenfürst Jaromar aber erhielt außer seinem eroberten Lande

Tribsees durch Knud noch mehrere pommer'sche Landstriche, die Bogislav abtreten mußte, so daß jetzt seine Herrschaft außer der Insel den größten Theil des jetzigen Neuvorpommern's umfaßte, was insgesammt mit der Insel vereint den Namen Fürstenthum Rügen erhielt.

Jaromar hat für Rügen sehr segensreich gewirkt. Er rief deutsche Ansiedler in sein durch die vielen Kriege von Menschen gelichtetes Land, kräftigte die junge christliche Kirche, stiftete das Cistercienserklöster zu Bergen und war außerdem auf die Hebung der Landwirthschaft bedacht.

Unter seinem Sohne Wizlav I. versuchten es die Pommernfürsten, sich im Jahre 1227 des entrissenen Landtheiles wieder zu bemächtigen, was ihnen auch theilweise gelang. Von Dänemarks Hilfe verlassen, dessen König durch die Schlacht bei Bornhöved in Holstein seine Oberherrschaft im nördlichen Deutschland eingebüßt hatte, sah sich Wizlav nach einer anderen Hilfe um, die er auch in dem reichen Vetternkreise fand, der ihm durch seine Verheirathung mit Margarethe, der Tochter des Herzogs von Braunschweig und Lüneburg, Heinrichs des Löwen Urenkelin, zu Theil geworden war. Auf diese Weise löste sich das Band mit Dänemark; indessen erst 1438 entließ König Erich die Insel ihrer Lehnspflicht.

Unter Wizlav II. erhielt der Abt des Cistercienserklösters zu Campe bei Stralsund die Insel Hiddens-öe geschenkt, worauf daselbst ein Kloster dieses Ordens gegründet ward. In seinem Testamente gab er seine leibeigenen Slaven frei.

Unter Wizlav des III. Regierung im Jahre 1317 suchten die Stralsunder die Insel durch einen feindlichen Einfall heim, er selbst rettete sich auf seine uneinnehmbare

Burg Rüeggard (Rugard). Mit dem ihm verwandten pommer'schen Herzog schloß er einen Erbvertrag, in Folge dessen Rügen an die Herrschaft der Pommern kam, trotzdem seine nächsten Erbberechtigten, die Herren von Putbus und Gristow, die von Erich VII. von Dänemark schon 1309 auf die Halbinseln Jasmund und Wittow die Anwartschaft erhalten, Ansprüche auf den alten Familiensitz hatten.

Von dieser Zeit an bis 1637, also drei volle Jahrhunderte, fließt nun die Geschichte der Insel Rügen mit der des Herzogthums Pommern zusammen, was in Bezug auf die Gesittung und den geistigen Fortschritt der Insel von überaus großem Einflusse war, da während dieser Zeit die Germanisirung der Insel mit Riesenschritten vorwärts ging, indem theils neue Colonisten daselbst ihren Einzug nahmen, theils die noch übrigen Slaven sich diesen in Sprache und Sitte nach und nach völlig gleichstellten. Schon im Jahre 1404 starb auf Jasmund Frau Gulitzin, die letzte Rügianerin, die wendisch reden konnte.

Das *wendische Recht* dagegen erhielt sich noch Jahrhunderte lang auf der Insel lebendig, welches die Rügianer dem dänischen und schwerin'schen vorzogen, welches Erstere sich durch die dänische Herrschaft einbürgerte, das Letztere aber durch sächsische Colonisten und durch kirchliche Verbindung, des festländischen Theils des Fürstenthums Rügen mit dem schwerin'schen bischöflichen Sprengel in Uebung kam. Durch einen Mann wendischen Stammes, den Landvogt Waldemar, Herrn von Putbus, kam das wendische Recht zur Geltung, der das Bedürfniß fühlte, die dortigen verwickelten Rechtsverhältnisse zu regeln, indem unter dem Einfluß derselben allerlei Gewaltthat, Mißbrauch und Unfug sich auf der Insel eingeschlichen hatte.

Im Jahre 1536 wurde die Reformation auf der Insel eingeführt und die katholischen Geistlichen, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, ihrer Aemter entsetzt oder anderweitig versorgt.

Auf die vielen blutigen Scharmützel, die Rügen's Bewohner von Zeit zu Zeit mit ihren händelsüchtigen festländischen Nachbarn zu bestehen hatten, folgte 1628 die Geißel des dreißigjährigen Krieges. In diesem Jahre besetzte der kaiserliche Oberst Götze die Insel und störte von dort aus unablässig Handel und Schiffsverkehr mit Stralsund, das Wallenstein vergebens zu erobern gesucht hatte. Um diesem Uebelstande ein Ende zu machen, wandte sich die Stadt endlich mit der Bitte um Beistand an den mit ihr verbündeten König von Schweden, der nun durch seine Truppen die Insel Hiddens-öe und die alte Fähre einnehmen und besetzen ließ. Das war der Anfang einer traurigen Zeit für die stillen Inselbewohner. Der Oberst Götze machte einen Angriff auf die schwedischen Besatzungstruppen, und da dieser fehlschlug, gab er die ganze Insel seiner wilden Soldateska preis, was gräßliche Scenen im Gefolge hatte. Allein bald darauf wurden die Kaiserlichen wieder von den Schweden vertrieben und von ihnen unter Gustav Adolf, dem nordischen Helden, die Insel behauptet. So war denn Rügen für die Pommerfürsten verloren, und daher erklärt es sich, daß Herzog Bogislav XIV. noch in demselben Jahre, mit Genehmigung und unter Vermittlung des deutschen Kaisers, die Insel dem König von Dänemark zum Kaufe anbot. Allein Gustav Adolf ließ die willkommene Beute nicht wieder fahren, schaltete mit ihr, wie mit einem angestammten Besitzthum und verpfändete Domäial- und Klostergüter, um Geld zur Kriegsführung in Deutschland zu erlangen. Durch diese

schwedische Occupation blieb Rügen fernerhin vor den Verwüstungen der kriegsführenden Parteien bewahrt, während die festländischen Nachbarländer von den Gräueln des unnatürlichsten Krieges verwüstet wurden.

Mit diesen Ereignissen fiel das Erlöschen des pommer'schen Fürstenhauses im Jahre 1657 zusammen, in Folge dessen abermals sich ein Zwist um das erledigte Herzogthum entspann, indem die rechtlichen Ansprüche des Kurfürsten von Brandenburg von den Schweden und Kaiserlichen zugleich bestritten wurden. Letztere, die den Besitz Rügen's erkämpfen und zuerst sich Rügen's bemächtigen wollten, wurden zweimal durch die Ungunst der Witterung von der Insel abgeschnitten, und bei'm dritten Versuche erlitten sie durch die Schweden einen solchen Verlust, daß sie sich eiligst nach Mecklenburg zurückziehen mußten.

Erst im Jahre 1684 klärte sich der interimistische Zustand der viel heimgesuchten Insel auf. Denn nachdem die angeblichen Ansprüche des Klosters Corvey zurückgewiesen waren, das in der Person seines Abtes Arnolds IV. den Kurfürsten von Brandenburg mit der Insel als Corvey'sches Lehn beglücken wollte, welches Glück dieser zurückwies, kam man im westphälischen Frieden überein, Schweden, als im factischen Besitzer der Insel, denselben für ewige Zeiten zuzerkennen, während sich der Kurfürst von Brandenburg mit Hinterpommern begnügen mußte.

So blieb denn Vorpommern und Rügen etwas länger als 150 Jahre in den Händen der damaligen Großmacht Schweden, welches die privaten Grundbesitzerverhältnisse beinahe gänzlich unangetastet ließ, und es scheint für unsere folgende Erzählung nur erwähnenswerth, daß der schwedische Feldmarschall Wrangel 1649 mit der durch Tod erledigten

Herrschaft Spyker belehnt wurde, welche, als auch dieser kinderlos starb, 1676 an die schwedischen Grafen Brahe überging, von denen sie schließlich wieder 1816 der Fürst Malte von Putbus durch Kauf erwarb.

In den heftigen Kriegen aber, die Schweden am Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit seinen gewaltigen Nachbarstaaten zu bestehen hatte, wurde der Kampfplatz wiederholt auf die kleine Insel verlegt und diese durch allerlei Verwüstung hart heimgesucht. So eroberten sie z. B. die Dänen 1677 im Kriege Schweden's mit dem großen brandenburgischen Kurfürsten, verloren sie aber im folgenden Jahre wieder an die Schweden. Diesen nahmen sie 1678 wieder die Dänen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm durch den Feldmarschall Dörflinger ab. In dem Frieden zu St.-Germain aber, den der Kurfürst durch den intriguanten Einfluß Ludwigs XIV. schließen mußte, ward sie den Schweden nochmals ausgeliefert.

Zum letzten Male im vorigen Jahrhundert nun wurde die kleine Insel durch den nordischen Krieg heimgesucht. Obgleich Karl XII. sie stark besetzt und mit vielen Schanzen befestigt hatte, so landeten dennoch am 15. November 1715 die Preußen und Dänen bei Stresow unter der Anführung des alten Dessauers, verschanzten sich daselbst und bemächtigten sich von hier aus, nachdem Karl XII. zurückgeschlagen, der ganzen Insel, welche nun die Dänen bis zum Friedensschluß behielten. Durch diesen aber fiel sie zuletzt an Schweden zurück, und erfreute sich nun längere Zeit einer wohlverdienten Ruhe, indem sie in die Strudel des siebenjährigen Krieges nicht hineingerissen wurde, sondern während desselben als ein Zufluchtsort für die mecklenburgischen Truppen diente.

Fast hundert Jahre nun sah Rügen keine feindlichen Truppen auf seinem Boden, während welcher Zeit sie unter dem milden Scepter der schwedischen Regierung sich von ihren Leiden erholte und mancherlei innere Verbesserungen erfuhr, indem König Gustav IV. Adolf die Leibeigenschaft mit allen Frohn- und Zwangsdiensten aufhob, wozu unser ehrwürdiger Vorkämpfer in allen die persönliche Freiheit betreffenden Dingen, Ernst Moritz Arndt, durch seine Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen den hauptsächlichsten Anstoß gegeben haben soll.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena aber, durch welche ein großer Theil des nördlichen Deutschland's in die Hände der Franzosen gerieth, besetzten diese das ganze preußische Pommern, auch Stettin, während nur Colberg heldenmüthig widerstand. Bei der Annäherung eines französischen Streifcorps verließen die Schweden das Herzogthum Lauenburg und zogen sich nach Pommern zurück, wo sie von Zeit zu Zeit durch die Franzosen beunruhigt wurden, indem diese z. B. von Wolgast allein tausend Louisd'or Contribution erpreßten, weil es den Preußen den Durchmarsch gestattet hatte. Gegen den damaligen König von Schweden hegte Napoleon vor allen einen heftigen Groll, denn dieser schlug nicht nur wiederholt seine Friedensvorschläge aus, sondern wies auch die ihm zur Pflicht gemachte Neutralität gegen die anderen Mächte zurück, trotzdem Napoleon ihm eine Gebietsvergrößerung und andere wichtige Vortheile versprach. Diesem trotzigen Widerstande, den der siegreiche Corse bei den mit ihm Krieg führenden Monarchen nicht zu finden gewohnt war, mußte die Strafe auf dem Fuße folgen, und so ging Marschall Mortier mit 12000 Mann

bei Demmin und Anclam über die Peene und drängte die Schweden bis Stralsund zurück.

Hierdurch kam schwedisch-Pommern in lange nicht erlebte Noth. Requisitionen folgten auf Requisitionen und die ganze französische Armee mußte von dem Lande unterhalten werden.

Indessen war Mortier nicht stark genug, Stralsund ordentlich zu belagern, namentlich fehlte es ihm an schwerem Geschütz, das bei den schlechten Wegen nicht so leicht herbeizuschaffen war. So schloß man es nur ein und erschöpfte sich auf beiden Seiten in muthigen Gefechten, bis der schwedische Generalgouverneur Essen, als ein Theil der französischen Armee nach Polen beordert ward, die Gelegenheit benutzte und am 1. April 1807 einen Ausfall machte, worauf sich der Rest der Franzosen bis Greifswald und zuletzt über die Peene zurückzog.

Da nun die Franzosen einsahen, daß sie hier mit so schwachen Kräften nicht viel ausrichten konnten und dafür den kleinen Krieg mit um so gehässigerer Brutalität führten, so versuchte es Napoleon noch einmal, den Schwedenkönig durch glänzende Anerbietungen zu ködern. Allein auch diesmal wies Gustav IV. Adolf das kaiserliche Geschenk als eines Königs unwürdig zurück.

Mit den Truppen aus Schweden besetzten nun zugleich auch die Hannoveraner das kleine Rügen, die England – zufolge einer Uebereinkunft – den Schweden als Beistand zuführte; allein nur auf kurze Zeit, denn alsbald gingen sie nach Kopenhagen, um Dänemark für die Bundesgenossenschaft mit Napoleon durch die Beschießung seiner Hauptstadt zu strafen.

Nach der Schlacht bei Friedland endlich kam der Friede zu Tilsit am 9. Juli 1807 zu Stande. Obgleich nun Alexander dem Könige von Schweden anbot, an diesem Frieden ohne irgend eine Aufopferung Theil zu nehmen, so schlug doch der eigensinnige Gustav IV. Adolf auch dies Anerbieten aus, und noch dazu in einem Augenblick, wo Napoleon keinen Feind mehr in Waffen auf dem festen Lande hatte. Dafür rückten unter General Brüne einige französische Armeeecorps, zur Beobachtung, wie es hieß, an die schwedische Gränze, und da eine Zusammenkunft Gustavs mit Brüne keinen Erfolg hatte, kündigte Schweden den Waffenstillstand gegen Frankreich auf.

So rückte denn Marschall Brüne mit 60000 Mann bei Anclam und Damgarten in Schwedisch-Pommern ein und drängte die Schweden bis unter die Wälle Stralsund's zurück, woraus allen schwedischen Städten, namentlich Greifswald, eine harte Begegnung zu Theil ward.

Die französische Armee rückte nun, mit Belagerungsapparaten, die die pommer'schen Wälder liefern mußten, wohl versehen, durch große Contributionen für ihren Unterhalt sorgend, vor Stralsund, und da schon früher auf schwedischen Befehl alle Schiffe, Kähne und Fähren aus Pommern nach Rügen gebracht waren, um eine Landung auf der Insel zu verhüten, so wurde eine Anzahl Boote und sonstiger Fahrzeuge aus dem Preußischen mühsam auf Wagen herbeigefahren und zu einer Landung auf Rügen in Bereitschaft gesetzt.

Als Gustav alle diese Anordnungen gegen sein geliebtes Stralsund und Rügen sah, verstand er sich zur Nachgiebigkeit. Er räumte Stralsund und zog sich nach Rügen zurück. Jetzt wollten die Franzosen die lange vorbereitete Landung

ausführen, aber der schwedische General schloß eine Ueberreinkunft mit dem französischen Marschall, vermöge welcher die Schweden Rügen räumten und sich zuletzt mit allem Kriegsmaterial auf Mönchgut nach Schweden einschifften.

Am 29. December 1807 befahl die französische provisorische Regierung zu Stralsund, daß niemand in Deutschland und auf Rügen mit Schweden in Verbindung trete, da dies dem kaiserlichen Interesse zuwider; seitens der Militairgesetze werde alle diesem Befehl zuwider Handelnden die strengste Strafe treffen, selbst wenn sie nur in mittelbare Communication mit dem verrätherischen Schweden träten.

So mußte denn Pommern für alle Bedürfnisse des französischen Occupationsheeres sorgen. Große Summen mußten aufgebracht werden und zu diesem Behufe wurde eine Steuer nach der andern ausgeschrieben. Aber nicht nur der Beutel der Leute wurde in Anspruch genommen, auch ihre Häuser wurden ihnen zum Theil entzogen und ihre Kirchen in Heumagazine und ihre Schlösser und Klöster in Hospitäler umgewandelt.

Als nun Napoleon in seinem Zorne befahl (1808), die Festungswerke Stralsund's abzutragen, mußten alle männlichen Einwohner ohne Unterschied des Standes, sobald die Reihe an sie kam, sich acht Tage lang in Stralsund zur Arbeit stellen und dazu noch mit den nöthigen Lebensmitteln versehen. Täglich wurden auf diese Weise 4000 Mann nach Stralsund beordert, um unter dem Oberbefehl der großmächtigen Franzosen wie Tagelöhner ohne Lohn zu arbeiten und die Wälle ihrer eigenen Festung niederzureißen.

Unterdeß war der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im Anfang des Jahres 1809 ausgebrochen.

Dieser gewaltige Krieg nöthigte das Erstere, einen großen Theil seiner Truppen aus Pommern zur süddeutschen Armee abzuberufen und nur eine schwache Besatzung in Pommern und Rügen zu lassen. Dieser Umstand war es, der dem Major Schill, obgleich Preußen damals mit Frankreich in Frieden lebte, die Kühnheit einflößte, jenen abenteuerlichen Zug nach dem Nordwesten Deutschland's zu unternehmen, der am 31. Mai 1809 in Stralsund so unglücklich für Schill selbst endete.

So sind wir nun endlich zu dem Zeitpunkte gelangt, wo unsere Erzählung beginnt, und wir wollen zum Schluß dieser Einleitung nur noch einige Worte hinzufügen, die auf die nach Rügen gesandten Franzosen wie auf die Bewohner der Insel ein klareres Licht werfen und namentlich die Stimmung der Letzteren in ihren damaligen Bedrängnissen charakterisiren.

Bei der eigenthümlichen, vom Festlande durch breite Wasserstreifen abgesonderten Lage der Insel Rügen konnten die Wirkungen eines gewaltigen, beinahe das ganze Europa umfassenden Krieges nicht dieselben sein, wie auf diesem Festlande selbst. Auf der kleinen Insel hielten sich keine großen schlagfertigen Heere auf, wenige Dinge waren da-selbst zu gewinnen und am wenigsten große Reichthümer fortzuschleppen, nach denen die Franzosen von jeher so lüstern gewesen waren. Denn hier gab es keine Könige zu besiegen, keine Fürsten in den Staub zu werfen und es mangelte an Gelegenheiten, den Vergnügungen und dem Tau-melgenuß großer Städte nachzugehen. Ganz im Gegentheil war sogar das Brod sehr schwarz, die ewige Fischnahrung

bot ein beinahe quälendes Einerlei dar und die Winde wehten Tag und Nacht schaurig kalt über die weiten Wasserflächen, was den weichlichen Franzosen in Anbetracht der engen und nicht gehörig verwahrten Häuser sehr unbehaglich erschien. Außerdem war die Communication mit dem Festlande beschwerlich, zu Zeiten für große Truppentransporte sogar ganz unmöglich, die Wege auf der Insel selbst sehr schlecht und schließlich der siegestrunkene Franke den Angriffen des von der See her gefürchteten Engländers überall preisgegeben. Aus allen diesen Gründen beschränkten sich die Feindseligkeiten auf dem winzigen Insellande nur auf den sogenannten kleinen Krieg, Contributionen, Räubereien, wie sie im Rücken eines siegreichen Heeres so leicht vorkommen, auf Quälereien der Landbewohner, Drohungen, allgemeine und einzelne Erpressungen und was dahin gehört, und immer war der leichtblütige Franzose im Allgemeinen froh, wenn er das Wasser wieder überschritten und den nicht mehr wankenden Boden des festen Landes von Deutschland betreten hatte. Unbegreiflich aber war und blieb ihnen, wie sich auf manchen getrennten, öden und flachen Inseln, wie z. B. auf Hiddens-öe Menschen ansiedeln und glücklich fühlen konnten; die Sprache derselben erschien ihnen barbarisch, die Nahrung ungenießbar, die Wohnungen unerträglich und die Langeweile über alle Maßen unausstehlich. Nur auf einigen reicher begabten und von liebenswürdigen Menschen bewohnten Gütern fühlten sie sich leidlich wohl und sie gaben dies Wohlwollen gern dadurch zu erkennen, daß sie sich so viel wie möglich von den vorgefundenen und von ihrer Stelle abzulösenden Besitzthümern anzueignen strebten.

Indessen, der König von Schweden hatte in ihrer Meinung gegen den Kaiser der Franzosen, den gewaltigen Napoleon, schwer gesündigt und er mußte dafür bestraft werden. Er war der einzige Potentat Europa's, der es gewagt, dem Herrn der Welt zu trotzen, sein Bündniß zu verschmähen, seine Freundschaftsbeweise abzulehnen und seine Drohungen nicht zu fürchten. Er hatte ihm Schach geboten, als mächtigere Herren vor ihm im Staube lagen, und darum mußte er gedemüthigt werden. Da der große Kaiser aber an den König selbst nicht herankommen konnte, so mußten seine Bürger und Bauern leiden, und dazu war Schwedisch-Pommern und Rügen wie geschaffen. Es wurde also ein Heer ausgesendet, um sich vollzusaugen von dem Safte des kleinen Ländchens, und demselben Generäle vorgesetzt, die es verstanden, den modernen Brennus zu spielen, und denen die Sorgen der Männer, die Thränen der Weiber und das Blut der Kinder so wenig galten, als wären sie Fliegen gewesen, die Gott der Herr nur zur Plage der herrlichen Franzosen geschaffen.

Unter diese Verhältnisse nun versetzen wir den geneigten Leser; um dem Charakter der Inselbewohner aber nicht zu nahe zu treten, bemerken wir hier gleich, daß er sich dieselben nicht vorzustellen hat wie Leute, die einen panischen Schrecken über den Einzug der Franzosen empfanden. Allerdings konnte man auf Seite der Frauen und eines Theiles der Männer der gebildeteren Klasse eine gewisse Besorgniß vor den feindlichen Schaaren wahrnehmen, aber auf Seite des Landmanns und Fischers war dieselbe nirgends zu finden. Diese, von kaltem Blute und von jeher phlegmatischen Temperaments, waren ihr ganzes Leben hindurch an

so ernste Dinge, so viele und häufig drohende Gefahren gewöhnt, daß diese neue Fährlichkeit sie nicht mehr erbeben ließ, und mit ruhigem Gleichmuth sahen sie den kommenden Tagen entgegen, voll der Erwartung, daß, so lange der alte Gott noch lebe, ihre Insel inmitte der Stürme festsitze und die See noch Fische erzeuge, auch noch keine Verzweiflung Platz greifen dürfe, vielmehr auch dieser Krieg einmal ein Ende nehmen müsse, wie Alles auf der Welt einmal ein Ende nimmt.

So hatte denn auch nur ein kleiner Theil der vorsichtigeren und reicheren Gutsbesitzer Rügen während der Besitzergreifung der Franzosen verlassen und sich nach Schweden begeben, ihr unbewegliches Gut der Aufsicht eines zuverlässigen Pächters anvertrauend. Andere, weniger Bemittelte, vielleicht auch weniger Furchtsame, waren im Lande geblieben und warteten mit Ergebung das ihnen bestimmte Schicksal ab. Der gemeine Mann dagegen, der nicht im königlichen Dienste oder auf Schiffen außerhalb war, blieb hartnäckig auf seiner Scholle sitzen, die erste beste Gelegenheit erspähend, dem leichtenfertigen Franzosen, der sein Bestes für einen Quark ansah und damit nach Belieben wirtschaftete, einen fühlbaren Streich zu versetzen.

Dennoch aber war Alles in gedrückter Stimmung, trübe in die Zukunft blickend und gespannt auf die endliche Entwicklung der Gegenwart, wie es sich unter solchen Umständen kaum anders erwarten läßt; zu behaglichem Stillleben aber und den Genüssen eines ungestörten Lebens, wie sie die Insel zufolge ihrer Lage, ihrer Eigenthümlichkeiten und patriarchalischen Sitten so reichlich gewährt, waren nur wenige aufgelegt, denn der Donner der Kanonen, der vom Festlande herüberschallte, und die Unterbindung

des eigentlichen Lebensnervs der Insulaner, der mit dem Interdict des französischen Gewalthabers belegte Handel und Wandel zur See, war allein schon hinreichend, den Sinn dafür zu nehmen und allen Geistesaufschwung zu lähmen, der nothwendig mit dazu gehört, um ein Volk, sei es noch so klein und isolirt, sich glücklich und zufrieden fühlen zu lassen.

ERSTES KAPITEL. DER STRANDVOGT IM KIEKHAUSE BEI SASSENITZ.

Der geneigte Leser folge uns nach der Halbinsel Jasmund, jenem eigenthümlichen, schönen und durch die Landzungen: »die schmale Haide« mit der eigentlichen Insel Rügen, durch »die Schabe« mit der Halbinsel Wittow verbundenen Hochlande, dessen der Ostseite zugewandte Küsten, schwer zugängliche Kreidefelsen, mit herrlichen Buchenwipfeln gekrönt, jäh in die See abstürzen und, wenn man das Glück hat, sie bei ruhigem Wasser von einem fern auf dem Meer schwimmenden Boote aus zu betrachten, wie der felsige Bug eines riesigen Schiffes erscheinen, das seine steinerne Rippen kühn und unverzagt dem gewaltigen Anprall der schäumenden Wogen entgegendorängt. Jene vorhergenannten schmalen Landzungen, deren nördliche die grollende Tromper Wiek, die südliche die gemäßiger brausende Prorer-Wiek bespült, erblickt man dann wie ein Paar weite, nach Süden und Norden sich ausbreitende Flügel, auf deren südlichstem Endpunkt die waldreiche Granitz und das seltsam gestaltete Göhren'sche Höwt, genannt Peerd, hervorragt, auf deren nördlichem Auslauf aber die majestatisch blickende Küste von Arkona thront, welches das äußerste

nördliche Vorgebirge unseres großen deutschen Vaterlandes ist.

Wenden wir uns zunächst der von uralten Erdrevolutions, Stürmen und Regengüssen vielfach zerklüfteten Südostküste dieser Halbinsel zu, die hie und da nach dem Meer sich öffnende Schluchten, hier Lithen genannt, zeigt, in denen Bäche rieseln, kräftige Buchen prangen und die kühnen Menschen Schutz finden vor dem Ungestüm der Witterung, wenn sie nach schwerer Arbeit auf dem mächtigen Element, aus dem sie ihre tägliche Nahrung schöpfen, Abends am flackernden Heerdfeuer ruhen.

Eine dieser Schluchten, und zwar die, durch welche der Steinbach rinnt, nimmt auch uns zuerst auf und führt uns zu der Wohnung des Mannes, den die Ueberschrift dieses Kapitels genannt hat.

In dieser Schlucht nämlich, auf jeder dazu geeigneten Stelle, ob hoch oder niedrig, luftig oder dumpfig, gleichwie die Vögel ihre Nester in Erdlöchern anlegen, wo sie sie finden, haben die Fischer des Dorfes Sassenitz ihre Häuserchen erbaut, die, was die malerische Lage an der schönen See betrifft, vor vielen ähnlichen Niederlassungen weit und breit begünstigt sind. Freilich stellen sich diese kleinen Strandwohnungen eben so wenig als elegante, wie als besonders geräumige Landsitze dar, am wenigsten in dem Jahre, welches wir hier vor Augen haben, allein das zerklüftete und mit einem undurchdringlichen Gestrüpp grüner Bäume und weithin kriechender Gebüsche bedeckte hohe Ufer, die üppige, von der Seeluft und den Winden gekräftigte Vegetation, der rauschende Steinbach, der im tieferen Hintergrunde der Schlucht selbst eine Mühle treibt, und das patriarchalisch einfache und natürliche Leben der Strandbewohner,

die sich fast allein mit Ackerbau- und Fischfang beschäftigen, gewähren ein so anziehendes und harmloses ländliches Bild, daß wir wohl die Liebhaberei einiger Touristen begreifen können, die sich in neuerer Zeit hier im Laufe mehrerer Sommer häuslich niedergelassen und Sassenitz zu einem nordischen Seebadeorte umgewandelt haben, der heutzutage alljährlich schon mehrere Hundert Gäste anzulocken im Stande ist.

Unmittelbar am Ausgang dieser Schlucht ersteigen wir vom Strande aus auf einem schmalen Pfade langsam die Höhe der Uferwand und stehen nun etwa achtzig Fuß hoch über dem Meere, das, sobald wir das erstaunte Auge darauf geworfen haben, uns einen Ausruf freudiger Bewunderung entlockt. Denn vor uns dehnt sich in unabsehbarer Weite das baltische Meer aus, in der Ferne nur vom dunkelazurinen Horizont begrenzt; zu unserer Linken beschränkt die Aussicht der höher ansteigende kreidefelsige Klippenrand, der sich nach Stubbenkammer und weit darüber hinaus erstreckt; zu unsfern Füßen aber weit und breit zur Rechten hin rauscht die Prorer Wiek und bespült in der Ferne das schön bewaldete Ufer der Granitz, während über dem schon erwähnten seltsam gestalteten Peerdvorgebirge hinaus die pommer'schen Küsten mit ihren Städten und Dörfern den weitesten Zielpunkt bilden.

Aber wir bleiben nicht lange auf der, dem Dorfe zunächst liegenden Bergplatte stehen, sondern wenden uns nordwärts noch etwas höher, einen mit kräftigen Buchenstämmen dicht bewachsenen Hügel hinan, auf dessen freiem Gipfel ein Häuschen steht, welches an Zierlichkeit und

Größe die Fischerhäuser in der Schlucht bei Weitem übertragt. Durch einen wohlgepflegten, mit Nuß- und Obstbäumen reichlich bestandenen Garten, den ein grüngestrichenes, drei Fuß hohes Holzstacket umgibt, schreiten wir auf den westlichen Eingang des Einsiedlerhäuschens zu, das auch einen östlichen, dem Meere zugewandten Ausgang hat. Die ganze westliche, also dem vom Lande herkommenden Wanderer zugekehrte Seite des Hauses ist mit wildem Wein und Epheu bis zum Giebelfelde hinauf bewachsen, so daß die zwei zu jeder Seite der Thür befindlichen kleinen Fenster im Sommer und Herbst fast ganz davon beschattet sind, was indeß zu der Jahreszeit, in welcher wir es zum ersten Mal betrachten, noch nicht vollkommen der Fall ist.

Bevor wir jedoch in das Innere desselben treten, begeben wir uns einen Augenblick auf seine Ostseite und finden hier einen üppigen Rasenfleck, dessen Mitte zwei mäßig starke Buchenstämme einnehmen, die vom häufig brausenden Seewinde mit ihren Wipfeln etwas westwärts geneigt sind. Beide verbindet eine zierlich geschweifte Rasenbank, und acht Fuß darüber, zum Theil von den starken Baumästen getragen, hat der Besitzer sich eine kleine Warte angelegt, auf der wir, wenn wir ihre paar Stufen ersteigen, den höchsten Punkt erreicht haben, der von dieser Gegend aus den weitesten Fernblick gestattet und dem Orte den Namen »Kiekhaus« verschafft hat. Denn wir sehen ganz deutlich wie zu unseren Füßen im schäumenden Meere die bergige Greifswalder Oee auftauchen, die etwas über vier Meilen von diesem Strande entfernt ist, und dahinter, etwas zur Rechten, im halbdurchsichtigen Nebel die Thürme von Greifswald selber ragen, die ein gutes Auge bei klarem Tageslicht ohne alle Anstrengung erkennt.

Haben wir auch hier unser Verlangen gestillt und die blaue Ferne lange genug überschaut, so wenden wir uns endlich nach dem Hause selbst, um mit seinen Bewohnern einen Freundschaftsbund zu schließen, der bis an das Ende dieses Buches und hoffentlich noch länger dauern wird.

Der Besitzer dieses Häuschens ist der alte Strandvogt Daniel Granzow, der mit seiner Frau Ilske im Mai 1809 allein hier wohnt. Er ist für seine bescheidenen Verhältnisse und mit den Fischern in Sassenitz verglichen, ein wohlhabender Mann, denn er hat sich das Kiekhaus, zwar nicht aus eigenen Mitteln erbaut, aber doch in der behaglichsten Art jener Zeit wohl ausgestattet.

Das Zimmer, in dem er sich gewöhnlich aufhält, ist ein mäßig geräumiges, schneeweißgetünchtes Gemach, dessen zwei Fenster oberhalb des angedeuteten Rasenflecks liegen und also nach der See hinausgehen. Unter der Decke desselben zieht sich eine Kante frischen Epheus herum, der an den Wänden von Strecke zu Strecke festgenagelt ist und hie und da einige frische Zweige, namentlich nach den Fenstern hin, absendet. Hinter dem dunkelumrahmten Spiegel zwischen diesen Fenstern stecken zu jeder Seite Zweige des immergrünen Hülsbusches und zwischen den Füßen eines mit schwarzem Wollenzeuge überzogenen Sopha's sowie eines Großvaterstuhls und den anderen hier und da aufgestellten Stühlen sind in zierlichen Schlangenlinien zerstückelte Wachholderästchen wie eine fortlaufende grüne Schnur gelegt, was in älteren Zeiten überall gebräuchlich war und vielleicht auch noch jetzt an manchen Orten in dem altväterischen Rügen für einen beliebten Zimmerschmuck gilt.

Von gleicher Ordnung und Sauberkeit glänzen auch die anderen Zimmer des Häuschens, nur sind sie nicht so verschwenderisch mit Bequemlichkeitsmöbeln versehen; das wohlgelüftete Schlafzimmer der Alten aber zeigt ein ungeheures Ehebett, dessen dick aufgewulstete Pfühle fest zu gezogene Gardinen von blau gestreiftem Baumwollenzeuge verdecken.

Es ist nachmittag vier Uhr, und also die Zeit, wo der Haus-herr sein gewöhnliches Mittagsschlafchen hält. Er sitzt halb liegend auf seinem Sorgenstuhl, der dicht neben dem gewaltigen schwarzen Kachelofen steht, um den eine schwere Bank läuft, breit genug, damit man im Winter nicht allein darauf sitzen, sondern im Nothfall auch liegen kann. Ueber dem Sorgenstuhl hängt an einem Wandriegel des Strand-vogts glanzlederner Seemannshut, eine kurze Pfeife, deren Kopf das Bildniß des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf zeigt, eine lange Strandbüchse, um Seevögel zu schießen, nebst Pulverhorn, zwei lange Reiterpistolen, ein Entermesser in Aalhautscheide, ein kurzes Sprachrohr von Blech, das vom langen Gebrauch ganz schwarz geworden, und endlich an einem langen Riemen ein vortreffliches Fernglas, welches das kostbarste Besitzthum des alten Seemanns ist.

Daniel Granzow hat eine kräftige, mehr untersetzte als lange Seemannsfigur mit breiten Schultern, muskulösen Armen, etwas großen und rauen Händen und ist, abweichend von den gewöhnlichen Seeleuten auf Rügen, über die ihn seine amtliche Stellung und seine größere Bildung erheben, in ein blautuchenes Wamms mit Weste und Hose von gleichem Stoff gekleidet, nur trägt er aus alter Gewohnheit noch bis zur Mitte des Oberschenkels reichende Wasserstiefel, die er nie von sich streift, bevor er nicht zu Bett geht. Sein von

vielfachen Stürmen, Regengüssen und Sonnenstrahlen hart mitgenommenes Gesicht ist wohlgenährt, trotz seines Alters – er zählt etwa sechzig Jahre – wenig gerunzelt und rings von einem etwas struppigen eisgrauen Barte umgeben, der sich an den Schläfen an ein ebenso gefärbtes, sehr dicht emporstehendes Haupthaar anschließt. Jetzt, wo er sanft schläft und nur bisweilen einen tiefen Schnarchton ausstößt, zeigt sein Gesicht den Ausdruck einer fast kindlichen Ruhe, dem keineswegs die männliche Würde fehlt; wenn er aber sein großes blaues Auge aufschlägt, gewahrt der mit ihm Redende in diesen wettergebräunten Kernzügen sehr bald einen leichten Anflug kummervoller Resignation, der dem mit einer Stentorstimme sprechenden alten Seemann eine gewisse Milde verleiht, die offenbar viel dazu beiträgt, daß man rasch großes Vertrauen zu ihm faßt und ihn bald lieb gewinnt.

Auf einem Stuhle am Fenster, das Gesicht dem schlafenden Manne zugewendet, dem sie alle Aufmerksamkeit schenkt, welche ihr die Beobachtung des Wetters, der See und des vor ihr liegenden Strandes übrig läßt, sitzt Vater Granzow's Frau: »Mutter Ilske«, wie sie von Groß und Klein in der ganzen Nachbarschaft seit Jahren genannt wird.

Sie ist eine große, stattliche Frau von etwas vollkommenen Verhältnissen, deren Gesicht auf den ersten Blick die Spuren einer großen, noch nicht ganz entwichenen Schönheit verräth. Mutter Ilske ist eine geborene Mönchguterin und kann als solche noch immer nicht die Gebräuche und Gewohnheiten ihrer seltsamen Heimat vergessen, was sich namentlich in manchen Theilen ihrer eigenthümlichen Kleidung ausspricht. Diese ist zwar nicht die vollständige Tracht

der Mönchgutischen Schönen, wie wir sie, seit Jahrhunder-ten unverändert, noch heute bei ihnen antreffen, aber sie er-innert doch lebhaft daran. So trägt sie z. B. statt der spitz zu-laufenden ungeschlachten wollenen Mütze ein schneeweis-ßes Häubchen von feinem holländischen Cambrick, das mit einer faltenreichen Spitze geschmackvoll besetzt ist und un-ter welchem ihre gescheitelten grauen Haare höchst ehrwür-dig matronenhaft hervorblicken. Auch die rothen Strümpfe, die mit Werg ausgestopfte dicke Wulst von Leinwand um die Hüften, sowie der kurze schwarze Rock fehlen, allein reichlich gefaltet ist das etwas lang gewordene Kleid von schwarzem Wollstoff noch immer und der bunte Brustlitz, der vorn das Camisol von dunklem Tuche schließt, ist mit gleichfarbigem schmalen Bande im Zickzack zugeschnürt.

Fleißig ist Mutter Ilske wie jede Mönchguterin, die, wenn sie sich einmal, was selten geschieht, außerhalb ihrer Hei-mat verheirathet, stets die Gebräuche und guten Eigenschaf-ten derselben überall beibehält: keine Minute ruht die alte Frau den ganzen Tag über; sauber wie sie selbst, muß das Hauswesen vom Dach bis zum Keller sein, und sogar wenn sie mit ihrem Manne über wichtige Dinge spricht, holt sie ih-ren Strickstrumpf aus der Tasche hervor, dessen Nadeln sie mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit in Bewegung setzte

Auch heute ist sie mit dieser Arbeit beschäftigt, aber nur mechanisch, denn ihre Gedanken weilen durchaus nicht da-bei: vielmehr tummeln sie sich, wie schon gesagt, auf der weiten Meeresfläche, wo ihr Auge den Flug der Möven, des Seeadlers und der Schwalben verfolgt, und kehren dann stets wieder zu dem Gesicht des Alten zurück, dessen Er-wachen sie nicht übersehen möchte, um ihm sogleich den

schon lange bereitgehaltenen Nachmittagsimbiß aufzutragen, worunter sich der Leser jedoch keinen Kaffee vorstellen darf, da man in der Zeit, von der wir hier schreiben, unter den eisernen Gesetzen der Continentalsperre litt, die der gewaltige Halbgott von Frankreich in seinem Hasse gegen die seemächtigen Engländer auch über diese kleine Insel verhängt hatte.

Wie gesagt, beginnt im Monat Mai und zwar am 29. dieses Monats Nachmittags vier Uhr unsere Geschichte. Der Mai ist auf Rügen noch kein Blüthenmonat, oft sogar sehr rauh und sich mehr dem April als dem Juni zuneigend. Allein in diesem Jahre war das Wetter auffallend gut, die Winde mäßig kalt und der Sonnenschein andauernd genug gewesen, so daß die Blätter der Bäume schon theilweise sichtbar, der Rasen saftig grün und die Luft von jenem Hauche durchzogen war, der den Anzug des Sommers zu verkündigen pflegt. So freute sich denn Mutter Ilske über die auflebende Natur vor ihren Fenstern und ihrem Gärtchen, und nur der traurige Umstand, daß so wenig Leben auf der See herrschte, da Handel und Wandel mit anderen Nationen stockte und die Schifffahrt gänzlich still stand, schien ihr nicht zu behagen und vielleicht die Seufzer hervorzulocken, die manchmal ihren noch immer kirschrothen Lippen entschlüpften.

Schon mehrere Male hatte sie ihr hellbraunes Auge auf die große Wanduhr gerichtet, die dem Spiegel gegenüber neben der Thür stand und ihr schnarrendes Rasselgeräusch im Stillen Gemache überall vernehmen ließ. Die vierte Stunde hatte sie schon seit einigen Minuten geschlagen, und immer noch nicht wollte der Strandvogt die Augen öffnen. Da

endlich, gerade als Mutter Ilske's Blicke einen Seeadler verfolgten, der, wie die Franzosen, seine Beute sogar aus dem Meere sich geholt, hörte sie den Alten behaglich gähnen, und sogleich wandte sie ihr Gesicht auf das des Erwachten, welches ihr freundlich wie immer einen guten Tag zunickte.

»Na, Alter, Du hast ja heute lange geschlafen,« sagte sie lächelnd und ihm munter seinen Gruß zurückgebend. »Ich dachte schon, Du hättest die Absicht gehegt, Nacht aus dem Tage zu machen.«

»Nein, Ilske, *die* Absicht habe ich nicht gehabt; es wäre auch die erste gewesen, die ich je im Schlafe gehegt, wo man ja so glücklich ist, weder Absichten noch sonst etwas zu haben, was einen an die hoffnungslosen Aussichten auf Erden erinnert. Ach ja!«

»So, so! Hast Du denn auch nichts geträumt, Alter?«

Der Alte seufzte, ohne zu antworten, und machte sich mit seiner tönernen Pfeife zu schaffen, die neben ihm am Sessel lehnte, woraus Ilske den Schluß zog, daß er allerdings geträumt, aber eben nichts Angenehmes, da er es sonst wohl sagen würde, und Träume zu hören und wo möglich zu deuten, war eine Lieblingsbeschäftigung der guten Mutter Ilske.

Während sie nun hinausgegangen war, um den Vesperimbiss zu besorgen, erhob sich der Strandvogt gemächlich von seinem Stuhle, gähnte und reckte sich und trat an's Fenster, um den Himmel und die See zu betrachten, und wie es seine alltägliche Gewohnheit war, daraus einen Schluß auf das kommende Wetter zu ziehen. Als er auf diese Weise eine Weile Nähe und Ferne geprüft, fing er an, etwas heftig durch die Zähne zu pfeifen, eine Musik, die Mutter Ilske stets richtig zu deuten wußte, was auch diesmal ihre Frage bewies,

als sie zur Thür hereingetreten war und ihren Alten seinen Sturmmarsch flöten hörte.

»Nun,« sagte sie, Teller nebst Zubehör auf den Tisch stellend, »was giebt's, Daniel? Pfeifst Du schon wieder den Sturm herbei? Laß ihn draußen, Mann, wir haben lange genug schwer Wetter gehabt, und der dünne Sonnenschein thut jeder Creatur wohl.«

»Ich möchte ihn schon draußen lassen, Ilske, wenn er sich daran kehren wollte. Aber Du magst es immer glauben: jetzt ist es halb Fünf, und es werden keine zwei Stunden vergehn, so wird die frostige See eine weiße Spitzendecke übergeworfen haben, und eine tüchtige schwere Böe wird sich gerade gegen unsren Strand wälzen. Schau, da hinaus gegen Südosten sitzt der Uebelhäter; die breite Nebelwand hinter der Oee gefällt mir nicht – es giebt was!«

»Wahrhaftig, Alter, Du hast Recht, wie immer. Ich habe es mir auch schon gedacht, als Du so glücklich nicktest, denn die Möven fliegen so niedrig, kommen haufenweise landeinwärts und die Schwalben jagen sich wie unklug am Strande.«

»Ha, ja! Es ist merkwürdig! Die Thiere wissen es eben so gut und fast noch besser als die Menschen. Auch ich habe eine Art Instinct darin, denn wenn ich am Morgen aufwache, und es liegt mir so bleischwer in den Knochen, Gott weiß, woher es kommt, dann bin ich im Klaren, was das zu bedeuten hat.«

»Ja, ja, und wenn die See erst donnert –«

»Ha, wenn sie erst donnert, Alte, dann wissen es sogar die Strandjungen, daß etwas Großes im Anzuge ist.«

»Heute habe ich noch nichts gehört, und es sollte mir leid thun, wenn das schöne warme Wetter so rasch ein Ende nähme. Jetzt aber laß Sturm Sturm sein – komm her, setze Dich und laß es Dir schmecken. Gott segne es, Daniel!«

»Ja, er segne es!«

Die beiden Alten hatten sich an dem handfesten Tische vor dem Kanapee niedergelassen und langten zu von dem, was in reichlicher Menge aber freilich geringer Auswahl vorhanden war, denn das ganze Vespermahl bestand aus Brod, geräuchertem Aal und trockenen Flundern, die vor nicht langer Zeit noch lebendig und munter unten in der See gespielt hatten. Kaum aber waren die ersten Bissen in den Mund gesteckt, so legten sie beide plötzlich Messer und Gabel nieder, denn ihre scharfen Ohren hatten zu gleicher Zeit ein Geräusch vernommen, welches in dieser abgelegenen Gegend selten gehört ward.

Es war das Gewieher eines Pferdes, dem alsbald das Stampfen seiner Hufen folgte, und zwar dicht vor der Thür, die nach dem Landwege hin lag.

»Halloh! Da kommt Besuch!« rief der alte Strandvogt freudig und sprang auf den kleinen Flur, in nicht gar langer Zeit von seiner guten Ilske gefolgt, da sie beide, wie jeder Rügianer in damaligen Zeiten, ihren Ruhm darin suchten, mit zu den gastlichsten Leuten im Lande zu gehören.

In dem Augenblicke, als die beiden Eheleute die Thür erreichten, sahen sie von einem kleinen aber sehr kräftigen Schecken einen Mann steigen, der, seiner äußeren Erscheinung nach, nur ein Geistlicher sein konnte, ihnen aber, was bei ihren Besuchen sehr selten stattfand, gänzlich unbekannt war.

»Ha, Ilske!« sagte der Alte mit leiser Stimme, als er neben seiner Frau dem Fremden durch den Garten entgegenging, »das ist eine angenehme Ueberraschung; ich wette, es ist der neue Diakonus des guten Herrn Pastors von Willich zu Sagard, und er kommt, uns seinen nachbarlichen Antrittsbesuch zu machen.«

Der Alte hatte sich nicht geirrt, es traf Alles haarscharf ein, wie er es vermutet, es war wirklich der neue Diakonus – wir wollen ihn Wohlfahrt nennen – der seine Rundreise angetreten, um die Pfarrkinder, die zu seiner Kirche in Sagard gehörten, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Geistlichen auf Rügen haben sich von jeher nicht allein durch große geistige Bildung, sondern auch durch liebenswürdige Eigenschaften des Charakters und Herzens ausgezeichnet, weshalb sie sich stets einer großen Popularität bei ihren Pfarrkindern erfreuten. Letzteres war sehr natürlich, denn der schlichte Sinn der Landbewohner Rügen's begriff sehr bald, daß ihre Geistlichen ein Herz für sie hatten, und ebenso gefiel es ihnen wohl, daß sie das Wort Gottes lehrten, wie es lebendig aus ihrem Herzen kam, daß sie ihre Erklärungen der heiligen Schrift an die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen der sie umgebenden großartigen Natur knüpften und sich dabei fern von aller Heuchelei und Duckmäuserei hielten, die einem einfachen Naturmenschen ebenso unnatürlich erscheinen und leicht zuwider werden, wie dem feingebildeten und vernunftgemäß urtheilenden Denker.

Die Geistlichen Rügen's waren im Verhältniß zu ihren Amtsbrüdern im platten Lande Norddeutschland's sehr gut gestellt; ihre Einnahmen, größtentheils aus den Abgaben ihrer Gemeindeglieder fließend, waren reichlich, wie man

denn auch die auf den Halbinseln Jasmund und Wittow wohnenden vier Pfarrer, nämlich in Sagard, Bobbin, Wiek und Altenkirchen die Vierfürsten nannte und ihrer äußereren Stellung damit alle Ehre erwies, indem man sie gewissermaßen mit zu dem vielfach begünstigten Adel zählte. Mit diesem Adel waren die Pfarrer überdies sehr innig befreundet, ja sogar oft durch Blutsverwandtschaft verbunden, und weil man bei dem sehr geringen Verkehr mit den kleinen Städten und den oft weit entfernten größeren Gütern nicht allzu wählerisch verfahren konnte, so verknüpfte Adel und Geistlichkeit ein natürliches Interesse, sie suchten ihren gegenseitigen Umgang, theilten sich ihre Ansichten, ihre Bildung mit, und so entstand zwischen beiden eine gewisse liberale Denkungsart, die Generationen hindurch fortlebte und ebenso viel zum Wohlbehagen der Einzelnen, wie zum Nutzen des Allgemeinen beigetragen hat.

Mit aus diesem Verhältniß entsprang auch zu beiderseitigem Frommen die schöne Pflege der Gastfreundschaft, die sich von den ersten Ständen bis auf die letzten erstreckte. Denn da der Mensch ein geselliges Wesen ist, Fremde aber zu damaliger Zeit die Insel wenig besuchten, so waren die Bewohner derselben auf sich selbst angewiesen, und man freute sich wahrhaft, einem Bekannten die Thür öffnen und die Stunden seines Aufenthalts so angenehm wie möglich machen zu können.

So viel von dem Verhältniß der Geistlichen zu den Bewohnern Rügen's und dieser unter sich im Allgemeinen. – Der Diakonus, den wir hier einzuführen im Begriff stehen und der leider nicht mit zu den Hauptpersonen unserer Erzählung gehört, die wir diesmal in einer anderen Klasse zu

suchen haben, war erst vor kurzer Zeit als Adjunct dem allverehrten Pastor von Willich in Sagard zur Seite getreten und mochte es nun für seine Schuldigkeit halten, von Hof zu Hof zu wandern und seine Person den ihm von vornherein freundlich ergebenen Pfarrkindern vorzustellen.

Für diese aber hatte der Besuch eines Geistlichen gerade in jenen trüben Tagen einen noch viel höheren Werth als zu gewöhnlichen Zeiten. Mancher Trost konnte nur von ihrer Einsicht gespendet, manche Hoffnung zum Besseren nur von ihrem warmfühlenden Herzen gesprochen werden, und so war denn Diakonus Wohlfahrt heute bei unserm Strandvogt doppelt willkommen, der, wie wir bald sehen werden, auch des geistlichen Zuspruchs bedurfte und aus seinen Tröstungen Gewinn für sein einsames Leben schöpfen konnte.

Nachdem der junge Geistliche, denn jung war er noch, obwohl ihm eine natürliche Würde und ein ernstes, sinniges Wesen den Anstrich eines durch Erfahrung gereiften Mannes gab, seinen Namen genannt, schüttelten ihm Mann und Frau warm die Hände und führten ihn sofort in's Zimmer, wo er sich ohne Weiteres an dem Tische des Vogts niederließ und von den aufgetragenen Speisen nahm, nachdem Mutter Ilske einen reinen Teller geholt und einige Worte der Ermunterung dabei gesprochen hatte. Sie selbst nahm indessen nicht sogleich neben ihrem Gaste Platz, vielmehr einem Winke ihres Mannes folgend, begab sie sich hurtig in ihre Vorrathskammer und entnahm einer wohlverwahrten Kiste eine bestäubte Flasche, deren Inhalt sie zwei alten hochfüßigen Römern einverleibte, die sie den Männern kredenzte, worauf diese den allbeliebten portugiesischen Wein in den Gläsern funkeln sahen.

Hören wir nun dem folgenden Gespräche aufmerksam zu, denn aus ihm werden sich von selbst die Verhältnisse des Strandvogts ergeben, deren Bericht wir dem Leser bis jetzt schuldig geblieben sind.

»Ja, ja,« sagte der Strandvogt, während sein Gast tüchtig zulangte, denn er hatte soeben einen weiten Ritt zurückgelegt, »ich freue mich herzlich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Die Leute, die Sie früher gesprochen, haben mich neugierig auf Sie gemacht, und es kann uns ja nicht gleichgültig sein, welchen einstigen Nachfolger unser guter Herr Pfarrer in Sagard hat. Er befindet sich doch wohl, der vortreffliche Herr?«

»Ganz wohl, Herr Strandvogt, und er läßt Sie bestens grüßen. Auch würde er einmal selbst schon zu Ihnen gekommen sein, um sich nach Ihrem Wohlergehen zu erkundigen, wenn ihn nicht die vielen Geschäfte mit den Herren Franzosen an sein Haus und seinen Schreibtisch fesselten.«

»Ich glaube es gern. Ach, was sind das für Zeiten, Herr Diakonus, und was werden wir noch zu erleben haben!«

»Nicht mehr, als uns Gott auferlegt, lieber Mann, ganz gewiß nicht mehr.«

»Ja freilich, mehr wird es nicht sein, aber das ist auch schon genug. Nun ist die Reihe des Leidens auch an Schweden und uns gekommen, nachdem fast ganz Europa die Faust des Eroberers auf seinem Nacken gefühlt. O unser armer König! So schnell ist es mit ihm zu Ende gegangen! Aber ich glaube, man konnte ihn wirklich nicht länger am Steuer des Staatsschiffes lassen.«

»Wie es scheint, nein! Er steuerte sein Schiff harten Klippen entgegen, und die heutige Zeit verlangt kundige Seefahrer. Wir haben eben Sturm, und bei'm Sturm muß man,

Sie wissen es ja, alle Segel einziehen! Gustav IV. Adolf aber gefiel es, sie alle flattern zu lassen, und das mußte Unheil bringen. Nun, gebe nur Gott, daß der alte Herr, der uns jetzt regiert, von Weisheit und Milde erleuchtet sei, dann wird sich das Uebrige schon finden, wenn wir Geduld auf das Zukünftige und Ergebung in das Unvermeidliche besitzen, wie ein Christ es ja soll. Aber sagt mir einmal, alter Herr, habt Ihr schon viel von den Fremdlingen zu leiden gehabt, die auf unserer Insel die gebietenden Herren spielen?«

»Daß ich nicht wüßte, Herr Diakonus, nein, eigentlich nicht. Ich habe zwar wiederholt meinen Anteil an Steuern und Contributionen entrichtet, die sie über uns verhängt, aber auf meinen Hof und in mein Haus sind nur wenige gekommen und höchstens nur bei'm Vorübermarsch. Pah! was sollten sie auch bei mir suchen und von mir wollen! Sie lieben mehr die großen Höfe und reichen Herren, und ein armer Strandvogt, wie ich, hat wenig, was ihrem Verlangen entspricht und ihr Begehrn reizt.«

»Eure Geschäfte sind durch die fremden Herren auch nicht sonderlich vermehrt worden?«

»Leider nein, ach ganz und gar nicht! Es kommen wenig Fahrzeuge mehr in diese Gewässer, denn der Handel mit unsren Freunden, den Engländern, ist ja verboten, und die paar Schiffe, die dann und wann vorübersegeln, sind dänische Spürhunde, die unsere Küsten bewachen, damit kein Schmuggel mit den verbotenen Waaren getrieben wird.«

»Mit den Lootsengeschäften habt Ihr nichts zu thun in Eurer jetzigen Stellung?«

»Von Amtswegen gerade nicht, nein, Herr; aber wer kann von einem Handwerk lassen, das er dreißig Jahre betrieben

hat, wie ich? Wenn es daher was zu lootsen giebt, da drüben, so habe ich gern noch meine Hand im Spiele und lasse meine Stimme mit im Rathe der Leute erschallen, die die Küstenschiffahrt sicher stellen.«

»Sie sind früher Lootsencommandeur gewesen, wie ich gehört habe?«

»Ach ja!« sagte der Alte mit einem Seufzer, der aus tiefstem Herzen kam. »Viele, viele Jahre sogar, und es giebt keinen Sturm in den letzten dreißig Jahren, den ich Ihnen nicht von Anfang bis zu Ende in allen Wirkungen beschreiben könnte und der mir nicht die Kleider bis auf die Haut durchnäßt hätte.«

»So seid Ihr auch wohl sehr erfahren in der Küstenschiffahrt dieses Landes?«

»Ja, Herr, das kann ich dreist von mir behaupten, besser sogar, wenigstens eben so gut, wie irgend ein Anderer. Ich kenne jeden Stein im Wasser, rings um die Insel herum, jede Furt, jede Untiefe ist mir bekannt, und fast jeder Windstoß weht mir als ein guter Freund oder ein böser Feind entgegen, und daher kommt eben meine Liebhaberei für das Handwerk, denn was man in der Jugend getrieben, liebt man im Alter und kann nicht davon lassen, wie der Fisch nicht vom Schwimmen lässt, so lange er lebendig im Wasser liegt.«

Der Geistliche nickte zustimmend und nippte von dem feurigen Wein, der noch unangerührt vor ihm perlte. Offenbar hatte er eine Frage auf dem Herzen, aber er schien innerlich zu erwägen, ob er sich damit herauswagen solle.

Endlich faßte er Muth dazu, und während Mutter Ilske den Tisch abräumte, die Flasche und die Gläser aber vor

den redenden Männern stehen ließ, sagte er mit merkbarer Bewegung in seiner weichen Stimme:

»Ihr wohnt hier in diesem kleinen Hause allein mit Eurer guten Frau, nicht wahr?«

»Ja, Herr, jetzt wohne ich mit ihr allein; nur eine alte Magd ist noch da, die den Garten und das Vieh besorgt, während meine Frau sich mit unserm kleinen Hauswesen zu schaffen macht. Meine Nichte – sie ist die Stieftochter der Schwester meiner Frau – hat uns gegenwärtig verlassen, um ihren Pflichten in Mönchgut nachzugehen, woher sie stammt, wie auch meine alte Ilske daselbst geboren ist.«

»In Mönchgut? Was hat denn Eure Nichte da für Pflichten zu erfüllen?«

»Ihr Pathe ist ein alter Mann, Herr, Besitzer des Gutes Bakewitz, im Süden von Peerd. Er liegt leider im Sterben und hat den Wunsch ausgesprochen, unsere gute Hille so lange bei sich zu behalten, bis er das Zeitliche gesegnet hat. Nun ist sie schon seit drei Wochen auf Bakewitz, und wir sind allein.«

»Hm! Habt Ihr sonst keine Familie?«

Der Alte warf einen scheuen Blick auf seine Frau, die sich wieder mit ihrem Strickstrumpf am Fenster niedergelassen hatte, und da sie die Augen fest auf ihre Arbeit gerichtet hielt, so sagte der Vogt: »Mutter, sieh doch, wo Trude ist, und sag' ihr, sie solle das Vieh aus der Lithe holen, damit es im Stalle ist, ehe der Wind losbricht – denn er kommt allmählig herauf, ich habe es ja gesagt.«

Mutter Ilske erhob sich ohne Zögern, denn sie merkte, daß jetzt von ihrer Familie die Rede sein würde, und kannte ihren guten Alten, der sie stets zu entfernen bemüht war,

wenn er von seiner Vergangenheit sprach, um ihr den Kummer zu ersparen, der für sie in der Erinnerung daran lag.

So waren denn die beiden Männer allein. Der Vogt, der einen Blick auf das Meer geworfen, war vom Fenster an den Tisch zurückgekehrt und hatte seinem Gaste gegenüber wieder Platz genommen. »Ich schicke meine Alte absichtlich hinaus,« sagte er flüsternd, »weil ich weiß, daß meine Antwort auf Ihre Frage ihr nicht lieb sein kann. Sie fragen nach meiner Familie, Herr Diakonus, nicht so? Ja, ich habe eine Familie, und eine recht große. Der Himmel hatte mir sieben Söhne, und recht wackere, starke und gute Söhne gegeben.«

»Er wird sie Euch doch nicht alle wieder genommen haben?«

Der Alte schüttelte wehmüthig den Kopf, und seine Miene nahm einen so kummervollen Ausdruck an, daß man ihm ansah, wie tief ihn die zuletzt ausgesprochene Frage erschütterte. »Wer schaut in des Himmels Rath?« sagte er leise. »Ich bin ihm noch dankbar, daß er mir einst so viel Freude gegeben, so daß ich also mit Ergebung auch das Leid ertragen muß, womit er mich nachher geprüft hat, wie selten einen Mann und Vater. Ja,« fuhr er mit halb gebrochener Stimme fort, »er hat sie mir fast alle wieder genommen, und das ist es, was ich die alte Ilske nicht wollte hören lassen, obwohl ich wetten will, daß sie weiß, wovon wir sprechen.«

»Da sind Sie ja sehr zu beklagen, armer Mann! Sind Ihre Söhne Ihnen schon in frühester Jugend gestorben? Sie verzeihen, daß ich auch danach frage, aber ich nehme Antheil an Ihrem Schicksal und werde noch mehr daran nehmen, wenn ich es genauer kenne.«

»Das sollen Sie, ja, das sollen Sie, und um so lieber will ich es Ihnen mittheilen, da mich schon seit mehreren Tagen

mein Familienleid tiefer bedrückt, denn je, da es noch immer nicht sein Ende erreicht zu haben scheint.«

»So sprechet Euch die Brust frei, es thut wohl, einem theilnehmenden Herzen seine Sorge auszuschütten, und ich will Euch trösten, so gut ich es mit Empfindungen und Worten vermag. Also Ihr hattet sieben Söhne?«

»Ja, sieben, eine schöne Zahl, nicht wahr? Sie wurden mir fast alle in meiner Jugend geboren, als ich noch Lootse auf Mönchgut war und mehr Stunden des Tages und der Nacht auf dem Wasser als in meinem Hause und Bette zubrachte. Ich war ein armer Mann, Herr, und habe von der Pike auf dienen müssen. So mußten denn auch meine Jungen früh zur Arbeit greifen, und sie thaten es gern, denn sie hatten ein gutes Beispiel vor sich und waren, so zu sagen, auf dem Wasser geboren, sahen es alle Tage blitzen, und hörten es alle Nächte rauschen. So wuchsen sie mir denn zur Freude und zur besten Hilfe heran, und da ich das Glück hatte, Lootsencommandeur zu werden, und ein großes Bergegeld von den an den Strand geworfenen Gütern zu erhalten, so konnte ich sie unterrichten lassen, und der gute Prediger in Zicker hat darin redlich seine Schuldigkeit gethan. Aber die Jungen der Lootsen lernen nicht viel mehr, als was sich auf ihr künftiges Geschäft und ihren angeborenen Beruf bezieht, so auch die meinen. Statt in den Büchern zu lesen, die ich kaufte, segelten sie in den Wieken und Bodden herum, und als sie mannbar geworden, verließen sie mein Haus und gingen über das Meer nach fernen Ländern, einer nach dem andern, und alle kamen sie nach einigen Jahren heil und gesund zurück, denn es war ihnen nicht beschieden, fern von der Heimat zu sterben.«

»Das ist noch eine Wohlthat, mein lieber Vogt, die Ihr anerkennen werdet!«

»Ja, ja doch, aber sie unter meinen Augen – hier – auf diesem Wasser sterben zu sehen, war *keine* Wohlthat, Herr Diakonus.«

»Wie, sind sie denn vor Euern Augen auf diesem Wasser zu Grunde gegangen?«

»Ja, alle hintereinander und fast in derselben Reihe, wie sie mir geboren waren, aber Gott sei Dank! in ihrem Berufe, indem sie anderen Menschen Leben und Eigenthum zu retten versuchten.«

»O, das ist ja schrecklich! Aber erzählt mir doch Einiges davon – ich bin begierig, die Geschichte der Eurigen ganz kennen zu lernen.«

»Ach, erzählen! Was ist da viel zu erzählen! Sie gingen lebendig an Bord und – kamen als Leichen wieder an den Strand geschwommen. Zuerst starb mein Harold und mein Olaf. Es war an einem schönen Junitage. Die Sonne blitzte so herrlich über dem Meere, alle Creaturen außer und in dem Wasser sangen ihr Halleluja, und ich war glücklich mit meiner Alten, die damals noch eine schmucke Person, schlank und nett wie eine Seejungfer war. Da kam ein Orkan von Nordosten herauf und brachte drei große Schiffe in Gefahr. Sie polterten mit ihren Böllern gewaltig gegen das Ufer und winkten und riefen um Hilfe, denn es ging ihnen an den Hals. Als die Lootsenglocke läutete, kamen meine Jungen an den Strand gelaufen, denn an ihnen war die Reihe zu lootsen. Es wird ein hartes Stück Arbeit sein, Jungen! sagte ich, befehlet Eure Seele Gott und seid vorsichtig um

Eurer Eltern willen. Sie nickten mir schweigend ihre Antwort zu, denn der Sturm brüllte so heftig, daß keines Menschen Stimme mehr gehört ward. Ja, stumm stiegen sie in ihr Boot, und stumm kamen sie in der Nacht auf das Ufer geschleudert, aber auch kalt und steif.«

»Ha, das ist schrecklich! Ihr würdet allerdings hart geprüft.«

»Hören Sie nur weiter. Im darauf folgenden Winter kam mein Daniel an die Reihe, ein hochgewachsener Bursche und von Riesenkraft, die ihn leider verführte, zu Schweres zu vollbringen. Ein Schiff kam bei hoher See von Schweden vor Top und Takel daher getrieben. Mein Junge wollte retten, was an Bord war, und so fuhr er kühn durch die Schollen mit sechs Mann nach dem reich beladenen Kauffahrer. Aber die Schollen und der Wind waren stärker als er, und weder Kauffahrer noch Lootsen sah man jemals wieder.«

»Armer Mann! Und die anderen?«

»Ja, die anderen! Die kamen auf ähnliche Weise um; Heinrich in der Tromper Wiek, der bösesten von allen um Rügen, Clas in der Nähe von Zicker und endlich Paul vor den Wissower Klinken dort. Das ist die Geschichte meiner braven sechs Jungen, die einen ehrlichen Seemannstod gestorben sind.«

»Aber der Siebente, wo ist der geblieben?«

»Hoho!« rief der Alte und erhob stolz seine ganze Gestalt, wobei seine Augen blitzend auf den Geistlichen hafteten. »Sie meinen Waldemar, den Jüngsten und Nachgeborenen! Ja, den wolle mir Gott beschützen, denn würde auch er mir genommen, dann, Herr Diakonus, hülfern alle Ihre und Herrn von Willichs Trostsprüche nichts.«

»Aber wo ist er, wenn er noch lebt?«

»Herr, Sie haben recht, *wenn* er noch lebt, denn das weiß allein Gott, ich nicht. Seit dem Mai im Jahre 1805 – also es sind jetzt vier Jahre her – habe ich ihn nicht wiedersehen. Am 22. October 1805 hat er bei Trafalgar gegen die Franzosen, seine Feinde, gefochten, er hat sich sogar ausgezeichnet, ich weiß es – aber seitdem ist er mir nie wieder vor Augen gekommen.«

»Aber Ihr wißt doch, daß er noch lebt?«

»Ja, bis vor einem Jahre war er noch unbeschädigt, und er hat mich durch einen Mann grüßen lassen, der ihn in Colberg gesprochen, wo er dem wackeren Nettelbeck zur Seite stand und den Franzosen vor der deutschen Festung die Köpfe einstoßen half.«

»Ah, er ist also ein Krieger geworden?«

»Nicht so ganz, und es hat damit seine eigene Bewandtniß, die Ihnen zu erzählen mir ein großes Vergnügen machen wird, wenn Sie geneigt sind, sie zu hören.«

»Von Herzen gern, zumal es scheint, als ob Ihr gern von diesem Eurem Waldemar sprächet.«

»Bei Gott, das ist ein wahres Wort. Mein Waldemar ist ein Kerl, der das Herz auf dem rechten Flecke hat – so groß, Herr, daß er kaum in diese Thür kann, und mit einem Gesicht voll Feuer und Edelmuth, wie selten ein Mann in diesen Landen es gehabt hat. Aber verzeiht, daß ich meinen eigenen Sohn lobe, was ich gewiß nicht thun würde, wenn seine guten Eigenschaften bloß äußerlicher Art wären. Allein Waldemar ist auch ein guter Sohn, ein braver Mensch und hat viel von den Brahe's sich angeeignet, mit denen er seit seinem zwölften Jahre zusammen lebt.«

»Mit den Brahe's? Meint Ihr unsere – die Grafen Brahe auf Spyker?«

»Die meine ich, ja, Herr und nun will ich Ihnen erzählen, was ich davon weiß. Seht, an dem Tage, wo mein Paul zu Grunde ging – ich war damals schon Lootsencommandeur in Sassenitz – es war im Jahre 1799 bei einem argen Südoststurm im September – war mir, wie Gott oft das Glück dem Unglück auf dem Fuße folgen läßt, großes Heil beschieden. Mein Paul, ja, der ging dabei unter, ich hatte das Glück, aus demselben Schiffe, welches er retten wollte, den Grafen Brahe zu bergen, der von Deutschland kam, um nach Schweden zu gehen. Wie gesagt, ich brachte ihn heil zu Lande und in mein kleines Haus, was ich damals dort unten am Strandे bewohnte. Da lag er denn in dem einen Bette und mein Paul, steif und starr in dem andern. Und als der gute, edle Herr von seiner Erschöpfung zu sich kam und sah, was geschehen war, da dankte er mir herzlich und bedauerte mein Mißgeschick. Es ist der sechste, Herr Graf, den mir die See nimmt, und gelobt sei Gott, der Herr, daß er mir gestattet hat, Ihnen dabei das Leben zu retten. – Ich werde nie den Ausdruck seines schönen Gesichts vergessen, den er auf diese Worte blicken ließ, und wie er mir die Hand reichte und sagte: Ihr habt Recht, Granzow, was Gott thut, das ist wohl gethan. Aber Ihr dürft keinen Sohn als Lootsen mehr auf die See lassen, denn man muß das Schicksal nicht herausfordern.

Ich habe nur noch Einen und der will auch ein Lootse werden, sagte ich, und da ist er, denn eben kam mein Waldemar herein und wollte sich seinen todten Bruder betrachten, zu dem er eine große Neigung hatte.

Der Graf rief den schönen Knaben mit dem dunklen Lockenkopf an sich heran und fragte ihn Verschiedenes, worauf er immer die Antwort erhielt, er wolle ein Seemann

werden. Das sollst Du auch, mein Junge, sagte der edle Herr endlich, aber ein tüchtiger, gelehrter Seemann, und ich selbst will dafür sorgen, daß Du es wirst, denn wenn Dein Vater will, wie ich, und Du uns beistimmst, so will ich Dich mit mir nehmen und meinem Sohne zum Gesellen geben, der dieselbe Neigung zum Meere hat, wie Du, und in gleichem Alter mit Dir ist. —

Schon am nächsten Tage fuhr mein Waldemar mit dem Grafen nach Spyker, ich aber erhielt durch des Letzteren Verwendung die Strandvogtsstelle, die ich noch jetzt bekleide, und zum Geschenk dies kleine Gut mit dem Häuschen, in dem wir sitzen und davon sprechen.«

»Hm, das war edel von dem reichen Herrn, aber was fing er mit Eurem Waldemar an?«

»Nun, dem hat das Glück gleichermaßen wohlgewollt. Der Graf hat hochherzig Wort gehalten und meinen Knaben mit seinem einzigen Junker, dem Grafen Magnus, erziehen lassen, als wäre er sein eigen Kind gewesen. Die beiden Jungen blieben anfangs, auch wenn Graf Brahe selbst nach Stockholm ging, was er jährlich in der Regel mehrere Mal that, in Spyker, wo ein kluger Hauslehrer sie in allem Möglichen unterrichtete. In späteren Jahren besuchten sie, von einer und derselben Neigung beseelt, die Navigationsschule in Stockholm, die Universität Greifswald und studirten außerdem auf Schiffen und aus Büchern das Seewesen aus dem Grunde. Dann gingen sie, immer wie zwei unzertrennliche Freunde, zusammen auf Reisen, besuchten das alte Schloß Spyker und mich von Zeit zu Zeit, bis der unselige Krieg mit Frankreich ausbrach, der ihr Vergnügen und ihre Studien unterbrach und sie in ihrem Eifer gegen den französischen Tyrannen nach England führte. Kurz vor ihrer Abreise dahin

besuchten sie mich noch einmal; und das ist das letzte Mal gewesen, daß ich sowohl meinen Sohn wie den jungen Grafen sah, der auch ein wackerer Junge, obwohl nicht so ein dauerhafter Kernmensch wie sein edler Vater ist. Ach, Herr Diakonus, in jenen Tagen war eine große Freude in diesem kleinen Hause und weder meine Ilske noch ich dachte daran, daß vier Jahre vergehen könnten, ehe wir unsren Einzigen wiedersähen.«

»Das ist eine lange Zeit für ein sehnsgütiges Vater- und Mutterherz!«

»Ja, Herr, und das ist das große Leid, was die Ilske nicht verschmerzen kann und was sie oft des Nachts sogar nicht schlafen läßt.«

»Aber Ihr wißt doch, wo er sich jetzt aufhält und daß er noch immer mit dem Grafen Magnus zusammen lebt?«

»Nur das Letztere weiß ich, das hat mir der alte Graf mehr denn zehnmal sagen lassen, ebenso wie daß ihre Freundschaft noch die nämliche wie in ihrer frühesten Jugend ist. Auch haben sie bereits große Thaten verrichtet, die beiden Jungen, denn sie haben wie wackere Männer ihre Hand gegeben zur Bekämpfung jenes Corsen, der auch über uns jetzt seine Faust schwer ausgestreckt hat.«

»Wo sind sie denn gewesen und bei welchen Affairen haben sie denn mitgewirkt in den verschiedenen Kriegen?«

»Von hier segelten sie, wie gesagt, nach England; dort kamen sie im Frühjahr an, und da bald darauf die große Flotte ausgerüstet wurde, die der Nelson befehligte, so gingen sie als Freiwillige bei demselben in Dienst und haben an seiner Seite – ich bin stolz darauf, das vor Ihnen sagen zu können, Herr Diakonus – die Schlacht von Trafalgar mitgefochten.«

»Ah, das war brav!«

»Jawohl war es das. Nach der Schlacht aber kehrten sie, da Graf Magnus verwundet war, nach England zurück und blieben daselbst bis 1807, wo ihre freiheitsliebende Seele sich vollgesogen hatte an dem britischen Haß gegen den Bezwinger Europa's und nach Gelegenheit brannte, sich endlich Luft zu machen. 1807 nun verließen sie England, kamen nach Schweden und erhielten vom Grafen Brahe die Erlaubniß, sich auf einem der Schiffe nach Deutschland zu begeben, welche die Belagerer Colberg's von der See her beunruhigen sollten. Da kamen sie denn mit dem edlen Bürgersoldaten Nettelbeck in Berührung, der sie vielfach bei seinen kühnen Unternehmungen verwendete, bis der Tilsiter Friede eintrat, der ihrer Thätigkeit in Colberg ein Ende machte. Wo sie nun seit jener Zeit geblieben sind, ist mir dunkel, gewiß aber haben sie nicht aufgehört, gegen Napoleon zu fechten und zu wirken, so viel in ihren Kräften stand. Nach des Grafen Brahe Vermuthung, die er mir vor wenigen Wochen zukommen ließ, halten sie sich im Preußischen auf und warten irgend ein Ereigniß von Wichtigkeit ab, um sich auch daran wieder zu betheiligen. Das ist Alles, was ich von meinem Sohne weiß. Ob und wann ich ihn wiedersehen werde, weiß allein Gott, den ich täglich um seine Gnade für ihn bitte. Jetzt habe ich Ihnen meine ganze Geschichte erzählt, und ich wüßte nichts mehr, was ich noch hinzuzufügen hätte.«

»Ich danke Euch von ganzem Herzen für Eure Ausführlichkeit und freue mich, in Euch einen so wackeren Mann und Vater kennen gelernt zu haben. Wolle es Gott, daß Euer Vertrauen auf die schützende Vorsehung sich bewähre, und ja, ich glaube, es wird sich bewähren, denn sie wird Euch, nachdem Ihr so hart geprüft, für das Ende Eurer Tage nur Freude aufgespart haben.«

»Wolle es Gott!« rief der alte Vogt und schlug mit seiner breiten und kräftigen Hand derb in die hingehaltene Rechte des Geistlichen ein, der sich eben von seinem Sitze erheben wollte, als Mutter Ilske rasch die Thür öffnete und mit fast heftiger Eile in das Zimmer trat, welches der beginnende Abend schon dunkler beschattet hatte.

Ilske warf einen verwunderten Blick auf die beiden Männer, die noch immer an dem Tische saßen und nicht daran gedacht hatten, ihre Gläser zu leeren, da ihre Aufmerksamkeit ganz und gar der Erzählung des Strandvogts gewidmet gewesen war. Dieser hatte von der Aufregung, in die er sich hineingesprochen, einen rothen Kopf; das sprechendste Zeugniß aber, daß ihn die Geschichte seiner Familie und namentlich seines jüngsten Sohnes gänzlich gefesselt, bot der Umstand, daß ihm die Vorgänge draußen im Freien entgangen waren.

»Vater!« sagte seine Frau mit ungewöhnlichem Eifer zu ihm, »Deine Prophezeihung bestätigt sich, wir bekommen einen gewaltigen Sturm aus Südosten, und wenn Sie noch vor der Zeit nach Hause wollen, Herr Diakonus, so mögen Sie Ihren Schecken tüchtig ausgreifen lassen. Hören Sie, wie er draußen wiehert? Ich glaube gar, auch er wittert den Wind, wie die Möven und Schwalben am Strande.«

Der Strandvogt that nur einen sprungartigen Schritt zum Fenster und er hatte begriffen, was vorging. Hastig wandte er sich zu dem Geistlichen, der seinen Rock schon zuknöpfte, herum und sagte: »Es thut mir leid, Herr Diakonus, daß wir so früh am Tage scheiden müssen, ich habe noch manche Frage auf meinem Herzen und Sie gewiß noch manchen Trostspruch für mich auf den Lippen, aber das Wetter da ist in der That ungünstig und Sie werden wohl zu Hause sein

wollen, ehe der Tanz mit ganzer Furie losbricht. Oder wollen Sie vielleicht bei mir bleiben, mit der Voraussicht, selbst ein Bett annehmen zu müssen?«

»Nein, mein guter Vogt, nein, ich danke Euch, ich will sogleich fort. In der Stubnitz faßt mich der Wind nicht so leicht und mein Schecke ist rasch genug, mich vom freien Felde aus in fünfzehn Minuten nach Hanse zu tragen. Nun gebt Euch wohl, Ihr guten Leute; lebt wohl, Mutter Ilske, lebt wohl, Daniel Granzow, und Gott behüte Euch und Euern Sohn durch alle Stürme des Lebens.«

Bei den letzten Worten des Geistlichen war man schon aus dem Hause getreten und fühlte die ersten Tropfen des Regens, den der Himmel spenden wollte; hurtig führte Trude das schon bereit gehaltene Pferd herbei, und der Diakonus stieg nach einigen Händedrücken in den Sattel, wobei ihm der Strandvogt selbst den Bügel hielt. Als bald setzte sich der Schecke in Trab, und in wenigen Augenblicken waren Pferd und Reiter unter den Bäumen des Stubnitzwaldes verschwunden, der bis dicht an Granzow's Gehöft reichte. Dieser aber, einen kundigen und ebenso hastigen Blick nach allen vier Himmelsgegenden werfend, hatte fortan seinen Entschluß gefaßt, den er im Zimmer ohne Zögern auszuführen begann, indem er seinen Sturmrock aus dem Schranke nahm und die übrigen bei solchen Gelegenheiten nothwendigen Utensilien zur Hand legte.

Als Mutter Ilske alle diese unverkennbaren Vorbereitungen sah, schüttelte sie verwundert den Kopf und sagte etwas unwillig: »Granzow, was willst Du denn draußen? Dich treibt ja weder Pflicht noch Drang. Du bist warm, Mann, vom vielen Sprechen und doch bei Gott kein Jüngling mehr, um Dich unnöthigerweise dem Pfeifen des Sturmwindes

preiszugeben. Bleib bei mir, wir wollen vom Fenster aus das Unwetter beobachten, dann haben wir beide Genuß davon.«

»Ilske!« erwiderte der hurtige Strandvogt, der seinen langzottigen, bis zum Knie reichenden Sturmrock schon übergeworfen hatte und eben im Begriff war, sich den Regenhut um das Kinn festzubinden, »Ilske, wie oft werde ich dergleichen noch von Dir hören und Dir immer dieselbe Antwort geben müssen! Ob mich die Pflicht ruft oder der Drang der Umstände, es ist immer einerlei und immer Dasselbe. Ich gehe, wenn es stürmt, auf mein Kiekhaus und beobachte das Meer und den Himmel, das thue ich, so lange ich nicht blind und taub bin und die Möglichkeit vorliegt, ein Schiff, das in Nöthen ist, zu retten. So, da hast Du Deine Predigt, und nun adieu, Alte! Gott behüte Dich und Du behüte das Haus – ich muß auf meinen Posten! Auf Wiedersehen!«

Ilske setzte keinen Widerstand mehr entgegen, sie wußte, daß alles Reden bei dem Manne überflüssig gewesen wäre, dem es zur zweiten Natur geworden war, im stürmischen Wetter seine Beobachtungen abzuhalten. Sie empfing daher einen laut schallenden Kuß auf die Wange, und dann begleitete sie ihn bis zur Stubenthür, worauf sie sich an das Fenster setzte und auch ihrerseits geneigt schien, das Wetter und das Meer zu beobachten, wie es ihr Mann von dem hölzernen Gerüst zwischen den Buchen aus that, das hart an der steilen Berglehne lag, an deren Fuß sich der schmale Strand dehnte.

ZWEITES KAPITEL. DIE VERFOLGUNG.

Als der alte Seemann seine kleine Warte bestiegen und einen raschen Blick über die sich allmählig entwickelnden

Vorgänge am Himmel und auf der See geworfen hatte, gewahrte er, daß er einen jäh heranziehenden Gewittersturm vor sich habe, der die Insel noch nicht mit seiner vollen Wucht erreicht hatte, sondern nur einige Meilen südostwärts von derselben entfernt, in voller Wuth daherbrauste. So war denn der Himmel über und hinter ihm noch ziemlich ungetrübt, nur einzelne kleine weiße Wölkchen, als Vorläufer des gewaltigen Luftstroms, flatterten angstvoll wie aufgescheuchte Tauben nach Westen und Norden, während am ganzen östlichen Horizont sich eine undurchdringliche Nebel- und Wolkenwand aufgebaut hatte, die sich vom Himmel herab bis in die See senkte und ihren drohenden Sturmeslauf gerade auf das kleine Eiland zu nahm. Obgleich der eigentliche Anprall nun noch meilenweit von der Ostküste desselben entfernt war, so war die ganze See, so weit sie vom hochgelegenen Kiekhouse aus sichtbar, doch schon bis an's Gestade aufgewühlt und hatte sich aus ihrer kurz vorher so sanft fließenden Spiegelfläche in eine schneeweisse, auf- und niederstürzende Schaumwüste verwandelt, aus der hier und da, brodelnd und spritzend, sich eine Springwelle erhob und dabei jenes eigenthümlich zischende Getön vernehmen ließ, wodurch die Kraft und das Ungestüm des wüthenden Meeres schon aus weiter Ferne sich bemerkbar macht, wenn es in die Phase des Aufruhrs getreten ist. Und wenn der Himmel diese dämonischen Laute auch noch nicht mit seiner tiefen Donnerstimme begleitete, die überhaupt in diesen Gegenden seltener das rollende Krachen hören läßt, als auf dem Festlande, so gab doch das Meer selbst von Zeit zu Zeit jenes seltsame donnerartige Gebrüll von sich, das

den Uneingeweihten erschreckt, wenn die Stille der Atmosphäre in einen Orkan übergeht oder ein Ungewitter sich drohend daherwälzt.

Der alte Seemann, der alle diese einzelnen Vorgänge, so oft er sie auch schon erlebt, immer wieder mit steigender Bewunderung betrachtete, weil er zu den Menschen gehörte, die das Meer und seine großartigen Erscheinungen lieben, es alle Tage, fast in jeder Stunde, neu finden und sein dämonisches proteusartiges Walten für ewig unbegreiflich halten, der alte Seemann, sagen wir, schauderte bei diesem Anblick vor heiligem Entzücken zusammen, und nicht zum ersten Male wünschte er sich an die Stelle der großen Strandmöven, die mit schneeweißem Fittig in jäher Hast dicht über dem kochenden Schaume flatterten, von seinen emporgeworfenen Perlen benetzt wurden und mit gierigem Behagen davon zu nippen schienen. Zuletzt sogar, und namentlich als der heulende Wind in bald seufzenden und ächzenden, bald brüllenden oder pfeifenden Stößen näher und näher kam und der Nebel schon die ganze Küste der Granitz überzogen hatte, so daß kein Land mehr nach irgend einer Richtung sichtbar war, wurde seine innere Erregung so lebhaft, daß er ihr sogar in kurzen stoßweise vorgebrachten Sätzen einen Ausdruck lieh.

»So recht!« sagte er, indem er sein Glas mit einem derben Druck beider Hände zusammen schob, da es ihm bei der nebelverhüllten Ferne nichts mehr nützen konnte, »so recht, mein Mäuschen! Brumme nur zu, alter Junge, brülle Dich aus wie ein trotziger Bube und zeige, was für eine gesunde Lunge Du hast. Dein Wiegenlied gefällt mir, alte See, Du weißt es ja, meinen Ohren ist Dein Gebrüll eine lustige Musik, und ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die

sich davor wie vor etwas Schauerlichem oder Uebernatürlichen fürchten. Wahrhaftig, ist das da Alles nicht natürlich genug? Kann der Sturm und das große Wasser nicht so sprechen, wie der Mensch, der Löwe oder der Vogel, der in dem undurchdringlichen Forste lebt? – Hui! wie der schneeweisse Schaum da unten über die großen Felsblöcke fegt und die kleinen Gerölle unter seiner Wucht tanzen und springen macht – und da – da kommt erst die ganze schöne Sturmessa braut geflogen – ha! da war der erste Blitz – hallooh! jetzt fängt der Himmel an, seine gewaltige Stimme mitsprechen zu lassen – ja, ja, das war einmal ein vernünftiger Donnerschlag, wie man ihn nicht alle Tage hört – nun werden sich die grollende See und der zürnende Himmel eine Schlacht liefern, wie es jetzt an der Tagesordnung ist, daß es die Armeen zweier feindlichen Nationen thun, die nicht zufrieden sind mit dem, was ihnen Gott der Herr in ihrem eigenen Hause gegeben; nun werden wir ein prächtiges Schauspiel hier haben, es wird lustig zu sehen und zu hören sein, was da unten vorgeht – aber halt, was war das! Das war keine Stimme des Himmels, kein Donner, kein Segebrüll – das war ein Kanonenschuß – von der Greifswalder Oee her – heda! sollten Menschen in Noth sein da drüben? Das wäre freilich übel, denn man kann nicht sehen bei dem vertrackten Nebel – da – noch einer – das ist wahrhaftig ein Schiff, das seinen Weg verloren hat und nun eine Ausgangsthür aus seiner Noth sucht.«

Er schwieg und horchte mit angehaltenem Athem nach Südosten hinüber. Es waren in der That zwei Schüsse abgefeuert, die, mit den Stimmen der kämpfenden Elemente verglichen, dumpf und beinah ängstlich gegen den hohen Inselstrand anprallten, dann aber von dem Wogengebrüll übertäubt wurden, so daß es zweifelhaft blieb, ob dem zweiten Schusse noch ein dritter oder gar mehrere folgten. Als er aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Stimme der Menschen auf der See verstummt war, hob er die Augen prüfend in die Höhe, um die düstern Nebelgebilde, die jetzt, in einzelne Gruppen und Schichten zerrissen, sichtbar über seinem Haupte hinflogen, zu betrachten, ob sie sich nicht bald theilen und dadurch den Blick in die Ferne frei machen würden. Und in der That, als wäre der Wunsch des Alten zu Gunsten der etwa gefährdeten Schiffer erhört worden, so jagte der heulende Wind, der jetzt wie ein Wettrenner über die Wasserwogen schnaubte, das Gewölk des Himmels auseinander, und hier und da wurde schon ein blauer Fleck bemerkbar, der sich bald da, bald dort siegreich ausbreitete und endlich lichte Himmelsstreifen zeigte, unter denen auch die Schaumwogen der See eine lebhaftere Färbung annahmen.

»Halloh!« rief der Alte frohlockend wieder, »der finstere Vorhang rollt sich auf und wir werden bald das ganze Schauspiel vor Augen haben. Aber heda! Was laufen sie denn da unten zusammen? Da können sie doch noch viel weniger sehen, als ich hier oben. Halloh!«

Und er setzte sein Sprachrohr an den Mund und schmetterte seinen Anruf nach dem Strande hinunter, auf dem sich seit kurzer Zeit einige Männer in Sturmkitteln zeigten, wie der alte Granzow einen trug, und mit großer Spannung auf

die See hinauslugten, die unmittelbar vor ihren Augen siegte und kochte.

Die also Angebraieten vernahmen sogleich den Ruf des Bewohners des Kiekhauses und verstanden ihn wohl. Sie wandten die Köpfe nach ihm empor und fochten mit den Armen hin und her, wobei sie vielleicht auch einige Worte hinaufschrien, die aber der Sturmwind auf halbem Wege verschlang und entführte.

»So kommt doch herauf zu mir, Ihr Tröpfe!« donnerte der Strandvogt hinunter, »hier oben ist's luftiger und frischer, als dorten. Heda, Ihr Männer, alle herauf!«

Die Fischer und Lootsen, die sich am Strande versammelt, hatten kaum diese Einladung vernommen, so beeilten sie sich, ihr zu entsprechen, und wenige Minuten später hatte die kleine Warte so viel Männer zu tragen, als sie fassen konnte, während zwei andere überzählige auf der Rasenbank unter ihr Platz nahmen und mit ihren schweren Stiefeln unbarmherzig das junge Gras zertraten, das Mutter Ilske's ganze Freude war.

Mehr als ein Dutzend guter Augen, von denen einige noch dazu mit einem Glase bewaffnet waren, strengten sich jetzt gemeinschaftlich an, den Nebel zu durchdringen, der über das schäumende Meer nach allen Seiten, vorzüglich aber nach Südost, der Erzeugungsstätte desselben, gebreitet war, und das Schiff zu erspähen, welches jene beiden Schüsse, die ohne Zweifel Nothschüsse gewesen, abgefeuert hatte. Allein es sollte noch geraume Zeit verstreichen, bis ihr scharfes Ausschauen ein Ziel und ihre zahllosen Vermuthungen eine Bestätigung fanden. Endlich aber sollte ihre Geduld belohnt werden, denn das Unwetter zog ebenso rasch vorüber, wie es heraufgestiegen, nur der Sturmwind, dessen Wuth so

leicht nicht zu beschwichtigen war, schien sein Ungestüm sogar noch zu steigern und blies anhaltend in der Richtung von Südost nach Nordwest fort. Dieser Wind jedoch trug wahrscheinlich am meisten dazu bei, das Gewölk des Himmels zu theilen, den Nebel zu verjagen und die dicke Atmosphäre von Land und See für's Auge durchdringbar zu gestalten. Zuerst aber wurden die düsteren Wolken im Süden zerrissen, die über der Halbinsel Mönchgut schwebten, und das Vorgebirge Peerd trat undeutlich aus seiner dunstigen Umhüllung hervor; dann tauchten die dunkelgestalteten Wälder der Granitz auf, und endlich zeigte sich in schön geschwungenem Bogen die Küste der schmalen Heide, so daß man von Secunde zu Secunde einen Blick weiter ost- und südwärts werfen und die in dieser Richtung auftauchenden Gegenstände ziemlich klar unterscheiden konnte. So hatte sich allmählig der halbe Horizont, der den auf der Höhe bei Sassenitz versammelten Männern zur Rechten lag, entschleiert; ein spielender Sonnenblitz fuhr plötzlich über die aufgeregten Gewässer und beleuchtete auf diese Weise ein Schauspiel, welches bei dem mit einem zischen den Schaumwirbel bedeckten gewaltigen Wasserbecken von großartiger und unbeschreiblicher Schönheit war.

In demselben Augenblick nun, wie der eben erwähnte Sonnenblitz durch die Wolkenspalte herniederschoß, riefen alle Stimmen der Seeleute wie eine einzige dasselbe Wort aus: »Da ist es!« und in der That gewahrte man ein hoch auf den Wogenbergen schwebendes, bald wieder tief in die weiten Schlünde gerissenes Schiff in der Richtung der Greifswalder Oee, was auch mit dem Klange des Lärm- oder Nothschusses übereinstimmte, der aus jener Gegend an die Küste gedrungen war. Der Grund, warum man es so spät und erst

in jenem Strahle der Sonne erblickte, mochte wohl mit darin liegen, daß es fast alle seine Segel geborgen hatte, um bei dem herrschenden Südostwinde, einem der gefährlichsten an der Rügen'schen Ostküste, nicht mit rasender Gewalt dem Strande zugetrieben zu werden. Demgemäß nahm man auch an, daß es jene Schüsse abgefeuert habe, weil es sich in Gefahr glaube und nun damit einen Lootsen an Bord verlange, um irgend wo sicher anlaufen oder eine Richtung einschlagen zu können, die von der gefahrdrohenden Insel abseits führe.

Allein nur sehr kurze Zeit blieb diese Voraussetzung unter den Seeleuten vorherrschend, denn bald nahmen sie wahr, daß jene Schüsse wohl keine Nothschüsse gewesen, vielmehr einen ganz anderen Zweck im Auge gehabt hatten und zwar einen Zweck, den wir jetzt selbst zu enthüllen beabsichtigen.

»Da ist es!« riefen also die Lootsen sich untereinander zu, und gleich darauf tauschte man seine Meinung über die Landsmannschaft des bedrohten Schiffes aus.

»Nun, Herr Vogt,« brummte ein etwa vierzig Jahre alter Lootse von riesigem Wuchse und mit athletischen Armen, die er unaufhörlich im Winde hin- und herschwenkte, »könnnt Ihr uns sagen, was das für ein Landsmann ist, der da auf und ab stampft wie der Stier in der Tretmühle, und dem gewiß schlimmer zu Muthe ist, als uns, die wir sichern Ankergrund unter unsren Füßen haben?«

Der Vogt hielt noch immer sein Glas vor den Augen und schaute unverwandt auf das höchst interessante Schauspiel hin. »Hm!« sagte er langsam, »wenn es denkbar wäre, daß ein einzelner Engländer sich so weit verlaufen – und wenn

er die Lootsenflagge herausbrächte, ja, dann würde ich rat-
hen, so rasch wie möglich in die Boote zu springen und ihm
entgegen zu kreuzen – aber –«

»Nein, nein, es ist kein Engländer!« schrie ein etwas jün-
gerer Lootse, »eben so wenig, wie er den uns geltenden Lap-
pen zeigt. Mein neues Boot zum Pfande, es ist – hol mich der
Teufel! – ein Franzose, der sich verfahren hat und nun zur
gerechten Strafe Spießruthen laufen muß. Lauf zu, lauf zu,
Bursche, und geräthst Du auf den Grund, dann wird wohl
unsere Insel noch hart genug sein, Dir Deinen vorwitzigen
Schädel einzustoßen!«

»Der Narr der!« schrie der alte Granzow mit komischem
Eifer. »Warum zeigt er sein Gesicht nicht, damit wir ihm hel-
fen – ich werde gar nicht klug aus ihm – seht mal, er geht ge-
rade auf das Peerd los, das er in seiner Allerweltweisheit für
einen Sicherheitshafen hält, und ehe wir hinüberkommen,
gegen den Wind an, sitzt er fest und hat mit dem Seegrunde
und den Geröllsteinen, die schon auf ihn lauern, Bekannt-
schaft gemacht.«

»Hollah! Nein – was ist das? Er will gar keinen Lootsen,
so wahr mir Gott beistehet! Seht, seht, da ist ein kleines Boot
dicht vor dem Peerd – da, jetzt kommt's in den Sonnenstrahl
– das verfolgt er und treibt es wie ein blutgieriger Hetzhund
zu Lande – halloh, Kerle, das ist eine Jagd, jetzt rieche ich
den Braten.«

Allgemeines Stillschweigen war auf diesen Ausspruch ge-
folgt, wodurch man genügend bewies, daß man der letzten
Muthmaßung seinen vollen Beifall schenke, denn es war
nur zu klar, daß das kleine Boot, welches mit unerhörter

Kühnheit bei dem starken Sturme unter einem tiefstehenden Ewersegel dem Lande zuschoß, von dem großen Schiffe verfolgt wurde, welches, da es sich bei dem herrschenden Winde dem Lande nicht allzusehr nähern durfte, durch seine Schüsse die Aufmerksamkeit der am Lande befindlichen Mannschaften erregen wollte, damit diese den Flüchtling, sobald er gelandet, festhielten, eine Muthmaßung, die sich zu bestätigen schien, daß das jagende Schiff ein Franzose und das gejagte ein demselben feindliches, also wahrscheinlich deutsches oder schwedisches Fahrzeug sei.

Da sich letztere Annahme augenblicklich unter den vor dem Kiekhause versammelten Lootsen geltend machte, so blieben sie unbeweglich auf ihrem Posten stehen, der ihnen die Uebersicht des ganzen Schauspiels außerordentlich erleichterte, zumal sie unter diesen Umständen nicht einmal daran denken durften, irgend einem der beiden Schiffe beizuspringen, bevor nicht das Zeichen der Lootsenforderung von Seiten des großen Schiffes sie dazu zwingen würde.

»Haloh!« rief plötzlich der alte Granzow. »Da schießt er wieder – er will damit weiter nichts als Lärm am Lande machen – es ist wahrhaftig ein Franzose, der einen Schweden jagt. Na, wenn der nicht vorsichtig ist, und nicht weiß, daß eine französische Strandwache auf Peerd liegt, so ist er geliefert. Aber was ist das? Der große Herr ist selbst in Verlegenheit – der Wind ist ihm zu stark geworden, und er kommt dem Lande zu nahe – sieht, sieht, er fällt ab – sein dichtge reeftes Marssegel flattert schon – er setzt das Besahnsegel bei – da, jetzt ist er so weit, er braßt seine Raaen in's Vierkant und holt beide Fockschoten nach hinten –«

»Bravo! Bravo!« schrien die Lootsen, »er hat's gewonnen, gut gelensst – ob Franzose oder nicht, das war ein wacker

Manöver, und nun geht er mit gutem halben Winde nach Norden!«

»Noch nicht!« rief der alte Granzow. »Er paßt noch immer dem Kleinen auf's Leder – baff! da schickt er ihm eine Kugel zu – aber Wetter noch einmal – der kleine Kerl hat Courage im Leibe – seht, er hat seinen Schnabel auch vom Lande abgedreht, das Peerd scheint ihm nicht geheuer, oder er hat die Franzosen gewittert, und nun streicht er mit vollem Winde am Lande entlang, ebenfalls nach Norden. Brav gemacht, mein Junge, der Große kann Dir nicht so nahe an das Ufer nach, und seine Kugeln, wenn er Dir welche schickt, tanzen bei dem Winde hoch über Deinen niedrigen Bord fort.«

Wie der Alte es sagte, so geschah es. Als der kühne Schiffer, der mit dem Ewersegel fuhr, dem Lande auf einige hundert Faden nahe gekommen war, warf er sein Steuer herum und fuhr unter der Nase des großen Schiffes, das man jetzt für eine ansehnliche Corvette erkannte, nach Norden, strich aber so nahe am Strande entlang, daß sein Verfolger ihm unmöglich nahe kommen und nur noch seine Vorderdeckkanonen gegen ihn gebrauchen konnte, wenn er etwa die Absicht hatte, den Flüchtling in den Grund zu bohren, was aber bei dem wild tanzenden Gange des Schiffes und dem heftigen Sturm ein unsicheres Unternehmen war. So schoß denn das kleine Boot, das man nach und nach für einen kleinen Logger erkannte, unter seinem geschickt geführten Segel mit rasender Geschwindigkeit durch die Wellen, wandte sich, als es die Corvette überholt, wieder dem offenen Meere zu und nahm seine Richtung nach den Kreidefelsen Jasmund's, indem es in seinem Laufe ungefähr die Sehne des Bogens beschrieb, den die Küsten des Prorer Wiek bilden. Auf diese Weise kam es den Lootsen auf dem Kiekhouse

noch näher zu Gesicht, so daß die von dort darauf gerichteten Gläser es leicht bestreichen konnten, obgleich sein bald aufsteigender, bald niedersinkender Bord den Ausguck auf einen so kleinen Punkt außerordentlich erschwerte.

Viel langsamer aber und trotz seiner vielen Segel und seiner auserwählten Mannschaft, Welch' ersteren der starke Wind und die nahe Küste keine genügende Anwendung gestattete, schoß die Corvette, sich mehr auf das offene Meer hinaushaltend, hinterdrein, von Zeit zu Zeit eine Kanone lösend, deren Kugel auf dem Wasser tanzte, aber den Logger ebenso wenig berührte, wie der Steuerer desselben sich um diese ernstliche Drohung zu kümmern schien.

So waren denn die beiden Schiffe, der Logger weit vorauf, ungefähr dem Kiekhouse gerade gegenüber angekommen, als sich der Himmel wieder mit düsteren Wolken bedeckte, die Sonne für diesen Tag von der Insel Abschied nahm und der Abend mit seinen dunklen Fittigen merklich schnell hereinsank.

Sprachlos vor Aufregung standen die Männer oben auf der Warte des Kiekhauses. Allen klopfte das Herz bei'm Anblick des eben geschilderten Vorganges, und keiner war unter ihnen, der dem Flüchtlinge, von dem man weder wußte, wer er war, noch was er verbrochen, die glückliche Vollführung seines kühnen Unternehmens nicht gegönnt hätte.

Endlich aber sprach der alte Granzow zuerst wieder, indem er tief Athem holend sagte: »Ich gäbe was Großes dafür, wenn ich wüßte, was für ein Landsmann das Schiff dahinten, und wer der kühne Bursche ist, der so ungestüm wie sicher da hinauf nach Jasmund steuert. – Hol' mich der Geier, seh' ich recht? Leute, schaut, schaut, jetzt zieht der Dreimaster seine Flagge auf – ha! es ist ein Däne, so wahr

ich lebe, ein verrätherischer Däne, der es mit den Franzosen hält, und nun können wir darauf schwören, daß das gesagte Schiff einen Schweden oder Deutschen beherbergt. Halloh, Jungens, vor dem Dänen fürchte ich mich nicht, und er kann uns bei diesem Sturme nichts anhaben – wer es ehrlich meint, der folge mir; ich muß ein Stück auf die See hinaus, ehe die Nacht hernieder sinkt, und sehen, wie diese Jagd endet.«

Kaum hatte er es gesagt, so schob er sein Glas zusammen, ließ es an dem Riemen, den er um den Hals geschlungen, fliegen, ergriff sein Sprachrohr mit fester Hand, und wandte sich nach seinem Hause von allen Uebrigen gefolgt, die gleich ihm vor Verlangen brannten, den Ausgang der geheimnißvollen Verfolgung von der See aus zu beobachten. In vollem Laufe sprangen sie die Schlucht hinab, durchrannnten das Dorf, das alle seine Insassen dem Strande zugesandt, und kamen unten bei ihren Booten an, als eben die Corvette in gerader Linie vor ihnen stand und bei jetzt günstigerem Winde unter halben Marssegeln dem Flüchtlinge nachsetzte, der bereits einen großen Vorsprung gewonnen hatte.

Das Schauspiel, welches das Meer unmittelbar am Strande dem Vogt und seinen Gefährten bot, war ein ganz anderes, als sie bisher von der Höhe aus wahrgenommen. Man hatte nicht mehr den freien, vollkommenen Ueberblick über das unermeßliche Ganze, aber man war dem Sturme und Wogendrange näher und unmittelbar selbst in den Aufruhr der Elemente versetzt. Die aufgeregten Wellen rollten ungehindert auf den etwa acht bis zehn Fuß breiten Strand, nagten den Lehmsand der Hügelkette ab und spielten mit den kleinen Geröllsteinen, während die großen, die eine Strecke

in die See hinaus lagen, bald unter den rollenden Wasserbergen verschwanden, bald wieder emportauchten, wenn die Brandung darüber weggeschlagen war. Dabei verursachten die kleinen Gerölle ein ganz eigenthümliches Geräusch, welches man oft mit Recht die Musik der Steine genannt hat, indem sie, wenn die Brandung sie überspült und emporgehoben hatte, bei'm Rücktritt derselben knisternd zusammenschlagen, welcher Reibung, Jahrhunderte lang in dem Sturmwetter wiederholt, sie jene gefällige und abgerundete Gestalt verdanken, die den bei ruhigem Wetter auf ihnen herumwandelnden Strandbesucher veranlaßt, sie zu bewundern und wo möglich zur Erinnerung an Rügen zu sammeln.

Die Bewohner von Sassenitz aber, die an die Erscheinungen der See, an das Gelärm der Wogen und das Gebrüll des Sturmes gewöhnt waren, achten nicht auf diese sphärenartige Musik; sie alle vielmehr, die an diesem Tage haufenweise am Strande versammelt waren, hatten nur Augen und Ohren für die Vorgänge auf der See, die ihnen namentlich in den damaligen Kriegszeiten von ungleich größerer Bedeutung schienen, als die alltäglichen Erscheinungen, die Wind und Wasserwogen hervorriefen. Durch den Haufen wimmelnder und schreiender Menschen, unter denen Weiber und Kinder am reichlichsten vertreten waren, drängte sich jetzt der Strandvogt mit seinen Gefährten, und bald hatten sie den Strand erreicht, wo sie eins der auf Kieseln umgestülpt liegenden Boote erreichten, dasselbe auf den Kiel legten und in die Brandung stießen, worauf sie hastig hinkletterten, Mast und Segel befestigten und, wie auf Commando, sich mit Lösung des Loggersegels befaßten. Es war

ein festgefügtes und großes Boot, welches zu ihrem Vorhaben ausgewählt, und wenige Minuten reichten hin, es zu seiner gefährlichen Fahrt fertig zu machen. Als das Segel aus seinen Reffen gelöst war, braßten sie es scharf bei'm Winde auf, drehten das Steuer, und augenblicklich richtete sich der Schnabel des Fahrzeuges den Wasserbergen entgegen, um mit ihnen den oft bestandenen Kampf von Neuem zu versuchen. Kein Wort wurde dabei von den kühnen Männern gesprochen, jeder wußte, was er zu thun hatte, und so saßen sie, als die nächste Arbeit gethan war, still auf ihren Plätzen, die düster glimmenden Augen seitwärts auf das große Schiff gerichtet, das seinen Lauf ohne Aufenthalt nach Norden verfolgte. Etwa eine Viertelstunde lang schoß so das Lootsenboot beinahe in der Richtung der Corvette dahin, so daß bald das Ufer hinter ihnen weit zurücktrat, aber ungehindert und unverzagt setzten sie, bergauf und bergab geschleudert, ihre gefährliche Bahn durch die pfadlose Wasserwüste fort.

So sahen sie nicht, wie das Ufer zu ihrer Linken sich immer höher erhob, wie die majestätischen Kreidefelsen des schönen Jasmunder Strandes, vom dämmernden Abendlichte phantastisch beleuchtet, an ihrer Seite auftauchten und ein schöner Punkt nach dem andern hinter ihnen zurückblieb. Da aber wurde ihre Fahrt unerwartet von dem dänischen Schiffe her unterbrochen, während zugleich die Nebelwolken, die allmählig in die Höhe gestiegen waren, sich in leisen Regen auflösten, der bald darauf in immer größeren Tropfen herniederrieselte.

Bereits hatten die Männer vom Strande das grüne Waldufer gleich nordwärts von Sassenitz, den Kalkhof, den gewaltigen weißen Kreidewürfel, genannt der Hengst, den weißgrauen Wischower Ort, die Wischower Klinken, die Mündung des Tipperbachs, den Fahrnitzer Fall und das Fahrnitzer Loch, das Kieler Ufer und andere mehr hinter sich gelassen und eben die großartige Kreideformation, die man den Kolliker Ort nennt, erreicht, wo der rieselnde Kolliker Bach aus seiner düsteren Waldschlucht sich in die schäumende See ergießt, als sie ein scharfer Schuß aus einer der Hinterdeckkanonen des dänischen Schiffes vorsichtiger machte und wider Willen zwang, dem Ufer näher zu halten, um den unhöflichen Begrüßungen des feindlichen Nachbars zu entgehen.

»Da haben wir die Bescheerung – halte ab auf den Kolliker Bach, Piesing!« schrie der alte Granzow dem athletischen Lootsen am Steuer zu, »der Herr dort beliebt, ein verständliches Wort mit uns zu sprechen. Hoho, sachte, Kamerad, nur kein zu krauses Gesicht gemacht! – da tanzt die Kugel weit hinüber und stößt sich die Nase am Kreidefelsen ein – hui, wie die Splitter fliegen – hört Ihr sie?«

»Ja, ja,« murmelten die Lootsen und ballten in finstrem Grimm die Fäuste gegen den französisch gesinnten Dänen.

»Nur nicht ängstlich,« sagte nach einer Weile ein alter Lootse, der dem Steuerer zunächst saß und sich gemütlich seine Pfeife angezündet hatte, »er wird uns nicht ernstlich zu Leibe gehen wollen, da er selbst für sich genug zu sorgen hat und überdies nicht weiß, ob wir ihm nicht zu Hilfe kommen wollen.«

»Falsch geloggt, Gingst!« erwiderte der Strandvogt. »Der Däne bedankt sich für unsere Hilfe und weiß aus Instinct,

daß wir sie ihm nicht aufdrängen. Er ist Mann genug, sich allein Respect zu verschaffen. Aber schaut da – wo will der Bursche in der Nußschaale da vorne hin? Er hat sein Steuer gedreht und hält wahrhaftig gerade auf Stubbenkammer ab. Das ist entweder ein Unwissender, der die Gefahren nicht kennt, die ihm zwischen den großen Geröllen drohen, oder ein Verzweifelter, der sich den Elementen in die Arme stürzt, um den erbarmungslosen Menschen zu entfliehen.«

»Ich glaube, er ist keins von beiden,« schrie der riesige Piesing mit seiner Stentorstimme, »der Bursche segelt mir zu geschickt und zu sicher auf dem Schaume einher, als daß ich ihn für unwissend oder gar für verzweifelt halten sollte. Es ist Methode in seinen Manövern, weiß es Gott, ich habe schon lange Respect vor ihm. Schon daß er es wagt, bei solchem Wetter allein ein Schiff durch dieses Meer zu steuern, beweist Euch, daß er ein kühner Mann und ein Meister auf dem Wasser ist. Der ist das Kind eines Schwans und auf dem nassen Element geboren, verlaßt Euch darauf! Auch kennt er die Küste hier so genau, wie nur ein Landeskind sie kennen kann. Er steuert mit Bedacht dem einzigen Landungsplatze zu, der sich ihm in dieser Gegend bietet, denn lange hält er auf dem Wasser doch nicht aus, der Däne schießt immer näher heran und bohrt ihn, sobald er ihn sicher hat, ohne Gnade und Barmherzigkeit in den Grund.«

»Na, wenn das ist,« sagte der Lootse Gingst, »dann kommt er bei Stubbenkammer erst recht an den unrechten Mann. Dort oben halten die Franzosen Wache und schauen gewiß schon lange die Jagd mit an, wie wir vorher von dem Kiek-hause aus. Kommt er wirklich glücklich an's Land, so fassen sie ihn, denn sie müssen den Danebrog, der ihnen zum

Winke aufgesteckt ist, schon längst hinter ihm her flattern gesehen haben.«

»Hoho! Sie haben ihn noch nicht!« rief Piesing. »Wenn er nur halb so gut das Land kennt, wie die See, so sollte es den fremden Herren schwer werden, einen kühnen Mann in den Schluchten der Stubbenkammer oder den Wäldern der Stubnitz zu greifen.«

Während dieses Gesprächs hatte der alte Granzow geschwiegen und mit brennendem Auge das kleine Fahrzeug und die kühnen Manöver des dasselbe Steuernden verfolgt. Plötzlich erhob er sich in dem auf und niedersteigenden Boote, hielt sich an den Wanten des kurzen Mastes fest und schaute scharf nach Stubbenkammer hinüber, dem die Fahrenden jetzt allmählig näher kamen.

»Halt, Jungens,« rief er, »was wollen wir noch weiter unnütz in's Blaue jagen! Helfen können wir ihm nicht, und er kümmert sich nicht mehr um uns, als wir uns um den Dänen – da, da, er läuft wahrhaftig mit seinem Logger in die einzige fahrbare Straße ein – seht, er hat den Waschstein erreicht – der Logger dreht sich, das Segel sinkt – bah! er springt auf den Stein – er watet durch das Wasser – er hat das Ufer erreicht – es ist ein großer Mann, ich habe seine Gestalt gesehen –«

»Warum nicht gar! Ihr seht wohl auch die Knöpfe an seiner Jacke, Granzow? Wie wollt Ihr im Abenddunkel erkennen, daß er groß ist? Mann, Mann – doch ja, Ihr habt Recht, groß ist einer, der so kühn und geschickt ist, und darum sollt Ihr für heute recht haben! – nun aber rückwärts, Ihr Männer, wir haben conträren Wind und sind vor Nacht nicht zu Hause. Was wir mit Augen gesehen abgerechnet, haben wir eben kein glänzendes Geschäft gemacht.«

»Du mußt auch noch die Ehre mit in Anschlag bringen, Piesing, von den Dänen angedonnert und nicht getroffen zu sein —«

»He, schaut, bei'm Teufel! Das Boot läßt der Flüchtling den Wellen zum Raube, er bekümmt sich nicht mehr darum, als ob es eine taube Nuß wäre.«

»Freilich, freilich, aber der Däne läßt es nicht im Stich – sieht, er läßt ein Boot herab, der Geizhals – da schwebt es schon auf dem Wasser – ha, das charakterisirt die große Nation – kapern, kapern, das ist ihr Handwerk, und mit einem Großen im Bunde eine Nation nach der andern in den Dreck zu treten.«

»Vorwärts, Leute, nicht geschwatzt! Wir müssen halsen – herum mit dem Segel – aufgepaßt! So!« rief Piesing, und wenige Minuten genügten, um das Manöver auszuführen, das auf dem mit nur einem Segel fahrenden Boote nicht schwer war, und nicht lange dauerte es, so lavirte es gegen den Südwind, der indessen von dem Augenblick an, wo der Nebel sich in Regen verwandelte, bedeutend an Heftigkeit nachgelassen hatte. So war denn die Mühe der Lootsen bei Weitem weniger groß, als man sich vorgestellt, noch weniger aber war an eine Gefahr zu denken, die, wenn sie wirklich vorhanden gewesen wäre, das Herz keines von allen den Männern erschüttert haben würde, die theils aus Neugierde, theils in der Hoffnung, einem Unbekannten sich nützlich zu erweisen, die späte Wasserreise unternommen hatten.

Während sie nun aber ihren Lauf südlich ihrem Heimatdorfe entgegen einschlugen, setzte die dänische Corvette, nachdem sie das leere Boot des geretteten Flüchtlings in Besitz genommen, bei ruhiger gewordenem Winde mehr Segel bei, um ihren einsamen Pfad nach Norden zu verfolgen,

ohne Zweifel nicht sehr erbaut von dem schlechten Erfolg, den ihre Jagd auf ein so winziges Boot an diesem Tage gehabt hatte. Vielleicht indessen hegten sie die Absicht, an irgend einer Stelle der Insel zu landen und den entsprungenen Flüchtling am Lande verfolgen zu lassen, was sie augenblicklich aus dem einzigen Grunde nicht thaten, weil sie glaubten, sie hätten die auf Rügen befindlichen Franzosen hinreichend von ihrer Willensmeinung in Kenntniß gesetzt, und diese möchten nun das Ihrige thun, sich des Flüchtlings zu bemächtigen, was ja keine so schwere Sache sein konnte, da sie Leute genug hatten, um einen einzelnen Mann zu umstellen und ihm den Ausweg nach dem Festlande abzuschneiden.

DRITTES KAPITEL. DER FLÜCHTLING.

Wenden wir unsere Betrachtung jetzt der Stubnitz zu, jenem herrlichen vielbesprochenem Walde, der sich, auf der ganzen Nordostküste Jasmund's, bis hart an den Strand reichend, anderthalb Meilen lang, eine halbe breit und von vier Stunden Umfang, erhebt und eigentlich ein Chaos von Hügeln und Schluchten bildet, durch welche viele kleine Bäche dem Meere zustreben. Hehr und dicht ist dieser Landstrich mit strotzigen Buchen bewachsen, die durch zahllose Stürme gekräftigt sind und im steten Genusse der frischen See-luft eine Fülle und Mächtigkeit erlangt haben, wie man sie nur auf wenigen Küstenpunkten des baltischen Meeres findet. Verdichtet wird dieser Wald und an manchen Stellen fast undurchdringlich gemacht durch ein üppig wucherndes Unterholz, namentlich an seinen Rändern; sein charakteristisches Gepräge aber erhält er durch den bewunderungswürdig reichen und in allen möglichen Abstufungen von

Grün schillernden Teppich, der sich unter den stämmigen, gleich Säulen eines unermeßlichen Tempels ragenden Waldbäumen ausbreitet und fast ewig beschattet wird von einem Laubdache, dessen Blätterfülle und Ueppigkeit vergeblich ihresgleichen auf unserem Erdtheile sucht.

Dieser Teppich, über den der Fuß des Wanderers sanft dahinritt, ohne das geringste Geräusch hören zu lassen, und der aus verschiedenen Arten der herrlichsten Moose besteht, zwischen welche hie und da prachtvolle Farnkräuter, kleine Büsche und buntfarbige Pilze eingestreut sind, bildet ein wahres Moospolster von nie gesehener Dicke und Dichtigkeit und bekleidet nicht allein den Boden und den Fuß der Baumstämme, sondern überzieht auch die großen Geröllblöcke, die reichlich durch die ganze Stubnitz verstreut sind, wodurch er ihnen das Ansehen alter überwucherter Grabhügel verleiht, was, wie Boll so schön sagt, den ersten Eindruck, den dieser stille, einsame und majestätische Wald an sich schon macht, noch wesentlich erhöht.

Um nun aber auch eine angenehme Abwechselung in diesen düsteren Schatten zu gewähren, ziehen sich frisch grünende Erlen in reichlicher Fülle in dem Innern der vielen Schluchten fort, die, wie schon erwähnt, leise murmelnde Bäche durchrieseln, zwischen denen sich ein prächtiger Blumenkranz von Vergißmeinnicht, Anemonen und Maiblümchen ausbreitet: in manchen dieser Schluchten aber wuchern das Unterholz, die mannigfaltigsten Gebüsche, das Moos, die Blumen in einer solchen Fülle, daß das Durchstreifen derselben unmöglich wird und auf diese Weise sich Schlupfwinkel erzeugen, die zu erforschen einem Fremden sehr schwer fallen dürfte.

Belebt wird diese herrliche Waldgegend durch große Herden des edelsten Hochwildes, das in ziemlicher Traulichkeit in der Nähe des Wanderers weidet; durch die Lüfte rauschen oft mit schwerem Flügelschlage riesige Seeadler, die nicht selten mit den Bewohnern des Dickichts, den Steinadlern, in Kampf gerathen, und unzähliges Geflügel allerlei Art, welches einem rüstigen Jägersmann die reichlichste Beute bietet.

Eine Zugabe aber ist der Stubnitz noch zu Theil geworden, die die ursprünglichen Schatten derselben noch geheimnißvoller und räthselhafter macht, und ihr damit das ernsteste und feierlichste Gepräge aufdrückt, das ein solcher Wald nur tragen kann. Wir meinen die in ihr aufgehäuften zahlreichen und oft von kolossalen Verhältnissen zeugenden geschichtlichen Denkmäler und Grabstätten, die aus einer noch unergründeten Zeit herrühren und Geheimnisse verschleiern, die bis jetzt noch kein Alterthumsforscher zweifellos aufgeklärt hat. Daß sie aus slavischen Zeiten stammen, nimmt man jetzt als ausgemacht an, wozu sie aber gedient haben, was man mit ihrer Erbauung bezweckt hat, ist oft nicht zu durchschauen. So begegnen wir an den verschiedensten Stellen jenen vielgenannten Opfersteinen, an denen das Auge des romantischen Wanderers fast nie die sogenannte Blutrinne vermißt, fast noch häufiger aber den seltsamen Kegelgräbern, die oft einen außerordentlichen Umfang und eine ungewöhnliche Höhe haben, so daß man von ihren Gipfeln aus die prachtvollsten Fernsichten über die Stubnitz, das Meer und seine fernen Begränzungen gewinnt.

Diese alten Denkmäler einer lange vergangenen Zeit, namentlich die Grabstätten, waren in den Tagen, von denen

wir hier sprechen, vorzugsweise dem feindlichen Vandalismus der occupirenden französischen Soldaten ausgesetzt; man grub mit scheuer Hast in die alte verwitterte Erde, wühlte tief in den heiligen Boden hinein, um vermutete Schätze zu finden, und da man sich stets getäuscht fand, verwüstete man oft zur Unkenntlichkeit viele Stätten, die allein der Erinnerung einer grauen Vorzeit gewidmet sein sollten. Manche von ihnen jedoch wagte selbst der tollkühne Sinn der Franzosen nicht anzurühren, sie waren und blieben ihnen unheimlich, weil sich an sie die bald vernommene Sage von Spuk und Gespenstern knüpfte, mit denen sie in Berührung zu gerathen eine unüberwindliche Scheu zeigten, und so verschonten sie oft aus Furcht, was sie aus Habsucht gern verstümmelt hätten.

Mögen diese allgemeinen Umrisse dem Leser, der die Stubnitz noch nicht gesehen hat, genügen und kehren wir jetzt zu unserer unterbrochenen Erzählung zurück.

Einer der am häufigsten besuchten Punkte in dem eben bezeichneten Walde ist der Hertha- oder schwarze See mit seiner mild romantischen Umgebung in der Nähe von Stubbenkammer. Wer hat nicht schon von diesem berühmten Herthasee gehört, in dessen Nähe der Herthadienst gefeiert wurde, dem von übermüthigen Priestern alljährlich Menschenopfer dargebracht worden sein sollen? In Wahrheit, der Ort selbst ist ganz dazu angethan, ein gewisses Mysterium in grauer Vorzeit voraussetzen zu lassen, und wer empfänglichen Geistes für übernatürliche Begebenisse ist, wer weichen Herzens den Schauern der Natur unterliegt, der kann sich bei'm Anblick dieses stillen einsamen Wasserspiegels, den der Schatten hundertjähriger Bäume und der hohe

graue Burgwall noch mehr verdunkeln, in düsterer Nachtzeit wohl dem Gedanken hingeben, daß hier schauerliche Dinge geschehen, daß unschuldige Menschen in die unergründete Tiefe versenkt seien, und der heidnische Götzen-dienst hier seine gräßlichen Orgien gefeiert habe.

Still, feierlich, fast traurig still dehnt sich dieser düstere Wasserspiegel in seiner weiten ovalen Rundung aus, gespenstische Schatten wirft der Buchenwald, der bis hoch zum Gipfel des nahegelegenen Burgwalles hinansteigt, darüber hin, und geisterhafte Lichter strahlen durch die Zweige der noch wenig belaubten Bäume, als wir bei'm Vollmondschein, den zerrissene Flugwolken umgeben, in der elften Nachtstunde, etwa den Rand des Sees betreten.

Das Gewitter des Abends, welches wir vorher beschrieben, ist lange vorübergerauscht, der Sturm hat sich ausge-tobt, und nur ein leiser Wind streicht noch von Zeit zu Zeit seufzend durch die Waldung und läßt das Schilf, das die Ufer des Sees fast rings umgibt, jenes flüsternde Geräusch ausstoßen, das so oft mit den Stimmen abgeschiedener Geister verglichen worden ist. Außer diesen Tönen stört die tiefe Einsamkeit nur noch bisweilen das rauhe Gekreisch eines wilden flüchtigen Entenschwärms oder das dumpfe Geheul einer auf Raub ausgehenden Waldeule, oder endlich das Fallen einzelner Tropfen, die sich auf den Blättern angesammelt haben und allmählig zur Erde sinken, das quellende Moos befeuchten und jenen süßen Duft erzeugen, den wir so gern athmen, wenn ein Gewitterregen die lange Dürre eines warmen Frühlings mit der ersehnten Feuchtigkeit erfrischt.

Sonst ist Alles still, grabesstill, ringsum, und diese Stille harmonirt mit dem halben Dämmerlichte, welches der

bald hinter Wolken sich verbergende, bald glänzend daraus hervortretende Mond mit zauberartiger Wirkung über die Nachtscene gießt.

Wir treten von dem südlichen Ende des Burgwalles an das bewaldete Ufer des Sees und bahnen uns einen Weg durch das elastische Moos, durch Schilf und Binsengestrüpp, welches ihn damals fast vollständig einschloß: endlich erreichen wir das Ufer und sehen mit feierlichem Ernste den glitzernden Mondstrahl sich im Wasser spiegeln, der seine flammende Lichtgarbe über die ganze Breite des Sees wirft und die grünen Blätter der Wasserpflanzen versilbert, die sich auf seiner dunklen Fläche wiegen.

Wir leihen einen Augenblick unser Ohr den vorher ange deuteten Stimmen der Natur, versetzen uns im Geiste ein Jahrtausend zurück und durchfliegen die verschiedenen Zeitepochen, die auch dieser See ungewandelt an sich hat vorüber streichen sehen. Da heben wir unser Ohr und lauschen nach dem jenseitigen höheren Wald ufer hinüber. Wir hören das Brechen und Knacken einiger vertrockneter Zweige und glauben einen Menschen drüben aus den Bäumen hervor an das Ufer treten zu sehen. Aber in letzterer Annahme haben wir uns getäuscht, es ist kein Mensch, vielmehr ein Hirsch, den frevelnde, gewaltthätige Fremdlinge an diesem Nachmittage in der nördlichen Stubnitz gejagt haben, und der zu seiner und unserer Freude glücklich entkommen ist. Langsam, vorsichtig tritt das große Thier des Waldes an den Rand des Wassers – wir erkennen es im klaren Mondlichte genau – blickt sich scheu rings um und beugt dann seinen schönen Kopf mit der stolz getragenen Bürde in die Fluth, um seinen brennenden Durst zu löschen und dann, bis an die Brust in das Wasser watend, die heiße Wunde zu kühlen,

welche die feindliche Kugel in eine seiner Flanken gerissen hat. Sein Durst muß qualvoll, lechzend, fieberhaft sein, denn er trinkt lange und wiederholt, kehrt dann endlich an das Ufer zurück und schaut sich forschend nach allen Richtungen der Waldtiefen um, als wäre er ungewiß, welchen Weg er einschlagen solle, um sicher zu seinem Nachtlager, seiner Hirschkuh und seinen Jungen zu gelangen.

Da hebt er plötzlich die Nüstern empor, horcht nach der östlichen Seite des Wassers hinüber und wirft dann den Kopf zurück und entflieht in das dunkle Walddickicht. Sein scharfes Ohr hat einen Menschentritt vernommen, den auch wir endlich hören, aber bald steht er wieder im Laufe still, blickt noch einmal sehnsgütig nach dem Wasser zurück und kommt dann langsam in die Nähe desselben, um nochmals seinen sich wieder einstellenden Durst zu löschen.

Doch wir wenden uns jetzt zu dem nahenden Menschen. Wo kommt er in so tiefer Nacht her? Was will er in dieser Waldeinsamkeit? Wen sucht er, was beginnt er?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir uns mit ihm genauer beschäftigen, ihm eine Strecke entgegengehen und zu diesem Zwecke die Höhen der nahen Stubbenkammer ersteigen.

Wer hat nicht schon die herrliche Stubbenkammer auf Rügen gesehen oder wenigstens davon gehört und eine der vielen Beschreibungen gelesen, die, sie mögen so richtig und klar sein, wie sie wollen, doch niemals die Natur in ihrer wunderbaren Majestät, Größe und Schönheit erreichen, so daß man, wenn man nach Abbildungen und Schilderungen der trefflichsten Art auf den Eindruck des Ganzen vollständig vorbereitet zu sein glaubt, doch bei'm ersten Anblick der Wirklichkeit vor Erstaunen und Bewunderung den Athem

stocken fühlt und sich bekennen muß, daß es Orte auf der Welt giebt, welche die Phantasie des Menschen weder erdenken, noch der geübteste Pinsel eines Malers in allen ihren Einzelheiten vollständig wiedergeben kann.

Auch wir beabsichtigen keineswegs, hier eine umfassende Beschreibung der Stubbenkammer und ihrer Umgebungen zu liefern, ja wir müssen voraussetzen, daß der Leser einigermaßen mit der erwähnten Oertlichkeit wenigstens aus Beschreibungen oder Abbildungen bekannt ist, denn die Begebenheiten, die wir zu schildern haben, sind an sich reichhaltig genug, und wir können uns der örtlichen Schönheiten, in deren Umkreis sie sich begaben, wohl als Staffage bedienen, aber nicht sie in allen ihren Einzelheiten den Augen des Lesers vorführen.

Folge uns also der gütige Leser auf die ziemlich geräumige Platte, die sich, wenn man den Standpunkt mit dem Gesicht nach der See gewendet einnimmt, zur Linken des Königsstuhls ausbreitet und zu der Zeit, von der wir hier handeln, noch nicht mit dem freundlichen Gasthause ausgestattet war, welches jetzt diesen herrlichen Punkt ziert oder wenigstens für den bequemerden Reisenden genießbarer macht.

Links von diesem Plateau, welches herrliche Buchen theilweise beschatten, bestreicht unser Auge die große Schlucht über den beiden Kreidepfeilern, gerade vor uns liegt das weit geöffnete Meer, welches jetzt, nachdem der Sturm ausgetobt hat, und das Gewitter vorübergezogen ist, leise wallend, als wolle es sich zum Schlummer vorbereiten, sein murmelndes Gebrause nur in gedämpfteren Tönen zur Höhe sendet, und rechts erhebt sich der spitz geschnittene Fels, den man Königsstuhl nennt, mit seiner einsamen Buche in

die Lüfte, jener jetzt noch einzigen sichtbaren Buche, welche die Franzosen verschont haben, als sie die übrigen Gefährten derselben mit ihrer entweihenden Hand ausrotteten.

Auf dem Rasenplatze vor dem Königstuhl nun, einem freien, ebenen, unregelmäßig viereckigen Raume, hatten die Franzosen eine hölzerne Baracke errichtet, die ihnen zum Wachthause diente, und dazu den umstehenden Wald abgehauen. In diesem Wachthause war ein Küstenposten stationirt, der seine Schildwachen an den Ausgängen der beiden Schluchten und an den zunächst liegenden Wegen, die in den tiefer sich absenkenden Wald führten, aufgestellt hatte.

Vor der Schlucht, die zur Linken des Königsstuhls weit gähnend geöffnet ist, und vor der Mündung des gefahrvollen mit Geröllen besäten Weges, den die weggetretenen Stufen vom Meere herauf fast unzugänglich machen, geht ein kleiner Franzose, das Gewehr lose im Arme haltend, leise pfeifend auf und ab, wenig erbaut von der romantischen Oede des Orts, denn er hat sich seit längerer Zeit satt daran gesehen und denkt vielleicht an seine ferne Heimat und seinen großen Kaiser, der ihn auf diesen abgelegenen Erdenfleck mit unwiderstehlichem Herrscherwort beordert hat. Bisweilen steht er still und wirft einen Blick auf das tief vor und unter ihm wallende Meer, welches das Mondlicht mit seinen zitternden Strahlen erleuchtet, bald schaut er auf die Höhe des Königsstuhls hinauf, wo ein anderer Posten in ähnlicher Lage den Wind aus erster Hand empfängt.

Man war diesen Abend sehr aufmerksam bezüglich der Vorgänge auf dem Meere und am Strand gewesen und hatte die Verfolgung des dänischen Schiffes sehr wohl bemerkt und den unbekannten Flüchtling das Ufer gewinnen sehen.

Auch hatte man sich bemüht, ihn zu ergreifen oder ihm wenigstens die Wege, die auf die Höhe führten, zu versperren, allein alle Bemühungen zu diesem Zwecke waren vergeblich gewesen, und das war nicht zu verwundern, denn der Verstecke in den zerklüfteten Felsen, der unzugänglichen Schlupfwinkel in den auf den Abhängen wuchernden Gebüschen waren zu viele, und der Flüchtling war ohne Zweifel ein Mann, der nichts von Allem, was seine Flucht begünstigen und sichern konnte, außer Acht ließ.

Seit einer Stunde schon hatte man die unnütze und gefährliche Verfolgung aufgegeben und sich auf den folgenden Tag vertröstet, um sie mit besserem Erfolge fortzusetzen. Nur die Ausgänge der Schluchten und die Wege, die auf die Höhe führten, behielt man im Auge, denn es war vorauszusehen, daß nur auf einem der beiden Zugänge der Flüchtling, wenn er überhaupt die Höhe erreichen wollte, die Erklimmung bewerkstelligen würde.

Um elf Uhr waren die Posten abgelöst worden, und einem älteren vorsichtigen Grenadier war ein jüngerer und etwas leichtfertiger Voltigeur gefolgt, dem die kühle Nachtwache noch unbehaglicher war, als seinem Vorgänger. Indessen schritt er auf seiner Platte über den Rasen hin und her, sein Seitengewehr ließ ein weithin vernehmbares Klirren ertönen, wenn es bei'm Gehen an die Patronentasche schlug, und von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Eingange der Schlucht, wo er stets einige Minuten stehen blieb, um in den mächtigen, mit altem Laub- und Strauchwerk angefüllten Kessel hinabzublicken, den man ihm gerade als den Ort bezeichnet hatte, auf den er in Bezug des Flüchtlings sein Hauptaugenmerk zu richten habe.

Er mochte etwa eine Viertelstunde auf diesem Posten gestanden haben, als er Miene machte, seinem Gefährten auf dem höheren Punkte des Königsstuhls einen Besuch abzustatten, der ihn durch ein leises Pfeifen wiederholt dazu aufforderte. Aber ein geringes Geräusch, welches sich eben in der Tiefe des Kessels hören ließ, als lösten sich bröckelnde Steine von den Kreideklippen und stürzten hinab, führte ihn auf seinen Posten zurück, wo er indessen Alles in der vorigen lautlosen Stille verharrend fand.

Plötzlich aber schreckte ihn aus seinem Hinstarren in den düsteren Abgrund ein Zuruf seines Gefährten auf, der, als er sich ihm vorsichtig näherte, fragte, ob er einen Stein auf die Klippe geworfen habe.

»*Non, Monsieur,*« entgegnete er, »ich habe keinen Stein geworfen – wie kommst Du zu dieser Frage?«

»Weil soeben ein Stein zu meinen Füßen niedergefallen ist. *Voilà*, da ist er, ich habe ihn aufgehoben.«

Dabei hielt er einen von dem Standpunkte der ersten Schildwache aus unerkennbaren Gegenstand in die Höhe, als wolle er ihn seinem Kameraden zeigen: dieser aber, dem es verboten war, dem Gefährten auf dem Königsstuhle ohne Noth auf Sprechweite nahezutreten, hielt sich in angemessener Entfernung und schwieg, da er nichts zu sagen wußte.

Bald darauf kehrte er noch einmal zu seiner Schlucht zurück, und als er auch jetzt Alles in gehöriger Ordnung fand, wollte er sich eben wieder umwenden, als ein neuer Zuruf und das deutliche »*Qui vive?*« seines Kameraden ihn schnell in dessen Nähe zurückberief.

»Was giebt's?« fragte er laut hinauf, und da hörte er zu seinem Erstaunen, wie jener die feste Ueberzeugung habe, daß irgend Jemand in seiner Nähe versteckt sein müsse, denn

schon wieder sei ein noch größerer Stein zu seinen Füßen niedergefallen.

Jetzt hielt es der junge Voltigeur für seine Pflicht, sich dem Gefährten auf der Höhe völlig zu nähern, um ihm bei möglicher Gefahr zur Seite zu stehen.

Diesen Augenblick aber schien der listige Steinwerfer, der sich in der tiefer liegenden Schlucht unter den Gebüschen versteckt hielt, nur erwartet zu haben; er sprang so geräuschlos, wie er konnte, aber ebenso rasch aus den Büschen hervor, erreichte mit einigen kühnen Sätzen die Höhe und kam keuchenden Athems auf derselben an, als die beiden Posten ihre nähere Umgebung aufmerksam und vorsichtig zu durchsuchen begannen.

Keiner von ihnen hatte das kühne Vorrücken des Unbekannten wahrgenommen oder nur für möglich gehalten, und ihre Köpfe waren eben zur Seite gerichtet, um das Dickicht des nahen Waldes zu untersuchen, als er, in vollem Laufe der entgegengesetzten Seite der Stubnitz zueilend, die Richtung nach dem Herthasee hin einschlug und in dem Schatten der Waldung verschwand.

In wenigen Minuten langte er an dem See selbst an, und als er eine Weile rückwärts und nach allen Seiten gelauscht, ließ er sich im dunklen Schatten einer bis zum Boden mit Zweigen bewachsenen Steinbuche auf einen moosbedeckten Felsblock nieder, um seiner vom schnellen Laufe athemlosen Brust die nöthige Ruhe zu gönnen.

Bevor wir uns jedoch in die Betrachtung versenken, die das Herz des Flüchtlings in diesem Augenblick tief bewegen, scheint es uns gerathen, einen Blick auf das Aeußere desselben zu werfen und, so weit es das schwache Nachtlicht erlaubt, seine Gestalt und seine Züge zu mustern.

Er war ein großer, kräftig gebauter Mann von breiten Schultern und ungewöhnlich stark entwickeltem Muskelbau, der, trotzdem er auf der Flucht begriffen war, seine Verfolger nahe wußte und also nicht ohne Besorgniß sein konnte, seinen ausdrucksvollen Kopf mit sichtbarem Stolze hoch erhoben trug. Alle seine kühnen Bewegungen, seine gelenken Schritte, seine elastische Sprungfertigkeit bewiesen, daß er in frischerster Jugendblüthe stand. Sein Kopf war mit dunklen Haaren bedeckt, und von der unteren Hälfte seiner Wangen, die von Gesundheit und Kraft strotzten, fiel ein Bart von fast noch tieferer Farbe herab, der unter dem Kinn in einen spitzen Knebelbart sich verlor, während seine Oberlippe von jedem Haarwuchse frei war. Mehr können wir bei der jetzigen Beleuchtung von seinen Zügen nicht wahrnehmen und es bleibt nur von seiner Kleidung zu sagen übrig, daß sie ohne Zweifel die eines Seemannes war, da sie aus einer blau tuchenen Jacke und Hose bestand, die sich in feste Wasserstiefel senkte, und einem weiten darüber geworfenen Regenrock von zottigem Zeuge, dem ähnlich, den wir den Strandvogt bei'm ausbrechenden Sturme anziehen sahen. Sein Haar, das etwas lang und wellenartig gekräuselt in dichter Fülle bis auf die Schulter herabfiel, bedeckte ein leichter Seemannshut von glänzend lackirtem Leder, der mittelst eines Riems unter dem Kinn fest an den Kopf gefügt war.

In der rechten Hand trug er einen mit starkem Eisen beschlagnen Stock, auf dessen Knopf er jetzt seine Hände gelegt und darauf das Kinn gestützt hatte, um bei seiner Be trachtung sich so viel wie möglich zu ruhen, da er ermüdet zu sein schien; unter der Seemannsjacke aber, fügen wir hin zu, obwohl wir augenblicklich nichts davon wahrnehmen,

war ein mit Seide reich gesteppter lederner Gürtel, wie ihn die Seeleute so häufig tragen, fest um seinen Leib geschnallt, und darin steckten zwei schöne Pistolen von englischer Arbeit, und in einer ledernen Scheide ein dolchartiges Messer, wie man es im Seekampf bei'm Entern gebraucht.

Als er eine Weile schweigend seinen Platz behauptet und nach allen Seiten hin gehorcht hatte, hob er plötzlich den Kopf in die Höhe, denn sein scharfes Ohr vernahm in nicht weiter Entfernung einen Tritt, der vorsichtig und leise über den Moosteppich schlüpfte und dabei wahrscheinlich einen trocknen Zweig zerbrochen hatte. Schon wollte er wieder aufspringen und dem dichteren Walde zueilen, als er in geringer Entfernung jenen Hirsch aus dem Gebüsche treten sah, dessen wir schon vorher Erwähnung gethan haben und der sich vor diesem Manne, den er doch eben so wenig kannte wie den frevelnden Jäger, der ihn am Nachmittag gejagt, nicht zu fürchten schien.

»Ach,« sagte der wieder ruhig sitzende Fremde, »der erste Landsmann, dem ich begegne, ist ein königlicher Hirsch – ah, jetzt hat er mich gewittert – er hebt den stattlichen Kopf in die Höhe und schaut mich mit seinem glühenden Auge an – ich glaube gar das Schnuppern seiner Nüstern zu hören – da, da, er fürchtet sich und stiebt davon in den Wald, in den auch ich mich bald begeben werde – fort ist er! Ach, vielleicht ist er auch ein Flüchtling, wie ich, den eine Meute gieriger Franzosen verfolgt und wund gehetzt hat – ha! aber auch ihn haben sie nicht erwischt!«

Er lächelte, schwieg und überflog dann mit funkeln dem Auge die prachtvolle Nachtscene, in deren Mitte er sich versetzt sah, indem der Widerschein des Mondes zum letzten Mal über den See glitt, bevor er Abschied nahm von diesem

Erdenfleck, um seine Bahn weiter zu verfolgen und auch andere Zonen mit seinem nächtlichen Lichte zu erfreuen. Und als ob die Nachtvögel die tiefere Beschattung des Waldes, die dadurch plötzlich auf dem düsteren See und seinen Umgebungen lagerte, erwartet hätten, um zur vollen Ruhe einzugehen, so verstummten ihre Stimmen allmählig und die ganze Natur lag von nun an im vollkommensten, feierlichen Schweigen da.

»Wie süß diese Ruhe, wie labend dieses nächtliche Dunkel ist!« fing der Flüchtlings wieder leise zu sprechen an, »so, gerade so liebe ich meine schöne Heimat, meinen schwarzen See, meinen traulichen Wald. Ah, da bin ich also wieder in eure Mitte gelangt, ihr riesigen Stämme, und ich begrüße Dich wieder, Du leise lispe lndes Schilf am Saume dieses anmuthig sich schlängelnden Ufers. O wie habe ich mich so lange nach allem diesem gesehnt! Wie oft habe ich an jedes Einzelne, was ich hier vor mir sehe, gedacht in wilden Kampfesstunden, wo Alles von Pulverdampf geschwärzt und blutbefleckt war, worauf meine brennenden Augen fießen! Und nun, da ich wieder da bin, treffe ich auch hier den räuberischen Franken, der sich nicht entblödet, mit seinem Ruhmesgeschrei die Ruhe auch dieser meiner kleinen Heimat zu entweihen und die blühende Schönheit der Natur mit seiner Gewalthat zu schänden, die je länger, je lauter zum Himmel aufschreit und endlich zu den Ohren des ewigen Gottes dringen muß, der unsern heißen Bitten bald Gewährung senden wird. Erhöre, erhöre es, Gott, wir flehen Dich ja alle darum an, die hier auf deutscher Erde wohnen, und laß es uns endlich gelingen, das Joch abzuschütteln, das sich übermüthig auf unsere Nacken gelegt hat und uns

zu Boden drückt, die wir nicht zu Sclaven dieser Fremdlin-
ge geboren sind! – Ha! Mir wird immer wohler, je länger
ich in dieses nächtliche Schweigen, in diese dunkle Wasser-
fläche blicke; mir däucht, als tauchte aus seiner Tiefe ein
Lichtstrahl auf, der mich blendet mit seinem Glanze – ja,
ja, einst wird es hell werden um unsere Augen und auch um
unsere Herzen: nur eine allgemeine Ermannung, Du großes,
geknechtetes Vaterland, und wir werden ja sehen, wo diese
Franzosen mit ihrem Despoten bleiben, der sich der größ-
te unter den gegenwärtigen lebenden Menschen dünkt und
doch nur groß ist in seiner Selbstsucht, Habgier und Herr-
schaftslust. – Doch still davon, hier hilft das Klagen nichts, und
es ist jetzt nicht die Zeit dazu. Ich habe meinen Fuß glück-
lich auf das Ufer meiner Insel gesetzt und es gilt jetzt nur,
mich einige Tage verborgen zu halten, bis man mich nicht
mehr suchen wird. Und das wird mir ja wohl gelingen; mich
kennt hier niemand als meine Freunde und von denen wird
mich keiner verrathen; vor meinen Nachstellern mich aber
zu verbergen, wird eine leichte Mühe sein, der ich hier je-
den Schlupfwinkel kenne und tausend Orte weiß, wo mich
niemand finden kann. So will ich mich denn erheben und
meinen Weg, der noch lang ist, weiter fortsetzen. Lebe wohl,
alter See, lebt wohl, meine Bäume und ihr traulichen Schat-
ten! Wenn ich wieder zu Euch zurückkehre, wird ein Freund
mir zur Seite wandeln, den ihr auch schon kennt und der
sich gleich mir sehnt, in Eurem Schatten von den Mühen
und Sorgen der Welt auszuruhen. Lebet wohl!«

Mit diesen Worten erhob er sich und betrat einen kleinen
Fußpfad, der südwärts mitten durch das dickste Gestrüpp
der Stubnitz führte, und elastischen Schrittes bewegte er

sich durch die stille Nacht dahin, die in dem dichten Waldreviere nur wenig von dem Lichte des Mondes und der silbernen Sterne erleuchtet war.

Wenn der einsame Wanderer in gerader Richtung seinen Weg hätte fortsetzen können, so würde er bei seinem schnellen Gange eine gute Stunde gebraucht haben, um an den Ort zu gelangen, den er erstrebte; da er aber den geraden Weg nicht einschlagen konnte, entweder weil es keinen solchen gab, oder weil er aus Vorsicht die dichtestverschlungenen Pfade wählen mußte, so gebrauchte er etwa die doppelte Zeit dazu. Dieser Weg aber führte ihn durch unzählige Schluchten, in denen jene schon mehrfach erwähnten Bächlein flossen, über Höhen und Tiefen durch ein wahres Labyrinth von Bäumen, Sträuchern, moosbewachsenen Steinen, Gräbern und Lichtungen, so daß nur ein der Gegend vollkommen kundiger Eingeborener ohne Irrthum die vorgesetzte Richtung festhalten konnte. So war er ohne ein einziges Mal auszuruhen, etwa um ein Uhr Nachts in den Wald westwärts von Sassenitz gelangt, und gerade als er in einen breiteren Weg einlenkte, glaubte er in der tonlosen Stille der Nacht die alte Uhr auf dem Thurme in Sagard die erste Stunde des Morgens schlagen zu hören. Schnell dann den wohlbekannten Weg verfolgend, schritt er dem freien Bergvorsprung entgegen, auf welchem das Haus des Strandvogts lag, und als er es endlich auf seiner lichteren Höhe an der See liegen sah, erbebte sein Herz vor Freude, denn nun erst, konnte er sich sagen, hatte er seine engere Heimat wohl behalten erreicht.

Als er aber dem Garten nahe gekommen war und die Stacketthür leise geöffnet hatte, schaute er sich zuerst vorsichtig um. Alles um ihn her jedoch war still, keine Spur verrieth die Anwesenheit eines Fremden, in althergebrachter Ordnung verharrte der Garten, das Haus – und in dem Stalle, der seitwärts vom Gemüsegarten lag, hörte er die Kühle an den Ketten rasseln.

Freudig bewegt, schritt er nun um das kleine Haus herum; mit klopfendem Herzen schaute er in eins der Fenster, das nie ein Laden verschloß – da, ja, – es war Licht darin, trotz der weit vorgerückten Nachtzeit – hatte er erkannt, gefunden, was er suchte, und ohne noch eine Minute länger zu säumen, pochte er mit der Hand dreimal hintereinander, an's Fenster, um den dahinter Sitzenden und noch Wachenden ein Zeichen seiner Ankunft zu geben.

VIERTES KAPITEL. DER SOHN DES STRANDVOGTS.

Der Strandvogt war mit seinen Gefährten von der mühsamen und doch vergeblichen Seereise erst nach zehn Uhr Abends wieder in Sassenitz eingetroffen; der heftige Gegenwind und die aufgewühlten Wellen der empörten See hatten sie so lange auf dem Wasser festgehalten. Mutter Ilske hatte den alternden Mann diesmal mit ungewöhnlicher Besorgniß und Sehnsucht erwartet, da sie sich sein langes Ausbleiben nicht gut erklären konnte, indem dergleichen Berufsfahrten die kühnen Strandbewohner selten so weit in die See hinausführten.

Als der Alte in sein Stübchen trat, das die blitzblank gescheuerte Messinglampe schon lange behaglich erleuchtete, fand er den Abendtisch fertig gedeckt und reichlich mit kalten Speisen beladen; Mutter Ilske stand mit gefalteten

Händen daneben und blickte mit sichtbarer Befriedigung den glücklichen Heimgekehrten an, der einsilbig wie nie sein »Guten Abend, Ilske« brummte und dann langsam mit ihrer Hülfe den nassen Sturmrock auszog, nachdem er sich zuvor aller übrigen mitgenommenen Gegenstände entledigt hatte. Dabei bemerkte er nicht, wie Ilske sich wunderte, ihn so schweigend zu finden, was ganz gegen seine Gewohnheit war, wenn er ein kühnes Unternehmen glücklich vollbracht hatte.

Auf die alsbald an ihn gerichteten Fragen, die nun zahllos auf ihn einstürmten, erwiderte er eben so wenig etwas Befriedigendes, und die besorgte Hausfrau erhielt von der ganzen Fahrt nur sehr oberflächliche Andeutungen. So setzte sie sich endlich, da sie augenblicklich keinen weiteren Erfolg ihrer Bemühungen erwarten konnte, neben ihren Mann, der schon seinen Platz am Tische eingenommen und einen kalten Fisch zu verspeisen begonnen hatte. Allein der gute Appetit, den er nach ähnlichen Ausflügen mit heimzu bringen pflegte, schien ihm heute gänzlich zu mangeln, er rührte sehr wenig an und legte bald zu Ilske's gränzenlosem Erstaunen Messer und Gabel bei Seite, als er nach ihrer Meinung kaum erst zu speisen angefangen hatte, ja er vergaß sogar nach seiner Pfeife zu greifen, was doch sonst der unausbleibliche Schluß der Nachtmahlzeiten war.

Mutter Ilske, über alle diese seltsamen Abweichungen von der Regel höchst unbehaglich gestimmt, räumte schnell die kaum angerührten Speisen, die Teller und das Tischtuch fort, und als sie nun ihren Strickstrumpf hervorholte und ihrem Manne gegenüber vor der Lampe Platz nahm, hatte sie sich bereits fest in den Kopf gesetzt, solche Fragen an

ihn zu stellen, auf die nothwendig eine bestimmte Antwort erfolgen mußte.

»Was hast Du nur, Daniel,« sagte sie, halb traurig, halb unzufrieden, »daß Du heute ganz gegen Deine Gewohnheit so schweigsam und mürrisch bist?«

»Nicht mürrisch, Ilske, aber schweigsam allerdings, da hast Du recht, und das hat seine Gründe.«

»Ja freilich, das sehe und merke ich, aber welche Gründe sind das, Mama?«

»Ilske, Du betrübst mich wirklich mit Deiner weibischen Neugier. Wenn ein Mann in meinen Jahren und in diesen schweren Zeiten trübe und ernst gestimmt ist, so befindet er sich wohl innerhalb der Gränzen seines Rechtes. Was soll ich Dir das Herz schwer machen mit meinen Befürchtungen? Das hilft ja zu nichts und es ist also besser, daß ich allein leide, als daß auch Du daran theilnimmst und Dir die Nachtruhe verdirbst.«

»Das ist ja eine ganz neue Ansicht von Dir, Daniel,« erwiderte die gute Frau mit weit aufgerissenen Augen, indem sie ihr Strickzeug langsam in den Schooß sinken ließ, »und ich muß Dir ganz offen sagen, Du kommst mir höchst merkwürdig vor. Also das Herz willst Du mir nicht schwer machen und hast Befürchtungen? Dann nur heraus damit, Mann, denn es ist gewiß etwas recht Düsteres, und ich will mein Theil so gut davon haben, als wäre es das Glücklichste, was uns widerfahren könnte.«

»Düsteres? Nein, nicht so ganz!« erwiderte er etwas rascher als vorher, »aber es kann düster genug werden. Sieh, ich habe Dir schon gesagt, der abtrünnige Däne hat einen Mann in einem Boote gejagt; dieser Mann ist am Fuße der

Stubbenkammer, nachdem er eine kühne Fahrt glücklich zurückgelegt, gelandet und nun bin ich bloß begierig zu erfahren, ob er den verteufelten Spürhunden, die da oben Wache halten und unsren schönen Wald lichten, entkommen ist. Beinahe zweifle ich daran.«

Die Alte schüttelte sorgenvoll ihren grauen Kopf. »Also das bedrängt Dich!« sagte sie. »Gut. Hast Du denn irgend eine Kenntniß oder nur einen Verdacht, daß der kühne Mann in dem gejagten Boote ein Bekannter ist, dessen Schicksal Dir nahe geht?«

Der Alte, so stürmisch bedrängt, schwieg hartnäckig; als aber Ilske ihre Hand auf die seine legte und bittend sagte: »Daniel!« da konnte er nicht länger schweigen, sondern fuhr fort:

»Das ist es ja eben, was ich Dir nicht sagen kann – Kenntniß habe ich gar nicht davon, aber einen Verdacht, eine Ahnung – hm! ja, die habe ich und habe ich nicht, wie Du es nehmen willst.«

»Das ist freilich genug gesagt. Du ängstigst Dich, und weißt nicht warum – willst Du mir wenigstens vorreden – ich aber, Daniel, ich sage Dir: jetzt weiß ich bestimmt, daß Du mehr von der Sache und diesem Manne weißt, als Du mich wissen lassen willst.«

Wiederum schwieg der Vogt, er konnte nichts entgegnen, und lügen wollte er nicht, was er der ehrlichen und treuen Ilske gegenüber niemals hatte zu Stande bringen können. Es entstand daher eine lange Pause, die der guten Mutter Ilske endlich so lang wurde, daß sie sie zu verkürzen beschloß. Sie stand auf, holte ihre Bibel, schlug eins ihrer Lieblingskapitel auf und fing an zu lesen. Der Strandvogt, kaum bemerkend, was vorging – so tief war er in seine Träumereien

versunken – saß unbeweglich ihr gegenüber: die Hände vor sich auf dem Tische gefaltet, blickte er nach der ihm gegenüberhängenden Uhr und rechnete wiederholt im Kopfe.

Nachdem die Alte etwa eine halbe Stunde gelesen, machte sie das trostreiche Buch zu und seufzte ein paarmal recht aus vollem Herzen. Es war unterdeß spät geworden, die Mitternacht war herangekommen und also die Stunde des Schlafengehens schon längst vorüber.

»Vater,« fing sie endlich wieder an, einen freundlichen Blick auf den geliebten Mann werfend, »ich weiß nicht, warum wir so lange wachen – willst Du nicht zu Bette gehen?«

»Nein, ich fühle keine Lust zum Schlafen und bin heute nicht gestimmt dazu. Weit lieber ginge ich in den Wald und sähe die Sterne flimmern. Geh Du aber zu Bette, wenn Du müde bist.«

»Nein, dann will ich auch bei Dir wach bleiben, denn ich würde mich nicht der Stunde zu erinnern, wo ich mich zur Ruhe begeben hätte, wenn Du in Sorgen munter bliebst.«

Trotz ihres fest ausgesprochenen Willens nun, munter zu bleiben, überwältigte sie doch nach einiger Zeit der Schlaf; sie nickte ein, wachte dann wieder auf, seufzte und fiel endlich auf ihrem Stuhle in einen sanften Schlummer.

Als der Strandvogt die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Frau fest eingeschlafen war, stand er leise auf, stellte sich an's Fenster und schaute begehrlich auf die See hinaus.

Der Mond war schon weit westlich gezogen und warf nur noch schräge Strahlen auf das unter dem klaren Sternenhimmel glitzernde Meer. Kein Wölkchen war am ganzen unermeßlichen Himmelsraume zu sehen. Leise strich der Nachtwind über die kleinen tanzenden Wellen, und die

Brandung unten am Strande, die sich von der Berglehne wieder bis zu ihrer gewöhnlichen Gränze zurückgezogen hatte, schlug in langsam murmelnden Tönen bis zum Berge hinauf, wo das einsame Häuschen stand.

Nachdem der alte Seemann alle Erscheinungen eine Weile aufmerksam gemustert, wandte er sich wieder vom Fenster ab und schritt im Zimmer hin und her, aber so leise wie möglich, um den Schlummer seiner Frau nicht zu stören. Er konnte es sich selbst nicht länger verheimlichen, er wurde von Minute zu Minute unruhiger, denn was er in der geheimsten Herzensfalte erwartet hatte, schien sich noch immer nicht erfüllen zu wollen. Endlich aber gewann es den Anschein, als ob er sich auch damit begnügen wolle, und schon dachte er im Stillen daran, seine Sorge in die weichen Kissen seines Bettes zu begraben, als sein scharfes Ohr ein Geräusch vor dem Hause zu vernehmen glaubte, wie wenn ein Mensch die kleine Stackethür öffnete und in den Garten trate. Er horchte genauer hin, sein Herz schlug ihm hörbar in der Brust – da war es ihm, als ob ein Schatten draußen am Fenster sich zeige, und einen Augenblick darauf – ja, es war ein Mensch – wurde dreimal rasch hintereinander an's Fenster gepocht, und zwar so laut, daß auch Mutter Ilske augenblicklich aus ihrem Schlummer auffuhr.

Der Alte that einen Schritt zum Fenster, der beinahe einem Sprunge gleichkam, dann aber einen Freudenschrei ausstoßend, der durch das ganze Haus gellte, vollführte er einen Satz zur verriegelten Thür, durch die alsbald ein hochgewachsener kräftiger Mann halb gebückten Hauptes hereintrat, der in seinen blühenden Zügen die unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Strandvogt sowohl, wie mit dessen

Frau zeigte, denn während er in seiner Haltung, seinem gebieterischen Ernste und seiner ganzen männlichen Erscheinung die natürliche Würde und furchtlose Widerstandskraft des Einen besaß, entbehrt er nicht der schönen regelmäßigen Züge, der treuen blauen Kinderaugen, der leicht geschwungenen Nase und der gesunden, wiewohl durch die Luft dunkler angehauchten Gesichtsfarbe der Anderen. Ja, es war Waldemar Granzow, der jüngste und einzige übrig gebliebene Sohn des alten Ehepaars, der seit Jahren abwesende Liebling des Hauses, der Gefährte des reichen Erben von Spyker, des jungen Grafen Brahe, jetzt aber der Flüchtling vor der Uebermacht ausländischer Söldlinge, der freudestrahlend, kindlich bewegt und doch fest und maaßhaltend in seiner Freude, den Eltern gegenüber stand und aus einem Arm in den andern, von einem Herzen zum andern flog.

Eine geraume Zeit verstrich, bis der so natürliche, lange eingedämmte, jetzt aber alle Schleusen überfluthende Freudenstrom der alten Eltern, die ihren Sohn so zahllosen Gefahren glücklich entronnen sahen, verrauscht war; zwar weinte die Mutter, innerlich entzückt, noch lange leise fort, zwar hielt sie noch immer mit ihren Armen seinen Leib umschlungen und der Vater hatte noch immer seine beiden Hände gefaßt, aber doch fielen schon wieder zusammenhängende Worte, und man war von dem allgemeinen überfliegenden Anschauen des wackeren Sohnes zum Festhalten der einzelnen Züge des lange nicht Gesehnen übergegangen, bis endlich der Vater sich dicht vor ihn, der ihn fast um einen halben Kopf überragte, hinstellte, seine Hände noch einmal mächtig schüttelte und mit einem gewissen triumphirenden Tone rief:

»Waldemar! Also da bist Du mit heiler Haut, gesund und lebendig, bis auf die Haarspitzen! Aber sage mir, sage mir, Knabe, bist Du es gewesen, der heute bei'm Sturm in dem kleinen Boote hier vorübergeseegelt ist und den die Kugeln der wetterwendischen Dänen verfolgt haben?«

»Ja, mein Vater, das war ich, und ich bin stolz darauf, auch den Geschossen dieser Feinde ausgesetzt gewesen zu sein, nachdem ich schon früher von den Franzosen in ernsterer Gestalt die Feuertaufe erhalten habe.«

»So! Also Du bist der Wackere! Ha, da hat mich also mein wachgewordenes Vatergefühl doch nicht betrogen! Und nun, Mutter, kann ich Dir sagen, daß die Ahnung, er wäre der Verfolgte – Gott weiß, wie einen solche Gedanken anfliegen! – mich peinigte und daß die Besorgniß, ob er glücklich entkommen würde, allein es war, die mich so schweigsam und traurig gemacht hat.«

Da tauchte denn freilich vor den Augen der guten Mutter ein klares Licht auf, und sie fiel ihrem vorher mit so großem Unrecht gescholtenen Manne glückselig um den Hals und dankte ihm mit Worten und Küssem, daß er ihr den großen Schmerz erspart und seine Besorgniß männlich verschwiegen hatte.

Aber da fiel ihr plötzlich etwas Anderes ein. Waldemar hatte einen weiten Weg zu Lande gemacht und mußte also, wenn er sonst seiner Natur treu geblieben war, einen großen Appetit mitgebracht haben. Sie fragte ihn rasch danach, und auf seine bejahende Antwort holte sie hurtig, mitten in der Nacht, während der Vater zur Vorsicht die kleinen Leinwandgardinen vor die Fenster zog, Alles herbei, was sie an schmackhaften Vorräthen in Küche und Keller bewahrte, und so kam auch die Flasche edlen Portugiesers wieder

zum Vorschein, die nachmittag bei Anwesenheit des Diakonus aus Sagard nicht halb geleert war.

Während der hungrige Sohn hastig von den vorgesetzten Speisen aß, schwiegen die entzückten Eltern, obgleich ihr Herz sie drängte, Näheres über die Flucht des Gesicherten zu erfahren, aber sie entschädigten sich dadurch, daß sie mit unverholener Freude den Liebling anschauten und, befriedigt durch Alles, was sie an ihm vorfanden, sich wiederholt heimlich ihren Beifall zunickten. Kaum aber hatte Waldemar seine Mahlzeit beendet, was er durch ein freundliches Kopfnicken gegen beide Eltern hin ausdrückte, so konnte der ungestümere Vater nicht länger seine Unruhe bewältigen, und er begann die Erzählung des Sohnes mit einer Summe von Fragen einzuleiten, die Waldemar sofort zu allgemeiner Befriedigung, aber freilich auch zu beiderseitigem Erstaunen beantwortete.

»Meine Lieben,« sagte er, »nun laßt mich meine Schicksale ruhig und im Zusammenhange erzählen: ich will so kurz wie möglich sein, aber dennoch werde ich eine Stunde von Eurer Nachtruhe in Anspruch nehmen müssen.«

»Das schadet nicht, das schadet nicht!« rief der wißbegierige Vater, und die Mutter nickte ihm vollen Beifall zu.

»Ja,« fuhr Waldemar fort, »mir ist Wunderbares und Großes begegnet, und ich habe viel von dem zerstörenden Gange der Weltbegebenheiten, die jetzt die Herzen der Menschen mit Wehklagen erfüllen und ihre Seele erschüttern, mit eigenen Augen gesehen. Ich habe die Gewitter der Schlacht donnern und den Wolkenbruch rauschen gehört, der auf die Häupter der Nationen herabstürzt, ich habe selbst meine Hände dem großen Werke geliehen, den kühnen Eroberer von seinem usurpirten Throne zu reißen, aber

ich, wie so viele andere, habe erfahren, daß die Stunde noch nicht geschlagen, die uns von seiner Last befreit, und daß wir vielleicht noch lange verurtheilt sind, die Ketten und Banden zu tragen, die, für jetzt unzerreißbar, er über uns alle geworfen hat. Daß ich in England mit Magnus Brahe mich auf die Flotte Nelson's einschreiben ließ und den Seesieg bei Trafalgar mit erkämpfen half, das wißt Ihr, nicht wahr? Nun ja, und daß wir später von Schweden aus nach Colberg segelten, um den Franzosen in den Rücken zu fallen, das wißt Ihr auch. Ja, so war es! In Colberg aber blieben wir eine lange Zeit. Da lernten wir den preußischen Helden, den General Gneisenau kennen und schlossen mit dem wackeren Bürger Nettelbeck einen heiligen Freundschaftsbund. Dieser Freundschaftsbund aber brachte uns in Verhältnisse, die ich Euch nachher näher auseinandersetzen werde; nur so viel will ich vorläufig davon sagen, daß wir dadurch auf die Seite der Deutschen gezogen wurden, die jetzt die Vorkämpfer des allgemeinen nationalen Kampfes sind, und in tausend Gefährlichkeiten geriethen, die alle einzeln und mit kurzen Worten zu erzählen mir jetzt unmöglich sein würde. Magnus vor allen wurde kühner denn je und, von dem seinem Gedächtnisse überlieferten Ruhm und Thatendrang seiner heldenmüthigen Vorfahren gelockt, beschloß er, auch ein Blatt der Geschichte derselben auszufüllen und seinen Namen dem Verzeichniß ihrer Thaten zuzufügen. Aber das war gefährlich und brachte uns in vielfache Noth und Bedrängniß. Auf allen Seiten lauerten Spione, die ganze Atmosphäre, die uns umgab, war mit Horchern und Angebern angefüllt; nur zu bald war sein hervorstechender Name den französischen Gewalthabern bekannt, und er wurde auf die

Aechtungsliste der verrufenen Patrioten gesetzt. Ich, der immer an seiner Seite stand, ihm in allen Dingen meinen Beistand lieh, war überall, wo ich konnte, sein Schild, und oft genug sein Schwert, und daher war es natürlich, daß ich mit ihm zugleich geächtet und verfolgt wurde. So prangen denn jetzt unsere beiden Namen, wie sie immer brüderlich zusammen genannt wurden, auch auf den schwarzen Listen des Eroberers und Tyrannen Europa's zusammen, und Brahe und Granzow, so unbedeutend die Namen an und für sich dem großen Napoleon gegenüber sein mögen, sind als zwei Männer verrufen, die man zu verfolgen sich in seinem Interesse gedrungen fühlt. So kam es denn, daß wir uns in Pommern, wo wir uns bald hier, bald dort aufhielten, nicht mehr sicher glaubten und, von der Nothwendigkeit hart bedrängt, nach Königsberg gehen wollten, wo sich um den unglücklichen König von Preußen viele treue Männer sammelten, die ihm zur Seite standen in der Gefahr des Augenblicks und in dem Rathe der Zukunft. In Danzig aber wurden wir schon aufgehalten und, obschon nicht völlig erkannt, doch für verdächtig angesehen, weshalb wir, um unsern Verfolgern zu entkommen, gezwungen waren, uns an abgelegenen Orten aufzuhalten und bessere Zeiten zu erwarten, um unsere Pläne auszuführen. Hier nun begannen unsere Irrfahrten, denn wir waren auch von hier zu entweichen bald genöthigt, um den zahllosen Aufpassern zu entgehen, die alle Wege und Wälder, alle Städte und Dörfer haufenweise und unter den verschiedensten Verkappungen belagerten. Endlich war man auf unsere Fährte gerathen und wollte uns in einer Nacht auf der polnischen Gränze aufheben, um uns nach Frankreich oder vor irgend ein Kriegsgericht zu führen. Indessen erhielten wir Kunde davon und fanden

Gelegenheit, kurz vor unserer Verhaftung mit einem russischen Courier nach Berlin zu flüchten. Hier lebten wir lange in Verbogenheit bei Freunden, die Magnus in zahlreicher Menge besaß und fand, und warteten mit Ungeduld eine Gelegenheit ab, unsere Hand zu bewaffnen und uns dem Feinde gegenüber zu stellen. Aber auch in Berlin war man uns endlich auf die Spur gekommen und umstellte uns mit gleißnerischen Hetzhunden. So hielten wir es denn für das Gerathenste, uns eine Zeit lang zu trennen und für spätere Tage einen Ort zu bestimmen, wo wir uns wieder vereinigen wollten, um dann von Neuem gemeinschaftlich zu handeln. Wir wählten zu diesem Vereinigungspunkte unser kleines Vaterland, das, am weitesten von den Polypenarmen des Er-oberers entfernt, am meisten unserm Zweck zu entsprechen schien. Hier auf Rügen wollten wir uns übermorgen, den 31. Mai, um Mitternacht auf dem Rugard treffen, eine Weile ruhig auf der Insel bleiben, die Verhältnisse hier mit eigenen Augen anschauen und sehen, was für unsere Heimat und Landsleute etwa zu thun sei. Zugleich aber wollten wir auch unsere mit den Jahren gewachsene Sehnsucht befriedigen, die namentlich Magnus fast verzehrte, und unsren so lange nicht gesehenen Lieben einen unvermutheten Besuch abstatten.«

»Das war ein vernünftiger Gedanke, mein Sohn,« unterbrach ihn der alte Strandvogt, »und nun sollst Du nicht so bald wieder aus unserer Nähe scheiden.«

»Das wollen wir noch nicht so bestimmt entscheiden, mein Vater. Wohin mich die Nothwendigkeit zu gehen zwingt, dahin werde ich gehen. Doch höret nur weiter, ich bin bald an das Ende meiner Irrfahrten gelangt. – Da, in Berlin, bot sich plötzlich, als wir noch in stiller Berathung

hin und her schwankten, dem abenteuerlichen und ritterlichen Sinne meines Freundes eine willkommene Gelegenheit dar, seinen Thatendurst zu stillen. Sein Freund Schill, den er schon in Colberg bei Nettelbeck kennen gelernt, unternahm einen Ausflug nach dem westlichen Deutschland, um im Rücken des französischen Heeres und in den von ihm zum Theil verlassenen Ländern einen Handstreich zu wagen, den man in einigen Kreisen für den zerstückelten preußischen Staat von großem Nutzen, von anderer Seite aber, und meinem Urtheil und Gefühl nach mit Recht für nutzlos, gefährlich und den Verhältnissen des Königs sehr wenig entsprechend hielt. Indessen Magnus hatte sich einmal dazu entschlossen, und er folgte diesmal mehr der Kampfbegier als der Klugheit, und so ritt er an Schill's Seite aus den Thoren Berlins, und ich habe seit dieser Zeit nichts wieder von ihm gehört. Ob ihnen ihr Vorhaben gelungen, was sie ausgeführt – ich weiß es nicht; möglich, daß Magnus noch bei dem verwegenen Parteigänger ist, möglich, daß er sich schon auf Rügen befindet, um mich übermorgen Nacht an der bezeichneten Stelle zu treffen. Ich werde also jedenfalls den Rugard besuchen und, sollte er nicht kommen, ihn von acht zu acht Tagen an derselben Stelle erwarten, denn so hatten wir es unter uns verabredet.

Was nun mich selbst seit Magnus' Abmarsch anbetrifft, den ich auf die Weise, wie er erfolgt, nie gebilligt und nach Kräften abgerathen habe, so hielt ich mich, zum ersten Mal seit meinem zwölften Jahre allein in der Welt stehend und von ganzem Herzen besorgt um meinen Freund, dessen Wohl ich nun nicht mehr überwachen konnte, eine Zeit lang verborgen in Berlin auf; endlich aber erkannte ich es für zweckmäßig, meinen Versteck zu verlassen und mich

nach Stettin zu begeben, um von dort aus, trotzdem es die Franzosen in Besitz hatten, auf irgend eine Weise hierher zu gelangen. Ich kam glücklich in Stettin an, hielt mich unter Anderm Namen bei einem vertrauten Manne auf, und dieser verschaffte mir endlich die Gelegenheit, mit einem schmuggelnden Küstenfahrer das Land zu verlassen und den Versuch zu wagen, Rügen zu erreichen. Allein man muß mich doch wohl ausgekundschaftet haben, denn als wir in See waren, zeigten sich zu unserer Ueberraschung dänische Kreuzer, die uns schon erwartet zu haben schienen und ohne Verzug auf uns Jagd machten. Wir entwischten ihnen jedoch gestern Nacht bei starkem Nebel und segelten nordwärts, als wir auf der Höhe der Greifswalder Oee abermals einigen Schiffen begegneten, denen wir nur dadurch ausweichen konnten, daß wir uns auf die Oee retteten, das Fahrzeug selbst aber den Wellen überließen. Die Dänen stürzten darauf los; als sie es aber leer fanden, folgten sie uns zur Insel und umstellten sie, da ich mich nur dahin gerettet haben konnte. Ich brachte die Nacht auf dem Strohboden des ehrlichen alten Ralswyk hin, der alles Mögliche that, um mich meinen hartnäckigen Feinden zu entziehen. Meine Lage aber war dennoch sehr unsicher, und da heute nachmittag ein Sturm aus Südosten losbrach, der meine Fahrt hierher begünstigte, so rüstete mir Ralswyk ein gutes Boot aus, in das ich zu schlüpfen versuchte, um nach Rügen überzusetzen. Allein ein Mann hatte mich doch belauert, und als ich das Boot besteigen wollte, machte er mir es streitig, indem er mir in den Weg trat und ein lautes Geschrei erhob. Es war ein Steuermann der dänischen Corvette, die Ihr auf meinen Fersen gesehen, ein schlauer Fuchs, denn um

mich zu locken und dadurch aufzuhalten, bis er Beistand erhielt, gab er sich das Ansehen eines Bekannten und rief mich bei meinem wirklichen Namen. Allein ich errieth seine List und war zugleich schneller und geschickter als er. Ich rannnte ihn nieder, sprang in das Boot und vertraute mich Gott und dem Meere an, trotzdem der Sturm etwas heftig war. So hoffte ich einen guten Vorsprung zu gewinnen und Rügen sicher zu erreichen, um so eher, als die Dänen mit ihrem großen Schiffe den gefährlichen Ostwind scheuen mußten, wenn sie auf meine Verfolgung bestanden. Ich segelte ab und war schon ein gutes Stück in die See hinein, als ich den Danebrog hinter mir flattern sah, den man aber einzog, als man sich Rügen näherte. Ich wollte zuerst auf dem Göhren'schen Höwt landen, weil es der nächste Küstenpunkt war, aber schon Ralswyk hatte mir gesagt, daß die Franzosen eine strenge Wacht daselbst hielten, und bald sah ich durch mein Glas, daß sie sich schon bereit machten, mich als gute Beute in Empfang zu nehmen. Da hielt ich denn, auf mein Glück vertrauend, auf Stubbenkammer ab, wo ich, einmal gelandet, bei meiner genauen Ortskenntniß mich leicht verbergen konnte. Die Landung am Waschstein gelang, ich war aber von der dortigen Felswache gesehen worden, und wurde verfolgt, sobald ich das Land betreten hatte. Allein ein Schlupfwinkel, den sogar nur wenige meiner Landsleute kennen, nahm mich auf; dort verbarg ich mich bis zur Nacht, und dann erst schlich ich durch die Posten, die die Umgebung von Stubbenkammer besetzt halten. So bin ich denn hier bei Euch angelangt und begrüße Euch noch einmal recht herzlich, in der Hoffnung, daß keine Feinde hier in der Nähe sind und mich sobald niemand entdecken wird.«

»Das hoffe ich auch, mein Sohn. Nein, hier herum weiß ich keinen Posten außer auf der Försterei in Werder, Sagard und Spyker —«

»So, also in Spyker sind Franzosen?«

»Ordentlich, mein Sohn, in Hülle und Fülle, und sie hausen daselbst, als ob sie Land und Leute in einem Jahre vertilgen wollten.«

»Ich dachte es mir beinahe, also dahinaus werden wir uns nicht wenden können?«

»Nimmermehr; aber es wird genug andere Schlupfwinkel geben, wo Ihr unbelästigt leben könnt. Was wollt Ihr hier beginnen, oder was habt Ihr Euch für Dinge in den Kopf gesetzt? Das ist eine Frage, die ich mir zuerst zu beantworten bitte.«

»Mein Vater, höre mich wohl an und merke es Dir, in Freude und in Hoffnung. Es gehen augenblicklich große Dinge in der Welt vor, mächtige Heere treten die Länder und Völker nieder; aber so wichtig und bedeutungsvoll das ist, so bereitet sich doch noch Größeres und Gewichtigeres vor. Denn die so lange mit Füßen getretenen Nationen fangen endlich an, allmählig aus ihrem apathischen Schlummer zu erwachen. Sie rütteln sich und schütteln sich vor Unmuth und Groll, und ein Gemurmel des gerechtesten Rachegefühls läuft wie ein drohendes Ungewitter von Nord nach Süd, von Ost nach West. Lange genug hat der verwegene Eroberer seine eiserne Faust auf die freigeborenen Nacken der Völker gelegt und der lange verhaltene Racheschrei hat sich aus ihren Kehlen losgerungen und ihre Hände bereiten sich vor, zum scharf geschliffenen Schwerte zu greifen und den allgemeinen Feind auf's Haupt zu schlagen. Und nicht

allein das gemeine Volk erhebt sich im leicht erregbaren Zorne, nein, die Ersten und Besten aller Stämme stehen auf und erheben ihre Stimme, denn sie erkennen, daß nicht Alles so gewesen, wie es sein mußte, daß man endlich Hand anlegen müsse, verrostete Schäden auszutilgen und das Besserungsfähige zur Vollendung zu führen. So rufen sie z. B. in Preußen leise und im Stillen, aber darum doch verständlich genug, Alles, was edle Pläne erdenken und Thaten vollbringen kann, zusammen, um sich nach und nach um ihren König zu schaaren, und haben einen Bund geschlossen, den sie den Tugendbund nennen und dessen Hauptzweck ist, mit und bei einander zu stehen in redlichem Streben, das Vaterland zu retten, seine vertrockneten Hilfsquellen vom Schlamme zu reinigen, seine geschwächten Kräfte zu stärken, um endlich, wenn die rechte Zeit gekommen, loszubrechen gegen den Gewaltigen auf einen Schlag. Diesem Bunde nun sind auch ich und Magnus Brahe beigetreten, um auch in unsren Kreisen und nach unsren Kräften für das große Ganze zu wirken; und wenn auch noch Jahre vergehen, bis die köstliche Saat zur Erndte reif ist und bis das Gewitter zum Entladen über das *eine* Haupt sich gesammelt hat, so ziehen die Wolken doch schon langsam heran und nur ein mächtiger Windstoß fehlt noch, die lange glimmenden Funken endlich in lichten Brand zu setzen. Wenn dann in geeigneter Stunde ein einsichtsvoller, muthiger und Gott vertrauender Herrscher seine Schaaren ruft, dann werden sie kommen zum allgemeinen Waffentanze und werden ihre Leiber hergeben, um ihre Seele frei zu machen von dem Drucke, der wider göttliches und menschliches Recht auf ihnen lastet. Dann, ja dann, mein Vater, werde auch ich unter meinen Landsleuten oder andern freien Männern stehen und meine Hand

mit zu dem allgemeinen Werke leihen, dann, und vielleicht schlägt die verhängnißvolle Stunde bald, werde ich helfen, Euch, mich und uns alle aus den schmählichen Banden der Knechtschaft zu lösen.«

Staunend, bei jedem Worte in neue Verwunderung gerathend und ganz bleich vor innerer Erregung, hatten die alten Eltern der begeisterten Rede des warm und immer wärmer gewordenen Sohnes zugehört; ihre Herzen klopften dabei von einer noch nie empfundenen Gluth und sie konnten anfangs keine Worte finden, ihren Gefühlen den rechten Ausdruck zu geben. Endlich aber faßte sich der Vater zuerst und, nachdem er sich eine Weile geräuspert, kam ihm die Stimme wieder und er sagte, obwohl lebhaft besorgt, die Begeisterung des Sohnes zu dämpfen:

»O mein Gott, was sind das für Zeiten, mein Sohn! Und daß solche Worte in diesem kleinen Hause würden gesprochen werden, noch dazu von meinem Kinde, wer hätte das gedacht! Ja, es sind gar schöne und trostreiche Worte, die Du da gesprochen hast, mein guter Waldemar, und sie haben mein altes kaltes Herz ganz warm gemacht und zum Schlagen gebracht, wie es damals schlug, als ich jung war und um Deine Mutter freite – o ja, ich möchte wohl wieder jung sein, um den neuen Völkerfrühling mit heranführen zu helfen, allein – habt Ihr kühnen Leute auch wohl bedacht, was für ein schweres Werk Ihr Euch vorgesetzt? In Wahrheit, Ihr mögt einen guten Willen und kräftige Fäuste haben, Eure Schwerter mögen scharf und Eure Kugeln sicher sein, aber er, der Gewaltige, der schon hundert Schlachten siegreich gelenkt, dem keiner widersteht, dem er entgegentritt, und der sich von einem so kleinen Zwerge zu einem so großen Riesen emporgeschwungen hat, er ist stark, mein

Sohn, ein Herkules gegen Euch. Wie, wenn er Euch alle vernichtete in seiner Kraft und seinem Zorne und das ganze große Vaterland der Deutschen und Schweden in ewige und unzerreißbare Bande schläge?«

»O mein Vater, Du siehst diesen Gewaltigen, wie Du ihn nennst, mit verschleiertem Auge an, verschleiert von dem Nebel seines Ruhms und umdüstert von der kläglichen Hüllosigkeit seiner schwachen Widersacher. Mache sie einmal auf, Deine Augen, und blicke ihn klar an, wie ich Dich jetzt anblicke, und dann wirst Du sehen, daß er weiter nichts ist als ein Mensch, befähigt und stark freilich, aber immer nur ein Mensch, das heißt ein vergängliches, dem Irrthum unterworfenes Wesen, das sinken und fallen kann, wie es sich erhoben und vergrößert hat. Bis jetzt freilich ist dieser Napoleon von Stufe zu Stufe gestiegen und seine Unternehmungen, seltsam und wunderbar genug! so gigantisch und abenteuerlich sie waren, sind ihm alle geglückt. Durch dieses Glück aber berauscht, von seinem ungeheuren Ehrgeiz in's unermeßliche Weite und Hohe gedrängt, von einer Selbstsucht ohne Gleichen gestachelt, hat er das menschliche Maaß und Ziel vergessen, dem alle Sterblichen unterworfen sind, und so träumt er sich etwas Besseres, als alle übrigen vom Weibe Geborenen – ein Halbgott zu sein. Hier aber ist er an die Gränze des Möglichen gelangt, denn der Mensch, mag er sein, wer und was er will, soll und darf sich nicht über seinesgleichen erheben und der ganzen Welt nach seinem Gutdünken Gesetze vorschreiben wollen. Alles Blut, was er so stromweise vergossen, schreit jetzt gegen ihn auf, und so wird er, wie er gestiegen ist, von Stufe zu Stufe wieder herabsinken, dem Ende aller vergänglichen Dinge entgegen, denn Gott hört das schreiende Blut, er selbst wird

ihm die Schranke setzen, die er nicht überspringen kann, und wird ihm sagen: bis hierher, Mensch, und nicht weiter! und wir werden ihn taumeln – dann fallen und endlich sinken sehen, wie einen Schwimmer, der im Meere gegen den großen Strom eine Weile siegreich ankämpft, aber am Ende doch seine Kraft verliert und in den Grund gerissen wird, den noch kein sterbliches Auge erschaut hat. Das hoffen, das wünschen wir, ja, das prophezeihen wir ihm!«

»Gebe es Gott in der Höhe, und sein Name sei ewig gepriesen!« sagte die fromme Mutter, faltete die Hände und stützte bekümmert ihr sorgenschweres Haupt darauf, das nun doch endlich die lange verscheuchte Müdigkeit ergriff.

Waldemar sah nach der Uhr und erkannte, daß es beinahe drei Uhr Morgens war. Er erhob sich sogleich. »Wohlan denn, meine Lieben,« sagte er, »die Nacht ist fast vorüber und ein neuer goldener Tag dämmert bald drüben im Osten herauf. So weiset mir denn meine Schlafstätte an, und wenn es hell geworden ist und wir uns von den Mühen des vergangenen Tagewerks ausgeruht haben, wollen wir das Vorliegende weiter besprechen.«

Alle drei erhoben sich von ihren Stühlen, und nachdem sie sich die Hände gedrückt, führte die sorgliche Mutter ihren Sohn in eine kleine trauliche Giebelkammer, wo er ein wohlaufluggeschichtetes Bett und Alles zu seinem Bedarfe Nothwendige vorfand, denn ein solches Zimmer war Jahre lang für den etwa rückkehrenden Sohn in Bereitschaft gehalten worden. Und nachdem der alte Strandvogt nach allen Thüren und Fenstern gesehen, ob sie wohl verriegelt und verschlossen seien, was in dieser Zeit allgemein so gehabt wurde, ging auch er zu Bette. In wenigen Minuten lagen denn alle Hausbewohner auf ihren Kissen, während der

rosige Tag bereits über dem glitzernden Meere aufging, die Wellen golden erglänzen und die Spitzen der Baumwipfel jungfräulich erröthen machte.

FÜNTES KAPITEL. DAS GESPENST AUF DEM GÖHREN'SCHEN HÖWT.

Trotzdem die Bewohner des Kiekhauses ungewöhnlich spät zur Ruhe gegangen waren und den Tag vorher körperliche Anstrengungen und geistige Aufregung in Fülle gehabt hatten, so erhoben sie sich doch schon bald nach sechs Uhr Morgens von ihrem Lager und versammelten sich unter fröhlichen Begrüßungen in demselben Zimmer, wo die Unterhaltung in der vorigen Nacht stattgefunden hatte. Nachdem sie ihr Frühstück eingenommen, hielt es der Strandvogt für räthlich, nach Sassenitz hinunter zu gehen und zu horchen, ob vielleicht irgend eine Kunde von dem unbekannten Flüchtling oder den ihm nachsetzenden Feinden unter den Dorfbewohnern laut geworden sei, um in diesem Falle ohne Zaudern die nöthigen Maaßregeln zu Waldemar's Sicherung treffen zu können. Als er ging, schärfe er den Zurückbleibenden Vorsicht ein, namentlich sollten sie die Thüren verschlossen und die Fenster verhangen halten, damit kein unberufener Lauscher den arglosen Flüchtling im Vaterhause erspähe.

Als die Mutter nach Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten zu ihrem Sohne zurückkehrte, setzte sie sich in seine Nähe, faßte seine Hand und fragte nach tausend verschiedenen Kleinigkeiten, die ihr interessant und am vorigen Abend gar nicht oder nur oberflächlich berührt waren. Nach einer Stunde traulicher Plauderei hatte sie so ziemlich Alles in Erfahrung gebracht und war nun geneigt, auch Waldemar

die Einzelheiten mitzutheilen, die während seiner Abwesenheit auf der Insel und im Hause vorgefallen waren. Da hörte er denn mancherlei, was ihm das Herz schwer machte, namentlich insofern es die Bedrückungen seiner kleinen Heimat durch die Feinde betraf, die jetzt freilich nur in geringer Anzahl auf der Insel zerstreut lagen, da ein großer Theil derselben zur Armee nach Polen befehligt war. Ihm blutete das Herz, als er vernahm, wie sie im Lande gewirthschaftet, wie sie das Eigenthum anderer so gering geachtet, Land und Leute geplündert und mit großen Abgaben belebt hatten. Namentlich aber schmerzte es ihn tief, als er hörte, daß der Kaiser der Franzosen in seinem Uebermuth es gewagt, die Königlichen Domainen an einzelne Officiere und Beamten seiner Armee zu verschenken, und wie diese nun auf den so leicht errungenen Gütern schwelgten, nicht allein den vorgefundenen Bestand vergeudend, sondern auch Grund und Boden für alle Zukunft verderbend. Allein was konnte man dagegen anderes thun, als geduldig auf die Stunde der Erlösung warten, die ja auch einmal für die Bewohner von Rügen schlagen mußte.

Die Mutter hatte ihre Erzählung geendet, und Waldemar saß gesenkten Hauptes neben ihr, im Stillen bedenkend, wie sich die Verhältnisse der Insel gestalten würden, wenn die gegenwärtige Besitzergreifung noch lange dauern sollte. Da unterbrach die Mutter sein Nachdenken, faßte von Neuem seine Hand und sagte: »Waldemar, nun haben wir Alles besprochen, was uns im Großen am Herzen liegt, jetzt laß uns auch einmal das Kleinere bereden. Däucht es Dir nicht sehr still in unserm Hause, und hast Du außer uns Beiden und der alten Trude Niemanden darin zu finden erwartet?«

»Still ist es hier, ja, meine Mutter, das ist wahr, aber ich finde diese Stille wohlthuend, und man fühlt sich beruhigt, wenn man sie mit dem ungestümen Hämmern und Pochen in der Außenwelt vergleicht. Wen ich aber hier zu finden erwartet? Was meinst Du damit?«

»Wie, Du hast noch nicht an Hille gedacht, die doch in früheren Jahren so oft Deine Gespielin gewesen und die Dich so lieb hat wie einen Bruder, obgleich Du nur ihr Vetter im dritten Grade bist?«

»Ah ja, Du hast Recht. Hille, wo ist sie? Sie ist doch nicht schon verheirathet?«

»Bewahre, Waldemar, wer denkt jetzt an's Heirathen! Auch ist sie im vergangenen März erst achtzehn Jahre alt geworden und hat also Zeit genug, um auf einen Mann zu warten.«

»Ah, achtzehn Jahre ist sie schon alt? Ist sie denn groß und stark geworden, wie sie es damals zu werden versprach?«

»Groß und stark und stattlich, mein Sohn, die schönste Creatur in diesen ganzen Landen. Ich glaube nicht, daß Du je ein schmuckeres Mädchen gesehen.«

»So, das freut mich, aber wo ist sie denn?«

»Auf Bakewitz in Mönchgut bei ihrem Pathen, dem Gutsbesitzer Lachmann.«

»So, und was thut sie in diesen unruhigen Zeiten da, wo keine Frau im Hause ist?«

»Ja, sieh, das hat so seine eigene Bewandtniß. Der alte Lachmann, der gute brave Herr, liegt auf den Tod krank darunter und wollte sie vor seinem Abscheiden noch einmal sehen. Vielleicht vermachte er ihr in seinem Testament einen

Theil seines Vermögens, denn, wie Du weißt, hat er weder Weib noch Kinder, noch irgend andere Verwandte.«

Waldemar schwieg, während die Mutter glaubte, vielleicht auch hoffte, er werde irgend eine hierauf bezügliche Antwort folgen lassen. »Freut Dich das nicht?« fragte sie nach einer Weile.

»Mich freut Alles, was das Wohl meiner Freunde und Verwandten vermehrt. Hille mag zufrieden sein, einen so lieblichen Pathen zu haben, wenn sie sich nur nicht zu viel vom Glück des Reichthums verspricht.«

»O, nach Reichthum fragt sie auch nicht, danach steht ihr Herz am wenigsten, denn sie ist ein ebenso braves und gottesfürchtiges, wie schönes und starkes Weib geworden. – Höre 'mal, Waldemar – wann willst Du nach dem Rugard aufbrechen?«

»In der Nacht zum ersten Juni, Mutter.«

»Das ist in der Nacht von morgen zu übermorgen. Du hast also zwei Tage Zeit. Heute bleibst Du doch gewiß, bei uns?«

»Warum nicht auch morgen?«

»Ach, mein Sohn, ich bin in großer Sorge um Hille. Sie ist, so muthig und großherzig sie sein mag, doch immer nur ein Mädchen; die Franzosen stehen auf Peerd und in der Umgegend. Auf Bakewitz freilich sind sie in der letzten Zeit nicht gewesen – aber ich habe lange nichts von ihr gehört und möchte doch gar gern wissen, wie es ihr geht und ob der alte Lachmann noch lebt. Ich will sie sogleich wieder hier haben, sobald er das Zeitliche gesegnet hat.«

»Nun wohl, das ist recht. Aber was hat das mit meinem freien Tag morgen zu schaffen?«

»Waldemar, versteh' mich recht – ich möchte Dich keiner Gefahr aussetzen aber ehe Du nach dem Rugard gehst, könntest Du —«

»Was denn, sprich es aus.«

»Hille besuchen.«

»Gern. Warum sagst Du das mit so vielen Umschweifen? Was ist denn dabei? Denkst Du etwa an eine Gefahr? Woher sollte mir die drohen? Die Franzosen, die auf Peerd stehen, kennen mich nicht und halten mich für einen Eingeborenen, was ich ja auch bin. Auch werde ich Ihnen nicht gerade in das Garn laufen, und in Bakewitz bin ich so sicher wie hier, denn ich kann mich überall ihren Nachforschungen entziehen..«

»So danke ich Dir. Ja, gehe zu Hille, grüße sie von uns und bitte sie, keine Stunde allein auf dem abgelegenen Gute zu bleiben, sobald –

In diesem Augenblick ging die Thür auf, der Strandvogt trat fröhlich herein und unterbrach die Rede seiner Frau.

»Alles still, Kinder!« rief er jauchzend. »Alles still; rings herum! Kein Mensch weiß, daß Du hier bist, und niemand hat nach Dir gefragt. Der Däne wird auch keine Botschaft an's Land geschickt und glaubt gewiß seine Pflicht erfüllt zu haben, nachdem er Dich von Stettin bis Rügen verfolgt.«

»Um so sicherer kann er nach Mönchgut gehen,« wagte die Mutter leise einzuschalten.

»Nach Mönchgut? Was soll er denn da?«

»Er sehnt sich, Hille zu sehen,« erwiderte schnell die Mutter, »und Hille wird sich nicht weniger freuen, ihn nach vier Jahren mit groß gewordenen Augen anzuschauen.«

»Ah, stehen die Sachen so!« brummte der Alte halb für sich. »Meinethalben, ich habe nichts dagegen. Aber die Franzosen, Junge?«

Der Junge lächelte, – nicht über diese Franzosen, sondern weil ihn die Taktik der Mutter belustigte, die mit weiblich schlauer Berechnung ihn zu diesem Besuche veranlaßt, gegen den er im Grunde nichts einzuwenden hatte. Er beruhigte daher den Vater wegen seiner Besorgniß und bat, ihm zu sagen, wo die Wachtposten der Franzosen ständen.

»Mein Sohn,« erwiderte der Alte, »das ist eine Frage, die ich Dir nur halb beantworten kann. In Sagard steht ein kleines Commando und in Spyker eins, das ist gewiß. Ein größeres in Bergen und Garz, vielleicht auch in Putbus und Gingst, und das größte ohne allen Zweifel an der Südwestküste, Stralsund gegenüber, wo sie ja das neue Fort erbaut haben, das ihres Kaisers Namen trägt. Außerdem aber halten sie auf allen in's Meer vorspringenden Landspitzen Wachtposten, um nach den Engländern auszulugen, die sie fürchten wie die Pest. Darum haben sie auch überall Feuerbaaken errichtet, um sie anzuzünden, wenn die Engländer etwa landen wollten, die Ihrigen damit zusammenzutrommeln und dem Feinde die Landung zu wehren, oder zu entwischen, wie sie es nun für rathsam halten. So weiß ich, haben sie auf Peerd, Thiessow und Zicker ein Commando untergebracht, auch im Granitzer Ort liegen sie und senden Streifpatrouillen an der Prorer Wiek entlang. Auf Stubbenkammer hast Du selbst ihre Bekanntschaft gemacht. Auf Arkona haben sie sich erst recht eingenistet, ebenso am Möven Ort auf Wittow. Hiddens-öe sollen sie nicht berührt haben, das ist ihnen ein zu trauriger Aufenthalt, und das Kloster und Grieben haben sie voriges Jahr so leer gefressen, daß keine Maus mehr ihre

Nahrung findet. Weiter weiß ich nichts von ihnen, als daß vorauszusetzen ist, daß sie alle Fähren im Auge behalten, um zu wissen, was vorgeht im Lande, da sie es nun einmal in Besitz haben.«

»Nun,« sagte Waldemar, »das ist auch genug, was Du mir da sagst. Es ist mit einem Worte so, wie ich mir dachte, und es kann auch kaum anders sein: sie haben das ganze Land in der Gewalt, aber noch lange nicht so, daß man nicht still für sich einige Zeit hier leben und seine Freunde besuchen könnte, wie man Lust hat, ohne ihnen auf Schritt und Tritt in den Rachen zu laufen. Ich werde also heut' Abend, wenn es dunkelt, nach Mönchgut aufbrechen. Morgen bleibe ich in Bakewitz. In der Nacht zum ersten Juni gehe ich nach Rugard, und von da denke ich mit Magnus zu Euch zurückzukehren, um hier das zunächst Folgende zu beschließen.«

»Das ist vernünftig, mein Junge, und dazu gebe ich gern meine Einwilligung. Es ist mir lieb, daß Ihr keine Absicht auf Spyker habt, denn dort würde sich der Graf nicht wohl befinden, wenn er seinen schönen Besitz in den Händen und Mäulern der Franzosen sähe. Auch würde man ihn dort bald auswittern, und es wäre in kurzer Zeit um Euch beide geschehen.«

»Wir kennen die Gefahr und wissen ihr zur rechten Zeit entgegenzugehen oder auszuweichen. So sei es denn abgemacht; und nun wollen wir uns einmal die See betrachten.«

Vom Vater begleitet, trat er auf die kleine Warte und schaute durch sein Glas einige Stunden lang rings herum das Land und das Meer an. Kein Punkt entging seiner Aufmerksamkeit, er hatte für jede Kleinigkeit Sinn und begrüßte bald laut, bald im Stillen die reizenden Bilder, die sich seinem Auge darboten und die ihn wie traute Erinnerungen

aus den Kinderjahren wieder begrüßten. In ruhigem Glanze lag das Meer vor den beiden Männern. Die Sonne schien sanft und freundlich hernieder, was sie im Mai auf Rügen so selten thut. Der Himmel war ziemlich wolkenklar, und kein Wind bewegte die schwere und jetzt anscheinend so träge dahinfließende Fluth. Waldemar sah mit Entzücken von der friedlichen Heimat aus die Möven über die Strandwellen flattern, die Schwalben mit einander spielen und in der Ferne dann und wann ein schneeweißes Segel glänzen, obwohl in diesen Kriegszeiten Schiffe seltene Erscheinungen waren und schnell am Horizonte wieder verschwanden, sobald sie aufgetaucht waren.

Um zwölf Uhr nahm man das Mittagsbrod ein, die Nachmittagsstunden verbrachte man in traulicher Plauderei, als der Abend aber leise heraufdämmerte, erhob sich Waldemar, ordnete seine Waffen und steckte sein Fernglas zu sich, was die Mutter als die Rüstung zur Reise betrachtete.

»Waldemar,« sagte die ängstliche Frau, »mich quält es doch, daß Du so allein den unheimlichen Gang durch die Nacht antrittst. Hätte ich doch nichts von Bakewitz gesagt! Aber ich dachte ja nicht, daß Du den Abend, oder gar die Nacht zu Deinem Besuche wählen würdest.«

»Aengstige Dich nicht ohne Noth, Mütterchen. Sieh, der Gang bei Nacht ist ebenso sicher wie bei Tage und für mich sogar noch sicherer, denn ich kann mich einer Gefahr, wenn sie drohen sollte, um so leichter entziehen. Auch ist der Weg nicht so arg weit. In zwei kleinen Stunden bin ich an der Prora, in drei in der Granitz und in vier auf Bakewitz. Freilich wäre es mir lieber, wenn ich mein gutes Segelboot von gestern hätte und geraden Weges von hier nach dem Peerd segeln könnte. Allein der Wind ist nicht günstig, und dann

möchte es nicht immer so glücklich ablaufen, wenn die Dänen hinter mir her wären. Sei also getrost und ängstige Dich nicht; Dein Waldemar hat ärgerere Gefahren bestanden, als ihm heute drohen.«

»Gott sei gedankt für diesen guten Trost! Aber noch eins muß ich sagen. Wäre es nicht gerathen, wenn Du andere Kleider anzögest?«

»Warum das?«

»Damit man Dich nicht erkenne, wenn man Dich etwa verfolgt, und die Dänen haben Dich auf der Oee doch darin gesehn.«

»Das ist kein übler Vorschlag,« sagte der alte Strandvogt. »Die Alte ist schlau, mein Junge. Wenn Dich die Dänen nun doch signalisirt hätten?«

Waldemar dachte einen Augenblick nach. »Nein,« sagte er dann entschieden, »ich ändere meine Kleidung nicht. In dieser fühle ich mich heimisch und habe alle Bewegungen frei; selbst die schweren Stiefel hindern mich nicht am raschen Laufen, kann ich doch damit durch Moor und Sumpfwaten. Auch kann ich unter dem weiten Wetterrock sehr gut meine Waffen verbergen, und ungewohnt ist man ja hier der Seemannskleidung nicht.«

»Sie ist aber viel besser und feiner, als man sie hier zu Lande trägt, und man sieht ihr gleich das Fremdländische an.«

»Daß ich nicht wüßte. Man kann mich für einen Seemann aus Stralsund halten, und im Nothfalle spreche ich vortrefflich Dänisch und Französisch. Nein, nein, laßt mich in diesen Kleidern, ich würde mich schämen, durch meine Heimat in einer Verkleidung zu gehen, und was würde Hille sagen!«

»Haha! Ja freilich,« jauchzte wieder der Alte und warf Mutter Ilske einen verständlichen Blick zu, »das ist die Hauptsache!«

»Die Hauptsache nicht, Vater, aber ich zeige mich überall und immer gern in meiner wahren Gestalt.«

»Da hast Du auch recht, mein Junge, und nun behüte Dich Gott, es wird Zeit, daß Du fortkommst. Bist Du auch satt?«

»Bis morgen Früh.«

»So ist es gut.«

Somit war der Augenblick des Abmarsches gekommen, und als ob das Wetter den kühnen Wanderer hätte begünstigen wollen, so trat plötzlich eine Aenderung desselben ein, und zwar mit einer Naturerscheinung verbunden, die auf dem kleinen Eilande nicht allzu selten beobachtet wird. Durch die durchsichtig klare und ungewöhnlich warme Luft fuhr jählings ein kalter schneidender Wind, der über die bisher deutlich wahrnehmbare See jenes seltsame, in geballten Massen einherstürzende Nebelgewölk fegte, welches man auf Rügen See-Daak nennt und sich mit reißender Schnelligkeit oft über die ganze Insel verbreitet. Phantastische Gestalten annehmend, dicht über dem Seespiegel meist in breiter Masse vorrückend, in der Höhe aber in spitz zulaufenden Spiralen wirbelnd, gleitet das Meerungethüm gespenstisch über die Wasserfläche hin, wie wenn eine Unzahl Kanonen plötzlich, ohne ihr Gekrach hören zu lassen, sich ihres Pulverdampfs entledigt hätten und denselben nun vor sich her kreiselten. In seinem Sturmeslaufe bricht dieser Nebel mit Gedankenschnelle herein, und was er erreicht, hüllt er in

ein so undurchdringliches Dunkel, daß es dem schärfsten Auge nicht gelingt, sich einen Durchblick zu bahnen. Den schönsten und seltensten Anblick aber gewährt dieser Nebel, wenn er im Anstürmen einen mit dicken Baumstämmen besetzten Wald erreicht. Hier theilen, zerreißen ihn die widerstrebenden Stämme in einzelne Schichten, und er huscht, fortgetrieben von einer unsichtbaren Gewalt, wie der Windstoß den Windstoß und eine Wolke die andere treibt und drängt, in gewundenen Linien, die sich vereinigen, um sich bald wieder zu trennen, durch die freien Zwischenräume der Bäume, hier einen kurzen Einblick in eine höhlenartige Vertiefung, dort nur Schatten und nächtliches Dunkel gewährend.

Waldemar kannte diese im Frühjahr und Herbst sich am häufigsten zeigende Erscheinung sehr wohl und wußte, wie sie ihm auf seinem heutigen Marsche förderlich war. Er hüllte sich daher fest in seinen warmen Sturmrock, nahm seinen schweren Stock zur Hand und schritt nach zärtlicher Trennung von der Mutter und nach festem Händeschütteln mit dem Vater, rasch in den Stubnitzwald hinein, der sich von Sassenitz aus noch eine Strecke südlich und westlich über Crampas hinaus fortzieht. In einem nach Westen geschweiften Bogen schritt er unter den Bäumen auf ihm wohlbekannten Seitenpfaden bis zum Dorfe Mucran, dann schnell die Felder hinter sich lassend, erstrebte er das Dorf Reetz, von wo er der großen alten Landstraße folgte, die fast schnurgerade auf die schmale Haide zuführt. Dieser in der That überaus schmale Landgürtel, der die Halbinsel Jasmund mit dem eigentlichen Rügen wie eine Brücke verbindet, die den kleinen Jasmunder Bodden von der Prorer Wiek trennt, ist außerordentlich niedrig und flach, theils sandig, theils mit

zahllosen Feuersteinen bedeckt, die das Wandern erschweren und bei heftigen Winden, namentlich wenn sie vom Meere her fegen, unangenehm zu beschreiten sind. Heute nun wehte gerade der Wind scharf von Osten her und trug das brausende Geräusch der Brandung weit in das Land hinein, jeden Laut, der sich etwa vom Lande selbst hören ließ, ganz übertönen. Sich in noch raschere Bewegung setzend, um dem kalten Luftzuge bald zu entgehen, schritt Waldemar bei der schönen und noch jetzt vorhandenen Gruppe riesiger Hülsbüsche vorüber auf die öde und kahle Strecke der schmalen Haide hinaus und mäßigte seinen Gang erst, als er das einsame Nadelgehölz auf der Haide erreichte. So kam er glücklich bis zum Haidekrüge, wo er mit Recht französische Einquartierung vermutete. Schon von Weitem schallte ihm lauter Gesang aus der Schänke entgegen, vor der ein schläfriger Posten, unwillig, daß er am Spiel und der Unterhaltung der Kameraden nicht Theil nehmen konnte, langsam auf und ab klirrte. Waldemar hielt sich von ihm fern, verließ rasch das einsame Gehöft und wandte sich nun der vielgenannten Prora zu, diesem damals eigenthümlich düstern, von beiden Seiten mit stark abschüssigen Bergwänden eingeschlossenen Hohlwege, den ein Fremder zur Nachtzeit und namentlich wenn der See-Daak das Land durchstreicht, sicher vermeidet, weil er gehört hat, daß es ein so schmäler Engpaß ist, daß zwei sich etwa begegnende Menschen höchstens zu Fuß einander ausweichen können. Für Waldemar hatte er nichts Bedenkliches, ja er schien ihm noch sicherer als der Dreiviertelstunden lange sandige Weg, der an den Dünen und dem Strande entlang nach dem öden Aalbeck führt und von den zwischen dem Haidekrüge und dem Vorgebirge Peerd hin- und herziehenden Patrouillen häufig

betreten wurde. Zwischen beiden Wegen aber konnte er nur wählen, da sie die einzigen waren, die Jasmund und Mönchgut verbinden.

Als Waldemar den Eingang der Prora erreicht hatte, horchte er scharf hinein, ob kein klirrender Tritt oder ein rasselnder Wagen auf dem holprigen Wege ihm entgegen käme. Er hörte nichts, und so schritt er rasch und mutig in den eine Viertelstunde langen Engpaß hinein, der – zu damaliger Zeit – an manchen Stellen so schmal war, daß sich die Gebüsche von beiden Berglehnen in der Mitte berührten, die er dann mit dem Stocke erst auseinander biegen mußte, um einen Durchgang zu gewinnen. Daher herrschte denn, wie schon bei Tage, so jetzt am späten Abend erst recht eine undurchdringliche Dunkelheit darin, dafür aber hatte der Wind keine Gewalt, und die Luft war ungleich wärmer als in der Nähe des Strandes. Vom Himmel war, zumal in dieser düsteren Nebelnacht, keine Spur zu sehen, und so setzte Waldemar, der fast jede Erhabenheit und Vertiefung des Bodens kannte, den steil auf und absteigenden Pfad rastlos fort. Endlich aber wurde der Weg wieder breiter und ebener, die Höhen mit ihrem Buschwerk traten weiter zurück, und man athmete wieder freier, da sich der Wind alsbald fühlbarer machte. So war die Prora überwunden und nun den Schanzenberg zur Linken umgehend, auf dem er mit Recht einen Posten vermutete, weil man von seiner Höhe einen weiten Fernblick über das ganze Land hat, wandte der nächtliche Wanderer, durch Felder und Niederungen schreitend, sich dem malerischen Schmachtersee zu, dessen reizende Umgebung, herrliches Laubholz auf schön geschwungenen Bergen, ihm in früheren Jahren so oft ein beliebter Spaziergang gewesen war. Von diesem See aus, den

er zur Rechten ließ, erreichte er bald das sterile Dorf Aalbeck, in dessen Nähe er laut und immer lauter das Meer an die öden Dünen branden hörte. Dicht dahinter beginnt der schon mehrfach erwähnte schöne Granitzwald, dem er mit frohem Herzen zueilte. Denn war er auf dem schmalen Sandwege am Meere, den er zuletzt betreten, leicht der Begegnung einer Patrouille ausgesetzt gewesen, so bot ihm die prachtvolle Waldung mit ihren dicken Stämmen, ihrem hügeligen Boden und dem fast undurchdringlichen Gestrüpp eine bei Weitem größere Sicherheit. Deshalb hielt er sich so fern wie möglich von den jäh in die Prorer Wiek abstürzenden Ufern und schlug den breiten Weg auf den höchsten Punkt dieser Gegend ein, einen herrlich bewaldeten Berg Rücken, auf dessen höchstem Gipfel sich das alte Putbusser Jagdschloß erhob. Aber nicht dieses Jagdschloß selbst erstrebte er, da er auch hier eine Niederlassung der Franzosen voraussetzte; vielmehr es zu seiner Rechten lassend, wandte er sich auf einem Nebenwege nach dem Dorfe Sellin, hinter dem er in kurzer Zeit den Grenzgraben erreichte, der die Halbinsel Mönchgut von Rügen trennt und durch welchen der Selliner See sein Wasser dem Meere zusendet. Jetzt schritt er rasch über die dortigen Wiesen hinweg dem Dorfe Baabe zu und erreichte endlich das große Dorf Göhren, das nicht weit von dem Göhren'schen Höwt oder dem Vorgebirge Peerd, entfernt liegt.

Die Umwege auf den verschiedenen Schleichpfaden mit eingerechnet, hatte er etwa einen Weg von vier starken Meilen zurückgelegt, was ihn jedoch bei seiner kräftigen Konstitution durchaus nicht ermüdet hatte. So war es ungefähr Mitternacht geworden, als er den Berg Rücken des Peerdes erreichte, den er durchkreuzen mußte, um nach Bakewitz,

dem an der Südseite desselben gelegenen Gute, zu gelangen. Der heftige Wind hatte um diese Zeit bedeutend nachgelassen, und nur bisweilen noch fuhren abgerissene kurze Windstöße mit geisterhaftem Heulen von der See her über das steile Ufer hin. Auch war der Nebel undurchsichtiger geworden, und nur einzelne dichtgeballte Streifen huschten stoßweise als Nachzügler über die nächtliche Scene.

Hier beschloß Waldemar eine Weile zu rasten und zu überlegen, wie er in so später Nacht sein Eintreten bei dem kranken Lachmann entschuldigen sollte, der seiner Familie freilich ein lieber Freund und ein allen Landeskindern wohlbekannter Patriot war.

Als er sich zu diesem Zweck auf einen Mooshügel niederließ und dabei zur Linken das steile Vorgebirge, vor sich den schmalen Weg nach dem Gute hatte, glaubte er in der Ferne von der Seite des Meeres her ein flackerndes Feuer wahrzunehmen. Begierig, den Grund desselben zu erspähen, schlich er dem spitz zulaufenden Vorgebirge zu, aber in die Nähe der äußersten Spitze gelangt, stockte er plötzlich im Vorschreiten, sprang hinter ein dichtes Erlengebüsch und hatte nun eine Scene vor sich, die ebenso seltsam wie anziehend war.

Das Göhren'sche Höwt, in der Volkssprache Peerd genannt, weil es, von der See gesehen, die Gestalt eines kolossalen Pferdekopfs hat, springt in abgestumpften unförmlichen Kegeln von gelbem Sand und Ton aus einer Hülle des Seedorngesträuchs hervor und bäumt sich in ansehnlicher Höhe gerade nach Osten gegen das Meer auf, dessen feindliches Andringen ein gewaltiges Lager von großen und kleinen Steinen bricht, zwischen denen gewöhnliches Schilfrohr in unendlicher Menge hervorwächst. Das schräge Vorufer,

an dessen Strand und Abhang diese Steine liegen, ist wild, rauh und gleicht einem Chaos von zufällig zusammengehäuftem Schutt. Auf dem dahinter liegenden Klippenplateau nun stand ein ansehnliches Gehölz riesiger Tannen, durch welches der Wind stoßweise fuhr und dabei ein hohl und geisterhaft klingendes Sausen in den hin und her bewegten Wipfeln verursachte, das sich nicht unharmonisch mit dem pfeifenden Säuseln des Schilfes mischte, dessen elastische Halme sich tief bis zu den brodelnden Wellen beugten.

Auf der äußersten kahlen Spitze hatten die Franzosen eine Feuerbaake errichtet, eine hohe Stange, an deren Ende eine Theertonne befestigt war, um den landeinwärts liegenden Kriegern ein weithin sichtbares Zeichen zu geben, wenn irgend ein Feind es wagen sollte, eine Landung zu versuchen, namentlich aber wenn etwa die unternehmenden Engländer, die man am meisten fürchtete, den verpönten Handel mit Colonialwaaren auf heimliche Weise an dieser abgelegenen Küste ausüben wollten.

In der Nähe dieser Baake schllich seufzend und frierend eine Schildwache auf und ab, von Zeit zu Zeit sich den Tannen nähernd, unter deren Schutze ein Wachtposten, aus vier Mann bestehend, sich gelagert und ein Feuer angezündet hatte, zu dessen Unterhaltung einige umstehende harzreiche Bäume gefällt und zersägt waren. Das Feuer selbst brannte nicht allzu hell in einer Vertiefung, die die Natur gegraben und die menschliche Hand erweitert hatte. Düster flackerte die matte Flamme in der nebligen Nachluft, die

heute kein Mondstrahl erhellt, und warf einen dunkelglühenden Schein weit auf das brodelnde Meer hinaus, während ein schwarzer, harzig duftender Qualm in umfangreicher Säule langsam emporstieg, in der Höhe aber bald von den Windstößen westwärts getrieben wurde.

Im Kreise um das Feuer herum, an dem sie ein warmes berauschendes Getränk kochten, saßen vier Scharfschützen, die zu der unglückseligen deutschen Reichsarmee gehörten, welche die Franzosen oft wider Willen in alle ihre Feldzüge und Schlachten mitschleppten. Nur ihre Seitengewehre hatten sie um die Hüften geschnallt, ihre Büchsen aber standen, zu einer Pyramide vereinigt, zwischen der Baake und dem Feuer, so daß sie im Fall der Noth sie mit wenigen Schritten erreichen konnten. Indessen war an einen Ueberfall an diesem stillen und abgelegenen Orte der Insel, auf der kein feindliches Corps ihnen gegenüber stand, nicht zu denken, und so ruhten sie sorglos, im Moose niedergestreckt, ihren nächtlichen Dienst, so leicht er war, nicht gerade mit großer Lust verrichtend, wie wir sogleich hören werden, vielmehr die windige Insel zu allen Teufeln wünschend, wenn sie sie mit ihrer spießbürgerlichen Heimat verglichen und an die reichlichen Genüsse dachten, die ihnen ohne alle Mühe da-selbst zu Theil geworden waren.

An ihrem Dialekt, den sie in seiner ganzen südlich gelehnten Breite sprachen, erkannte der unberufene Lauscher, der wenige Schritte hinter ihnen im dichten Gebüsch verborgen war, wessen Landes Kinder sie waren, und als er erst einige Worte gehört, ward er begierig, den Verlauf der für ihn höchst ergötzlichen Unterhaltung zu vernehmen.

»Ich sage Dir,« sagte der eine, der ein Corporal zu sein schien, zu einem seiner ruhmreichen Kameraden, »Du bist

ein wahres Rhinoceros, wenn Du von den Schönheiten dieser Insel sprichst, auf die wir alle wie ebenso viele Robinsons verschlagen sind. Was giebt es denn hier, was nur einigermaßen zu loben wäre? Laß hören. Zuerst hast Du den bittersten Wind und immer aus erster Hand, der Mark und Bein erkältet – hu, mich schaudert schon, wenn ich nur davon rede. Mit dem Winde kommt der Nebel, von dem wir heute wieder eine anständige Probe erlebt haben. Nennst Du den etwa warm?«

»Ich habe auch nicht gesagt, daß er warm ist, Corporal.«

»Halt's Maul, dummer Kerl, Subordination bitt' ich mir aus, ich habe das Wort. – Zunächst dem Winde und dem Nebel kommen ihre Gevattern, die schwarzen Wolken, die Regen auf Regen herabschütten, als wollten sie das Meer noch größer machen, das leider Gottes so schon groß genug ist. Für die dummen Fischer und Schiffer hier mag so eine Sündfluth ganz angemessen sein, für unsereins aber, die wir nicht zu dem Stamme der Grönländer und Eskimos gehören, ist das ein überflüssiges Element.«

»Das war ein guter Witz Corporal – überflüssig!«

»Halt's Maul, sag' ich, und sperr' die Ohren auf, wenn ein erfahrener Mann Dein Trommelfell kitzelt. Das ist nun Alles, was die Natur hier giebt – jetzt komm' ich zu dem, was die Menschen fabriciren. Daß sich Gott erbarme! Ich will einmal vom Essen und Trinken sprechen, da es doch den Leib und die Seele zusammenhält. Aber was soll ich da viele Worte machen, es ist ja Nichts der Rede werth. Saures Brod giebt es genug, nun ja, aber der Fische giebt es zu viel, vom Morgen bis Abend, vom Abend bis Morgen, Fische und immer Fische, und wenn man denkt, es kommt einmal was anderes, so sind es abermals Fische.«

»Fabriciren denn die die Menschen, Corporal?«

»Halt's Maul, Halunke, sage ich, sonst melde ich Dich als widerspenstig und Du wirst eingesperrt, – verstehst Du? – Ja, was wollt ich sagen – von den Fischen sprach ich – hm! Nun ja, das ist auch Alles, ich weiß nichts mehr.«

»Ihr habt das Getränk vergessen, Corporal,« sagte ein dritter, der höher in der Gunst seines Vorgesetzten zu stehen schien, denn er fürchtete sich nicht vor dem angedrohten Arrest.

»Du hast Recht, Jürgen, Du bringst mich erst auf das rechte Kapitel. Getränk? Sieh doch mal nach, Claus, ob das Wasser noch nicht kocht, ich habe Durst und friere, als ob ich selbst zu einem kalten Fisch geworden wäre. Ach Gott, ach Gott!«

»Was ist Euch denn, Corporal?«

»Was mir ist? Ich lamentire um das, was mir fehlt, um mein Bier zu Hause, das schöne Bier – das Münchener ist gar nichts dagegen – ach, Jungens, wenn Ihr wüßtet – hm! Meine Meisterin brachte mir alle Tage zwei Maß davon in die Kammer, heimlich, der Alte durft' es nicht wissen, und das schmeckt am besten, wie Ihr wißt.«

»Ja, das wissen wir,« sagte der begünstigte Scharfschütz. »Ihr habt Recht; wenn ich an unser Bier denke, bricht mir beinahe das Herz vor Sehnsucht und ich muß denken, wenn der Kaiser Napoleon wüßte, daß wir hier keins haben und so hundemäßig darben müssen, er schriebe sogleich eine Ordre und ließe uns nach Hamburg oder irgend wo anders hin marschieren, wo es außer Fischen, Brod und Bier noch was Besseres giebt.«

Das Gespräch stockte eine Weile, denn der zur Untersuchung des Wassers beorderte Schütz hatte es siedend gefunden, eine Flasche Branntwein und ein großes Stück confisirten Zuckers in einen Kochkessel gethan, und dann mit einem Stück Holz den duftenden Inhalt umgerührt. Es mußte ihm sehr appetitlich riechen, denn er füllte hastig ein irdeenes kleines Geschirr damit, kostete es, nickte beifällig, that einen größeren Zug und reichte es dann dem Corporal, der keine so derbe Haut auf den Lippen besaß wie der Koch, denn er verbrannte sie sich weidlich, hustete und brach dann in ein lautes Schelten aus.

»Verfluchter Esel! Ich sage es ja, Du bist zu nichts zu gebrauchen. Glaubst Du denn, daß meine Lippen Stiefel tragen, wie Deine baurischen Pfoten? – Kerl, so sauf doch nicht wie ein Tiger, der zehn Tage gedurstet hat – laß die Brühe kalt werden, ehe Du sie ganz verschlingst.«

Der Befehl wurde befolgt und dann das Gefäß herumgereicht, als plötzlich hinter ihnen eine Stimme sagte: »Corporal – heda! Ich glaube, Ihr könnt mir auch was darin lassen.«

Der Corporal, heftig erschreckend, erbleichte und drehte sich wie eine wohlgeölte Windfahne nach dem Sprechenden um. Als er aber den an der Baake Wache haltenden Schützen mit lose über die Schulter gelegter Büchse hinter sich stehen sah, sprang er auf die Füße und donnerte:

»Marsch! Dort ist Dein Platz, Halunke! Schau nach dem Meere, das ist Dein Dienst; erst wenn Du abgelöst wirst, kannst Du den Hundetrank trinken wie wir.«

Die Schildwache stand schon auf ihrem Posten, sie hatte wenigstens einen Augenblick die Wärme des Feuers gespürt

und eine Nase voll von dem Duft des leckern Gebräues eingesogen. Der Corporal aber, etwas weicher gestimmt, sobald das starke Getränk seine Lebensgeister erregte, streckte sich wieder nieder und schien geneigt, das Gespräch fortzusetzen, als ein ächzender Windstoß durch die Wipfel der Tannen über ihnen hinfuhr und ein so klägliches Wimmern hören ließ, daß alle Anwesenden ein unwillkürliches Grauen empfanden.

»Habt Ihr gehört,« sagte der Corporal, nachdem er eine Weile auf den seltsamen Ton gelauscht – »war das nicht ein Aechzen und Wimmern, wie wenn ein neugeborenes Kind um Mitleid und Barmherzigkeit fleht?«

»Ja, ja, wir haben's gehört, Corporal, und es schauert uns allen die Haut davon, – denn mag einer sagen, was er will, es ist nirgends geheuer auf dieser Insel.«

»Weiß es der liebe Gott!« fuhr der Corporal fort, »ich denke erst jetzt daran, und das ist nicht das geringste Ungemach hier. Sagt mal, was denkt Ihr denn von dem Spuk, der hier alle Nächte in den alten Schlössern, Schluchten und Wäl dern umgehen soll?«

»Was wir davon denken?« fragte der begünstigte Schütz und bekreuzigte sich herhaft. »Was jeder redliche Christenmensch davon denken muß, wenn er selig werden will. Natürlich spukt es hier überall und das ist kein Wunder, denn das ganze Land ist ein Kirchhof, überall sind Gräber und zu Tausenden liegen die erschlagenen Menschen darin und vor allem in den Hünengräbern, wie sie sie nennen.«

»Natürlich, und das finde ich ganz in der Ordnung,« erwiderte der Corporal sehr leise und rückte etwas näher an seine Kameraden heran, was diese auch schon untereinander gethan hatten und so ganz dicht beieinander saßen.

»Die alten Rügianer sind alle Haiden gewesen und haben Menschenfleisch gegessen – das bestraft sich an Kind und Kindeskind, und darum müssen ihre Nachkommen jetzt so saures Brod essen. Ihre Götzen sollen sogar Jungfrauen verschlungen haben, und in dem See dort oben – habt Ihr ihn schon gesehen?«

»Gott bewahre, ich mag ihn gar nicht sehen!«

»Ich auch nicht, er soll noch ganz schwarz aussehen, von verfaultem Blut, und darum nennen sie ihn auch den schwarzen See.«

»Schweigt still davon, es wird einem ganz weich dabei um's Herz und mir schaudert die Haut. Hu! was ist das kalt! Schür' mal das Feuer, Claus, es geht sonst aus..«

Aber Claus regte sich nicht; ihn hatte die Furcht so übermannt, daß er sich nicht von seinen Kameraden trennen mochte, und so brannte das Feuer stets matter, da auch der Corporal nicht den Muth besaß, seinen Nebenmann zu verlassen.

»Ja,« sagte er endlich, »es ist das eine schreckliche Gegend hier. Neulich erzählte mir Corporal Melchior, als er vor drei Wochen auf Commando nach Spyker gemußt – das ist ein Gut dort oben in Jasmund und ein altes verhextes Schloß – er habe das Spyker'sche Gespenst gesehen und beinahe wäre es ihm eines Abends in den Nachen gelaufen. Er hat sich so darüber erschrocken, daß er das Fieber gekriegt und in das Lausenest Bergen in's Hospital gemußt hat, und da hab' ich ihn gesprochen.«

»Hu, das ist schrecklich, Corporal! Das Uebelste aber sollen die aufgeworfenen Gräber sein, wo man Schätze zu finden geglaubt und nichts als ungeheuer dicke Knochen gefunden hat; die Gespenster, die sie behüten, sollen Rache geschworen haben einem Jeden, der einen Spaten anröhrt.«

»Rache? Du sagst es? Kerl – mache mich nicht toll!«

»Warum denn gerade Euch, Corporal?«

»Weil ich auch so dumm gewesen bin und an Schätze gedacht und mir welche habe ergraben wollen – und da« – ihm erstickte das Wort beinah in der Kehle – »da hinter dem Gebüsche – gleich hier, wo wir sitzen, da ist so ein Kegelgrab, wie sie es nennen –«

»Ihr habt doch nicht darin gegraben?«

»Ja, ich sag's ja, ich bin – so dumm gewesen. Denn seitdem ich's gethan – seitdem –«

»Nun seitdem?«

»Seitdem gehe ich nie ohne Schauder daran vorüber, denn es summt und gurgelt und prustet darin, wie wenn –«

»Was ist Euch, Corporal?«

Der Corporal hatte sich ganz fest an seinen Nachbar gedrückt, die andern desgleichen, und so lagen sie alle dicht neben einander. »Still!« sagte er leise und den Kopf dem Gebüsche, von dem er gesprochen, entgegenneigend – »Hörtet Ihr nichts?«

Alle sperrten die Mäuler auf, hoben die Köpfe in die Höhe und horchten athemlos auf das angedeutete Geräusch, während ihre Hände vor der Brust auf und abflogen und ohne Unterlaß das Kreuz schlugten.

In der That, hinter dem Gebüsche hervor, auf das alle Augen glotzend gerichtet waren, sogar die der Schildwache,

die schon lange, das Gewehr bei'm Fuß, hinter den Gespenstersehern stand, ließ sich ein seltsames, summendes Geräusch vernehmen. Erst leise, dann immer lauter, stieg es gleichsam aus der Erde hervor und klang dem Ohr der Abergläubischen so geisterhaft, daß es nach ihrer Meinung nimmermehr der Kehle eines Sterblichen entstammen konnte.

»Still – hört Ihr?«

»Ja, ja – was ist das? Es kommt näher – da ist es – hört!

—«

»Still!«

Das summende Geräusch ging in ein heiseres Gebelfer über; es klang entsetzlich, und hautschaudernd war die Wirkung, die es auf die in Furcht Gesetzten ausübte. Plötzlich geschah ein starker Schlag oder Wurf mitten in's Feuer hinein, die Funken sprühten rings umher und fielen auf die wie ohnmächtig daliegenden Krieger.

Das war das Letzte, was zu ertragen war. Wie vom Sturmwinde aufgehoben, sprangen die muthigen Schützen sammt ihrem Corporal in die Höhe, und ehe man nur drei zählen konnte, waren sie davongestoben, Feuer, Getränk und sogar Gewehre im Stiche lassend. Der Letzte aber, der davonlief, war die Schildwache selbst, jedoch nicht eher, als bis sie ihre Büchse fortgeworfen und ein vor Angst heiseres: »Wer da?« gekräht hatte.

Keine halbe Minute war seit dem Verschwinden der muthigen Reichssoldaten verstrichen, so trat aus dem erwähnten Gebüsch eine hohe Gestalt hervor, ging zuerst auf das Feuer zu, das sie ganz austrat und mit Erde bewarf, so daß es keine Flamme mehr entsenden konnte, dann aber zur Baake tretend, riß sie sie mit herkulischer Gewalt aus

der Erde und rollte die Tonne den Abhang nach dem Meere hinunter, die Stange flugs hinterherwerfend. Aber auch damit hatte das nächtliche Gespenst noch nicht genug. Rasch trat es zu den zusammengestellten Gewehren, nahm sie gewandt auseinander, hob eins nach dem andern in die Höhe und warf sie mit gewaltigem Schwunge mitten in das Schilf, so daß die Wasser darüber zusammenschlugen und ein Plätschern hören ließen, das wie ein dämonisches Gejauchze der so unverhofft beschenkten Wassergötter klang. Dann aber ein Stück rückwärts schreitend und den Weg gewinnend, der nach Bakewitz führt, lief das Gespenst, was es laufen konnte, querfeldein, und nicht eher hielt es in seinem Laufe an, als bis es das einsam gelegene Gehöft erreicht hatte, welches für diese Nacht sein Ziel gewesen war.

Kaum aber war das Gespenst vom Schauplatze seiner Thaten verschwunden, so änderte sich die Scene in der Nähe des Bivouaks auf eine für die Wache sehr unangenehme Weise.

Da nämlich die Stunde der Ablösung der Küstenwache gekommen war, so erschien der Officier, der diese Nacht den Dienst hatte, nicht allein mit der Ablösung, sondern auch mit einer größeren Patrouille von der Seite des in Philippshagen gelegenen Hauptquartiers her, um seiner Pflicht gemäß nach dem Rechten zu sehen, und dann eine Strandvisitation bis zum Granitzer Ort hin zu halten. Auf dem sandigen Wege aber, der von dem Göhren'schen Höwt nach dem Hauptquartier führte, kamen ihm schon die von dem Gespenst versprengten Untergebenen voll gränzenlosen Entsetzens in toller Hast entgegengelaufen, als wären sie in einer großen Schlacht geschlagen und suchten ihr einziges Heil in zügeloser Flucht. Ueber alle Begriffe verwundert

hielt der Officier seine athemlosen Truppen mitten auf dem Wege an, fragte und vernahm dann mit Erstaunen die räthselhaften Meldungen des entsetzten Corporals und seiner wie Espenlaub zitternden Gefährten. Da er aber ein muthiger und streng dienstlicher Mann war, so befahl er augenblicklich, nach dem Orte des Schreckens aufzubrechen, um sich persönlich von dem angeblichen Spuk und der furchtbaren Macht und Unwiderstehlichkeit des Gespenstes zu überzeugen.

An Ort und Stelle angekommen, fand er allerdings das Feuer verlöscht, und nachdem er es so schnell wie möglich hatte wieder anzünden und durch trockenes Nadelholz in hellen Brand setzen lassen, war es sein erstes, die Mannschaft, die so übereilt ihren Posten verlassen, unter das Gewehr zu rufen. Aber wer beschreibt den Schrecken und die Verwirrung aller Anwesenden, als sie weder die Baake noch die Gewehre vorfanden, wodurch sich der vermeintliche Spuk, vor den Augen des Officiers wenigstens, in etwas ganz Anderes und Ernsteres auflöste. Er gerieth daher in einen heilosen Zorn, und sein erster Befehl war, den Corporal und die vier Ausreißer mit strengem Arrest zu belegen, was auf der Stelle ausgeführt ward, indem die Patrouille sie in die Mitte nahm und nach dem nächsten Gefängniß abführte. Der zurückbleibende neu aufgezogene Wachposten aber wurde befehligt, die ersten Stunden seiner Strandwache unter dem Gewehr zuzubringen, die Gegend ringsum genau zu durchsuchen und bei'm geringsten Befund, der den Ueberfall erklärte, Meldung abzustatten. Der Officier selbst kehrte drauf in sein Haus zurück, ohne den beabsichtigten Patrouillengang fortzusetzen, denn die dunkle Nacht,

der noch immer die Ferne verhüllende Nebel und der brausende Wind, der jedes Geräusch übertönte, ließ nur wenig Wahrscheinlichkeit übrig, ein Unternehmen glücklich zu Ende zu führen, das so seltsam und mit dem Verlust von fünf vortrefflichen Büchsen begonnen hatte. Mit dem geheimen Verdacht, daß es trotz aller angewandten Vorsicht doch einem kühnen Engländer gelungen sei, heimlich in der Nähe zu landen und den Ueberfall auf listige Weise auszuführen, ging er zur Ruhe, sich in seinem tapferen Herzen gelobend, am nächsten Tage auf die Engländer Jagd zu machen und den Uebelthäter – natürlich erst, nachdem er ihn gefangen – zur beispiellosen Bestrafung dem Kriegsgerichte in Bergen zu überliefern.

SECHSTES KAPITEL. DAS SCHÖNE MÄDCHEN VON SASSENITZ.

Waldemar hatte von dem Orte seiner zufälligen Heldenthat aus bis zum Gute des alten Lachmann nur eine Strecke von höchstens einer Achtelmeile, und dazu reichten wenige Minuten hin. Begeben wir uns einige Augenblicke vor ihm an Ort und Stelle und betrachten wir mit Ruhe das Gut, um dann zu der Scene überzugehen, die in der gegenwärtigen stillen Mitternachtstunde im Herrenhause daselbst vorgehen sollte.

Das Gut Bakewitz zeichnet sich durch keine hervorstechenden Eigenschaften, weder in Bezug auf architektonische Schönheit der Hauptgebäude, noch auf Zierlichkeit und behagliche Räumlichkeit des ganzen Gehöfts vor den meisten übrigen Gütern auf Rügen und namentlich auf Mönchgut aus; nur seine malerische Lage an der Südseite des

Göhren'schen Höwts und in der Nähe des blauen Seespiegels konnte einigen Anspruch auf vorzugsweise Begünstigung unter den Liegenschaften der Halbinsel erheben. Diese Lage war allerdings in ihrer Art reizend, und wenige Landgüter an den nordischen Küsten Deutschland's mögen sich einer angenehmeren erfreuen. Von einer kleinen schattigen Laubwaldung umgeben, an die sich fruchtbare Aecker und sogar – ein seltener Luxus auf Rügen – einige Wiesen schlossen, sah die Hausfront über ein niedliches Gärtchen, in dem dicht am Strande zwei prächtige Nußbäume prangten, unmittelbar auf die See hinaus, die sich in allen ihren abwechselnden Reizen hier offenbarte. Zur Rechten von dieser Hauptfront aus gesehen zog sich die graue Küste von Mönchgut entlang bis zur hervorragenden Landspitze von Lober Ort, darüber hinaus sprang das steile Thiessower Höwt wild und wüst mit seiner sparsamen Grasung, seinem wuchernden Seedorn und seinem winzigen Buschwerke hervor. Jenseits dieses Vorgebirges wogte das schöne Meer, aus dessen azurner Bläue ein wenig nach Osten das sandbankartige Eiland Ruden und mehr nach Osten hin die Greifswalder Oee mit ihren senkrechten Wänden emporsteigt, während südlich vom Ruden die pommer'sche Küste sich grau und grün gegen den violetfarbigen Horizont abhebt. Ganz nach Osten dehnt sich das Meer in unabsehbare Ferne aus, und die einzigen Gränzen, die das sehnsuchtvolle Auge in dieser Richtung erschaut, werden vom Himmel und den Wasserwogen gebildet, beide blau ineinander verschwimmend, bis man sie nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Nach diesem Horizonte hin, ebenso wie nach Süden, zeigen sich in ruhigen Friedenszeiten zahllose Segel, die den Norden Europa's mit Deutschland verbinden und Handel und

Wandel in ihren weitbauchigen Rümpfen tragen, eine Zugabe, die selbst bei stürmischem Wetter einen großen Reiz ausübt, da man alsdann an jedem gefährdeten Schiffe einen Antheil nimmt, als wäre man selbst an Bord des schaukeln- den Fahrzeugs, hätte die Gefahren mit den kühnen Schiffern zu theilen und freute sich, wenn man glücklich den sicheren Hafen gewinnt.

Das Gehöft selbst ist, wie gesagt, nur ein einfaches ein- stöckiges Viereck, dessen dem Lande zugewandte Seite, so- wie die beiden Verbindungsflügel, Scheunen und Ställe ent- halten, während das eigentliche Herrenhaus, die Seeseite einnehmend, niedrig, weißgetüncht, sechs Fenster und da- zwischen eine Thür zeigt, die in das Gärtchen und an den Strand hinabführt. Gedeckt ist dieses Herrenhaus mit rothen Ziegeln, einem Schmucke, dessen sich die drei anderen Sei- ten nicht erfreuen, da sie nur unter einer grauen Hülle von Rohr prangen, auf deren zwei nach Norden liegenden Fir- sten sich zwei Storchfamilien niedergelassen haben, die von den Hausbewohnern hoch geehrt sind und jedes Frühjahr bei ihrer Rückkehr aus wärmeren Zonen mit Jubelgeschrei begrüßt werden. So bietet das Ganze das Bild eines patriar- chalischen, gemüthlichen Landsitzes dar, der ein bescheide- nes Auge wohl erfreuen und ein nicht allzu wünschreiches Herz in der That befriedigen kann.

Was den Namen, den das Gut führte, anbelangt, so rührte derselbe von zwei Baaktonnen her, die eine Strecke vom Ufer entfernt in der See lagen und das Fahrwasser andeuten, welches innezuhalten war, wenn man an den gefährli- chen Sandbänken vorbei, zu der bequemen Landungsstelle gelangen wollte, die der alte Lachmann angelegt hatte. Bis vor einigen Monaten hatten auf diesem Gute einige zwanzig

Franzosen mit einem Officier gelegen; als aber der größere Theil der Besatzungstruppen von der Insel gezogen wurde, um den Krieg in das Herz Deutschland's zu tragen, hatte man es für räthlich gehalten, die vom Mittelpunkt der Insel am weitesten entfernt liegenden Ortschaften zu räumen, wodurch auch Bakewitz von seinen Quälgeistern frei geworden war.

Der Besitzer desselben war kein reicher Mann im jetzigen Sinne des Worts, sicher aber ein wohlhabender und dabei sehr unterrichteter Landwirth, der es sich seit Jahren hatte angelegen sein lassen, sein Grundstück zu verbessern und die Lage seiner Untergebenen, die damals noch Leibeigene waren, zu einer befriedigenden zu gestalten. So war er auch in der ganzen Gegend wegen seiner wohlwollenden Gesinnung und Leutseligkeit gegen Freunde und Fremde bekannt, denn da er ohne Familie und nie verheirathet gewesen war, so hatte er sein Vergnügen darin gefunden, Jedermann, wo er nur konnte und Gelegenheit dazu fand, Gutes zu thun. Mit der Familie des Strandvogts, der früher in seiner Nachbarschaft gewohnt, war er seit langen Jahren durch die innigste Freundschaft verbunden, beide Männer nannten sich Vettern, obgleich keinerlei Art Verwandtschaft zwischen ihnen bestand. Seine ganze Zärtlichkeit aber hatte der alte Lachmann seiner Pathe zugewandt, der verwaisten Hille Vangerow, die er gern für immer bei sich gehabt, wenn er nicht eingesehen, daß sein einsames Gut, auf dem keine Frau waltete, kein geeigneter Aufenthaltsort für ein junges und lebhaftes Mädchen sei. In den letzten Jahren war er häufig krank gewesen und hatte sich um so mehr nach weiblicher Pflege gesehnt: darum besuchte ihn auch Hille

von Zeit zu Zeit und weilte sogar, seitdem die Franzosen abgezogen, ganz auf Bakewitz, da der alte Herr jetzt ernstlich krank darniederlag.

Waldemar näherte sich dem Eingangsthore von der Landseite her und fand es natürlich verriegelt, ein Pochen weckte jedoch einen alten Knecht, der schlaftrigen Ganges endlich herbeikam und fragte, wer Einlaß begehre. Waldemar bat, das Thore zu öffnen, und nachdem er seinen Namen genannt, geschah es, worauf er sogleich die Frage stellte, ob Fremde auf Bakewitz seien.

»Wer soll denn hier sein, wenn nicht die schöne Hille aus Sassenitz,« antwortete der Knecht, der Waldemar's Namen sehr gut kannte, obgleich er den jungen Mann lange nicht gesehen hatte. »Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, wenn Ihr Euern Freund noch einmal sehen wollt, denn man sagt, er liege im Sterben. Da – seht – wo das Licht brennt, liegt er im Bette und bittet Gott, daß er ihn von seinen Schmerzen erlösen möge.«

Während der Knecht das Thore wieder verriegelte, schritt Waldemar dem Herrenhause näher, lehnte sich auf den niedrigen Fenstersims und schaute durch eine Lücke im Zipfel des kleinen Vorhangs in das Innere des Zimmers hinein.

Da hatte er denn eine ebenso unerwartete wie schmerzliche und doch in anderer Beziehung wieder sehr liebliche Scene vor Augen, die auch wir mit inniger Theilnahme betrachten wollen.

In der linken Ecke des Schlafzimmers des alten Lachmann stand ein breites und hohes Himmelbett, dessen schneeweisse Vorhänge zu beiden Seiten weit zurückgeschlagen waren, um dem darin liegenden Kranken Luft und Licht zu gönnen, der schwer zu athmen und augenblicklich große Leiden zu erdulden schien. Er war ein alter Mann mit schneeweißem Haar und von einiger Körperfülle; sein Gesicht aber war bleich und gedunsen, der Blick der fast erloschenen Augen matt und glanzlos, und doch prägte sich immer noch das freundliche Wohlwollen darin aus, das in gesunden Tagen Jedermann so kenntlich daraus geleuchtet hatte. Er sprach, man sah es, mit Mühe und Anstrengung und nur in abgebrochenen Sätzen; dabei hatte er seine Hand gleichsam segnend auf das Haupt eines dicht neben dem Bette knieenden weiblichen Wesens gelegt, das Waldemar, sobald er nur einen Blick daraus geworfen, für seine Cousine Hille erkannte, obgleich er sie seit Jahren nicht gesehen und sie sich seit dieser Zeit unzweifelhaft außerordentlich verändert hatte. Denn das Bild, welches er von ihr in der Erinnerung bewahrte, war allerdings ein liebliches, da Hille schon in ihrem vierzehnten Jahre nicht allein ein verständiges Mädchen gewesen war, sondern auch schon die Anlagen zu einer sehr großen Schönheit verrathen hatte. Obwohl sie am Bettrande auf einem Schemel kniete und so ihre ganze Gestalt nicht zu überschauen war, so schien sie Waldemar doch bedeutend gewachsen zu sein und eine für Frauen ansehnliche Größe erreicht zu haben, der auch die Formen ihres vollkommen entwickelten Körpers entsprachen. Von ihrem dem Pathen zugewandten Gesicht konnte er nur bei zufälligen Bewegungen vorübergehend das Profil wahrnehmen, aber das, was er

sah, verrieth schon, wie schön und ansprechend sich das volle Ganze darstellen würde. Den blühenden warmen Farben, von denen ihre Wangen strahlten, hatte selbst der Schmerz um den leidenden väterlichen Freund keinen Abbruch thun können, und das große funkelnde Auge mit seinen langen schwarzen Wimpern, dessen schöne blaue Farbe dem Lau-schenden noch aus früherer Zeit erinnerlich, war zärtlich und liebevoll und doch, dem Charakter des Mädchens gemäß, fest und zuversichtlich auf das Gesicht des Sterbenden gerichtet. In ihrer Kleidung verrieth sich, obgleich auch sie nicht streng nach Mönchgutischer Sitte gekleidet ging, doch die Abstammung von dem Volke dieser Halbinsel, wie denn alle Frauen desselben, mögen sie auch später in ganz andere Verhältnisse gerathen, immer einen Theil ihrer Jugendkleidung beibehalten, um schon dadurch ihre Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter zu beweisen. So trug sie auch heute, wie sie noch nie einen anderen getragen, den kurzen faltigen Rock von feinem schwarzen Tuche, dessen Rand mit dunkelblauem seidenen Bande eingefaßt war, unter dem die zierlichen Füße in festen Schuhen mit dem kräftigen Beine in mattblauen Wollstrümpfen hervorsahen. Ihr Oberleib war in die wohlkleidende Jupe gehüllt, die sich fest und prall um ihre reizenden Formen schloß und dadurch den schlanken und doch kräftigen Wuchs der Jungfrau vor-heilhaft hervortreten ließ, eine Tracht, welcher der Brustplatz nie fehlen durfte, der – wie die Einfassung des Rockes – aus dunkelblauem Seidenstoff bestand, den kreuzweise gezogene goldene Schnüre eng zusammenhielten. Ihr weißer, anmuthig gebogener Hals trat voll aus dieser Jupe hervor und war von kostbaren Bernsteinperlen umschlossen, die vorn,

dicht über dem Brustplatz, ein mattgoldenes Schloß vereinigte. Das Haar, dunkel von Farbe, glänzend und überaus glatt nach beiden Schläfen hin gescheitelt, so daß die blühenden Wangen vollkommen frei blieben, war nicht mit der Mönchgutischen spitzen Mütze, vielmehr mit jenem kleidsamen pommer'schen Käppchen von schwarzer flitternbesetzter Seide bedeckt, das die reichen Flechten des Hinterkopfes nur zum Theil verbarg und den Nacken hinunter, der eigentümlich kühn und stolz getragen wurde, lange schwarzseidene Bänder bis herab zur Taille flattern ließ. Auf der Hälfte der Arme, bis wohin die enganschließenden Aermel der Jupe reichten, traten, ähnlich wie jetzt die Mode der Frauen bei uns ist, weitgebauschte und mit selbstgefertigten Spitzen besetzte Aermel von der feinsten holländischen Leinwand hervor, die vorn an der Handwurzel durch einen Bernsteinknopf mit goldener Einfassung zusammengehalten wurden und eine rein geformte, weiße und doch kräftige Hand sichtbar werden ließen.

Waldemar wurde durch den Anblick dieses herrlichen Wesens, das mit Recht den Namen des schönen Mädchens von Sassenitz führte, wovon es jedoch nicht die geringste Ahnung hatte, und welches seine Cousine war, die ihm schon als Kind von ganzem Herzen zugethan gewesen, in Wahrheit betroffen, denn so schön hatte er sich die Gespielin seiner Jugend nicht vorgestellt, obwohl er von der Mutter schon hinreichend darauf vorbereitet war. Er ließ seine Augen eine geraume Zeit auf ihrer Gestalt mit einem Wohlgefallen ruhen, das zu zergliedern er in diesem Augenblick wohl nicht die Stimmung besaß, wie denn seine Bestrebungen und Neigungen von jeher mehr den Thaten der Männer als der Schönheit der Weiber zugewendet gewesen waren.

Auch verließ er nach einer Weile die Gestalt und das Gesicht Hille's wieder, um seine Blicke auf den sterbenden Lachmann zu richten, ohne sich selbst den Eindruck zu gestehen, den er von diesem unvermutheten Anblick empfangen hatte. Der kranke Freund seines Hauses fuhr noch immer fort, mit leiser Stimme zu der kneienden Jungfrau zu reden, bis er endlich, was seine Handbewegung, der Ausdruck seiner hoch erhobenen Augen und tiefer gebeugte Gestalt Hille's darbot, mit brechender Stimme den Segen über sie sprach.

Waldemar, fromm im wahren Sinne des Worts, wie die meisten starken und naturwüchsigen Menschen, ward von diesem Vorgange tief ergriffen; er entblößte andächtig sein Haupt und fühlte wenigstens die Bedeutung der erhebenden Worte mit, die er mehr errieth als verstand. Als Hille sich darauf von ihren Knieen erhob, den alten Mann auf die Stirn küßte und ihm die weichen Kissen, damit er schlafen, könne, zurechtlegte, dann aber in das Nebenzimmer schritt, folgte er ihr außen an das entsprechende Fenster und klopfte leise an dasselbe an, um den kranken Freund nicht in seiner nothwendigen Ruhe zu stören.

Hille, mit ganzem Herzen bei den Worten weilend, die soeben zu ihr gesprochen waren, vernahm dennoch das Geräusch am Fenster und, nicht im Geringsten erschrocken, denn sie gehörte nicht zu den leicht erschreckbaren Wesen ihrer Gattung, trat sie auf das Fenster zu, zog den Vorhang ganz zurück und blickte in den Hof hinaus, über den der von seiner Nebelhülle befreite Mond eben sein klares Licht auszugießen begann. Als sie aber einen ihr im ersten Augenblick fremden Mann draußen dicht am Fenster stehen sah, öffnete sie es behutsam und fragte mit ihrer lieblichen Stimme, was derselbe begehre.

»Hille,« sagte da eine warme Stimme, die sich bemühte, ihre natürliche Kraft und Fülle zu einem halblauten Flüstern zu mäßigen, »erschrick nicht und zürne mir nicht daß ich in so tiefer Nacht an Deines Pathen Fenster poche. Sieh, ich komme von den Eltern und bringe Euch die herzlichsten Grüße – Du kennst mich doch? Ich bin Waldemar Granzow, Dein Vetter aus Sassenitz, der gestern zurückgekehrt und absichtlich nach Bakewitz gekommen ist, um Dich zu sprechen und sich von Deinem Wohlbefinden zu überzeugen, da die Mutter darüber in Sorge war.«

Erst während diese Worte gesprochen wurden und ihr immer klarer und deutlicher ward, was sich in diesem Augenblick zutrage, erschrak Hille, aber es war ein eigenthümlicher Schrecken, aus Ueberraschung und Freude gemischt, was sich auch beides in der Stellung aussprach, die sie annahm, und in den Geberden, die sie ausführte. Denn sie trat einen Schritt vom Fenster zurück, legte beide Hände auf die Brust und ließ einen tiefen Atemzug hören, der einem geübteren Ohre, als das Waldemar's war, alle Empfindungen kund gethan hätte, die augenblicklich ihre Seele durchzitterten. Dann aber wieder rasch zum Fenster vortretend, streckte sie beide Hände hinaus und ergriff die schon ihr entgegengehaltene Rechte des lange nicht gesehenen Jugendgespielens.

»Waldemar,« sagte sie einfach und doch voll so natürlicher Innigkeit und Hingebung, »Du bist es? O, wie sehr freue ich mich! Aber, mein Gott, was führt Dich in so später Nacht nach Bakewitz?«

»Ja, ich bin es,« erwiderte Waldemar; »öffne mir die Thür und laß mich ein, ich will die Gastfreundschaft Deines Pa-then für diese Nacht in Anspruch nehmen und dann Dir Al-les erzählen, was mich nach Rügen und in Vater Lachmann's Haus geführt hat.«

Hille hielt sich nicht auf, noch ferner Worte zu verlieren; rasch sprang sie zur Hausthür, riegelte sie auf und führte ihren Vetter mitten in das Zimmer, das sie soeben verlassen hatte, stellte ihn dicht vor das Licht der Lampe, die auf dem Tische brannte, und blickte ihm mit steigernder Verwunde-rung, sprachlos seine Züge durchforschend, in das so ernste männliche Gesicht, das sich bei dieser Untersuchung mit un-gewöhnlicher Wärme belebte.

Denn was Waldemar jetzt in den schönen großen Augen und dem so ausdrucksvollen blühenden Antlitz des Mäd-chens wahrnahm, that ihm, er wußte nicht wie es kam, auf eine unbeschreibliche Weise im innersten Herzen wohl, und er pries im Stillen den Rath der guten Mutter, die ihn nicht ohne Nebenabsicht hierher gesandt, was er bei seinem arg-losen Gemüthe zu entziffern freilich nicht im Stande gewe-sen war.

Wohl eine Stunde verstrich den beiden jungen Leuten, oh-ne daß sie den Flug der Zeit bemerkten, in traulichem und immer noch halblaut geführtem Zwiegespräch, und nach dieser Zeit wußte Hille so ziemlich, welchen Umständen sie das Wiedersehen Waldemar's verdankte. Nach dieser Stun-de aber erhob sie sich von ihrem Stuhle, schlüpfte leise in

das Nebenzimmer, um nach dem Kranken zu sehen, der unterdeß ruhig eingeschlafen war, und gab dann einer verständigen Magd rasch einige Anweisungen, die sich auf die Lagerstätte des unerwarteten Gastes bezogen. Und als nach einiger Zeit die Magd in's Zimmer trat und meldete, daß Alles zur Aufnahme des Vetters bereit sei, boten sich die jungen Leute eine gute Nacht, indem sie die Mittheilung ihrer noch nicht besprochenen Verhältnisse auf den folgenden Tag verschoben.

Waldemar, der einen tüchtigen Marsch gemacht hatte, verfiel fast augenblicklich in tiefen Schlaf. Nicht so Hille. Alles, was sie von dem jungen Manne in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse erfahren, machte sie unruhig und einigermaßen besorgt, so daß der Schlummer, der sich sonst nie vergeblich erwarten ließ, heute zu kommen zögerte, und sie in eine seltsame Erregtheit sich versetzt fühlte, die sie noch nie im Leben empfunden zu haben glaubte. Und doch war mit dieser Unruhe ein gewisses nicht unangenehmes Gefühl verbunden, ein Gefühl, für das sie keine Bezeichnung wußte, obgleich es von einer ganz besonderen Art war. Ganz eigenthümlich war ihr dabei zu Muthe, weil ihr Herz, das bisher immer so ruhig und gleichmäßig geschlagen, bei dem Gedanken an die möglichen Verwickelungen, denen Waldemar entgegenging, seltsam kräftig pochte und ihr gewissermaßen die Mahnung zuflüsterte, ihre Befürchtungen laut werden zu lassen, damit er die Verfolgung seiner Person seitens der Dänen nicht so gering anschlage,

da wohl anzunehmen wäre, daß diese, falls sie einen bestimmten Verdacht gegen ihn hegten, seine Spur nicht aus den Augen lassen und sich jedenfalls mit den Franzosen auf der Insel Rügen deshalb in Verbindung setzen würden.

Dieser Entschluß blieb ihr auch bis zum Morgen im Sinne, obgleich sie sich gestehen mußte, daß die Gefahren, die sie während der Nacht auf Waldemar's Pfade gesehen, bei hellem Tage nicht mehr so bedeutend erschienen. Nichtsdestoweniger wollte sie mit ihm darüber reden und ihn zur Vorsicht mahnen. Wenn sie nun diese Absichten nicht so gleich ausführte, so hielten sie nicht die Obliegenheiten davon ab, die sie täglich im Haushalt ihres Pathen zu erfüllen hatte, sondern der Umstand, daß der alte Lachmann, nachdem er erfahren, welchen Gast sein Haus berge, diesen zu sich beschieden und mit ihm ein langes Gespräch angeknüpft hatte, das einen guten Theil des Vormittags in Anspruch nahm. Denn der Kranke befand sich an diesem Morgen auffallend besser, als in den Tagen vorher, es drückte sich dies in jedem seiner Worte aus, die er kräftiger und lauter sprach denn je, und namentlich ließ er seine Freude darüber hören, daß es ihm vergönnt gewesen sei, vor seinem Hinscheiden noch einmal den wackeren Sohn seines Freundes, des Strandvogts, zu sehen und mit ihm über die vaterländischen Angelegenheiten, den französischen Kaiser und die trübselige Lage zu sprechen, in die Schweden und Deutschland durch denselben gerathen waren. Gegen Mittag endlich, als er wieder in Schlummer gesunken war, in dem er gewöhnlich mehrere Stunden verharrte, fand Hille Gelegenheit, sich Waldemar zu nähern, und nun leitete sie schon bei Tische das Gespräch ein, das sie eigentlich für den Nachmittag aufgespart hatte, wo sie einer ungestörten Ruhe

gewiß sein konnte. Waldemar selbst war bei Tische weniger gesprächig, als am Abend vorher und schenkte den Fragen und Andeutungen des lieblichen Mädchens nicht die erwartete Aufmerksamkeit, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er, je weiter der Tag vorrückte, schon wieder an die Abreise und das Zusammentreffen mit seinem zärtlichst geliebten Freunde auf dem Rugard dachte.

So war denn endlich die ruhige Nachmittagsstunde gekommen, die Arbeiter hatten das Haus verlassen und das kleine Gut lag im Sonnenschein eines klaren Maitages, des letzten dieses Monats, wie wir wissen, friedlich am Strande der glatten Meeresfläche, auf der sich nur der blaue Himmel wiederspiegelte, so weit das menschliche Auge reichte.

»Komm,« sagte Hille zu Waldemar, der sich eben mit der Untersuchung seiner Waffen beschäftigte, »laß uns an den Strand gehen, ich will Dir meine kleine Laube unter den Nußbäumen zeigen, wo ich manche einsame Stunde zu verbringen pflege.«

Waldemar legte sogleich seine Pistolen nieder und folgte der Aufforderung seiner holden Cousine, schritt ihr durch das kleine Gärtchen nach, das zwischen dem Hause und dem Strande lag, und erreichte unter zwei dicht zusammengepflanzten Nußbäumen eine kleine Bank und einen Tisch, die noch wenig von dem Schatten verdunkelt wurden, der im Sommer diesen lieblichen Sitz so wünschenswerth und behaglich machte. Hier, dem leisen Gemurmel der See so nahe, daß sie die einzelnen Schaumperlen, die von Zeit zu Zeit über die Kiesel rollten, unterscheiden konnten, und von dem Geflüster der Binsen, die rings um den Strand in dichter Fülle wucherten, zur traulichen Ruhe eingeladen, ließen sich Beide nieder, wandten ihre Blicke erst auf die See, die

nirgends ein Segel zeigte, und dann richteten sie die Augen auf sich selbst, eins das andere durch Schweigen fragend, wer denn nun zuerst das Gespräch beginnen werde. Da der ernstere Waldemar andauernd schwieg, so hielt sich Hille verpflichtet, das erste Wort fallen zu lassen, in der Hoffnung, dem ersten werde bald das zweite und dann die übrigen von selber folgen.

»Also da bist Du wieder auf Rügen,« sagte sie sanft, mit ihren Händen an einem wollenen Schal beschäftigt, den sie bei ihrem nächsten Besuche auf Sassenitz Vater Granzow verehren wollte, und dabei bald auf die See hinaus, bald auf ihre Arbeit niederblickend, »ich habe nicht gedacht, Dich sobald wiederzusehen, da Du so lange von Hause entfernt bliebst, ohne uns irgend eine Nachricht zukommen zu lassen.«

»Daran waren die Kriegsunruhen schuld, Hille,« erwiderete Waldemar freundlich, »ich würde gern geschrieben haben, wenn ich hätte hoffen dürfen, daß meine Briefe sicher in Eure Hände gelangten. Ach, aber daran ist jetzt nicht zu denken; die Franzosen spioniren in fast allen Briefen umher, und es ist also besser zu schweigen, als seine Gedanken und Wünsche in lesbaren Worten mitzutheilen.«

»Das haben wir uns wohl auch öfters gesagt, aber doch ist es übel, von seinen Verwandten, die fern und in Gefahr sind, nichts zu hören. Was hast Du Dir denn für die nächste Zukunft vorgesetzt, Waldemar?«

»Gar nichts, Hille, wer kann sich jetzt etwas vorsetzen? Die Tage der Gegenwart sind trübe und die der Zukunft unklar, da möchte man denn auf Sand bauen, wenn man sich einen bestimmten Plan machte. Laß uns erst das freche Franzosenvolk los und wieder frei sein von dem Joche,

welches uns gegen alles Recht und alle Billigkeit zu Boden drückt, erst dann kann ein Mann wie ich an seine Zukunft denken.«

Hille schwieg eine Weile, dann sagte sie mit niedergebeugtem Kopfe: »Wirst Du denn eine Zeit lang auf der Insel bleiben, oder wirst Du sie wieder bald verlassen? Deine Mutter wird sich oft mit diesem Gedanken beschäftigen, und ich denke, es dürfte ihr tröstlich sein, wenn ich ihr etwas Angenehmes darüber sagen kann.«

»Leider kann ich Dir darauf keine bestimmte Antwort geben, Hille; Alles das hängt von Magnus Brahe ab, den ich heute Nacht auf dem Rugard erwarte. Wozu er Neigung, verrathen wird, darauf werde ich auch meine Thätigkeit richten.«

»Du wirst ihm also auch ferner auf seinen Streifzügen folgen?«

»Gewiß werde ich das, ich verlasse ihn nicht, dazu habe ich ihn zu lieb. Er würde mich nicht verlassen haben, wenn die Nothwendigkeit uns nicht zu einer Trennung gerathen hätte.«

»Werdet Ihr Euch denn wieder irgend einem Unternehmen anschließen, wie Ihr bisher gethan habt, oder werdet Ihr ruhig abwarten, was die Zeitereignisse bringen?«

»Das ist es ja eben, was ich nicht weiß, Hille; jedenfalls aber werden wir lieber thätig sein, als in Ruhe verharren, da es uns schlecht anstehen würde, die Hände in den Schooß zu legen, wenn es gilt, die Arme zu erheben und den Feind zu vertreiben.«

»Ach, was sind das für traurige Zeiten! Aber wir haben ja jetzt hier in der Nähe keine Feindseligkeiten zu erwarten, Waldemar, ich wüßte also nicht, was Ihr vor der Hand unternehmen könnet.«

»Das kann man so genau nicht sagen, und jedenfalls hat Magnus Pläne geschmiedet und Absichten vor Augen, die er mir mittheilen wird, und die wir dann beide berathen werden.«

»Ich bin recht neugierig darauf, ich kann es wohl sagen. Aber erzähle mir doch etwas von Deinem Freund Magnus. Ich erinnere mich des Tages recht gut, als er zum letzten Male mit Dir im Kiekhouse war – ist er noch immer so bleich und traurig, wie er es schon als Knabe war?«

»Leider, ja, Hille, so ist er noch immer. Indessen ist er aus einem Knaben ein stattlicher Mann geworden, fast noch größer als ich, aber freilich nicht so stark und dauerhaft wie ich. Seine bleiche Gesichtsfarbe und seinen zarten Körper hat er behalten, und was sein Gemüth betrifft, so wird er noch immer von jenen traurigen Vorahnungen heimgesucht, die ihm, wie er so oft sagt, ein frühes Ende verkündigen.«

»Das ist doch seltsam, was denkst Du denn davon?«

»Was soll ich davon denken, Hille? Es schmerzt mich sehr, wenn ich ihn sich abängstigen sehe und ihm doch nicht helfen kann. Er hat nun einmal von der Natur diese traurige Mitgift empfangen, und dergleichen ist schwer auszurotten. Uebrigens ist er noch immer, wenn sein Herz kein Kummer drückt, derselbe freundliche, wohlwollende Mensch, und nur, wenn sein heftiges Temperament erwacht, ist es gefährlich, mit ihm anzubinden.«

»Merkwürdig, daß er schon als Knabe so war! Ob er wohl noch manchmal an die kleine Gylfe denken mag, die sein

Vater in Obhut genommen und schon vor vielen Jahren in das Stift zu Bergen hat aufnehmen lassen?«

»Ach ja, an die denkt er oft genug, und am häufigsten dachte er an sie, als er den Entschluß faßte, nach Rügen zu gehen. Gylfe aber kann, so wenig wie Du, noch ein kleines Mädchen sein, sie war vier Jahre jünger als Magnus und steht also in dieser Beziehung in demselben Verhältniß zu ihm, wie Du zu mir.«

»Magnus war ja wohl zwei Jahre älter als Du?«

»Ja, er ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und ich bin zweiundzwanzig gewesen.«

»Weiß er, wo Gylfe geblieben ist, seitdem sie das Stift verlassen mußte, als es die Franzosen in ein Hospital umwandelten?«

»Nein, das weiß er, wie ich denke, nicht. Ist Dir etwas darüber bekannt?«

»Einiges, o ja. Der alte Graf Brahe wollte sie mit nach Schweden nehmen, aber sie weigerte sich, die Insel zu verlassen, trotzdem die Feinde sie in Besitz nahmen.«

»Aber wo blieb sie denn?«

»Sie ging nach Spyker zu dem alten Kastellan Ahlström, in dessen Familie – er hat ja, wie Du weißt, eine Frau und zwei Töchter – sie sicher zu sein glaubte.«

»In Spyker? Da liegen ja aber Franzosen –«

»Gewiß, und die Feinde, die uns so verhaßt sind, sollen ihr durchaus nicht gefährlich dünken.«

»Hille! Was sagst Du? Gylfe ist in Spyker, wo die Franzosen sind, und verkehrt mit ihnen? Großer Gott, wenn Magnus das hört, so wird er in einen fürchterlichen Zorn gerathen. Ha! Da haben wir ja schon ein Unternehmen!«

»Wie so? Was kann er dagegen thun?«

»Das frage ihn selber. So weit ich ihn kenne, wird er mit Gylfe's Geschmack nicht zufrieden sein, und er wird sich nach Spyker begeben, um zu sehen, was dort vorgeht.«

»Da kann er sich aber in unangenehme Dinge verwickeln – die Herren dort spaßen nicht.«

»Glaubst Du, daß Magnus spaßen wird? Er wird den Franzosen die Gylfe mit Gewalt nehmen, und wer kann wissen, was sich daran knüpft!«

»Nun, da geht Ihr ja einer bewegten Zeit entgegen – nimm Dich in Acht, Waldemar, ich bitte Dich darum. Wenn Euer Name den Franzosen bekannt würde, dürftet Ihr in Spyker nicht allzu gesichert sein.«

»Wer wird ihnen unsere Namen verrathen? Auf Spyker lebt kein Verräther!«

»Gott gebe es! – Wann wirst Du aufbrechen und welchen Weg wirst Du wählen?«

»Ich beabsichtige von hier quer durch Mönchgut bis Reddevitz zu gehen, dort wird sich ein Boot finden lassen, mit dem ich bis zur Stresower Bucht segle, wozu wir hoffentlich heute Abend einen günstigen Ostwind bekommen. Von der Stresower Bucht werde ich den nächsten Weg über Nistelitz, Seelwitz, Zirkow und Dalwitz einschlagen und auf der Ostseite von Bergen den Rugard besteigen. Wenn der Wind irgend günstig ist, kann ich den ganzen Weg in vier Stunden zurücklegen, und so werde ich denn heute Abend um acht Uhr aufbrechen.«

Hille antwortete nicht, sie hatte ihren reizenden Kopf tief auf die Stricknadeln gesenkt, aber sie strickte dennoch nicht; offenbar sann sie über etwas nach, was sie vor ihrem Gefährten verborgen halten wollte.

»Was denkst Du?« fragte Waldemar, der einen zufälligen Blick auf das Mädchen warf.

»Ich stimme Dir bei, das heißtt, was Deinen Weg anbetrifft. Der Landweg möchte Dir mehr Gefahren bringen, als der Seeweg, und der Wind scheint wirklich günstig werden zu wollen. Bergen darfst Du aber nicht berühren.«

»Warum nicht?«

»Weil dort sehr viele Franzosen stehen.«

»O, die fürchte ich nicht. Mich sollen sie nicht greifen, der ich wie ein Fuchs jeden Winkel des Landes kenne.«

»Und doch ängstige ich mich.«

»Du ängstigst Dich? Das sieht Dir gar nicht ähnlich.«

»O, man wird besorgt, wenn man so viel Schlimmes hört.
— Waldemar, ich lasse Dich jetzt allein. Ich will zu meinem Pathen gehen und will sehen, was er macht. Verweile hier, ich komme wieder herab, wenn ich meine Pflicht erfüllt.«

»Geh, Hille, und thu', was Du mußt.«

Hille nickte anmuthig mit dem stolzen Köpfchen, erhob sich und schritt elastischen Ganges dem Hause zu, nicht wissend, daß Waldemar ihrer Erscheinung mit den Augen folgte, bis sie hinter der kleinen Thür, unter deren niedrigen Balken sie ihre schlanke Gestalt beugen mußte, im Innern des Hauses verschwunden war.

Es dauerte etwas lange, bis Hille wieder zum Vorschein kam, und Waldemar behielt Zeit genug, seinen Grübeleien nachzuhängen, die wie eine düstere Regenwolke sich plötzlich über sein Haupt zusammengezogen hatten. Das Gespräch mit Hille hatte seine Gedanken auf Magnus geleitet

und zugleich Veranlassung genug geboten, dessen Verhältnisse und eigenthümliche Gemüthsrichtung, die wir noch näher kennen lernen werden, in ernste Erwägung zu ziehen. Aber es betraf nicht Magnus allein, was ihn während der anderthalb Stunden beschäftigte, die er allein blieb, auch eine andere Persönlichkeit war in das Sehfeld seines geistigen Auges getreten, und auf ihr verweilte er mit einem um so größeren Interesse, als ihm dergleichen in seiner Lebenserfahrung noch nicht vorgekommen war. Als daher Hille nach der erwähnten Zeit mit ihrem schwebenden Schritt wieder an seine Seite zurückkehrte, ahnte sie nicht, daß der still vor sich hinblickende Freund beinahe unwillkürlich und ohne sich des eigentlichen Grundes bewußt zu sein, sich mit ihr selbst beschäftigt hatte und daß er nur darum so rasch aus seinen Träumen emporfuhr, weil die Gestalt, mit der sein Geist verkehrte, nun plötzlich wieder vor sein leibliches Auge trat.

»Ich bin etwas lange geblieben, Waldemar,« sagte sie und nahm ihren früheren Platz wieder ein, »aber mein Pathe war erwacht, und ich hatte mit ihm Wichtiges zu besprechen. Er befindet sich auch gegenwärtig ziemlich munter und hat mich gebeten, Dich zu ihm zu führen, bevor Du Dich zu Deinem Vorhaben rüstest.«

»So will ich sogleich zu ihm gehen, Hille, denn es ist fünf Uhr vorbei, und die Stunden verstrecken in Bakewitz rasch.«

Hille nickte beistimmend mit dem Kopfe, und beide verließen den lieblichen Platz am Strande, um sich in das stille Haus zurückzugeben.

Wenige Minuten später saß Waldemar an dem Bette des Kranken, und Hille hatte das Zimmer verlassen, um das folgende Gespräch nicht zu stören, das sich zuerst auf Waldemar's Eltern und dann auf die Fragen der Gegenwart bezog.

»Waldemar, mein Sohn,« schloß der Alte liebevoll die Unterredung, »ich höre, Du willst nach dem Rugard, um den Sohn Deines Beschützers, Deinen Freund Magnus, daselbst zu treffen. Wohlan denn, gehe in Gottes Namen und halte Dein Wort, welches Du dem wackeren jungen Mann gegeben hast. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß der Weg, den Du betrittst, nicht ganz eben und klar ist, nein, er ist es durchaus nicht. Du weißt am besten selbst, was Du zu thun und zu lassen hast, denn wie Du mir heute morgen sagtest, weißt Du, daß auf der schwarzen Liste der Fremden Dein Name stark unterstrichen ist. Verzeihe mir nun, dem alten Manne, daß ich Dir rathe, vorsichtig, das heißtt, nicht allzu kühn und auf Dein Glück vertrauend zu sein, denn das Alter wandelt vorsorgend seine Bahn, wo die Jugend ungestüm dahinstürmt. Begieb Dich nie in Gefahren, die Du umgehen kannst; der tapfere Mann muß auch weise sein, wenn er Großes vollbringen und zum Ziele gelangen will. Wenn Du zu Deinen Eltern heimkehrst – und ich wünsche, daß es recht bald und unter den günstigsten Umständen für Dich geschehe – so grüße sie von mir und sage ihnen, daß der alte Lachmann selbst in den bittersten Stunden seines Lebens ihrer liebevoll gedacht habe. Wir sind zusammen jung und glücklich gewesen, und das vergißt man selbst in seiner Sterbestunde nicht. Im Uebrigen gebe ich Dir meine besten Wünsche mit auf den Weg, und falls Du Geld brauchst, o sprich, ich bin geneigt, Dir von meinem Ueberfluß etwas mitzutheilen.«

»Ich danke von ganzem Herzen,« erwiederte Waldemar gerührt, »ja, ich muß Euch danken, denn ich bin genügend versehen, und Graf Brahe hat nie vergessen, den Geldpunkt für uns auf lange Zeit voraus zu ordnen.«

»So ist es gut, ich dachte mir es wohl. Hast Du noch sonst einen Wunsch, den ich Dir erfüllen könnte?«

»Daß ich nicht wüßte, wenn es nicht der ist, daß Ihr Gott bittet, er möchte meine Schritte nicht vergebens sein lassen, und daß er uns allen den Frieden und damit das Glück des Lebens wiedergebe.«

»Das thue ich, das thue ich, so wahr mir Gott helfe, alle Tage und Nächte! – Nun habe ich aber noch selbst eine Bitte.«

»Welche wäre das?«

»Wenn ich nicht mehr bin, wird Hille wieder um ein Herz mehr verwaist sein und fast keinen Anhalt mehr auf Erden haben, als Deine Familie, deren Haus das ihrige ist. Bitte also Deine Eltern in meinem Namen, das Mädchen wie ihr eigenes Kind zu halten, und was Du selbst dazu beitragen kannst, auf daß es geschehe, das versprich mir zu thun.«

»Von ganzem Herzen, Vater Lachmann, das versteht sich von selbst,« erwiederte Waldemar in seiner treuherzigen Weise.

»Ja, es versteht sich von selbst, das ist richtig, aber mir macht es Freude, Deine Versicherung, daß es so sein werde, entgegenzunehmen. Da hast Du meine Hand zum Abschiede und nun geh. Du hast noch zwei Stunden bis zum Sonnenuntergange vor Dir, und die will ich der Hille nicht entziehen, die Dich wie ihren Bruder liebt. Lebe wohl, mein Sohn!«

Waldemar kniete auf denselben Schemel nieder, auf dem Hille so oft gekniet, und empfing den Segen von derselben Hand, die auch schon ihren Scheitel so wohlwollend berührt hatte. Dann erhob er sich, schritt aus dem Zimmer und trat mit ernstem Gesicht in das kleine Gemach nebenan, in welchem unterdeß Hille den Abendimbiß vorbereitet hatte.

Während derselbe eingenommen wurde, herrschte ein ziemlich verlegenes Schweigen von Seiten der beiden daran Theilnehmenden; Waldemar war mit seinen Gedanken bei den verschiedenen Aufträgen und Ermahnungen, die der Sterbende ihm ausgesprochen, und Hille verarbeitete einen Plan, der nicht wenig aufregend sein mußte, denn ihr blühendes Gesicht war höher geröthet als vorher, und ihr Auge blieb meist auf den Teller gerichtet, ohne zu wagen, das nachdenkliche Antlitz des ihr gegenüberstehenden jungen Mannes zu betrachten. Endlich waren sie beide mit Essen fertig, und während nun Waldemar das Fenster öffnete, um den Stand der Sonne und die Stärke des Windes zu prüfen, begab sich Hille in ihr eigenes Stübchen, um irgend welche Vorrichtungen darin zu treffen. Als sie etwas lange ausblieb, trat Waldemar noch einmal an den Tisch, auf dem seine Pistolen, sein Messer und sein lederner Leibgürtel lagen, untersuchte die Waffen genau und fing dann an, den Gürtel umzuschnallen, da die Zeit des Abmarsches allmählig herankam.

»Willst Du schon fort?« fragte da plötzlich eine liebliche Stimme hinter seinem Rücken.

Waldemar drehte sich herum und sah Hille im Zimmer stehen, das schwarze faltenreiche, mit Atlasbändern reich besetzte Mäntelchen auf dem Arme haltend, welches die

Mönchguterinnen stets anzulegen pflegen, wenn sie zu irgend einer Festlichkeit gehen, begüterte Frauen und Mädchen aber auch bei jedem Ausgange tragen. Außer diesem Mäntelchen hielt sie noch ein großes Wolltuch in der Hand, welches bei heftigem Winde oder Regen über den Kopf geschlagen wird, um diesen und den ganzen Oberleib dagegen zu schützen.

»Nein, noch nicht,« erwiderte Waldemar auf obige Frage.
»Aber wie, willst Du auch ausgehen?«

Hille suchte das fragende Auge des jungen Mannes zu vermeiden, als sie schüchtern antwortete: »Ja, ich will ausgehen.«

»Wohin denn?«

»Nach Reddevitz.«

»Nach Reddevitz – wohin ich gehe? Was hast Du denn dort zu thun?«

»Ich will Dich geleiten, mein Pathe hat es mir erlaubt.«

»Mich? Hille! Warum denn das?«

»Wir wollen sicher gehen, daß Du ein gutes Boot findest, und da ich einen wackeren Fischer dort im Dorf kenne, der ein solches besitzt, so will ich Dich zu ihm führen, und er selbst soll Dich nach der Stresower Bucht fahren.«

»Wie! Und Du denkst, ich werde das zugeben? Nun und nimmermehr!«

»Dann werde ich gegen Deinen Willen hinter Dir herlaufen – geh nur voran, ich folge.«

»Hille!«

»Waldemar!«

»Aber wozu das?«

»Ich habe es ja schon gesagt. Auch weiß ich ganz genau, wo die Wachtposten der Franzosen ausgestellt sind, und die sollst Du vermeiden, wenigstens auf Mönchgut.«

»Aber Du begiebst Dich ja dann selbst in Gefahr, geschweige denn, daß Du den weiten Weg rückwärts allein zurücklegen mußt —«

»O nein! Ich bleibe so lange im Hause des Fischers, bis er von Stresow zurückkommt, und dann geleitet er mich sicher hierher.«

Waldemar lächelte auf eine eigenthümliche Art, die eben keine Unzufriedenheit ausdrückte. Der gute Wille seiner Cousine behagte ihm, und ihr Muth nicht minder. Da er sah, wie entschlossen sie zu ihrem Vorhaben war, so schwieg er — was sollte er auch sagen? Seitdem er in diesem Hause war, seitdem er Hille wiedergesehen, waren so manche Empfindungen und Gedanken durch sein Hirn gefahren, die ihm zum Mindesten neu und so seltsam vorkamen, daß er sie sich auf keine Weise entziffern konnte. So brachte er die Zeit damit hin, langsam im Zimmer auf und ab zu schreiten, dann und wann aus dem Fenster zu blicken, bis er sich endlich zu Hille wandte, die ab- und zugegangen war, und zu ihr sagte: »Jetzt ist es Zeit, Hille; wenn Du willst, so bin ich bereit.«

Ueber Hille's Gesicht flog ein triumphirendes Lächeln. Sie warf sich das Mäntelchen mit einer geschickten Bewegung um die Schultern, nestelte es zu und griff nach dem Windtuche. Waldemar dagegen steckte seine Waffen ein, zog seinen Wetterrock an und griff nach Hut und Stock. Zwei Minuten später traten beide vor die Thür, und gleich darauf hatte das Gehölz, das sich um Bakewitz zieht, sie in seinen Schatten

aufgenommen, den die beginnende Abenddämmerung allmählig darüber auszubreiten anfing.

Die kurze Strecke von Bakewitz nach Reddevitz, die, quer durch das Land vom Ost- zum Weststrande Mönchguts führend, etwa eine gute halbe Stunde betrug, wurde von den beiden Wanderern anfangs schweigsam, nachher in harmloser Plauderei zurückgelegt. Auf abgelegenen Wegen, bald durch öde Triften oder Torfmoore wandelnd und nur wenigen Eingeborenen begegnend, erreichten sie die Westküste der Halbinsel und das obere Ende der seltsamen Erdzunge, die im Ganzen Reddevitz heißt, sowie das kleine Dorf gleichen Namens, wo der Bekannte Hille's wohnte. Mit raschem energischen Schritte bewegte sie sich auf eins der winzigen Strandhäuserchen zu, hob mit kräftiger Hand die Thür empor und bückte ihren stattlichen Körper, um in den inneren räucherigen Raum einzutreten. Waldemar folgte ihr und fand in einem erbärmlichen Kämmerchen, Dünsen genannt, den Bekannten Hille's auf der breiten Ofenbank hockend, wo er eben ein Stück Brod und kalten Fisch verzehrte. Er speiste allein, da seine Familie irgendwo im Freien beschäftigt war.

Sobald er die hohe Gestalt des schönen Mädchens erblickte, dem ein ihm unbekannter stattlicher und seinen Begriffen nach fein gekleideter Mann folgte, erhob er sich und trat den Ankommenden grinsend entgegen. Aber dieses Grinsen bedeutete so viel wie: »Sie sind mir willkommen, was kann, ich für Euch thun?«

»Guten Abend, Peter!« sagte Hille freundlich und setzte sich dicht zu ihm auf die Ofenbank. »Ich bringe Euch hier meinen Vetter, der auf einer geheimen Reise begriffen ist und den Franzosen gern aus dem Wege gehen möchte. Ich frage Euch nun, ob Ihr geneigt seid, ihn sicher nach der Strelzower Bucht zu fahren?«

Der Fischer, der in seiner Nationaltracht, das heißt in einer weiten schwarzen Jacke mit Knöpfen von Kokosnussschaalen und in seinen doppelten Fischerhosen, über die noch die unvermeidliche, bis zu den Waden schlotternde Schurzhose herabging, eine dem Eingeborenen Jasmund's wohlbekannte aber immerhin auffallende Erscheinung bot, nickte mit dem Kopfe, trat an das niedrige Fenster und warf einen prüfenden Blick auf das Meer. »Ja,« sagte er, »ich bin bereit und gern. Der Wind ist gut, und die Fahrt wird in weniger als einer Stunde vollendet sein.«

»Gut, aber, wißt Ihr auch genau Bescheid, wo die Posten der —«

»O!« unterbrach sie der willige Mann, »es wäre schlimm, wenn ich das nicht wüßte. Ich bin erst heute morgen in Strelzow gewesen und kann Euch sagen, wo rings eine Flinte versteckt ist.«

»So bin ich zufrieden, macht Euch fertig – aber halt – noch eins! Ihr dürft Euch drüben auf Rügen nicht aufhalten, sondern müßt so schnell wie möglich wieder zurück kommen. Ich werde Euch hier erwarten und Ihr sollt mich flugs nach Hause begleiten.«

Bei diesen Worten einen lächelnden Blick auf Waldemar werfend, als wolle sie ihm darthun, daß sie seinem Wunsche jetzt hoffentlich entsprochen habe, schritt sie zur Thür, um aus der rauchigen und übermäßig warmen Stube wieder in's

Freie zu gelangen. Der Fischer dagegen, der, wortkarg wie alle seine Landsleute, längst seine Beistimmung auf ihre Anrede genickt hatte, nahm seinen breitrandigen, tief über das Gesicht herabfallenden Hut, ging dann in einen nahegelegenen Schuppen, wo er einen kurzen Mast, an dem ein starkes Segel mit allen nöthigen Tauwerken befestigt war, nahm und das Ganze, als wäre es eine kinderleichte Last, nach dem Strande trug, wo ein festes Boot, auf die Seite geneigt, mit dem Kiel im Sande lag. In wenigen Minuten waren alle seine Vorbereitungen beendet. Das Boot war in's Meer gewalzt, der Mast stand fest in seinen Klampen und Bügeln, das Segeltuch war auseinandergerollt und die Schoten an ihren Haken befestigt. Als Alles das vollendet war, drehte sich der Fischer nach dem Strande um, als wolle er erkunden, warum der Fremde noch zögere, zu ihm in's Boot zu steigen.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Verwandten, die ruhig fortgedauert hatte, bis sie den Strand erreicht, war verstummt, sie standen anscheinend ganz gemüthsruhig neben einander und schauten sich kaum an; nur von Zeit zu Zeit, und dann mit einer beinahe heimlichen Hastigkeit, als wollten sie nicht dabei ertappt werden, flogen ihre Blicke übereinander hin und wandten sich dann gleich wieder ab, um den eilfertigen Vorbereitungen des Fischers ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Da sagte endlich Hille, um den peinlichen Druck zu beseitigen, den ein solches Schweigen immer in seiner Begleitung hat:

»Du hast eine schöne Nacht vor Dir, Waldemar; der Mond kommt in seiner ganzen Herrlichkeit herauf, der Himmel

ist ringsum klar, und Du wirst einen angenehmen Gang haben. Ich wollte, ich könnte mit Dir bis nach dem Rugard gehen, denn ich habe ihn noch nie bestiegen und liebe solche Spaziergänge in mondheller Nacht. Allein ich darf meinen Pathen nicht verlassen, und so muß ich der Pflicht folgen. Nun aber, Waldemar, sei vorsichtig, ich bitte Dich um Deiner Mutter willen darum, deren einziger Sohn Du noch bist – versprichst Du es mir?«

»Ich verspreche es Dir, besorge meinetwillen nichts. Mein Weg ist kurz und die Pfade sind mir bekannt. Vielleicht giebt es Gott, daß ich Dir einmal, wenn wir Frieden haben, den Rugard im Mondenlicht zeige.«

»Gut, Waldemar, wenn es auch im Sonnenglanz des Tages ist, ich werde dies Versprechen nicht vergessen. Wann aber sehen wir uns wieder?«

»Wann Gott es will!«

»So geleite er Dich! Da – Peter ist fertig und erwartet Dich schon.«

Sie streckte ihre Hand aus, Waldemar ergriff sie etwas hastig und hielt sie eine Weile in der seinen fest. »Lebe wohl,« sagte er mit hörbar beklommener Stimme, obgleich er sich Mühe gab, sie so volltönend wie möglich erklingen zu lassen.

Hille begleitete ihn bis dicht an den Strand, wo ein langes Brett, auf gewaltigen Steinen ruhend, das bei stürmischem Wetter weit auf's Land gezogen wurde, bis zu dem Boote führte, welches sich bereits unter der Wucht des geblähten Segels schaukelte, als könne es die Zeit nicht erwarten, die tänzelnden Wogen mit seinem Kiele zu theilen.

Noch einmal wandte sich Waldemar nach Hille herum, noch einmal reichte er ihr die Hand, dann sprang er in's

Boot, das augenblicklich von der Planke fort in See stieß, denn Peter war kein Freund von überflüssigem Zögern und langen Worten.

»Ich danke Dir für Deine Begleitung!« rief Waldemar zurück, noch im Boote stehend, das schon davonschoß.

»Glückliche Ueberfahrt!« tönte es ihm wieder zu.

»Glückliche Nachhausekunft!«

Das letzte Wort verschlang halb der Wind, der von Minute zu Minute heftiger zu wehen begann. Hille stand unbeweglich und sogar vergessend, das Tuch über den Kopf zu schlagen, auf der Planke und schaute dem Segel so lange nach, als sie es mit den Augen erreichen konnte, was seinerseits auch Waldemar in entgegengesetzter Richtung that. Als aber das Boot immer mehr in dem Schatten der Abenddämmerung und dem Duft der Ferne verschwand, trat Hille langsam den Rückweg nach der Fischerwohnung an, wo sie sich so lange bei der heimgekehrten Familie Peters aufhielt, bis dieser zurückkam und die Meldung von der glücklich vollendeten Fahrt überbrachte.

SIEBENTES KAPITEL. AUF DEM RUGARD.

Vom günstigen Winde getrieben und von fester Hand gesteuert, legte das scharf segelnde Boot einen Knoten nach dem andern längs der schmalen Reddevitzer Landzunge zurück. Als Waldemar den Strand nicht mehr erkennen konnte, drehte er sich auf der Bank, auf der er saß, langsam herum und wandte das Gesicht dem Rügianischen Bodden zu, der nun mit seinen rings umher scharf ausgezackten Ufern in ganzer Ausdehnung vor ihm lag, dessen kaum erkennbare Umrisse aber in der immer schneller hereinsinkenden

Dämmerung allmählig verschwommen, bis sie vom blitzen-
den Mondlichte, das bald siegreich über Land und Meer auf-
ging, übergossen und fast tageshell beleuchtet wurden. So
weit sein Auge reichte, und er ließ es nach allen Richtun-
gen schweifen, war kein Schiff, kein Segel auf dem Meere
zu bemerken. Nur das feenhafte Mondlicht glitzerte in den
tanzenden Wellen wieder, und in der Ferne tauchte allmäh-
lig, sobald sie das Reddevitzer Höwt umsegelt hatten, das
bergige Eiland, der Vilm auf, dessen Rieseneichen auf dem
abschüssigen Ufer die herrlichsten und stärksten Bäume Rü-
gen's sind. Aber sie näherten sich dieser reizenden Insel nur
etwa auf eine halbe Meile, dann wandte Peter das Steuer
und richtete den Bootsschnabel nach Norden, um jetzt mit
halbem Winde, den der Schiffer so sehr liebt, in die Stre-
sower Bucht einzulaufen, deren anmuthige ausgeschweifte
Ufer jetzt immer deutlicher sichtbar wurden. Nur das Rau-
schen des Wassers unter dem Buge des kleinen Fahrzeuges
wurde vernommen, sonst war Alles außer und in demselben
still, denn Waldemar sprach nicht, weil er zu viel zu denken
hatte, und Peter war aus Gewohnheit schweigsam, wie alle
seine Landsleute, die lieber wacker zu arbeiten, als weitläu-
fig zu sprechen lieben.

»Wo wollt Ihr landen?« fragte endlich Waldemar, als sie
dem Ufer immer näher kamen und man das Bellen eines
wachsamen Hofhundes vom Strande her schon vernehmen
konnte.

»Ich fahre so dicht an die Tannen wie möglich, Herr,«
antwortete Peter bedächtig. »Aber es würde mir lieber sein,
wenn ich nicht bis auf den Sand mit Euch auflaufen müß-
te. Ihr habt ja tüchtige Stiefel an und könnt einen Fuß tief
durch das Wasser waten.«

»Ich stimme Euch bei und wollte Euch schon denselben Vorschlag machen.«

»Ihr kennt doch die Gegend?«

»Vollkommen. Wißt Ihr vielleicht, wo der nächste Posten der fremden Truppen steht?«

»O, viel mehr nach Westen hin, dicht an der Goore.«

»Können sie uns von dort aus wohl jetzt sehen?«

»Gott bewahre! Die haben keine Augen für Schiffe und Segel; ja, wenn wir zu Pferde wären oder auf einer Kanone säßen!«

»Wo aber steht der nächste Posten im Lande?«

»Zwischen dem Putbusser Schloß und Zirkow weiß ich keinen, Bergen aber wimmelt wie ein Ameisenhaufen von Soldaten.«

»Wie mag es denn mit dem Rugard sein – wißt Ihr etwas darüber?«

»Oho! Warum nicht? Und ganz genau. Mein Schwager war vorgestern da, um in Burnitz seine kranke Schwester zu besuchen, und so weiß er es bestimmt. Bei Tage freilich steht ein Posten auf dem kahlen Berge, bei Nacht aber frieren die Welschen, die an Backofenwärme gewöhnt sind und keinen gesunden Luftzug vertragen können, und da sie keine Augen wie die Katzen haben, obgleich ihre Krallen scharf genug sind, so nützt ihnen die Nachtwache auf dem windigen Berge nichts. Darum ziehen sie sie auch alle Abende ein.«

»Das wißt Ihr bestimmt?«

»Ich kann es beschwören.«

»So danke ich Euch. Wollt Ihr mich hier aussetzen?«

»Ja!« sagte der Fischer und hatte schon die Schoten fahren lassen, worauf das Segel back gelegt wurde und lose in

der Luft flatterte. Waldemar setzte sich auf den Rand des Bootes, stieß den Stock in's Wasser und untersuchte den Grund. Er war seicht, und so ließ er sich langsam hinuntergleiten, nachdem er dem Fischer ein großes Geldstück in die Hand gedrückt und Hille warm empfohlen hatte. Dann aber watete er dem Lande zu und sah von da aus den Fischer wenden und mit halbem Winde wieder aus der Bucht auslaufen, wie er auch mit ihm eingelaufen war.

Noch einen Blick; vielleicht von einem Gruße begleitet, warf er dem flugs die Wellen durchschneidenden Fahrzeuge nach, dann wandte er sich und schritt durch das zunächst gelegene Tannengehölz auf dem Wege zwischen Groß-Stresow und Nadelitz auf Posewald zu, wo er das dortige mächtige Hünengrab zur Linken ließ und dann querfeldein durch die vom hellsten Mondlichte beschienenen Felder dem langen Berge bei Zirkow zueilte, dessen Waldungen er zum Theil durchschritt, um so auf den breiten Weg nach Dalkwitz, von Carow aus aber auf einem wenig befahrenen Landwege über Cluptow nach Zirzewitz zu gelangen, wo er endlich die drei Straßen von Bergen nach Dumservitz kreuzte und nun den Rugard dicht vor sich liegen sah.

Auf diesem ganzen, nicht volle zwei Meilen langen Wege, den er mit gemäßigter Eile zurücklegte, um in seiner warmen Kleidung sich nicht übermäßig zu erhitzen, begegnete er in der ersten Zeit nur wenigen Menschen, und je weiter die Nacht vorrückte, um so stiller und einsamer wurde es um ihn her, bis er zuletzt kein lebendiges Wesen mehr erblickte. Soldaten aber hatte er keinen einzigen wahrgenommen. In den von Strecke zu Strecke auftauchenden größeren Wäldern, die bald auf den Kuppen der Höhenzüge, bald in der Ebene sichtbar wurden, ruhte tiefer Schatten, denn

des Mondes Licht durchdrang die Wipfel der Bäume nicht, die hier schon ziemlich belaubt waren; die Felder, Triften und Moorgründe aber leuchteten hell von dem nächtlichen Strahl wider und ließen sogar auf große Entfernungen die Gegenstände ziemlich genau erkennen, die hie und da auf ihnen zerstreut umherlagen.

Um dem Leser aber einen deutlichen Begriff von der vor ihm liegenden Landschaft zu geben, ist es nöthig, daß wir eine dieselbe betreffende allgemeine Bemerkung voranschicken, der wir dann die Beschreibung des Rugard selbst folgen lassen wollen. Das Inselland steigt nämlich von allen Seiten ziemlich gleichmäßig gegen die Mitte hin empor, wo es dann einen Bergrücken bildet, auf welchem die Stadt Bergen und der Rugard liegt, der mit seiner Höhe alle übrigen Berge, Jasmund's und der Granitz Gipfel ausgenommen, überragt. Dieser Bergrücken zieht sich ostwärts nach Buschwitz und Zittewitz bis an den Strand des Jasmunder Boddens hin und hängt mit den übrigen Bergketten Rügen's zusammen, die sich nach Norden und Osten hin bis an die Küsten erstrecken, nach Süden aber in verschiedenen Richtungen auslaufen und die Insel mit schönen Waldungen durchkreuzen. Am Fuße des 300 Fuß hohen Rugard nun, und zwar an seiner südwestlichen Seite, ist das Städtchen Bergen gelagert, in dessen Inneres wir uns später noch oft genug verfügen werden, die Spitze seines Kirchthurmes aber soll ziemlich in gleichem Niveau mit dem höchsten Punkte des Rugard liegen.

Dieser selbst nun hat schon in grauem Alterthum eine hohe Bedeutung für die Insel gehabt, denn er trug einst auf seinem Gipfel ein Schloß, Rüegard, von dem sein jetziger

Name herführt. Von diesem Schloß aus übersah der Erbauer desselben (im Jahre 1168), der Rügenfürst Jaromar, sein ganzes kleines Reich und befestigte sich darin, um gegen seine Erbfeinde, die Pommern, geschützt zu sein, als sie sein ganzes übriges Reich überschwemmt und verheert hatten.

Jetzt ist von dieser alten Burg nichts mehr vorhanden, als ein ziemlich gut erhaltener hoher Wall, der dem ehemaligen Schlosse zur Schutzwehr gedient haben mag. Der mittlere Raum, der davon eingeschlossen wird und den sonst die Burg eingenommen hat, war zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, ein Kornfeld. Der Wall selbst, sowie die nahegelegenen Hügel, waren mit Haidekraut und niederen Dornesträuchern bewachsen, während zur heutigen Zeit vom Fürsten zu Putbus, dem die Insel so viele schöne Denkmäler der Baukunst und Landeskultur verdankt, gefällige Anlagen und Ruhesitze angebracht sind, um den Reisenden das herrliche Panorama der Insel und ihrer Umgebung mit Muße betrachten zu lassen und ihn durch den Anblick des rauhen, sterilen und verwitterten Chaos rings umher, wie dieser Fleck sich früher darstellte, in seiner Betrachtung weder zu stören, noch zu lebhaft an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern.

Von der Höhe des Walles nun bietet sich rings im Kreise dem erstaunten Auge nicht nur der größte Theil der Insel, sondern auch südlich, östlich und westlich ein ansehnlicher Strich von Pommern dar, während nach Norden und Nordosten hin das baltische Meer dem Auge eine unbeschränkte Fernsicht gestattet. Ueber die Dächer von Bergen hin, über das Stralsunder Fahrwasser bis auf Stralsund, und noch weit darüber hinaus, schweift zunächst der Blick und umfaßt so einen großen Theil von Schwedisch-Pommern. Städte und

Dörfer tauchen aus den weiten Feldern auf, und auch das traute Greifswald wird ziemlich genau erkannt.

Oestlich hin, fast unter den Füßen des Beschauers, erglänzen weitgestreckte Ackerfelder, die sich namentlich deutlich ausprägen, wenn die Saat in grünem Smaragd leuchtet oder in goldenen Aehren wogt. Weiterhin östlich, jenseits verschiedener Vertiefungen und Erhöhungen des Bodens, streben Hügel in die Höhe, deren Gipfel kahl über den bebauten Lehnen hervorragen, und dazwischen prangen zahllose Gebüsche in grünem Gewande. Fernerhin tauchen Wälder in gewaltiger Länge und Breite auf, wie die Granitz und Stübnitz, welche Letztere der blaue Spiegel des Jasmunder Bodens vom festen Rügener Lande trennt. Ueber diese Wälder hinaus endlich umgürtet das vielgestaltige Eiland die wogende See, an deren fernstem Horizont zahllose Segel auftauchen und nach allen Weltgegenden steuern. Wunderbar reich ist diese Ansicht, wenn man das Ganze mit einem Blick zusammenfaßt, da man nicht allein das Meer überschaut, welches das Eiland umkreist, sondern auch die Binnenseen, welche die schönen Busen bilden und in bald geschlängeltem, bald geradem Laufe die Erdzungen umspülen, die Rügen gewissermaßen als Fühler in das feuchte Element vorstreckte und die bald mit Getreidefeldern, bald mit Gebüsch bewachsen sind, oft aber auch durch öde Kahlheit von der Armuth ihres Lebens Zeugniß geben.

Zahllos sind die Ortschaften, die Häuser, von ihren Obstgärten umzogen, die Thürme, die Meiereien, die Landhäuser, die der Beschauer hier alle einzeln erkennt und die wie absichtlich dahin gesetzt scheinen, um ihn durch ihren reichen Farbenwechsel zu ergötzen. Wunderbar vor allen nehmen sich die beiden Landzungen aus, die von Rügen und

Wittow nach Jasmund führen und die wir schon in unserer Einleitung besprochen haben; wunderbar ferner treten die vielen kleinen bald runden, bald langgestreckten Inseln und Inselchen wie verlorene Geschenke hervor, die das Land ausgestreut und das habgierige Meer willig in seinen Schoß aufgenommen hat. Ernst und gewaltig aber thronen im Norden und Osten die felsigen Höhenpunkte Rügen's, das steile Arkona mit seiner einsamen Küstenwacht, ganz allein dem dräuenden Ungestüm des Meeres sich entgegenstemmend, und das kreidereiche Ufer der Jasmunder Felsen, die majestatisch herüberwinken, als wollten sie mit aufgehobenem Finger drohen, nicht weiter vorzudringen, da das gefährliche Meer mit seiner unbezwinglichen Kraft dem Streben des immer in die Ferne drängenden Menschen hier entgegentritt.

Doch kehren wir jetzt zu dem einsamen Wanderer zurück, den wir bis an den Fuß des Berges begleitet hatten, von dessen Gipfel aus man alle diese Herrlichkeiten überschaut. Als er den sandigen Fuß des Rugard erreicht hatte und sich dabei in möglichst weiter Entfernung von Bergen hielt, hörte er die Thurmehr des Städtchens die elfte Stunde der Nacht schlagen. Als der letzte Klang der Glocke verhallt war, auf den er aufmerksam gelauscht, stieg er langsam den Fischersteig hinauf, wobei er sich vorsichtig umblickte, um einen Feind, wenn er etwa in der Nähe wäre, bei Zeiten wahrzunehmen. Allein er sah Niemanden, Alles ruhte, sogar der Wind hatte sich gesänftigt, als wolle er die schöne Mondnacht nicht ungenießbar machen, und nur bisweilen sprang ein Hase im Gebüsch auf und lief quer über den Weg durch das duftige Haidekraut, oder ein aufgescheuchter Nachtvogel ließ seine Stimme aus den nahen Waldungen ertönen.

So gelangte er auf den Gipfel des Berges und blieb zuerst einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen, denn seine Ungeduld, die Höhe zu erreichen und vielleicht den innig geliebten Freund schon oben zu treffen, hatte ihn zuletzt zu schnellerem Laufe angetrieben, als es anfangs in seiner Absicht gelegen.

Als er seiner Brust die nöthige Ruhe vergönnt, hielt er sich nicht damit auf, von seinem hohen Standpunkte aus das ihn umgebende prachtvolle Panorama zu betrachten, sondern er bestieg sogleich den nordöstlichen Wall, um zunächst einen Rundgang auf der Plattform zu halten und nach seinem Freunde zu spähen. Aber trotzdem er jede Vertiefung, jeden hervorragenden Hügel, jedes kleine Gebüsch durchforschte, ob er nicht irgend wo verborgen, so fand er ihn nirgends, und endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er noch nicht auf dem Berge sei. Einigermaßen betroffen von seinem Alleinsein, das er so sehr abzukürzen gestrebt, ließ er sich jetzt auf der Stelle des mächtigen Walles nieder, wo gegen Westen nach der Stadt Bergen hin die wohlerhaltene Brustwehr ragt, mit dem einzigen Eingange zum Innern des Walles, und wo wahrscheinlich ehemals das Eingangsthör sich befand, welches zur Festung führte. Von hier aus schweifte sein Blick zuerst über die ganze Südwestseite der Insel, um auf Stralsund im Hintergrunde haften zu bleiben. Denn von dieser Seite her mußte sich sein Freund dem Rugard nähern, wenn er noch nicht auf einem andern Punkte der Insel weilte oder überhaupt von Stralsund kam, wo er, wie Waldemar wußte, eine verwandte Familie hatte, der er immer zugethan gewesen. Der Gedanke, daß Magnus Brahe sonst pünktlich war und sein Versprechen ohne Noth

gewiß nicht ungelöst ließ, hatte seinen Schritt bei'm Ersteigen des Berges beflügelt, jetzt aber beunruhigte ihn einigermaßen schon dessen Abwesenheit, indem er plötzlich unvorhergesehene Gründe der Abhaltung ersann, die sein Erscheinen gänzlich in Frage stellten, und daher schwebte sein Blick lange über der Wasserfläche, die in der angegebenen Richtung die Insel von Deutschland trennt; und je länger er hinüberschaute, um so strahlender wurde sein Auge, denn trotz des Bedauerns, seinen Freund noch nicht wahrzunehmen, zog der im hellen Mondlichte immer deutlicher hervortretende Wassergürtel seinen Blick unwiderstehlich an. Sein von Natur scharfes Auge faßte allmählig, je mehr es sich an die magische Nachtbeleuchtung gewöhnte, einzelne wohlbekannte Stellen auf, die er dann im Stillen nach so langer Trennung freundlich begrüßte, als wäre nicht er zu ihnen, sondern sie zu ihm gekommen. So trat ihm, zu meist nach Nordosten, das niedrige baumlose Hiddens-öe wie eine am Horizonte schwebende graue Wolke entgegen, und als er sich dann nach Nordosten bewegte, streckte Wit tow mit dem öden Arkona an seiner äußersten Spitze wie ein riesiges Blatt seine dreigezackte Gestalt in die glänzende Wasserfläche aus, während das schöngeschwungene Jas mund mit seinen dunklen Wäldern düster und majestatisch in die weite Wasserwüste vordrang, die dann und wann im Mondlichte hell aufschillerte und ihr ernstes Rauschen bis nach dem Rugard hinauf tönen ließ.

Da aber fiel plötzlich sein Blick auf das mit dunklen Spalten in das Meer ragende Mönchgut, das er soeben erst verlassen hatte, und – wunderbar! – sein Herz, das sonst immer so ruhig und gleichmäßig schlug, klopfte heftiger als

gewöhnlich; und länger, als er ahnte, haftete sein glänzendes Auge darauf. Welche eigenthümliche, nie empfundene Regung zwang ihn dazu? Wie drängten sich seine Gedanken so seltsam eifrig diesen Landspitzen entgegen? Wiederholt mußte er sich die Frage vorlegen: »Ob Hille wohl schon ungefährdet zu Hause angekommen ist? Da, ja, da muß das Haus liegen, in dem sie wohnt – ob sie darin wohl schon wieder mit wohlthuendem Lächeln am Bette des geliebten Pathen sitzt, oder ob sie bereits selber von ihrem Gange ausruht und die schönen Augen im Schlafe geschlossen hat? O ja, schön, schön sind diese Augen, wie die Mutter es gesagt, und ihr Gesicht ist ebenso blühend und lieblich geblieben, wie ihr Herz seine Güte und Redlichkeit bewahrt hat. Doch halt! Es ist jetzt nicht die Zeit, an ein Weib zu denken, und wäre es selbst das schönste auf der Erde, jetzt ist der Tag nicht für die Weiber, nein, nur für Männer gekommen, und also fort von dem, was meine Seele – wie wunderbar! – seit einigen Stunden so seltsam umsponnen hat. Ach, wie die kleine Insel, mein liebes, theures Vaterland, so still und ruhig hier unter mir liegt, und die müden Bewohner fast alle ihre Augen schließen und nichts sehen, nichts empfinden, was ich sehe und im tiefsten Herzen empfinde! Wie friedlich, wie feierlich, wie erhebend ist dieser Anblick, dieser Gedanke! Und doch hat des Gewaltigen Arm seine eisernen Finger beklemmend darüber ausgespannt! Ha, also auch das will er an seine kalte gigantische Brust reißen, auch diesen stillen Fleck der Erde will er in den Wirbel des ungeresteten aller Kämpfe ziehen, auch hierher seine blutgetränkten Schaaren senden? Ja, o ja, ziehe es nur in Deine bittere Umarmung, umschließe es mit Deinen blinkenden Bajonetten, ein Mord mehr auf Deiner Seele kann Dich

ja nicht mehr belästigen, der Du Hunderttausende Deinem Thatendurste, Deiner Habsucht, Deiner Ruhmbegier geopfert hast! Aber halte es nicht in Gedanken auf ewig fest, Du steinerner Mann, es wird Dir doch einst wieder entschlüpfen, wie Du das Meer nicht halten kannst in Deiner Hand, das Du schon so oft vergebens zu bezwingen und zu behaupten gestrebt hast. Ha! wie mir plötzlich so wunderbar prophetisch zu Muthe wird! Bonaparte, auch Du, übermüthiger Corse, wirst einst das Ende Deines Ruhmes auf dieser Erde erleben; denn aller irdische Ruhm ist vergänglich! Auch Du, der Du Dich ein großer unüberwindlicher Kaiser zu sein dünkst, und doch nur, wie alle vom Weibe Geborenen, ein schwacher, hinfälliger Mensch bist, schwach in Deinem Dünkel, Deiner unersättlichen Leidenschaft, auch Du wirst einst den Grabhügel Deiner Macht ragen sehen, wie wir Lebenden jetzt die tausend Gräber unserer Vorfahren auf diesem kleinen Erdenflecke erblicken, und dabei denken und sagen: sie sind dahin! Alles was sie gethan und errungen, hat die Zeit in ihren unersättlichen Schlund gezogen! – Und daß dies bald geschehe, daß Du bald die Fluren und Wohnungen verlässest, die Dir nicht gehören, so möchte ich, daß meine Stimme ein Orkan wäre, um sie zu erheben und schallen zu lassen über Nähe und Ferne; damit wachrufen möchte ich alle Völker, die Dir so machtlos und knechtisch unterthänig sind, und möchte über Land und Meer hinausschreien, daß das Echo in jeder athmenden Brust widerhallt: Wache auf, mein Volk, rüttle Dich aus Deinem überlangen Schlummer, erhebe Dich aus Deinem verderblichen Sinnen und Brüten! O, öffne Deine Augen, Dein Herz und sieh' und fühle, was Du thun mußt, um Dich selbst und Deine Nachkommen vor

dem ungerechten Eroberer zu retten und vor seinen habgierigen, mordlustigen Knechten zu schützen, denn Du wirst es einst nicht verantworten können, vor Gott und den Menschen, daß Du so lange gezögert, Deinen Wünschen und Hoffnungen die große That folgen zu lassen.«

In großer innerer Bewegung, hoch und stolz aufgerichtet und lebhaft athmend, schwieg er nach diesem unwillkürlichen Ausbruch der ihn beherrschenden Gedanken. Seine Wange glühte, sein Auge flammte, und wider Wissen hatte sich seine Rechte über die ruhenden Länder und die leise athmenden Meere ausgestreckt. Aber der Rausch der Erregung schwand, als er keine Antwort darauf erhielt, als Alles rings umher still blieb, wie es vorher schon gewesen war. Langsam zog sich die ausgestreckte Rechte an seinen Leib zurück, er setzte sich auf die kalte thauige Erde, stützte seine Arme auf die Kniee und legte den Kopf in die Hände, um noch eine Weile die eben entwickelten Ideen und Wünsche in seiner Seele nachschwirren zu lassen.

Und wie er so still und unbeweglich saß, kam, wie es dem Menschenherzen so glücklich beschieden ist, daß es nach großer Erregung sich immer wieder in das ruhige Geleise des wirklichen Lebens zurückfindet, eine sanfte Ruhe, ein mildernder Frieden über ihn. Langsam und ungestört zog der glänzende Mond unterdeß seine stille Bahn dahin, hinter ihm tauchten die kleinen Sterne am wolkenlosen Himmel auf, der leise Nachtwind flüsterte in den Blättern der Wälder und die Erde sank immer tiefer in ihren heiligen Schlaf. Nur das Meer, Tag und Nacht seinen Lauf verfolgend, rauschte brandend von Zeit zu Zeit an den fernen Felsen auf, von den Menschen aber drang kein Ton auf seine Höhe. Höchstens dann und wann ließ sich in weiter Ferne

das Rollen eines Wagens vernehmen, eine Möve, die über den glänzenden Bodden flatterte, ätzte ihr Nachtlied aus der Nachbarschaft herüber, und ein wachsamer Hund bellte heiser aus irgend einem Gehöfte herauf.

Da, von diesem Frieden um ihn her in sanftere Empfindungen eingelullt, erhob er sein Auge und vielleicht auch zog ihn aus seinen Träumen das Schlagen der Thurmehr in Bergen, die dicht in seiner Nähe den Ablauf der Mitternachtsstunde verkündete. Jetzt erst war die Zeit gekommen, in der an diesem Orte mit ihm zusammenzutreffen sein Freund verheißen hatte. Er stand daher auf, stellte sich auf den höchsten Punkt des Walles und blickte sehnüchsig den Weg hinab, der nach Bergen führt. Aber auf diesem Wege war und blieb Alles still. Aus den Häusern sah er wohl hie und da einige Lichter durch die Nacht leuchten, die allmählig dunkler ward, je tiefer der Mond sank, sonst hörte und sah er nichts, obgleich es ihm däuchte, als dränge bisweilen aus der nahen Stadt der auf dem schlechten Pflaster dröhrende Schritt einer Schildwache bis zu ihm empor. Er lauschte und horchte, so sehr er lauschen und horchen konnte, aber er vernahm in der That weiter nichts.

So stand er lange Zeit auf demselben Orte, bis endlich der wehende Nachtwind kühler wurde und ein allmählig ihn durchziehender Schauer seine Glieder zur Bewegung trieb. Er knöpfte den Rock fester zusammen und schritt langsam auf dem Walle hin und her, immer wieder zu dem Punkte zurückkehrend, der ihm den weitesten Fernblick über das unter ihm liegende Land gestattete. Als er so wohl zwanzig Mal den geschweiften Wall umschritten hatte und dabei wieder eine Stunde vergangen war, trat er abermals auf den Punkt zurück, den er zuerst eingenommen. Der Mond war

unterdeß immer tiefer gesunken, und auch die Sterne schienen geneigt, sich in ihre Tagesregionen zurückzuziehen, um allmählig vor dem nahenden Glanze der Morgenröthe ganz zu erbleichen.

Waldemar hoffte nun nicht mehr, seinen Freund in dieser Nacht zu treffen, er dachte daher daran, wie er am besten den nächsten Tag verbringen könne und beschloß endlich, sich nach Bergen zu begeben und dort in dem Hause eines wohlhabenden Müllers, dessen Grundstück dem Rugard am nächsten lag, vorzusprechen, wo er bekannt war und der freundlichsten Aufnahme gewärtig sein konnte. Für's Erste jedoch wollte er noch nicht die Höhe verlassen; hatte er so lange hier oben gewartet, so konnte er noch anderthalb Stunden länger warten und die Sonne über dem Meere hervorkommen sehen, ein Schauspiel, welches er schon als Knabe außerordentlich geliebt und in seiner schönen Heimat wie an anderen Orten so häufig wie möglich zu genießen pflegte.

So schritt er denn langsam auf dem Walle umher, jetzt vor allem mit dem Gedanken beschäftigt, wo wohl sein Freund sein und was ihn von dem so fest verheißenen Besuche des Rugard an dem dazu bestimmten Tage abgehalten haben möge. Als er, also innerlich beschäftigt, zum zweiten oder dritten Male bei seiner Wandelung den westlichen Rand des Walles erreicht hatte und wiederum stehen blieb, um einen Blick über die Stadt schweifen zu lassen, glaubte er in der Ferne, in der Richtung von Stralsund, dicht am Fahrwasser und also auf der ersten Strecke der Landstraße, die von der alten Fähre nach Bergen führt, ein Posthorn schmettern zu hören. Zwar war der erste Ton, der zu ihm drang, nur

schwach gewesen, allein er glaubte sich dennoch nicht geirrt zu haben, denn die Klänge des Posthorns haben sich zu allen Zeiten von anderen ähnlichen Klängen unterschieden und wohl immer jenes unbeschreibliche Gefühl des Sehnens und Verlangens in die Ferne im Ohr des Hörers zu erwecken verstanden.

Waldemar stand unbeweglich und lauschte mit angehaltenem Atem, ob sich derselbe Ton nicht wiederholen und ihm größere Gewißheit über seinen Ursprung geben würde. Da der Wind sich während der Nacht gedreht hatte und in schwachen Strömungen jetzt aus Westen blies, so war es auf der Höhe, wo er stand, noch dazu in der tiefen Stille der Nacht, wohl möglich, ein Posthorn blasen zu hören, das sich vom Südweststrande der Insel aus auf dem Wege nach Bergen befand. Und in der That, es dauerte nicht lange, so ließ sich das Schmettern noch einmal vernehmen, und jetzt war Waldemar sicher, daß er sich das erste Mal nicht getäuscht habe.

Aber was bedeutete dieses Blasen eines Posthorns zu so ungewöhnlicher Zeit? Die regelmäßige Post, die von der Fähre nach Bergen geht, mußte am Abend vorher in der achten oder neunten Stunde in Bergen eintreffen, diese also konnte es nicht sein. Freilich kam es auch bisweilen vor, daß man sich auf der Insel einer Extrapost bediente, allein so tief in der Nacht pflegte das wohl kaum der Fall zu sein. Und wenn gar Magnus Brahe der späte Reisende wäre, wie Waldemar im ersten Augenblick hoffte, so war nicht vorauszusetzen, daß er seine Ankunft auf der Insel so laut verkünden lassen werde, da bei der Anwesenheit der Feinde Grund genug vorhanden war, so still wie möglich einzuziehen.

»Nein,« sagte daher Waldemar mit einiger Bewegung, »das ist etwas Anderes und vielleicht Bedeutungsvolles. Wer weiß, ob es nicht eine Stafette ist, die irgend eine wichtige Botschaft bringt – ha! ja, so wird es sein, man wird dem Befehlshaber der Franzosen, der in Bergen residirt, eine Depesche senden und die verkündet der dumme Tölpel, der sie bringt, so laut, als wollte er seine Landsleute damit aus dem Schlafe wecken und ihnen sagen, daß sie wieder frei wären und den Frieden vor der Thür hätten! Doch was quäle ich mich, die Ursache dieses Umstandes zu ergründen, das ist ja nur eine vergebliche Bemühung. Es mag auch etwas ganz Anderes sein, was gar keinen Bezug auf Krieg und Frieden, Freude oder Leid hat und nur der Zufall hat es mich hören lassen, um mich damit zu beunruhigen. Warten wir also die Zeit ab; in noch nicht zwei Stunden wird der Bote in Bergen eintreffen und dann werde ich seine Botschaft vernehmen, wenn sie auf das allgemeine Wohl oder Wehe Bezug hat. Wenden wir unser Auge lieber nach Osten herum, die Stunde ist nahe, wo der neue Tag anbricht, und dem glorreichen Erwachen desselben wollen wir beiwohnen.«

Waldemar sollte sich aber in der Erwartung eines glorreichen Sonnenaufgangs geirrt haben, wie es schon so vielen geschehen, die auf Rügen deshalb eine halbe Nacht durchwacht, gefroren und sich gelangweilt haben. Allerdings bemerkte er, daß die nächtliche Dämmerung, seitdem des Mondes Licht im Erlöschen begriffen war, namentlich im Westen zugenommen habe, daß also der Tag im Anzuge begriffen sei, allein bald darauf nahm er wahr, daß die zunehmende Dämmerung noch von einer anderen Ursache herrühre.

Schnell wie auf Windesflügeln herangesegelt, hatte sich nämlich der ganze westliche Horizont, von woher der Morgenwind blies, mit leichtem Gewölk bedeckt, wie wir es oft kurz vor Sonnenaufgang wahrnehmen, ohne daß dadurch der schöne Morgen getrübt wird, allein diesmal hatte diese Himmelserscheinung einen anderen Grund. Eine dem Orte, auf dem wir uns befinden, sehr gewöhnliche und häufige Nebelbildung hatte sich des Himmels bemächtigt und stieg nun von da rasch zur Erde nieder, um auch sie in Schatten zu hüllen, die eben noch so heiter und licht gewesen war. Der Tag kündete sich also trübe an und drohte mit Regen, eine Voraussetzung, die schon in kurzer Zeit ihre Bestätigung finden sollte.

Bald nach dieser Wahrnehmung war Waldemar auf den östlichen Wall zurückgekehrt und hatte hier den Horizont gemustert. Er lag noch still und feierlich in seinen majestätischen Nachtmantel gehüllt, und nur ganz in der Ferne, da wo Himmel und Meer sich zu berühren schienen, trat eine gelbliche Färbung hervor, um deren Begrenzung noch der nächtliche Duft des Meeres schwebte. Allmählig aber dehnte und vergrößerte sich der hellere Schein; es war, als ob der Himmel sich hebe und das Meer sich senke, so daß zwischen beiden ein scheinbar freier Raum entstand, den eben jene lichtere Färbung mit ihren blassen Strahlen ausfüllte. Nach wenigen Minuten aber blitzte schon der erste rein goldene Streif daraus hervor und einen Augenblick schien das Meer in Flammen zu stehen, aber nur einen Augenblick, denn dann war auch hier plötzlich wie aus den Tiefen der See ein Nebelwall aufgetaucht, der die Strahlen des himmlischen Gestirns verschlang und die Hoffnung auf einen schönen Tag zu nichts machte. Und gleich darauf, als stände

der Osten mit dem Westen in geheimnißvollem Bunde, hatten sich Dünste, Nebel oder Regengewölk, was es nun sein mochte, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten gezogen, und die ganze unermeßliche Kuppel, die die Erde überwölbt, war hinter ein bleifarbiges, undurchdringliches Luftgebilde getreten, durch das von Zeit zu Zeit schon ein heulender Windstoß fuhr, der die Ausdünstungen des Meeres und der Erde chaotisch unter und durcheinander mischte.

So war denn der erhoffte Genuss des prachtvollen Morgenschauspiels verkümmert, und die Erde mit ihren in der Nacht so reichen Schätzen und Schönheiten lag öde und wüst vor den Augen unseres Freundes, zwar lichter und tagessheller geworden, aber eben so wenig durchdringbar wie erfreulich.

Waldemar wandte den Blick von der Ferne ab und drückte den Hut tief in die Stirn. Ihn fröstelte unheimlich und er lief nun rascher wieder nach der entgegengesetzten Seite, um da den Fortschritten des auftauchenden Tages, aber auch denen des drohenden Unwetters zuzuschauen.

»So, – ja, so,« sagte er zu sich, als er ringsum die trübten Dunstschichten wahrnahm, »verfinstern sich die Hoffnungen der Menschen. Ach, es sah gestern Nacht hier oben so heiter aus, und nun ist es so düster und farblos geworden. Hoffe nicht, o Seele, so bald auf Licht und Freiheit, Dein Weg dahin ist noch lang, und Finsterniß ist darüber ausgebreitet. – Halt! Schmetterte da das Posthorn nicht schon wieder? Ja, es tönt deutlich herauf – und bereits ist es viel näher gekommen. Es muß jetzt schon bei Negast, also auf der Mitte des Weges bis hierher sein, und bald, ja, bald wird man unten wissen, was die nächtliche Musik zu bedeuten hat. Es geht

gegen vier Uhr – steigen wir den Berg hinab, der Müller wird munter sein, wenn ich bei ihm angelangt bin.«

Noch einmal einen Blick rings über das steinreiche Feld innerhalb des Walles werfend, in dem er jetzt bei hellerem Tageslichte die ersten Spuren keimender Kartoffelpflanzen wahrnahm, wandte er sich bergabwärts, mit ebenso großer Vorsicht seine Umgebung musternd, wie am Abend zuvor, da er hinaufgestiegen war. Kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, so begann es zu tröpfeln, und noch war er nicht die Hälfte des Berges hinabgestiegen, so fühlte er schwere eiskalte Tropfen auf seine Hände fallen und in sein Gesicht schlagen. Eilig erstrebte er nun die Tiefe und sah schon im Nebel, der das ganze vor ihm liegende Land überfluthete, an der Ostseite der langgestreckten Stadt die verschiedenen Häusergruppen auftauchen, die hier zwischen Gärten und Obstbäumen liegen und die man Speck-Caspel nennt. Durch die nun folgenden Kornfelder und Gebüsche sich fortbewegend, erreichte sein Auge endlich die erste Windmühle und daneben das winzige Häuschen, aus Fachwerk und Backsteinen gebaut, roth und weiß getüncht, welches seines Vaters Bekannter, der Müller Dalwitz, bewohnte. Die Mühle stand still, ungeachtet ein frischer Wind blies, und nirgends waren Menschen zu sehen. Nur Hunde bellten und Hähne krähten dann und wann, sonst lag die Umgegend harmlos wie im tiefsten Frieden da.

Waldemar blieb hinter einem Gebüsch stehen und schaute scharf nach dem Hause hinüber, ob er nicht irgend eine Bewegung oder einen Menschen wahrnähme, der ihm Rechenschaft von den Vorgängen im Hause ablegen könne. Aber niemand erschien, und da es ganz still in der Umgebung desselben blieb, so wagte er es, hinauszutreten und

sich dem ziemlich frei liegenden Gehöfte zu nähern. Schon hatte er die Klinke der Thür in der Hand und war im Begriff, sie niederzudrücken, da öffnete sich ein Fenster und der Müller steckte gähnend den Kopf heraus, den eine weiße gewebte Nachtmütze bedeckte, als wäre er eben erst aus dem süßesten Schlummer an das Licht des Tages getreten. Und so war es auch. Fast erschrocken fuhr der Bewohner des abgelegenen Häuschens zurück, als er einen Fremden an seiner Thür und sich so nahe sah. Aber da trat schon Waldemar zu ihm heran und ihm die Hand hinreichend, sagte er rasch:

»Dalwitz, kennt Ihr mich nicht? Ich bin Waldemar Granzow, der Sohn des Strandvogts in Sassenitz.

»Ah, ha! Ja! Ich sehe es – aber – Teufel! was führt Euch so früh hierher?«

»Seid Ihr allein, ist Euer Haus frei von Einquartierung?«

»Ja, frank und frei, die welschen Hunde haben sich nicht bis zu mir verstiegen. In der Stadt freilich liegen sie schaarenweise und saugen wie Blutigel das Leben des Landes aus.«

»So nehmt mich auf und gebt mir einen Tag Herberge, ich habe Geschäfte hier.«

»Gern und sogleich – kommt herein, ich heiße Euch von Herzen willkommen.«

Waldemar eilte zur Thür, und in wenigen Augenblicken war er im Zimmer und theilte dem befreundeten Manne so viel mit, wie nöthig war, um seinen frühen Besuch und sein Erscheinen mitten unter den Feinden des Landes zu rechtfertigen.

ACHTES KAPITEL. WAS DIE POST BRINGT.

Während die beiden Männer das Frühstück einnahmen, das die Frau des Müllers flugs herbeigeschafft, erfuhr Waldemar Alles, was sich auf die Stimmung der Bewohner des Städtchens, ihre Befürchtungen und Hoffnungen bezog, sowie, daß die Stralsunder Post am gestrigen Tage in Bergen nicht eingetroffen sei und daß man deshalb wichtige Ereignisse jenseits des Fahrwassers vermuthe, worauf auch schon das viele Schießen hindeute, das man am vorigen Tage von Stralsund her vernommen habe.

Waldemar machte ein erstauntes Gesicht, als er dies hörte, denn in Mönchgut hatte man bei dem gestern herrschenden Ostwinde dieses Schießen nicht wahrnehmen können, und sein Herz wurde von einer seltsamen Beklommenheit bedrückt. »So werde ich mich nicht geirrt haben,« sagte er, »und das Posthorn, welches ich vom Rugard aus schmettern gehört, hat gewiß die endliche Ankunft des Wagens verkündet.«

»Ohne allen Zweifel, und so muß er gleich in die Stadt fahren.«

»Dann thut mir den Gefallen und geht auf den Markt; dort werdet Ihr erfahren, was geschehen ist, und kehrt nicht eher wieder zurück, als bis Ihr mir Gewisses melden könnt. Ich erwarte den Grafen Brahe von Stralsund her und es ist möglich, daß er selbst im Postwagen sitzt und das Neueste mit herüberbringt.«

»Da werde ich ihn zu Euch führen,« erwiderte der Müller, und rasch sein Frühstück beendend, warf er sich in die Kleider und verließ das Haus, dessen Thür die Müllerin hinter ihm fest verriegelte.

Als der brave Mann mit einiger Eile, zu der ihn nicht allein die Freundschaft zu seinem Gaste, sondern auch die eigene Neugierde trieb, durch die Vorstadt schritt und in die holprigen und krummen Straßen der kleinen Bergstadt einlenkte, gewahrte er schon von Weitem, daß die Einwohnerschaft ihr Lager früh verlassen hatte und dem Marktplatz zugeeilt war, wo das Posthaus lag, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht überall hin verbreitet, daß die Post von Stralsund, die nur bei wichtigen Veranlassungen ausblieb, endlich gekommen sei und Aufschluß über ihre seltsame Verspätung bringen werde. So waren denn schon viele Männer nach dem Posthause geeilt und umstanden den Wagen, der nur zwei Passagiere mitgebracht hatte, die sich ohne Aufenthalt zu dem französischen Befehlshaber auf Rügen begaben, um ihn in ihrer Eigenschaft als Couriere von dem Neuesten in Kenntniß zu setzen. Von diesen nun hatten die neugierigen Städter sehr wenig oder gar nichts erfahren, um so mittheilsamer aber war der Postillon gewesen, der unter der dicht geschaarten Menge stand und wunderbare Dinge erzählte, die alle Zuhörer veranlaßten, die Mäuler aufzusperren und sich mit höchst betretenen Gesichtern anzuschauen.

Der Müller war ein sehr energischer und kräftiger Mann, und so war es ihm gelungen, sich mit Hülfe seiner spitzen Ellbogen Bahn zu brechen und bis dicht an den Erzählenden zu gelangen, der eben dabei war, seine Geschichte zum dritten Male zu beginnen und sie, wie weiland Falstaff, mit immer neuen und wundersameren Vergrößerungen auszuschmücken.

Der wißbegierige Müller reckte die Ohren wie die anderen Zuhörer empor, und je mehr er hörte, um so länger und bleicher wurde auch sein mehlbestaubtes Gesicht, bis

er endlich genug Neues eingesogen zu haben glaubte, um vollbeladen damit nach Hause zu trotten und den Seinigen von seinem Ueberfluß mitzutheilen.

Hier kam er athemlos an, begehrte mit heftigem Pochen Einlaß in das verriegelte Haus und stürzte dann mit einer wahren Unglücksniene in das abgelegenste Zimmer, worin er seinen Gast vorfand, der nachdenklich und gespannt auf und nieder schritt.

»Nun, da seid Ihr ja, Dalwitz, was bringt Ihr?« sagte dieser. »Ha, Ihr seid ja ganz außer Athem – ist es denn etwas so sehr Wichtiges?«

»Wichtiges genug, und Unheilvolles über und über. Denkt Euch nur: in Stralsund ist seit einigen Tagen der Teufel losgewesen, und gestern hat er sich die Hörner beinah ausgestoßen. Der Schill, der preußische Major, ist seit ein paar Tagen in der Stadt, und den mit seinen braven Truppen haben nun die verfluchten Dänen und Holländer – Gott ersäufe sie auf ihren Inseln – gestern angegriffen, und alle seine Tapferkeit hat ihm nichts geholfen. Zwanzig Mann gegen einen haben sie ihn umzingelt und totgeschlagen. Ja, er selbst ist todt, und viele seiner Getreuen sind gefallen, und alle, die noch leben, haben die Franzosen und Dänen aufgegriffen und gefangen gesetzt, um sie nach Paris zu führen und einen Kopf kürzer zu machen. So ist es, so wahr ich lebe, denn der Postillon hat es mir selbst erzählt, und darum haben sie ihn auch nicht fortgelassen mit seinen Packeten, und erst gestern Nacht – Ihr habt ganz recht gehört – hat man ihm die Erlaubniß ertheilt, abzusegeln, und da ist er und setzt die ganze Insel mit seinen Neuigkeiten in Schrecken.«

Waldemar stand sprachlos vor dem eifrig Erzählenden, seine hohe Gestalt wurde immer länger und sein Gesicht

immer bleicher, während sein Auge Flammen sprühte. »Was sagt Ihr?« rief er endlich. »Schill und seine Getreuen sind gefallen? Und gefangen, um nach Frankreich abgeführt zu werden?«

»So ist es ganz genau, wie Ihr sagt – das ist eine große Ohrfeige, die der König von Preußen bekommt.«

»Sagt, ganz Deutschland, die ganze ehrliche Welt, und Ihr werdet nicht zu viel gesagt haben.« Und er sank auf einen Stuhl, schlug die Hände vor's Gesicht und gab sich den trübssten Gedanken hin, die er noch je in seinem Hirne hatte aufsteigen fühlen.

Der ehrliche Müller stand vor ihm und schaute ihn niedergeschlagen an, als hätte auch er die erwähnte Ohrfeige empfangen. »Da die Sachen so stehen,« sagte er, »so bin ich neugierig, was Ihr thun werdet, denn der Graf Brahe, wenn er bei Schill war, wie Ihr vermuthet, hat gewiß auch einen Hieb abgekriegt.«

Waldemar sprang auf. »Das ist auch *meine* Sorge!« rief er mit plötzlich glühenden Wangen aus. »Hört, Dalwitz, ich will Euch etwas sagen. Graf Magnus ist mein theuerster Freund, der einzige Sohn meines Wohlthäters, auf den mehr denn zwei Augen sehen. Ich muß wissen, wie es mit ihm steht und ob er bei dem Gefecht zugegen gewesen ist oder nicht. Um das genau zu erfahren, muß ich ohne Aufschub selbst nach Stralsund hinüber.«

Der Müller sah seinen jungen feurigen Gast erstaunt an, der ihm ein großer und muthiger Mann zu sein schien und in seinen Augen immer größer wurde. »Nach Stralsund?« sagte er kleinlaut, »Ihr? Der kaum mit genauer Noth den Feinden entronnen ist? Das ist ein Wagestück, junger Mann, das ich nicht mit Euch theilen möchte.«

»Das braucht Ihr auch nicht, ich werde es ganz allein unternehmen. Die Nothwendigkeit ist da. Wer sagt mir, was alles geschehen, wenn ich es nicht mit eigenen Augen sehe, und sehen muß ich es, um zu wissen, was ich thue, wie ich ihm helfen soll, wenn er in Gefahr ist. Geholfen aber muß ihm werden, so wahr mir Gott selber helfe!«

»Nun ja doch; ich glaub's ja; aber Ihr könnt doch nicht gleich über den Sund fliegen?«

»Es muß Mittel geben, um hinüber zu kommen, für Geld und gute Worte, und List oder Gewalt, wenn es wahr ist, was Ihr vorher sagtet, daß die Posten Niemanden auf die Fähre lassen, der nicht Beweise in Händen hat, daß er hinüber muß und in allen Verhältnissen unbescholtzen ist.«

»So ist es, ich weiß es zu genau; und hundertmal hab' ich es selbst gesehen, wenn ich mein Mehl hinübergebracht. – Ha! Da fällt mir etwas Gescheites ein, wenn Ihr doch hinüber wollt und müßt. Ich wollte morgen Mehl nach der Festung schaffen, aber wenn ich es recht bedenke, könnte ich es schon heute thun.

»So laßt mich das Mehl hinüber bringen!« rief Waldemar und sprang freudig auf den Müller zu, denn er hatte in seinem muthigen Herzen darin schon ein Mittel erkannt, um unangetastet nach Stralsund und zu seinem Freunde zu gelangen.

»So wie Ihr da seid?« fragte scherzend der Müller. »Warum nicht gar! Sie würden Euch auch für meinen Knecht halten und auf's Wort glauben, nicht wahr? Besonders wenn Ihr die Dingerchen da unter der Jacke behaltet und ein Gesicht wie zehn Donnerwetter macht, wie gerade jetzt!«

»So gebet mir eine weiße Jacke und was dazu gehört, zum Teufel! wenn es nicht anders geht! Aber meine Waffen und

meine Kleider müssen alle mit auf den Wagen, damit ich sie drüben habe, wenn ich sie brauche.«

»Das läßt sich schon eher hören; und nun laßt mich noch ein Wort sprechen, aber ein ernstliches. Ihr seid zwar ein muthiger Mann, das ist brav, und ein wackerer Freund, das ist noch braver, aber Ihr müßt nicht zu vorwitzig sein, sondern recht vernünftig, wie es sich in diesen Zeiten und Verhältnissen ziemt. Seht, der Pächter der Fähre auf dieser Seite ist meiner Frau Amsel Bruder und ein echt patriotischer Mann. Er ist auch der Einzige, der ein paar tüchtige Boote am Strande halten darf, um Passagiere hinüber und herüber zu setzen. Zu dem fahrt Ihr mit meinem Mehl und sagt ihm, wer Ihr seid und was Ihr wollt. Ich gebe Euch auch einen Schein mit, daß Ihr in meinem Dienste steht und in meinen Angelegenheiten nach Stralsund müßt. Bestellt Euch nun ein Boot bei meinem Schwager für die Nacht nach irgend einem Punkte drüben am Ufer, aber er muß nördlich von der Stralsunder Fähre liegen, damit Ihr gleich frei wie ein Vogel davonfliegen könnt, wenn es Noth thun sollte. Habt Ihr das verabredet, so bringt mein Mehl an seine Adresse; man wird Euch keine Schwierigkeiten in den Weg legen, denn die vielen Mäuler, die jetzt da drüben aufgesperrt sind, verlangen Nahrung. Habt Ihr das Geschäft vollbracht, so seht Euch nach Eurem Freunde um, und findet Ihr ihn, was ich Euch Beiden von Herzen wünsche, so habt Ihr das Boot, um ihn fortzuführen, wohin Ihr wollt. Wenn Ihr mir aber folgen

wollt, so wendet Euch nach Hiddens-öe, da seid Ihr wenigstens den Franzosen aus dem Strich, denn ›dat söte Lenneken¹ ist ihnen zu mager und vielleicht auch zu bitter, und dahin versteigen sie sich nicht sobald. Den Dänen freilich, wenn Ihr ihnen auf dem Wasser begegnen solltet, müßt Ihr aus dem Wege gehen, doch das ist ja Eure Sache. Gefällt Euch mein Vorschlag?«

»Vortrefflich, und ich bitte Euch, so schnell wie möglich Alles in Bereitschaft zu setzen, damit ich noch vor Tische drüben in Stralsund bin.«

»Das soll geschehen, und nun kommt zuerst mit mir und macht einen Müllerknecht aus Euch, für das Uebrige will ich dann schon Sorge tragen. Meinen Wagen aber fahre ich mir selbst wieder zurück, denn ich werde Euch auf dem Fuße folgen und an der Fähre warten, während Ihr selbst nach Stralsund übersetzt.«

Zwei Stunden später rollte vom Hofe des freundlichen Müllers Dalwitz aus ein nicht allzuschwer mit Mehlsäcken beladener Wagen, der vorsichtig mit getheerter Leinwand überdeckt war, damit ihm der anhaltende Regen keinen Schaden thue, durch die holperige Hauptstraße der Stadt Bergen. Zwei wohlgenährte Grauschimmel von kleinem Wuchse, aber kräftigem inländischen Schlage, zogen denselben, und nebenher ging, die Leine kunstgerecht in der Hand haltend und ab und zu mit einer handfesten Peitsche knallend, wie es einmal bei den Fuhrleuten Sitte ist, ein hoch

¹Das süße Ländchen, wie die Bewohner der armen Fischerinsel Hiddens-öe in ihrer heimatlichen Anhänglichkeit nennen.

gewachsener Müllerknecht, der so vortrefflich in seine weiße mehlbestäubte Kleidung paßte und dessen Gesicht, mit gleichem Stoffe bestrichen, einen so dummehrlichen Ausdruck zur Schau trug, daß kein Mensch, und wäre es sein eigener Vater gewesen, in ihm den trotzig stolzen Seemann Waldemar Granzow erkannt hätte.

Lebhafter denn je ging es an diesem Tage in dem kleinen Städtchen her; namentlich auf dem großen viereckigen Marktplatz, dem vornehmsten Theile der Stadt – unter welcher Bezeichnung man sich aber durchaus keine comfortablen und massiven Häuser der Jetztzeit vorstellen darf – standen fast von Haus zu Haus erzählende und hörende Gruppen, die sich bald vergrößerten, bald verkleinerten, je nachdem der Sprecher sein Publikum anzuziehen oder zu langweilen verstand. Das große Ereigniß des Tages, die Niederlage des durch das Gerücht so bekannten Majors Schill in Stralsund, war in Aller Munde, und wohl keinen gab es unter den Bewohnern Bergens, der das traurige Ende des hochherzigen Parteigängers nicht von ganzer Seele bedauert hätte.

Aber der Antheil der Bergener Bürgerschaft ging noch über das Schicksal des so unglücklichen Officiers hinaus: sie dachten auch an sich, die guten Leute, und fürchteten schon, nun würden die Dänen selber nach der Insel kommen und den letzten Rest ihres Besitzes ihnen vom Leibe reißen, den die Franzosen noch darauf sitzen gelassen hatten. Deshalb war auch schon in den frühesten Morgenstunden, sobald man durch den Postillon das Ereigniß jenseits des Sundes erfahren, eine Deputation der besitzreichsten Bürger bei dem gegenwärtigen Befehlshaber der Franzosen auf Rügen gewesen, der in einem Hause am Markte zu Bergen residirte,

und hatte bescheidenen Protest gegen den etwaigen Uebergang der Dänen eingelegt, worauf sie das besänftigende Versprechen erhielt: Er, der französische Befehlshaber auf Rügen, werde nicht dulden, daß außer seinen speziellen Untergebenen noch andere Truppen nach der Insel gezogen würden, – beiläufig ein Versprechen, was leicht zu geben war, aber schwer zu halten gewesen wäre, wenn ein Befehl von Oben herab die Dänen über das Fahrwasser beordert hätte.

Waldemar warf einen forschenden Blick auf die lebhaft disputirenden Gruppen und trieb dann seine Pferde zu schnellerem Gange durch die bergigen Straßen, denn er sehnte sich nach frischer Luft und nach friedlicher Stille, um seine Gedanken ungehindert in die Ferne schweifen zu lassen, die dem Eindruck einer großen Besorgniß erlagen, denn das trostlose Schicksal seines Freundes, wenn er bis zum letzten Augenblick bei Schill geblieben, was fast keinem Zweifel unterlag, spannte seinen Geist auf eine so qualvolle Folter, wie er noch nie eine ähnliche in seinem Leben erduldet hatte.

Endlich war der Ausgang des Städtchens, das weder Thor noch Schlagbäume aufzuweisen hatte, erreicht; nur vor einem der letzten Häuser stand ein Piket schwarzäugiger Südfranzosen, die aber nicht, wie ihre Kameraden auf dem Göhrer'schen Höwt, ihre Gewehre saumselig bei Seite gestellt, sondern sie, jeden Augenblick zum Angriff bereit, lose im Arme hielten. Als der Führer des Wagens an ihnen vorbeischlendern wollte und einen gleichgültigen Blick auf die Fremden warf, die in ihrer lebhaften Art mit eifrigen Geberden disputirten, trat ein bärtiger Sergeant an ihn heran und fragte in gebrochenem Deutsch, wer er sei, was er geladen habe und wohin er wolle?

Waldemar antwortete in der Redeweise des gemeinen Rügianers, die ihm vollkommen geläufig war, und zeigte den Schein seines angeblichen Brodherrn vor, der alles Nöthige enthielt, was bei einer solchen Sendung auf Rügen damals verlangt wurde. Der Sergeant, über dessen Schulter seine neugierigen Kameraden mit in das Blatt schauten, was bei ihnen nicht undienstmäßig war, ließ nach längerem Studium des Zettels eine zufriedene Miene blicken, schrieb in dem Häuschen das Passirwort darauf und deutete dann dem Müller mit einer pathetischen Geberde an, er könne jetzt seines Weges ziehen, was Waldemar nicht zu befolgen unterließ.

Der Weg von Bergen nach der alten Fähre führt, da die Stadt auf einer Höhe liegt, bergab, und so ging die Reise ziemlich rüstig von Statten. Der Regen fiel in leisem, aber anhaltenden Griesel hernieder, der Himmel war ganz mit grauem Nebel bedeckt, und der leichte Westwind trieb das schwere Gewölk mit Mühe nach dem ebenso düstern Osten hin. Waldemar athmete leichter, als er sich in Gottes freier Natur befand und an seiner Seite die dort so reich gesäeten Dörfer und Höfe mit ihren mit Seetang behangenen Flechtzäunen sah, von denen das aufgefangene Wasser stromweise herabträufelte. Die mit Weizen, Gerste und Hafer bedeckten Aecker grünten um diese Zeit noch im jungfräulichsten Frühlingsschmucke, die Luft war trotz der Nässe warm und lieblich, aber die Aussicht auf die abwechselnd mit jenen Aeckern zu beiden Seiten liegenden Torfmoore und Haidekraut strecken durch den Nebel, der Alles umzog, noch einförmiger als gewöhnlich. Nur bisweilen tauchten jenseit des Fahrweges Gebüsche und kleine Waldungen auf und, gleichsam um auf ihnen auszuruhen, hatten sich

starre Nebelschichten von ihrem Wolkenfluge auf die Wipfel derselben niedergelassen, was der ganzen Scenerie ein eignethümlich düsteres Gepräge verlieh. Da übrigens die kleinen Pferdchen des Müllers ihre Schuldigkeit thaten, so kam der Wagen trotz der durch den Regen nicht sonderlich verbesserten Landstraße ziemlich rasch vorwärts. In Negast, wo der Landweg von Garz in den von Bergen rechtwinkelig einschneidet, hatte Waldemar die Hälfte des ganzen Weges zurückgelegt, und es war noch nicht neun Uhr Morgens, als er bei dem uralten Dorfe Rothenkirchen vorüberkam und bald darauf die berühmten sieben mit Dornsträuchern bewachsenen Begräbnißhügel von Weitem ragen sah, die noch ernster und düsterer unter dem Regenflor hervorschauten, als sie es in ihrem gewöhnlichen Sommerkleide zu thun pflegen. Von hier aus senkte sich die Straße mehr dem Süden zu, der alten Fähre an dem schönen Sunde, dem sogenannten Fahrwasser, entgegen, und es war kaum elf Uhr, als unser Freund den anmuthig geschwungenen Wassergürtel vor sich liegen sah; an dessen jenseitigem Ufer, auf einer Insel wie im Meere schwimmend, das schöne Stralsund mit seinen in jener Zeit halb demolirten Wällen und Mauern thronte, hinter denen vor wenigen Stunden so viel Unheil geschehen war.

Waldemar lenkte sein Fuhrwerk ohne Aufenthalt vor das Fährhaus, wo sich sogleich ein französischer Posten einstellte, nach seiner Legitimation fragte und in Gesellschaft eines Beamten die Papiere des Müllers in Augenschein nahm. Nachdem dies zur allgemeinen Befriedigung geschehen und die Ladung oberflächlich untersucht war, ward dem vorgeblichen Müllerknecht bedeutet, er könne seine Säcke auf die Fähre laden, eine Erklärung, die ihn veranlaßte, in das Fährhaus zu treten und nach dem Pächter desselben zu fragen,

von dem er wußte, daß er der Schwager des Müllers Dalwitz war. Waldemar ward in eine Stube gewiesen, worin er den Pächter allein vorfand, dem er ohne Verzug die Botschaft des Müllers insgeheim mittheilte. Der Pächter nahm ihn, wie zu erwarten war, sehr wohlwollend auf und führte ihn in ein abgelegenes Gemach, in dem sie noch keine halbe Stunde plaudernd beisammen saßen und eben im Begriff waren, ein handfestes Frühstück einzunehmen, als der Müller Dalwitz selber bei ihnen eintrat und den kleinen Sack auf dem Arme hatte, der Waldemar's Kleider und Waffen enthielt. Von nun war alles Uebrige ein leichtes. Dalwitz übernahm persönlich die Unterhandlung wegen des benötigten Bootes in der folgenden Nacht und leitete Alles zu Waldemar's vollkommenster Zufriedenheit ein. Sodann wurden die Mehlsäcke auf die Fähre geladen und nebenbei der Ort und die Stunde festgesetzt, wo Waldemar das Boot mit seinen Kleidern drüben am Ufer finden sollte, mit dem der Fährhauspächter zwei seiner tüchtigsten Schiffer hinüber zu senden versprach.

Bald darauf hatte Waldemar vom Müller und dessen Schwager Abschied genommen und saß nun bei seinen Säcken auf der Fähre, voller Ungeduld den Augenblick erwartend, wo das Fahrzeug vom Lande abstößen würde.

Endlich war er gekommen und gleichzeitig klärte sich der Himmel auf, der Regen ließ nach und immer deutlicher entrollte sich das schöne Bild des jenseitigen Ufers. Aber so schön dieser Anblick auch war, Waldemar sah von allem, was vor seinen Augen lag, nichts. Seine Gedanken nur auf die kommenden Stunden gerichtet, malte er sich in düsteren Farben die Zustände aus, die er drüben finden würde, und selten wohl hat ein Freund seines Freundes zärtlicher

und besorgerter gedacht, als Waldemar jetzt Magnus Brahe's gedachte, um den sich in diesem Augenblick alle seine Wünsche und Hoffnungen tummelten.

Während er nun überfährt, wollen wir dem Leser mit einigen kurzen Andeutungen die Scenen vergegenwärtigen, die am 31. Mai 1809 innerhalb der Mauern Stralsund's vorgefallen waren.

Und hier müssen wir zunächst jenes Mannes gedenken, von dem zu damaliger Zeit häufiger gesprochen wurde, als von irgend einem anderen, und der in der That der unglückliche Held des 31. Mai gewesen war. Mag man von Schill denken und sagen, was man will, der Mann hatte ein Herz, das warm für die Leiden seines erniedrigten Vaterlandes schlug, und zugleich auch, was wenige mit ihm theilten, den heroischen Willen und den fast übersprudelnden Muth, unter jeder Bedingung es von seinen Unterdrückern zu befreien. Daß ihm die dazu ausreichende Kraft nicht zur Seite stand, daß er mit zu kleinen Mitteln ein zu großes Werk zu Stande bringen wollte und, dies wissend, dennoch das Wagniß unternahm, das ist das eigentliche Tragische und doch Anstaunenswerthe in seinem ganzen Wesen und Wirken. Hätte Preußen und Deutschland ein ganzes Heer von Männern gehabt, wie Schill ein einziger war, so würde das Jahr 1813 schon in das Jahr 1809 gefallen sein, und wäre Napoleon auf lauter solche Patrioten gestoßen, er würde nicht der Mann geworden sein, den, von seinem erhabenen Kaiserthrone in das düstere Grab zu St.-Helena hinabzustürzen, es der Vereinigung eines halben Erdtheils bedurfte.

Die allgemeine antifranzösische Bewegung in Deutschland hatte die edelsten und begabtesten Männer des Landes zu einem einzigen und großen Ziele, wenigstens im Geiste

vereinigt, und unter ihnen war es hauptsächlich Schill, den sein heftiges Temperament zum blutigen Streiche vor der Zeit trieb. Der Geist der Poesie und Philosophie war gegen den starren Kaiser erwacht, schon lange loderte der Vulkan unsichtbar unter der Oberfläche gegen den tollkühnen Eroberer auf, und da man ein ahnendes Bewußtsein davon im französischen Lager hatte und durch geschickt geleitete Spionerie von allem Vorgehenden in Kenntniß gesetzt war, so bemühte man sich um so eifriger, alle Diejenigen zu verfolgen, von denen man annehmen konnte, daß sie mit den sogenannten Tugendbündlern, das heißt mit den patriotisch gesinnten Männern Preußens' und Deutschland's' in Verbindung standen.

Schill, der durch mannigfache heldenmüthige Thaten, namentlich in Colberg, der Mann des Volkes geworden war, schmerzte die Langsamkeit der aufkeimenden Entwürfe gegen den französischen Kaiser, der unaufhaltsam fortfuhr, den Rechtsgrund der Tyrannen, wie Milton sagt, zur Geltung zu bringen, und da er nirgends eine feste Leitung, nirgends ein kühnes Vorschreiten sah, so unternahm er es auf eigene Hand, den Krieg gegen den Allgewaltigen zu beginnen. Er wählte den Augenblick, wo Oesterreich im Jahre 1809 mit Napoleon in Zwist gerathen war. Durch die allgemeine Gährung der Gemüther in Deutschland noch mehr zu seinem heldenmüthigen Thun angestachelt, von vielen Enthusiasten umgeben und berathen, von Vaterlandsliebe und feurigem Haß gegen Napoleon gedrängt, zog er mit seiner kleinen Armee am 28. April von Berlin ab, voll Hoffnung, hinter Napoleon's Rücken in Sachsen und Westphalen Unterstützung zu finden und von da aus einen fühlbaren

Schlag gegen ihn zu führen. Auf die niederschlagende Nachricht aber, daß Oesterreich von Napoleon zu Grunde gerichtet sei, faßte er den Entschluß, über Ostfriesland sich nach England zurückzuziehen und für spätere Zeiten dem Vaterlande zu bewahren. Aber am 5. Mai von einem Theile der Besatzung Magdeburgs nach der Altmark gedrängt, hoffte er gegen den französischen General Gratien und den dänischen General Ewald in dem mecklenburgischen Fort Dönitz an der Elbe einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber, hierin getäuscht, über Wismar und Rostock nach Stralsund zurück.

Die Stadt ward den Franzosen rasch entrissen, in voller Hast nothdürftig befestigt, und 2000 Pommer'sche Landwehrmänner eilten ihm zur Hülfe herbei. Aber am 31. Mai schon rückten 6000 Dänen und Holländer unter den genannten Generälen vor die Stadt und griffen sie vom Knieper Thore her heftig an. Nach einer fürchterlichen Kanonade zogen sie als Sieger in die Stadt ein, aber Schill, keineswegs entmuthigt, setzte ihnen noch in den Straßen einen verzweifelten Widerstand entgegen. Im heißesten Kampfgewühl stand er an der Spitze seiner Getreuen: Reiter und Fußvolk drangen auf die kleine Schaar, die Schritt vor Schritt zurückwich. Und nun erst hatte Schill's Schicksalsstunde geschlagen.

Für diesmal seine Sache verloren gebend und von allen Seiten hart bedrängt, wollte er im letzten Augenblick sein Heil in der Flucht suchen und sich auf einem der im Fahrwasser liegenden Schiffe zuerst nach Rügen und von da nach England begeben. Dazu aber mußte er an den Strand gelangen, und den konnte er zu Pferde nur durch die Fährstraße und das Fährthor erreichen. Er sprengte daher von der Knieperstraße in die Johannisstraße ein, die zur Linken

in die Fährstraße mündet; aber in der Mitte derselben fand er den Hof des Johannisklosters geöffnet und hielt den breiten Eingang unglücklicherweise für die Mündung der Fährstraße. Erst als er rings auf dem Klosterhofe herumgeritten war und nirgends einen Ausweg gefunden hatte, erkannte er – leider zu spät – seinen Irrthum und sprengte aus dem Hofe hinaus, um den richtigen Weg nach der Fährstraße fortzusetzen, wo ihm indeß schon einige seine Spur verfolgende Dänen begegneten, deren Anführer er niederhieb.

An der Stelle, wo die Johannisstraße in die Fährstraße eintritt, stand ein Brunnen – in der Nähe desselben findet man auch noch heute den Stein, der die Stelle bezeichnet, wo Schill den Todesstoß empfing – an diesem Brunnen wünschen einige Stralsunder Frauen einem Verwundeten vom Schill'schen Corps das Blut aus dem Gesicht. Der Verwundete, ein galoppirendes Pferd hinter sich hörend, dreht sich herum, und als er Schill selbst erkennt, den er schon todt geglaubt, ruft er in seiner Herzensfreude, so laut, daß die hinterhersprengenden Dänen, die unterdeß des Flüchtlings ansichtig geworden, es hörten: »O, da ist ja Schill! Er lebt noch, und nun ist noch nichts verloren!«

Auf diesen Ruf stürmten zwei dänische Reiter hinter dem Flüchtlinge her, hieben auf ihn, der schon im Rücken von einer Kugel getroffen war und hin und her im Sattel schwankte, ein und versprachen ihm Pardon, wenn er sich ergeben wolle. Aber Schill kannte kein Wort, das Ergebung hieß, und wehrte sich, so lange sein Arm Kraft dazu besaß. Endlich aber erlahmte er, ward über den Kopf gehauen und vom Pferde gerissen, worauf man seinen Leib, um ihn ja zu tödten, mit wahrhaft barbarischen Hieben fast zerhackte. In diesem Zustande schleifte man den Leichnam nach dem

Fleischerscharren am Markt, entkleidete und stellte ihn zur Schau aus. Später jedoch trug man den Leichnam nach dem gegenüberliegenden Gasthofe zum goldenen Löwen, wo ein Arzt ihm den Kopf abschnitt, um ihn Napoleon zu übersenden, der, wie man sagt, den Preis von 4000 Ducaten darauf gesetzt hatte.

Erst mit Schill's Tode endete das Straßengefecht, und nun begann die Verfolgung seiner Anhänger, von denen sich 150 Mann nach der preußischen Gränze durchschlugen, der größte Theil der Uebrigen jedoch gefangen und nach Frankreich geführt wurde, um gerichtet zu werden.

Das war im Ganzen und Einzelnen die Nachricht, welche die Post von Stralsund in der Nacht zum 1. Juni nach Bergen gebracht hatte.

NEUNTES KAPITEL. DER GEBORGENE FREUND.

Endlich hatte die langsam geruderte Fähre die Brücke des Stralsunder Ufers erreicht, und Waldemar schickte sich ohne Zögern an, die ihm als Müllerknecht aufgetragenen Geschäfte auszurichten. Ein französischer Beamter, dem er seine Papiere vorwies, gestattete ihm, da er Lebensmittel brachte, die Säcke zu landen und dann in die Festung zu gehen, um den Bäcker aufzusuchen, auf dessen Namen sein Geleitsbrief lautete. In der Stadt selbst sah es wild und wüst genug aus, denn noch hatte man nicht daran denken können, die vielfachen Spuren des eben beendeten Kampfes zu beseitigen. Auf den Plätzen und an manchen Ecken der Stadt standen noch die gebrauchten Kanonen aufgefahren, die ihre Kugeln nicht allein unter die Menschen, sondern auch auf die Fronten und Giebel der Häuser ausgeschüttet, wo sie theils in den dicken Mauern sichtbar stecken geblieben waren, theils

die Wände eingerissen und arge Verwüstungen angerichtet hatten. Die Bewohner selbst waren noch von dem ersten Schrecken und den traurigen Vorfällen des vergangenen Tages betäubt. Dänische und holländische Pikets standen mit geladenen Gewehren oder gezogenem Säbel überall, und Patrouillen durchstreiften ohne Unterlaß die öden Straßen und durchsuchten die verdächtigen Häuser, um die etwa verborgenen Flüchtlinge an's Licht des Tages zu ziehen und ihrem unentrinnbaren Schicksal zu überliefern. Viele derselben waren von wackeren patriotischen Bürgern gerettet worden, und in manchen Häusern lagen namentlich Verwundete sicher versteckt, wo sie auf das Liebreichste versorgt würden. Ueberall herrschte eine drohende und unheimliche Stille, wie nach der Entladung eines unseligen Gewitters Fluren und Wälder in stiller Ergebung ihre Blumen und Gräser beugen; die meisten Häuser waren geschlossen, an den verhangenen Fenstern zeigte sich nicht wie sonst eine geschäftige oder genießende Bevölkerung, und niemand wagte ein lautes Wort zu äußern, aus Besorgniß, irgend ein aufmerksames Ohr möchte die gesprochenen anders deuten, als sie gemeint waren. Es war daher schwer, irgend wo erfolgreichen Eingang zu gewinnen, und vergebens hatte Waldemar schon hier und da angepocht, um die vorläufig so nothwendige Nachfrage nach der Wohnung der Verwandten Magnus Brahe's zu halten.

Endlich beschloß er, zu dem Bäcker zurückzukehren, der ihm seiner äußereren Erscheinung nach ein ehrlicher Mann zu sein schien, und bei ihm die Nachforschung ernstlich zu beginnen. Aber der Bäcker wußte selbst nur wenig und berichtete nur Allgemeines und Bekanntes. Da wagte Waldemar

kühn den Namen der Dame zu nennen, die er, als des Grafen Verwandte und mütterliche Freundin, vor Allen aufzusuchen wollte, um sich bei ihr nach demselben zu erkundigen, weil vorauszusetzen war, daß Magnus, wenn er mit Schill in Stralsund eingerückt, sie besucht und von seinen Absichten in Kenntniß gesetzt haben würde. Glücklicherweise traf es sich, daß der Bäcker der Lieferant des erfragten Hauses war. Es wurde ihm genau bezeichnet, und nun belud sich Waldemar mit einem Korb voll Backwaaren, um auf diese Art Eingang daselbst zu gewinnen. So begab er sich denn nach dem alten Marktplatz, den fünf bis sechs Stock hohe altmodische Giebelhäuser, das uralte berühmte Rathhaus und die Hauptwache zieren, welche Letztere leider dicht neben dem bezeichneten Hause lag, wie sich sogleich ergab.

Die Dame, die darin wohnte, war früher oft im Scherze die Königin von Hiddens-öe genannt worden, weil sie nicht allein die Gutsherrin des Gehöftes Kloster, sondern auch Besitzerin der ganzen Insel gewesen war, die sie aber seit dem Jahre 1800 an den Hauptmann von Bagewitz verkauft hatte, um ihren Lebensabend in der lebhafteren und geselligeren Stadt zu verbringen, in der sie jetzt ihren Aufenthalt nahm. Die Kammerräthin von Giese war eine ausgezeichnete Dame, die, wie ein oft genannter Reisender von ihr sagt, sich als eine höchst interessante Frau darstellte, die mit einem durchdringenden Verstand eine ungemeine Feinheit des Umgangs und liebenswürdige Denkungsart verband.

Waldemar klopfte an die Haustür, aber niemand öffnete sie ihm. Darauf wandte er sich zu dem einen Fenster und pochte daran, aber auch hier zeigte sich niemand hinter den fest geschlossenen Vorhängen. Endlich jedoch erschien ein

alter Diener, zog vorsichtig einen Zipfel des Vorhangs zurück und schaute forschend hinaus. Als er den Bäckergesellen, wofür er natürlich Waldemar hielt, draußen stehen sah, machte er rasch einen Fensterflügel halb auf und wollte so einige Vorräthe in Empfang nehmen. Hastig aber flüsterte ihm Waldemar zu, er möge die Thür öffnen und ihn einlassen, da er nothwendig mit seiner Herrin sprechen müsse.

Der Diener schloß das Fenster wieder und dachte einige Augenblicke nach, was er thun solle. Endlich aber fand er sich bewogen, dem Manne, der es eilig zu haben schien und vielleicht eine wichtige Botschaft bringen könnte, zu Willen zu sein, und so riegelte er das Thor auf. Waldemar fühlte sich von einer schweren Last erleichtert, als er im Innern des Hauses stand und nun ungehindert nach der Kammerräthin fragen konnte.

»Was wollen Sie von ihr – sie ist heute sehr beschäftigt und dürfte kaum Zeit und Neigung haben, mit einem Fremden zu reden.«

»Mit mir spricht sie gewiß, wenn Sie ihr sagen, daß ich zum Frommen des Grafen Brahe zu ihr komme.«

»Ha!« rief der Alte und machte ein erstautes Gesicht. »Ist es wahr, was Sie sagen, und kann ich Ihnen vertrauen?«

»Ganz und gar, denn ich bin nicht, was ich scheine, und habe nur des Grafen wegen die gefährliche Stadt betreten.«

»Wo kommen Sie her und woher wissen Sie, daß der Graf in diesem Hause ist?«

»Ha!« rief nun auch Waldemar, und sein Gesicht errötheete sichtbar unter dem Mehlstaube, der es bedeckte und unkenntlich machte. »Also er ist hier – und ungefährdet? Sprechen Sie wahr?«

»Ja, er ist wenigstens hier – aber erlauben Sie, daß ich sogleich die gnädige Frau benachrichtige und treten Sie einstweilen in dieses Zimmer ein.«

Waldemar befolgte ohne Zögern die Aufforderung, und als der alte Diener eilig das Zimmer verlassen hatte, wischte er vor einem Spiegel mit einem Tuche den Mehlstaub vom Gesicht, das sich nun in seiner natürlichen Färbung und männlichen Bildung zeigte. Bald darauf aber kam der Diener wieder und bat sich den Namen des Besuchenden aus. Nachdem dieser sich genannt und der Diener ihn wieder einige Zeit allein gelassen hatte, kam der Alte mit freudestrahlender Miene zurück und lud den Fremden ein, eine Treppe höher zu steigen, wo ihn die Dame des Hauses ungestörter empfangen könne.

Waldemar ward nun in ein nach damaliger Sitte reich möbliertes großes Gemach geführt, und in dieses trat kurz nach ihm mit etwas eiligem Schritte eine bejahrte, sehr ehrwürdige Dame ein, auf deren Gesichtszügen freudige Ueberra-schung seltsam mit Sorge und Betrübniß gemischt war.

»Sie sind Waldemar Granzow aus Sassenitz – der Freund Magnus Brahe's?« fragte sie ohne Umstände.

»Der bin ich, gnädige Frau, und ich komme in der Absicht hierher, ihm förderlich zu sein, da ich nach seinem Ausbleiben auf dem Rugard in vergangener Nacht, nachdem ich von allen den Vorfällen in Stralsund gehört, eine Beteiligung seinerseits bei dem gescheiterten Unternehmen für höchst wahrscheinlich annehmen muß, wenn er gestern schon in Stralsund war.«

»So schickt Sie Gott hierher, denn ich bin in großer Sorge um ihn, da ich jede Stunde befürchten muß, die Spione der Feinde werden ihn auskundschaften und aus seinem Versteck ziehen.«

»Dann bin ich zur rechten Zeit gekommen, gnädige Frau; ich habe alle Mittel in Händen, ihn seinen Verfolgern zu entziehen und sicher nach Rügen zu bringen.«

Die Dame, fast sprachlos vor Freude, streckte die Hand aus und ergriff den mehlbestäubten Arm des wackeren jungen Mannes. »So hängt mit dieser Ihrer Absicht auch wohl Ihre Verkleidung zusammen?« fragte sie endlich, nachdem sie sich nach Kräften ermannt hatte.

»Sie haben es errathen, gnädige Frau, mein Kleid ist eine Maske – und diese Maske war gut, denn sie hat mich rascher zum Ziele geführt, als man hätte für möglich halten sollen.«

»So lohne Ihnen Gott Ihre Freundschaft und Aufopferung! Aber ach, mein Herr, Graf Brahe, der schon oft von Ihnen gesprochen und Ihren Namen stets mit großer Liebe genannt hat, ist verwundet, und seine Fortschaffung wird mit Schwierigkeiten verknüpft sein.«

»Verwundet!« rief Waldemar, indem alle Farbe aus seinem Gesichte wich. »Doch wohl nicht lebensgefährlich?«

»Nein, das nicht; sein linker Arm ist durchschossen, und das ist hinreichend, um ihn unfähig zu seiner Selbstbefreiung zu machen, die unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt bedenklich sein wird.«

»So führen Sie mich nur zu ihm – alles Uebrige wird sich finden, ich nehme Alles auf mich.«

»Kommen Sie; er weiß schon, daß Sie hier sind, und erwartet Sie mit Ungeduld.«

Die Kammerräthin schritt voran und führte den jungen Mann, der sich ihr und den Ihrigen in einem verwickelten Momente so hülfreich erwies, durch mehrere Zimmer, über einen langen Corridor in einen neu angebauten Seitenflügel des alten Hauses, wo, entfernt von dem Treiben der Stadt und allen Nachforschungen entzogen, der Kranke in einem tief beschatteten und wohl verwahrten Zimmer lag. Mit hochklopfendem Herzen und schweigend folgte ihr Waldemar; erst als er seinen Freund mit noch bleicherem Gesicht als gewöhnlich, aber doch matt lächelnd im Bette liegen sah, stieß er einen Ruf des Frohlockens aus. Dann stürzte er auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, was der Kranke, so viel er es vermochte, mit ebenso herzlicher Hingebung erwiderte.

Graf Magnus Brahe, nur zwei Jahre älter als Waldemar Granzow, war wie dieser ein hochgewachsener, aber dennoch bedeutend schwächerer Mann, was schon seine von Natur überaus bleiche Gesichtsfarbe und eine gewisse Mattigkeit verrieth, die in seinem Gange, seiner Haltung und allen seinen Bewegungen auf den ersten Blick hervortrat. Auch sein schönes hellblondes Haar, das in langen Wellenlinien zu beiden Seiten des Gesichts niederfiel und sich mit dem wohlgepflegten aber dünnen Barte vermischte, der an Wangen und Kinn sichtbar war, verlieh ihm keinen besonderen Ausdruck von großer physischer Kraft. Die feinen Linien seines Mundes, seine fast stets umwölkte, sonst wohlgebau te Stirn und das große, sanfte, nur selten in hellen Flammen blitzende blaue Auge, das fast ununterbrochen in einem See von verhaltenen Thränen zu schwimmen schien, trugen weniger das Merkmal eines selbstvertrauenden kühnen Kriegers, als das eines in sich versunkenen, der Außenwelt mehr

und mehr entrückten Grüblers und Schwärmers zur Schau. Sein Geist hatte sich demgemäß von früher Jugend an auf Kosten seines Körpers entwickelt, und die besondere Richtung, die er dabei genommen, hatte nicht dazu beigetragen, die von Hause aus mangelhafte Kraft zu stählen. Was ihm aber an leiblicher Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit abging, ersetzte seine ritterliche hochedle Gesinnung und ein den erhabensten Gütern des Lebens eifrig zugeneigtes Gemüth. Beides hatte ihn auch in die Gefahren des gegenwärtigen Krieges verwickelt, er war muthig, tapfer und jeden Augenblick geneigt, sein Leben für die Freiheit einzusetzen, und, so viel an ihm lag, dazu beizutragen, den allgemeinen Tyrannen, der alle Nationen Europa's knechten wollte, zu Boden zu stürzen. Leider aber war mit dieser edlen, nach Außen hin gerichteten Bestrebung eine Art schwärmerischer, beinahe mystischer Gemüthsbildung verbunden, die man bei ihm vielleicht als einen erblichen Familienzug betrachten konnte, und die ihn antrieb, sich mit Studien zu beschäftigen und geistigen Phantasieen hinzugeben, die mit allem, was der Wirklichkeit des Lebens und dem ruhigen materiellen Genusse desselben angehörte, in vollkommenem Widerspruch standen. Er war, mit einem Wort, mehr ein Mensch des Gemüthsinstincts und der augenblicklichen Eingebung, als ein Mann festen durchdachten Willens und der wohlberechneten That, dessen Handlungen und Bestrebungen in naturgemäßem Einklang stehen. Er liebte es, sich in sogenannten höheren Regionen zu ergehen, und vergaß dabei, daß das Leben in ernster Zeit mit kräftigen Händen angefaßt sein will, wenn es bezwungen werden soll. So hatte er es nie über sich vermocht, einem gewissen Glauben an providentielle Vorherbestimmung zu entsagen, die jedes

einzelnen Menschen Lebensbahn bestimme und ihm Gutes und Schlimmes zu erleben aufgebe, wogegen man sich vergebens auflehne, da alles Ringen und Wollen nutzlos sei, und damit war bei ihm von früher Jugend an der trübselige Wahn verbunden, daß er selbst zu keinem langen Leben bestimmt, daß er in der Blüthe der Jahre werde hinweggerafft werden, und daß er überhaupt nur auserlesen sei, Schmerzen und Weh in allerlei Gestalt zu erdulden. Vergebens war gegen diese thörichten Hirngespinnste eine durchaus fehlerfreie Erziehung in die Schranken getreten, sein Vater und seine vortrefflichen Lehrer hatten es nie vermocht, seinen Gedanken eine weniger traurige Richtung anzuweisen und ihm eine richtigere und naturgemäßere Ueberzeugung von der göttlichen Vorsehung zu verschaffen. Selbst Waldemar's ruhiger, klarer, thatkräftiger Anschauungsweise, der ihm von allen Menschen, die mit ihm in Berührung gekommen, dem Herzen nach am nächsten stand, war es nie gelungen, ihm zu beweisen, daß er bisher, wo er ein ihm nahestehendes Verhängniß vorhergesehen, noch immer im Irrthum gewesen sei, nie hatte er sich von seinen krankhaften Ideen frei machen können, und so sah er auch jetzt wieder in seiner verlassenen und bedrohten Lage die Hand des Verhängnisses ausgestreckt, um ihn endlich zu ergreifen und rettungslos zu vernichten.

Mit dieser Gemüthsrichtung im Einklang hatte sich sein Verhältniß zu Schill gestaltet, der soeben vor seinen Augen den Untergang gefunden. Der schwärmerische, ritterliche, abenteuerliche Charakter desselben hatte ihn angezogen, gefesselt und endlich mit in den Strudel des ungleichen Kampfes gerissen, der jenem verderblich geworden war; ja, Schill's trauriges Ende hatte neuerdings wieder um so mehr

dazu beigetragen, ihn in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken und die Besorgniß zu vollenden, jetzt endlich sei auch für ihn die Stunde des Unheils gekommen, die er lange vorhergesehen und vorausgesagt habe.

So war er der fast vollkommene Gegensatz von dem thatkräftigen, kühnen, entschlossenen Waldemar Granzow, in dem sich jeder Gedanke nach kurzer Ueberlegung zur muthigen willensstarken That gestaltete, der ohne Furcht und Sorge der Waltung des Schicksals entgegenging und seine ganze vollendete Männlichkeit schon in seiner elastisch leicht beweglichen Gestalt, seinen offenen Gesichtszügen, seiner ganzen Haltung zeigte. Aus diesem Grunde auch verband die beiden jungen Leute, die ihr Stand und ihre Geburt so weit voneinander entfernt, jene innige Freundschaft, die wir schon öfters angedeutet haben und die der alte Graf Brahe, der die schwachen Seiten seines einzigen Sohnes und Erben kannte, auf jede Weise befördert hatte, da er sich von dem Umgang mit Waldemar die größten Vortheile für seinen Sohn versprach.

Wie groß daher des jungen Grafen Freude war, als er seinen einzigen und wahren Freund so plötzlich und unerwartet in sein von namenloser Sorge beschattetes Zimmer treten sah, kann man sich denken, und wohl zwei Stunden vergingen, bis sie sich gegenseitig alle ihre Erlebnisse in traulicher Weise mitgetheilt und den Standpunkt vergegenwärtigt hatten, auf dem sie jetzt in der Mitte ihrer kriegerischen Laufbahn angelangt waren.

»Also das ist der Grund Deines Erscheinens hier,« sagte Graf Brahe zuletzt, indem er seinem Freunde mit der unverwundeten Rechten herzlich die Hand drückte, »und so hat Dich mein Schicksal noch einmal zu mir geführt! O wie gütig

und herrlich ist das von der waltenden Vorsehung! Aber sage mir, wird Deine Absicht gelingen, wird Dein Plan mit mir nicht an irgend einer unvorhergesehenen Klippe scheitern?«

»Das wollen wir nicht hoffen, Magnus. Wenn Du aber etwas Besseres weißt, als ich Dir vorgeschlagen habe, so sprich es aus, ich bin zu Allem bereit, wenn ich nur die Möglichkeit des Gelingens vor mir sehe.«

»Nein, ich weiß nichts Besseres, und so vertraue ich mich Deinem Muthe und Deiner Kraft völlig an. Wird aber der Fährmann Wort halten und zu bestimmter Stunde das Boot in die bezeichnete Stelle senden?«

»Er hat es verheißen, weiter kann ich nichts sagen; läßt er uns aber im Stich, so werden wir andere Mittel und Wege zu unserer Befreiung erdenken.«

»Weißt Du aber bestimmt, daß auf Hiddens-öe keine Franzosen stehen und daß wir auf dem einsamen Kloster nicht gerade dem Feinde in die Arme laufen?«

»Jedermann auf Rügen, den ich bis jetzt gesprochen, hat es mir also mitgetheilt, und ich habe keinen Grund, an der Ehrlichkeit meiner Landsleute, die es gut mit mir meinen, zu zweifeln.«

»So bleibt es also dabei und es wird dies mein letzter Tag in Stralsund sein.« —

Der Plan Waldemar's war nun folgender. Gegen elf Uhr Nachts wollte er sich mit seinem Freunde, der den kurzen Weg nach dem Strande zu gehen sich bemühen mußte, durch eine Hinterthür des Giese'schen Hauses, die über einige Höfe und Gärten in die Mühlenstraße führte, seinen jetzigen Aufenthalt verlassen. Von hier sollte sie einer der Diener der Kammerräthin, der in Stralsund genau Bescheid wußte, durch verschiedene Straßen und Häuser an eine Stelle der

Stadtmauer führen, die seit der Schleifung derselben und der theilweisen Zuschüttung der Wälle noch nicht wiederhergestellt war. Auf diese Weise vermied man die gefährliche Fährstraße und deren Thor, das auf den Strand mündete. War man so weit gelangt und hatte man Wälle und Mauern hinter sich, so gab es keine Schwierigkeit mehr, denn Punkt elf Uhr und nach vorher genau übereinstimmend gestellten Uhren sollte das Boot unter den Weiden nordwärts von der Stralsunder Fährbrücke liegen, wo kein Posten stand und das Einschiffen, wenn der Mond nicht gar zu hell schien, gefahrlos bewerkstelligt werden konnte. Von hier aus wollten sie das Stralsunder Fahrwasser nordwärts entlang nach dem Gutshof Kloster auf Hiddens-öe segeln, um bei dem befreundeten Herrn von Bagewitz ein gesichertes Unterkommen bis auf Weiteres zu suchen. Hielt der Südostwind so günstig an, wie er den Tag über geweht, so war das Ganze ein leichtes Unternehmen und konnte in wenigen Stunden abgemacht werden; schwieriger und langwieriger war es allerdings, wenn das Wetter stürmisch wurde, der Wind aus einer weniger günstigen Richtung blies oder gar eine Verfolgung ihr Vorhaben unterbrach und die Erfindung eines neuen unvorbereiteten Planes nothwendig machte.

Als sie der Kammerräthin von Giese Obiges mittheilten, fand es sich, daß diese ihnen vollkommen beistimmte, und außerdem von Herzen froh war, den bis jetzt so glücklich geborgenen Verwundeten in noch sicherem Verwahrsam zu wissen, da der Fall nicht undenkbar war, daß die Feinde in Stralsund den Geflüchteten aufspürten und in die gefürchtete Gefangenschaft schleppten.

Was nun von Seiten der herzensguten Dame geschehen konnte, dem jungen Grafen die Schmerzen zu erleichtern

und ihn zu einer nächtlichen Seefahrt so gut wie möglich auszustatten, geschah auf eine wahrhaft mütterlich fürsorgende Weise. Es wurden zunächst die Kleider des abwesenden Sohnes hervorgeholt, dem Grafen angepaßt und darauf in Bereitschaft gelegt. Sodann wurde ein Felleisen mit Wäsche und Lebensmitteln versehen, damit für das Nothwendigste auf der Reise selbst und in Hiddens-öe für die Flüchtlinge gesorgt wäre. Als das geschehen, besprach man Verschiedenes nach allen Richtungen und bereitete sich auf die Stunden der Nacht vor, die das Unternehmen in's Leben rufen sollten. Von Zeit zu Zeit verließ der alte getreue Diener das Haus, um auf den Straßen sich umzuschauen und alle erhaschten Vorgänge daheim zu berichten. Es lautete gerade nicht ungünstig, was er die ersten paar Male überbrachte. Zwar waren die Feinde geschäftig, vermeintliche versteckte Landesverräther und Tugendbündler, wie man Schill's Anhänger insgesamt nannte, aufzuspüren; in viele Häuser waren sie sogar mit Erfolg eingedrungen und hatten arme Verwundete fortgeschleppt, um sie erbarmungslos den Gerichten zu überliefern; allein in die Nähe der Hauptwache waren sie noch nicht gekommen, hier schienen sie keine Flüchtlinge zu vermuten und so gab man sich allgemein der besten Hoffnung hin, obwohl Waldemar vor Allen darauf bedacht war, sich vor einem Ueberfall zu wahren und die Augen nach allen Seiten offen zu erhalten.

So war der Nachmittag in Hoffnung und Bangen, Zufriedenheit und Sorge vorübergegangen, je nachdem die Beheiligten mehr von der einen oder andern beherrscht wurden, und der Abend dämmerte langsam herauf, der der unfreiwilligen Haft der jungen Männer ein Ende machen sollte.

Waldemar stand am Fenster und blickte nach einer Wetterfahne des Nachbargiebels empor, die der frische Wind kreischend in ihren Angeln bewegte, und, wie er gewünscht und gehofft, blieb der Wind günstig und das Wetter wurde sogar noch günstiger, indem der östliche Horizont sich mit einem Nebelschleier bedeckte, der über das Fahrwasser her der Stadt allmählig näher zog und Nähe und Ferne in sein undurchdringliches Nachtgewand hüllte.

Es war die neunte Abendstunde gekommen; Magnus und Waldemar hatten zu Nacht gespeist und begannen nun ihre Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Bald stand das Felleisen gepackt und wohlverschlossen zur Hand, Magnus' Arm, der ihn sehr schmerzte und jeden Dienst versagte, zumal das Wundfieber im Anzuge war, wurde frisch verbunden und mit deckenden Tüchern versehen, dann half ihm Waldemar in die für ihn bestimmte Kleidung, die, wie man sie gerade zur Hand hatte, die modische Tracht eines Mannes von Stande war. Als man eben damit fertig geworden, ereignete sich etwas, was man jetzt nicht mehr erwartet hatte und daher die allgemeine Zufriedenheit in Sorge und bei dem weiblichen Theil der Bewohnerschaft sogar in Schrecken verwandelte. Der alte Diener, der vor einer halben Stunde noch einmal auf die Straße gesandt war, um den Stand der Dinge zu erkunden, kam athemlos zurückgelaufen und meldete, daß er mehreren Patrouillen auf den Straßen begegnet sei, die den Aufenthaltsort des Grafen Brahe erforschen sollten, da man in Erfahrung gebracht, daß ein solcher, der ein Adjutant und Helfershelfer des Majors Schill gewesen, sich irgend wo in der Stadt verborgen halte.

War diese Nachricht richtig, so lief die ganze verabredete Unternehmung Gefahr, kurz vor ihrer Ausführung zu scheitern. Denn wenn die Dänen erfuhren, daß ein Verwandter oder Freund des Grafen in der Stadt sei, wie er heiße und wo er wohne, so war unzweifelhaft, daß das ganze Haus desselben in genaueste Untersuchung gezogen werden würde.

In athemloser Spannung vergingen daher den im Krankenzimmer Versammelten die nächsten Minuten. Da aber Alles still blieb und kein Fremder an der Haustür erschien, was der alte Diener erlauschte, so gab man sich allmählig wieder einer ruhigeren Erwartung hin, und so verging die Zeit, bis die Uhren der Stadt die zehnte Stunde schlügen. Kaum aber war der letzte Glockenschlag ausgesummt, so erscholl ein durch das ganze Haus dröhrender Klobenschlag gegen die Haustür, und als der alte Diener nach einem der Vorderfrontfenster gesandt wurde, um zu sehen, was es gebe, kam er nach einer Weile mit kreideweissem Gesicht und der Meldung zurück, daß eine dänische Patrouille vor dem Hause stehe und die Herrin zu sprechen verlange. Die Kammerräthin war im Begriff, in die Kniee zu sinken; als sie sich aber nach kurzem Zuspruch Waldemar's wieder gesammelt hatte, bewegte sie sich langsam und mit der ihr eigenthümlichen würdevollen Haltung nach dem Vorderhause, wo sie dem Diener befahl, den Officier allein in das erste der im Erdgeschoß liegenden Zimmer einzulassen.

»Meine Dame,« sagte der bärtige Krieger, der glücklicherweise ein gebildeter Mann war, »ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so spät störe, allein der Dienst erheischt meinen Besuch, und ich bitte Sie inständigst, so kurz und entscheidend wie möglich meine Fragen zu beantworten.«

»Ich erwarte dieselben und werde Ihnen nach Möglichkeit dienen.«

»Kennen Sie einen Grafen Brahe aus Spyker in Jasmund?«

»Ich kenne ihn und weiß, daß er sich in Stockholm befindet.«

»Ah ja, freilich, Sie meinen den Vater; ich aber meine den Sohn.«

»Auch der Sohn ist mir bekannt und steht bei der Armee in Deutschland.«

»Sie irren wahrscheinlich – er hält sich in Stralsund auf.«

»Da erfreuen Sie mich wahrhaft, mein Herr, und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihn zu mir führen, um mir Gelegenheit zu geben, das Gastrecht an ihm zu üben.«

Diese mit Wärme und ruhigem Tone gesprochene Antwort, die die Wahrheit in sich zu schließen schien, machte den Dänen schwankend; er für seine Person glaubte schon nicht im mindesten mehr, daß der Gesuchte bei dieser Dame versteckt sei.

»Das würde ich sehr gern thun,« erwiderte er zögernd, »wenn er mir in den Weg lief, allein noch habe ich ihn nicht. Uebrigens ist er ein Feind Sr. Majestät des Königs von Dänemark.«

»Das glaube ich nicht, mein Herr! Graf Magnus Brahe ist nie der Feind eines Königs gewesen.«

Der Däne schaute verwirrt zu Boden und begann damit schon an seinen Rückzug zu denken. »Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben,« sagte er plötzlich, »daß der Gesuchte sich nicht in *diesem* Hause befindet?«

»Das kann ich mit gutem Gewissen geben, denn in *diesem* Hause befindet er sich gewiß nicht.«

»So habe ich die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.«

Der Officier grüßte mit einer galanten Handbewegung, verbeugte sich und in zwei Minuten schlug die Haustür hinter ihm zu, die sofort wieder verriegelt wurde.

Die Dame vom Hause wankte nach dem Hinterhause zurück. Sie hatte alle Kräfte aufbieten müssen, um dem Soldaten gegenüber ihre Ruhe und Würde nicht von ihrer Angst überflügeln zu lassen, jetzt aber war sie erschöpft und mit Mühe nur theilte sie den sie mit Spannung erwartenden Männern ihre Unterhaltung mit.

So war wieder eine halbe Stunde verstrichen, es schlug halb Elf. Noch hielt es Waldemar nicht für die geeignete Zeit, das schützende Dach zu verlassen, denn die Stunde war noch nicht da, wo das rettende Boot an der verabredeten Stelle liegen konnte. Indessen machte er sich und Magnus, der brütend und still vor sich hinstarrend auf einem Stuhle saß, fertig, um jeden Augenblick zum Aufbruch bereit zu sein.

Da ließ sich abermals ein heftig dröhrender Schlag gegen die Haustür hören. Die Kammerräthin sagte den beiden Männern Lebewohl, gab ihnen ihre heißesten Segenswünsche mit und verließ dann das Hintergebäude, um noch einmal in's Vorderhaus zu gehen.

Hier entspann sich alsbald ein anderer Auftritt, als der war, dem sie vorher beigewohnt. Der manierliche Officier war es nicht wieder, der schon einmal dagewesen, sondern ein dummdreister Corporal oder Feldwebel, der von einem naseweisen Fähnrich begleitet wurde.

»Meine Dame,« begann der Feldwebel, »mein Officier schickt uns zu Ihnen, um Sie zu fragen, was aus dem Bäcker gesellen geworden ist, der heute gegen Mittag in dies Haus getreten ist und dasselbe nicht wieder verlassen hat?«

»O, meine Herren,« erwiderte die Gefragte mit außerordentlicher Fassung, obwohl ihr das Herz vor Angst zu zerspringen drohte, »wie kann ich das wissen? Haben Sie mir den Auftrag gegeben, auf einen Bäckergesellen zu achten?«

»Nein, das freilich nicht, aber Sie werden ohne Zweifel wissen, daß ein Bäckergesell Ihnen Brod gebracht und dann in diesem Hause geblieben ist.«

»Mein Bäcker schickt mir alle Tage frisches Brod, ich habe aber nie darauf Acht gegeben, wann derselbe mein Haus wieder verläßt.«

»So. Das ist kurz und bündig gesprochen und wir wollen das Gleiche mit Ihnen thun. Schreiten Sie uns gefälligst voran und öffnen Sie jede Thür, die ich Ihnen bezeichnen werde.«

Vor dem barschen Tone des ohne Umschweife sich gerendenden Menschen und dem spitz lächelnden Gesicht des Fähnrichs erschrak die edle Frau nicht, im Gegentheil, sie schöpfte daraus neuen Muth, weil sie sich ihnen gegenüber weniger bedächtig zu benehmen hatte, zumal sie berechnete, daß ihre Schützlinge, wenn sie recht langsam ging, das Weite gesucht haben würden, bis sie zu dem entfernt liegenden Hintergebäude gekommen wäre. Sie schritt daher, so langsam sie konnte, von Zimmer zu Zimmer, befahl dem sie begleitenden bebenden Diener, jedes Schloß zu öffnen, sobald es verlangt wurde, und stieg ruhig aus einem Stockwerk in's andere, wo sich niemand aufhielt, bis man endlich

den Corridor erreichte, der, über den Hof führend, das Vorderhaus mit dem Hinterhause verband.

Immer langsamer schritt die Dame hier voran, immer heftiger pochte ihr Herz, immer bleicher und marmorartiger wurde ihr ehrwürdiges Gesicht. Endlich, nachdem man in verschiedenen Zimmern sich umgesehen und die ihr dicht auf dem Fuße folgenden Soldaten mit ihren Bajonetten in allen Winkeln und Ecken vergebens herumgesucht, kam sie vor die Thür, hinter der sie Magnus Brahe und Waldemar Granzow verlassen hatte.

»Oeffnen Sie auch diese Thür!« schnauzte der Feldwebel den Diener an, indem er aus den Mienen der Dame und des Mannes einigen Verdacht schöpfen mochte.

Der Alte zitterte, daß er kaum sein großes Schlüsselbund in den Händen halten konnte: die Kammerräthin, sich noch einmal ermännend, warf ihm einen ermuthigenden Blick zu, nahm ihm das Schlüsselbund aus der Hand und wollte eben das Schloß öffnen, als die Thür ruhig von Innen aufgethan wurde und die Gesellschafterin der Herrin, ein noch ziemlich junges Mädchen, ihr mit einem Gesichte entgegentrat, auf dem sie sofort die Gewißheit las, daß die Flüchtlinge außer dem Bereiche ihrer augenblicklichen Verfolger seien.

»Es ist dies das Zimmer meiner Gesellschafterin,« sagte die Dame vom Hause, indem sie dreist in dasselbe vortrat.

»Aha! Aber hier hat Jemand im Bett gelegen.«

»Das bin ich gewesen,« sagte das junge Mädchen, »ich habe den ganzen Nachmittag an Kopfschmerzen gelitten.«

»So! Aber hier auf dem Kopfkissen ist eine Blutspur – was hat das zu bedeuten?«

»Nichts weiter, als daß mir heute morgen die Nase geblutet hat.«

Der Feldwebel sah den Fähnrich fragend an, der junge Herr glaubte endlich auch ein Wort sprechen zu müssen und sagte etwas schnippisch: »Das ist mir verdächtig, Feldwebel!«

»Sehr verdächtig! Halloh, weiter! Dort ist noch eine Thür – wo führt die hin?«

»Auf die Treppe, die nach dem Hofe hinabgeht.«

»Hat etwa das Haus einen hinteren Ausgang?« fragte der Fähnrich frohlockend.

»Untersuchen Sie das selbst, meine Herren,« entgegnete die Kammerräthin, aber weiter konnte sie nichts sprechen, ihre Fassung und Kraft war zu Ende. Sie sank auf einen Stuhl und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Der Feldwebel aber ergriff eine Lampe vom Tisch und forderte seine Untergebenen auf, ihm auf dem Fuße zu folgen, was diese wie wohldressirte Spürhunde thaten. Im Nu war man auf der Treppe, im Nu unten am Fuß derselben und stand auf dem Hofe, von dem aus ein schmaler dunkler Gang nach der Mühlenstraße führte.

Aber ach! Da trat ein unangenehmes Hinderniß in der Verfolgung ein. Der Nebel, der den ganzen Abend schon über der Stadt geschwebt, hatte sich gesenkt und füllte mit undurchdringlicher Dichtigkeit alle nach dem Strande führenden Straßen aus.

Der Feldwebel aber witterte das Wild und stürzte klimpernden Schrittes mit allen seinen Trabanten in voller Hast dicht hinter ihm her.

Durch dieselbe Thür, dieselbe Treppe hinab und durch denselben schmalen Gang hatte Waldemar, seinen Freund am Arme mit sich fortziehend und auf seinen Schultern das Felleisen tragend, vor wenigen Minuten das Weite gesucht und, indem er Schritt vor Schritt dem vorangehenden Diener folgte, dessen Ortskenntniß er vertrauen konnte, hatte er glücklich die Kulpstraße erreicht. Magnus that, was ihm möglich war, um gleichen Schritt zu halten, aber an seinen verwundeten Arm schien sich eine centnerschwere Last gehängt zu haben, und so keuchte er mühevoll neben dem starken Freunde her, der mit mächtigen Schritten über Gehöfte und durch Häuser fort, dem Diener folgte und so endlich an die Stelle gelangte, wo man die abgebrochene Mauer theilweise überklettern und einen Graben durchwaten mußte, um endlich an den Strand zu gelangen.

»Gott gebe, daß das Boot da ist,« sagte Waldemar flüsternd zu Magnus, »sonst sind wir verloren, denn mir ahnt, daß man bald auf unsren Fersen sein wird.«

»Wie? Du hast eine Ahnung?« entgegnete Magnus und wollte stehen bleiben, als ihn Waldemar halb mit Gewalt weiter riß.

»Meine Ahnungen sind nicht so trübe, wie die Deinigen,« sagte Letzterer, »namentlich nicht, wenn wir voll männlichen Entschlusses sind. Ha, ich wittere die See, und der Wind bläst mir frisch in's Gesicht. Muth, Magnus, der Strand ist nicht mehr weit – aber vorsichtig, mein Freund, der Boden ist uneben.«

»Geh nicht so schnell, ich halte es sonst nicht aus.«

Waldemar mäßigte den Schritt, aber nur einen Augenblick, denn sein scharfes Ohr hatte in der Ferne hinter ihnen hereilende Tritte vernommen, die sich rasch zu nähern

schienen; sein Auge dagegen, das rings durch den immer dichter fallenden Nebel drang, den der Wind flüchtig an ihnen vorüberjagte, war mehr befriedigt, denn er hatte außer einigen ruhig an ihnen vorübergehenden Leuten auf dem ganzen Wege keinen einzigen gefährlichen Menschen wahrgenommen.

Endlich hatte man die letzte beschwerliche Stelle passirt und war nun an den Strand gelangt. Nirgends war eine Wache oder überhaupt ein Mensch zu sehen, denn der Nebel begünstigte ihr Wagniß ungemein. So kamen sie unangefochten dem Wasser nahe, und als sie die Ueberzeugung davon gewannen, liefen sie so schnell sie konnten und, von der ihnen entgegenwehenden scharfen Seeluft zu neuem Muthe angefeuert, schlugen sie die Richtung nach dem bezeichneten Weidengebüsch ein, nachdem sie dem führenden Diener geboten hatten, auf einem anderen Wege nach Hause zurückzukehren.

So weit war ihnen die Flucht gelungen, jetzt aber stellten sich ihre Verfolger ein, die sich durch nichts hatten täuschen und von ihrer Spur abbringen lassen. Jedoch hatten sie sich an dem Brunnen, wo Schill gefallen war, getrennt, indem ein Theil die Nachbarschaft durchsuchte, ein anderer aber die Fährstraße entlang durch das Fährthor nach dem Strande lief, denn daß die Flüchtlinge sich allein und zunächst dahin begeben würden, war jedem von ihnen klar. Aber erst dicht vor dem Weidengebüsche wurden sie der Flüchtigen ansichtig. Keine sechs Schritt mehr waren sie entfernt. Waldemar, eine Armlänge voran, sprang schon zwischen die Bäume. Sein Auge durchdrang mit Blitzesschnelle den wogenden Nebel und den Namen: »Schwager!« ausstoßend, was das

verabredete Wort war, eilte er den etwas jäh abstürzenden Strand hinab.

»Hier!« antwortete eine kräftige Stimme, wobei es Waldemar wie eine centnerschwere Last vom Herzen fiel. Das Boot war da – die Segel hingen schon von der Rae und ihren Tauen herab und brauchten bloß gebraßt zu werden, um ihre Schuldigkeit zu thun.

Waldemar aber, dem der Schweiß von der Stirn rieselte, dachte noch nicht an seine eigene Rettung. Den gesunden Arm des wankenden Freundes ergreifend, hob er ihn halb in das Boot, und dann selbst hineinspringend und mit kräftigem Fußtritt es von den Steinen abstößend, rief er mit donnernder Stimme: »Vorwärts!« worauf das Steuer sofort gedreht wurde, der Wind die angezogene Leinwand faßte und mit pfeilschnellem Zug in das wogende Nebelmeer riß.

Hinter ihnen vom Strande her erscholl ein wüthendes Geschrei. Zwanzig Rufe durcheinander: »Ein Boot! Ein Boot! Hierher!« ließen sich auf einmal hören, und einige Schüsse sogar wurden ihnen blindlings nachgesandt. Schneller aber, als wir diese Worte schreiben, war das vortrefflich segelnde Schiff mit den Flüchtlingen in die Mitte des Fahrwassers geflogen und nun, schon halb gerettet, steuerte es ohne Aufenthalt mit ihnen dem Norden entgegen.

ZEHNTES KAPITEL. AUF HIDDENS-ÖE.

So lange die von dem schnellen Laufe keuchende Brust der Flüchtlinge noch in heftiger Bewegung war, konnten sie durch das Ohr nicht genau die rasch aufeinander folgenden Vorgänge am Strande wahrnehmen; als sie sich aber beruhigt hatten, horchten sie mit großer Spannung nach der

verlassenen Uferstelle zurück. Da machte sich denn ein gewaltiger Lärm verlautbar, viele Soldaten rannten kopflos vor Wuth am Kai hin und her und riefen unaufhörlich nach Booten, ohne daß ein Einziger von ihnen ein solches herbeizuschaffen den Versuch angestellt hätte. Auch Laternen zeigten sich endlich und wurden hin und her durch den Nebel getragen. Aber was wollte das Alles sagen, die Flüchtlinge hatten einen großen Vorsprung, saßen in einem Boote, das sich als trefflicher Segler erwies, und der Wind war so günstig, wie man ihn zu einer eiligen Fahrt nur wünschen konnte. Selbst wenn ihnen nach einiger Zeit mit Soldaten besetzte Boote nachgeschickt wurden, so steuerten diese doch gewiß nach Rügen, da man in Stralsund voraussetzen mußte, daß die Flüchtlinge sich der nächsten Küste zuwenden würden, um ihren Verfolgern zu entgehen, was ihnen durch den starken Nebel, der im Sunde noch dichter als auf dem Lande war, sichtlich auch sehr erleichtert wurde.

Als sie endlich außer Hörweite des Stralsunder Ufers gelangt waren, drückte Waldemar seinem Freunde lächelnd die Hand und sagte: »Sie toben vergebens und schreien sich ohne Noth heiser. Diesmal sind wir wieder frei, und Dein Schicksalsgesicht, Magnus, wenn es Dir den Untergang in Stralsund prophezeit, hat abermals gelogen. Habe ich nicht Recht, mein Freund?«

Magnus antwortete mit einem liebevollen Blick, nickte mit dem Kopfe und erwiderte sanft den Händedruck. Das Sprechen wurde ihm schwer, und er hatte die Zähne fest aufeinander gebissen, da seine durch das Laufen entzündete Wunde ihn über alle Maßen schmerzte.

»Sie sind wackere Leute,« sagte Waldemar darauf zu den beiden Schiffern, von denen einer im Bug des Bootes saß,

um auf das Stagsegel zu achten, der andere aber das Steuer führte; »Ihr waret zu rechter Zeit bei der Hand. Zwei Minuten Aufenthalt, und sie hatten uns am Lande in ihren Klauen. Ich hoffe, Euch ein andermal wieder gefällig sein zu können.«

»Das wird meine Sache sein!« sagte Magnus Brahe matt und sah sich dann nach dem Boden des Fahrzeuges um, als suchte er eine Stelle, um sich legen zu können.

Waldemar und der eine Schiffer, der den Zustand des Verwundeten erkannt hatte, verstanden diesen Blick, und sofort begaben sie sich daran, eine nothdürftige Lagerstätte herzurichten. Als dies geschehen war, half Waldemar Magnus, dieselbe einzunehmen, wobei er ihm das weiche Felleisen als Kopfkissen zurechtrückte und sich dann, um ihn in Ruhe zu lassen, zu dem Schiffer am Steuer setzte und mit ihm das Gespräch fortführte.

»Habt Ihr den Sack mit meinen Kleidern auch nicht vergessen?« fragte er ihn zunächst.

»Nein, Herr, Alles ist da. Der Müller hat ihn selbst eingestaут und dann mit dem Pächter das Boot an die richtige Stelle gebracht, da er sagte, daß es die einzige wäre, wo Ihr leicht durch die ausgefüllten Gräben und die niedrigerissenen Mauern aus der Festung brechen könntet.«

»So war es auch, hm! Der Müller und sein Schwager sind ein paar brave Leute, die uns einen großen Dienst geleistet haben.«

»Das haben sie gewiß gern gethan. Aber wo fahren wir hin, Herr, das muß ich jetzt wissen.«

»Wir wollen nach Kloster auf Hiddens-öe. Welchen Weg schlägt Ihr vor?«

»Ohne Bedenken den zwischen dem Bock und dem Gellen westwärts um die Insel herum. Es ist zwar ein paar Meilen weiter, aber um so sicherer. Außerdem ist der Wind gut – voller Südost – und bei dem dicken Nebel möchte man doch auf irgend eine Sandbank an der verteufelten langen Insel stoßen. Meinst Du nicht auch, Michel?«

»Versteht sich,« sagte der Schiffer im Buge, der dem Gespräch aufmerksam gefolgt war. »Auch hält der Nebel höchstens bis gegen Morgen an, dann wird er fallen und sich in Regen verwandeln, denn es ist zu warm bei diesem Wind und in dieser Stunde.«

»Wohlan denn,« erwiderte Waldemar, »ich glaube das auch. So fahrt denn in Gottes Namen zwischen dem Bock und Gellen durch, ich bin mit Eurem Vorschlag einverstanden. Es ist auf alle Fälle besser so. Sollte nach Mitternacht der Nebel fallen und blieben wir im Binnenwasser, so könnte man uns von Ummanz oder an der Schaproder Küste vom Lande aus wahrnehmen, abgesehen davon, daß möglicherweise in Seehof und Platthe an den Landspitzen Posten stehen, um ein Auge auf das Fahrwasser zu halten.«

»Ach nein, Herr, das glaube ich nicht. Auf dieser Seite der Insel sind sie nicht so eifrig; aber besser ist besser, und ich stimme auch für die Außenfahrt.«

»So bleibt es dabei. Haltet das Steuer also etwas nach Westen, wir müssen bald aus dem Sunde heraus. So. Auf Kloster werden wir aber doch keinen Feind zu besorgen haben?«

»So viel ich weiß, nicht. Der Vorsicht halber aber könnte einer von uns an der Landenge, dem Gutshofe gegenüber, aussteigen, und zu Fuße dahin gehen und Euch dann am

Entendorn oder irgend wo anders ein Signal geben. Das ist so meine Meinung wenigstens.«

»Das war ein guter Vorschlag, Mann. Geht Ihr also selber an der schmalen Stelle an's Land und gebt uns das Zeichen. Ihr habt Zeit genug, nach dem Entendorn zu Fuß zu gelangen, bis wir ihn mit dem Boote erreichen, da wir oben bei'm Wenden nicht so rasch werden segeln können.«

»Welches Zeichen beliebt Euch?«

»Wehet mit irgend einem Fetzen Zeug, das soll bedeuten, daß wir landen können. Sind wider Erwarten Feinde vorhanden, so zeigt Eure nackten Hände, und wir werden uns anderswohin wenden. Noch eins aber muß ich Euch sagen, ehe ich es vergesse. Ihr dürft nicht mit leerem Boote nach der alten Fähre zurückkehren, denn das könnte Verdacht erregen. Nehmt also eine Ladung Torf mit heim, dann könnt Ihr, wenn Ihr gefragt werdet, sagen, Ihr hättet ihn vom Gelßen her holen müssen. Den Torf aber überliefert dem Pächter in meines Freundes und in meinem Namen und sprecht ihm unsern Dank für seine Gefälligkeit aus.«

»Gut, Herr, aber wo sollen wir ihn laden?«

»In Kloster, das laßt jedoch meine Sorge sein. Und nun gebt mal das Packet dort her, ich will mich umkleiden, um den Müllergesellen loszuwerden, den die Teufelskerle vom Strande haben entschlüpfen sehen.«

Der Schiffer reichte ihm das Packet hin; Waldemar begann, sich seiner mehlbestäubten Kleider und der geborgten Schuhe zu entledigen und schlüpfte in seine Seemannskleidung nebst Wasserstiefel, und in wenigen Minuten war er wieder der schmucke Seemann geworden, als welchen wir ihn kennen gelernt haben. Als dies geschehen war und seine Waffen auch wieder an ihrer gewöhnlichen Stelle saßen,

band er die Müllerkleider um einen großen Stein, der als Ballast im Kielraum des Bootes lag, um sie, falls es Noth thun sollte, auf den Grund des Meeres zu versenken, was er jedoch so lange wie möglich hinausschieben wollte, da er hoffte, sie ihrem rechtmäßigen Besitzer zu erhalten und durch seine Leute zurückstellen zu lassen.

Von diesem Augenblick an aber richtete man alle Aufmerksamkeit auf die Bewegung des Schiffes und rechnete aus, wo man sich wohl befindet. Es war längst Mitternacht vorüber und nach Versicherung des Schiffers im Buge, der am meisten auf den Zug der Segel, die Geschwindigkeit des Laufes und die Beschaffenheit des Fahrwassers geachtet hatte, mußte man sich der Heuinsel nähern, die an der Mündung des kleinen Meerbusens, die Breite genannt, zwischen der Insel Ummanz und der Halbinsel Lieschow liegt. Der Wind wehte noch immer günstig aus Südost und war ziemlich stätig geblieben, obgleich das Brodeln des Wassers unter dem Buge von Zeit zu Zeit nachließ, also einen geringeren Windzug verrieth. Dabei wurde der Nebel allmälig dünner, was vielleicht der nahende Morgen mit sich brachte, nach manchen Richtungen sogar durchsichtig, so daß hier und da eine ferne Landspitze aus ihrem nächtlichen Schleier hervortrat, bis er sich endlich in einen feinen Sprühregen auflöste, der Waldemar veranlaßte, seinen Wetterrock über Magnus Brahe zu breiten, der unterdeß in sanften Schlaf gesunken war.

Gegen ein Uhr, vielleicht noch etwas früher, befand man sich zwischen dem Bock und dem Gellen, jenem seltsam gestalteten niedrigen Hacken, der die nach Nordosten umgebogene Südspitze der Insel Hiddens-öe bildet. Eine Stunde später war man den kleinen Fischerdörfern Plogshagen und

Neuendorf gegenüber. Als es hell wurde, näherte man sich Vitte und sah im Zwielicht die öde Moorgegend der breitesten Strecke der langen Insel vor sich liegen. Noch eine Viertelmeile nordwärts fuhr man so dicht wie möglich dem Lande zu, setzte an einer seichten Stelle den dazu bestimmten Schiffer aus, der nun das Ufer betrat und querfeldein nach dem Gutshofe Kloster eilte, um den ihm zu Theil gewordenen Auftrag auszuführen. Um drei Uhr endlich sah man von ferne, nur durch einen leichten Nebelflor den Blicken halb entzogen, das schroffe und hohe Ufer des gewaltigen Dornbuschs wie eine tiefblaue Wolke herübergreifen, das dem Andrang der Ostsee hier seine breite Stirn entgegenwirft.

Von hier aus mußte man in einem nach Norden ausgeschweiften Bogen, wo sich zum ersten Mal der Nachlaß des Windes hinderlich erwies, gegen Osten hin kreuzen, bis man vor dem schroff in's Meer abstürzenden Entendorn anlangte, wo der Nebel sich schon so weit gesenkt hatte, daß man deutlich die gewaltigen Weißdornbüsche und die öden Schluchten und Wasserrisse des kahlen Bergrückens wahrnehmen konnte. Wild und abenteuerlich genug nahmen sich an diesem regnerischen Morgen die Ufer dieses Inselstrichs aus. Die von der Höhe herabgestürzten Steinhaufen, von denen die brandenden Wogen längst die leichteren Erdstoffe abgespült haben, traten in ihrer grauen Färbung grell aus dem dunkelgrünen Meere hervor und zogen sich in öder Einsamkeit, von Zeit zu Zeit einen größern Felsblock zeigend, an dem unnahbaren Ufer entlang.

Hier nahm Waldemar sein Fernrohr zur Hand und durchforschte genau die schroffen Bergabhänge, um nach dem Signal des Schiffers auszuschauen, das er mit Herzklopfen zu ersehnen begann. Plötzlich hörte der Regen auf, ein

kräftiger Windstoß faßte die schlaff hängenden Segel, und bald darauf, am letzten Abhang des Entendorns sah man zwei Männer stehen, die aus Leibeskräften mit Tüchern den glücklich Entronnenen das sehnlichst erwartete Zeichen gaben. Es war Herr von Bagewitz selber, den der abgesendete Schiffer zufällig getroffen und der, als er von den anlangenden Flüchtlingen gehört hatte, sogleich mit nach der Höhe geeilt war, um dem Sohn seines Freundes, des Grafen Brahe, den ersten Bewillkommungsgruß entgegenzurufen.

Waldemar erwiderte den freundlichen Gruß mit lebhaftem Tuchwinken und, froh, einem sicheren Hafen entgegenzusteuern, wandte er das Boot nach Süden und fuhr nun, in lavirendem Zickzack bis zum »langen Ort« hinab, wo man endlich wieder mit günstigem Winde nach Norden wenden und dem stillen Dorfe Kloster zusteuern konnte, das neben dem gastlichen Hofe gleiches Namens lag, der nun eine Zeit lang, wie er hoffte, sein Aufenthalt werden sollte.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, als man landete, und das erste war, den Kranken in ein abgelegenes, stilles Zimmer zu bringen, seine Wunde frisch zu verbinden und dann zu Bett zu legen, da ein starkes Wundfieber ausgebrochen war. Herzlich von allen Bewohnern bewillkommnet, auf jede Weise behaglich gebettet, fanden die Flüchtlinge Alles vor, was sie erwartet hatten, und so war ihr Geschick unter den obwaltenden Umständen noch ein günstiges zu nennen, was Waldemar vor Allen einsah und den gütigen Bewohnern Klosters auf jede Weise dankbar zu erkennen gab.

Das Boot des Pächters der Alten-Fähre war mit dem versprochenen Torf, den der gastfreie Besitzer der Insel sogleich zur Verfügung seiner Freunde gestellt, schon längst wieder abgesegelt, der Kranke befand sich in vortrefflichster Pflege, obwohl noch weit von seiner Genesung entfernt, und allmählig trat in den Gemüthern der so glücklich Geborgenen die stille Ruhe und Zufriedenheit wieder ein, welche Ereignisse, wie die zuletzt mitgetheilten, so tief und andauernd zu erschüttern vermögen. Waldemar namentlich fühlte sich durch die Stille, die auf dem abgelegenen Gute herrschte, außerordentlich wohlthätig berührt, und als er sah, wie man sich allgemein bemühte, seinen Freund zu erheitern, ihn selbst aber auf jede mögliche Weise zu zerstreuen, um ihn vor der demüthigenden Langweiligkeit zu bewahren, welche der ungewohnte Aufenthalt an einem so einsamen Orte im Gefolge zu haben pflegt, da faßte er schnell Neigung zu den so vortrefflichen Leuten und fing an, mit großem Eifer die Eigenthümlichkeiten ihres Landes zu studiren, wodurch er bald Geschmack an der Oede und Einfachheit der Natur gewann, die ihn umgab, und es sehr natürlich fand, wenn die Bewohner derselben mit ihr in vollkommener Uebereinstimmung lebten.

Da das trübe Wetter schon am nächsten Tage nach ihrer Ankunft einem heiteren Sonnenschein, einem klaren Himmel und einer süßwarmen Luft Platz gemacht hatte, so fand Waldemar ein besonderes Vergnügen daran, nach den Stunden, die der Familie des Hausherrn gewidmet waren, mit Letzterem selbst zu verkehren und in seiner belehrenden und aufheiternden Gesellschaft die kleine Insel zu durchstreifen, deren Herr und Gebieter er war. Am liebsten aber wanderte er allein auf dem schmalen Eilande herum, schoß

mit der Vogelflinke Raubvögel, Möven, wilde Enten und Gänse und kehrte dann jedesmal befriedigt nach Kloster zurück, um schließlich die Abendstunden im Kreise der gutherrlichen Familie und in Gesellschaft seines still ruhenden und schweigend ihnen zuhörenden Freundes zuzubringen.

Begleiten wir ihn nach zwei Richtungen auf diesen Ausflügen, und machen wir uns dadurch mit der Eigenthümlichkeit der Insel Hiddens-öe bekannt. Den ersten Ausflug unternahm er am Morgen, nach seiner Ankunft auf Kloster, um nach etwaigen Schiffen oder Booten zu schauen, die von Stralsund aus möglicherweise die Flüchtlinge verfolgen konnten. Vom Strande aus führte der Weg durch wellenförmig ansteigende Hügelketten nach den steil abstürzenden Strandhöhen, die wir schon als Dornbusch und Entendorn bezeichnet haben und deren höchster Punkt, etwa 250 Fuß über dem Meere erhaben, der Bakenberg ist. Unterwegs trifft man Getreidefelder und einzelne Baumgruppen, die von der gewaltigen Waldung noch übrig sind, die in früherer Zeit diesen abgelegenen Erdwinkel schmückte. Wunderbar schön und mannigfach aber ist die Aussicht von der Höhe des Bakenberges. Ernst, fast erhaben in seiner Eintönigkeit, stimmt uns der Blick nach Nordwesten hin, wo wir das steile, zerrissene und zerklüftete, mit Felsblöcken und kleineren Geröllsteinen bedeckte Ufer überschauen und dem Meeresspiegel gegenüberstehen, der zwischen Deutschland und den dänischen Inseln still und feierlich fluthet, wenn er in seiner Rühe, gleichsam schlafend, unserm Auge begegnet. Kein menschlicher oder thierischer Laut unterbricht hier die ergreifende Stille, nur bisweilen hört man das grelle Gekrächz eines Seeraben oder einer Möve, die über den Strand flattert und ihre Jungen im Fluge übt. Majestatisch rollt das

blaue Meer seine langen Wogen dahin; noch größer und erhabener wölbt sich darüber der unermeßliche Himmel, und da, wo beide sich in weiter Ferne berühren, taucht ein weiß glänzender Punkt aus der See, den ein kundiges Auge so gleich für die dänische Insel Möen erkennt, die ihre starren Kreidefelsen stolz der ganzen Umgegend zeigt.

Wendet man sich dagegen nach Süden, so überschaut man mit einem Blick das seltsam gestaltete Eiland, auf dessen hartem Felsenkopfe man Fuß gefaßt hat, und wundert sich, wie ein langgestreckter schmaler Sandstreifen so lange den Sturmewogen der wüthenden See Widerstand leisten kann, die bei tobendem Unwetter brüllend und ganze Felder von Sand mit sich reißend darüber fortrollt.

Nach Nordosten, Osten und Südosten aber tritt uns ganz Rügen wie ein reizender Garten entgegen, seine Ebenen und Hügel tauchen alle einzeln vor uns auf und entschleiern ihren Reichthum an Dörfern und Flecken, an Kirchthürmen und Schlössern, an dunklen Wäldern und grünen Saatfluren, so daß wir bewundernd nach allen Seiten schauen und selten auf einmal unser Auge zu sättigen vermögen, das immer wieder von Neuem nach diesen Schätzen des Meeres verlangt.

Auch Waldemar riß sich nur mit Mühe von dieser meerumgürteten Anhöhe los und mit einem Widerstreben schritt er dem Süden der etwa zwei Meilen langen Insel zu.

Kahl und öde liegt dieser schmale Erdstreifen da, größtentheils aus Flugsand bestehend, in dem sich das überall zufriedene Haidekraut mitdürren Moosen und Gräsern angesiedelt hat; auf dem breitesten Theile der Insel aber, zwischen den Dörfern Vitte und Neuendorf hat sich ein ansehnliches Torflager gebildet, das den armen und genügsamen

Bewohnern der Insel so wichtig und nebst einem dürftigen Fischfange die einzige Hülfsquelle ist, aus der sie ihr Leben fristen. Denn sie bauen sogar aus diesem Torfe ihre Hütten, in denen sie glücklich und zufrieden leben, und nur selten nimmt man daran einen Theil von Holzwerk wahr. Die Fenster bestehen oft aus Ueberbleibseln von Schiffsfenstern, die an den Strand geworfen, und die Thüren sind aus rohen Brettern gezimmert, die sie einem ähnlichen glücklichen Zufalle verdanken. In diesen Hütten, so niedrig, daß sie ein hochgewachsener Mensch nur gebückt betreten kann, werden sie geboren und sterben sie, hier werden sie groß und stark, hier kochen und dörren sie ihre Fische und häkeln ihre Netze, und trotz des eklen Geruchs und des endlosen Rauches, der die ärmlichen Wohnungen erfüllt, sehnen sie sich dahin zurück, wenn sie ferne Meere beschiffen, und preisen sich glücklich, wenn es ihnen vom Schicksal vergönnt ist, »dat söte Lenneken«, wie sie es nennen, wiederzusehen und darin ihr ganzes fernereres Leben zu verbringen. Sehnsucht nach anderen Ländern, nicht einmal nach dem nahen Rügen, kennen diese genügsamen Leute nicht, und es giebt noch heutigen Tages Menschen unter ihnen, die nie ein anderes Land als das ihre gesehen haben und nach keinem anderen Verlangen tragen.

Waldemar ward von der Einfachheit, der Verlassenheit und der stillen Harmlosigkeit dieser Menschen, als er sie besuchte, tief im Innersten berührt: wunderbar bewegt schritt er gegen Abend, als die Sonne sank, dem nördlichen Theile der Insel zu und pries sich glücklich, nicht verurtheilt zu sein, die Genüsse dieses »süßen Ländchens« zu theilen, vielmehr unter Menschen leben zu dürfen, die, mit Geist und Gemüth begabt, im größeren Verkehr der Welt nicht ihre

Wonne – wohl aber die Lösung ihrer irdischen Aufgabe finden.

Als er am Abend dieses Tages mit Magnus allein war, an dessen Bett saß und ihm seine Erlebnisse erzählte, schauderte dieser unwillkürlich zusammen. »Ich weiß es, was Du mir da sagst,« erwiderte er, »denn ich habe schon oft davon sprechen gehört, obwohl ich noch nie selbst diese Insel betreten habe. Ich muß Dir dabei gestehen, daß mich bis in dieses gemächliche Zimmer herein die trostlose Einsamkeit verfolgt und erfaßt, die auf diesem ganzen Landstriche ruht, und ich fühle das Bedürfniß, es zu verlassen, sobald sich dazu Gelegenheit bietet.«

»Wie?« rief Waldemar erstaunt, »Du bist hier so sicher geborgen und willst Dich ohne Noth wo anders wieder in Gefahr bringen?«

»In Gefahr? Wer sagt das! Aber ich kann hier nicht lange bleiben, mich erdrückt die niedrige Decke des Zimmers, die Luft ist schwer, die ich athme, und die Sonne selbst, wenn sie hoch am Himmel steht, scheint mir traurig auf mein weiches Lager herabzublicken.«

»Aber wohin willst Du und wo denkst Du ein besseres Unterkommen zu finden?«

»Höre mich an, Waldemar, und zürne mir nicht. Mich zieht eine unaussprechliche Sehnsucht nach meiner Heimat, nach Spyker hin; und die einzige Hoffnung, die mich hier ausdauern läßt, ist die, daß ich sie bald betreten werde, denn nur dort allein kann ich gesunden.«

»Aber hast Du dabei auch an die Feinde gedacht, die das Schloß Deines Vaters besetzt halten?«

»O, oft genug! Aber es muß Mittel geben, insgeheim da-selbst zu leben, und ich bin gewiß, daß der alte Diener mei-nes Hauses, der Kastellan Ahlström, im Stande sein wird, mich vor den Augen der Fremden zu verbergen.«

Waldemar senkte schweigend sein Gesicht zu Boden und dachte mit innerem Schauder daran, was ihm Hille von Spy-ker und dem dortigen Treiben erzählt hatte, wobei ihm der Gedanke aufstieg, daß Magnus' Sehnsucht nach seiner Hei-mat wohl in der Erinnerung an Gylfe Torstenson wurzeln könne.

»So,« sagte er langsam, »das ist freilich möglich, ich weiß es nicht. Aber Du hast sonst in der Regel ein Vorgefühl ge-habt, was Dich zu irgend einem Entschlusse getrieben oder davon zurückgehalten hat – wie steht es diesmal damit – treibt es Dich wirklich nach Spyker?«

»Wirklich und unaufhaltsam, mein Freund, und wenn ich so weit hergestellt bin, daß ich mich ohne fremde Hülfe be-wegen kann, so hält mich keine Gewalt mehr an diesem un-heimlichen Orte zurück. – Waldemar, willst Du mir einen Gefallen thun?«

»Gern, mein Freund. Was *kann* ich für Dich thun?«

»Viel! Viel mehr, als Du bis jetzt an mir und für mich gethan. Reise morgen oder übermorgen nach Spyker, es ist ja nicht weit von hier, und sieh zu, wie es daselbst steht. Sprich mit Ahlström und theile ihm meinen Wunsch mit, bei ihm zu sein und mich von seiner alten Heylike und seinen Töchtern pflegen zu lassen. Er wird einen Ort im Schlosse wissen, wo ich insgeheim eine Weile bleiben und gesunden kann. Bin ich auch auf mein Zimmer gebannt, so lebe ich doch in *meinem* Hause, und Alles, was ich um mich sehe, die Bäume, die Blumen, der Rasen, es wird mein Eigen sein,

und dies Bewußtsein zu hegen, ist für mich ein Genuss, der alle übrigen Entbehrungen aufwiegt.«

»Du hast da einen tollkühnen Entschluß gefaßt,« entgegnete Waldemar ernst, »verhehle Dir das gar nicht. Eben bist Du den Verfolgern, den Feinden, die Deinen Namen kennen und Dich aufsuchen, um Dich in's Gefängniß zu werfen, glücklich entronnen und nun willst Du Dich schon wieder unter sie begeben, ohne daß Du es nöthig hast?«

»Ah!« rief Magnus plötzlich und bediente sich hier eines Kunstgriffs, der ihm bei dem furchtlosen Waldemar schon oft geglückt war. »Fürchtest Du Dich? Ja, dann bleib hier und erfülle mir meine Bitte nicht.«

Waldemar erhob sich vom Stuhle und reckte seinen kräftigen Körper straff in die Höhe. »Furcht?« rief er mit einer energischen, durch das ganze Zimmer schallenden Stimme. »Ich? Vor den Franzosen? Das will ich Dir beweisen. Ich werde gehen und auch diesen Auftrag erfüllen, wie ich Dir schon so manchen anderen erfüllt habe. Wann soll ich aufbrechen?«

Magnus brachte sich mit Hülfe seines gesunden Armes in eine sitzende Lage und streckte ihn dann gegen den wackeren Sohn des Strandvogts aus. »Gieb mir die Hand, Waldemar,« sagte er, »Du bist noch der Alte. Ich danke Dir im Voraus. Morgen aber, wenn ich geschlafen habe, laß uns das Nähere besprechen, und wenn Du dann ohne Furcht bist, säume nicht, zu thun, was ich Dir sagen werde. Es ist mein Schicksal, was mich nach dem Hause meiner Väter fordert – und ihm muß ich gehorchen.«

Waldemar seufzte still, als er dies hörte. »Einmal,« sagte er zu sich, »wird sich in der That dieses Schicksal erfüllen. Gebe Gott, daß ich dann meine Hand nicht dazu geboten

habe, wie ich sie diesmal zu leihen schon wieder durch mein voreiliges Versprechen gezwungen bin.«

Am nächsten Morgen, nach dem ersten Frühstück schon, ließ Magnus Waldemar zu sich rufen. Er hatte gut geschlafen, und nach diesem Schlafe stand sein Entschluß fester denn je. Er theilte also dem Freunde alle seine Wünsche, seine Rathschläge mit, und dieser versprach mit genauerster Pünktlichkeit danach zu handeln und seinerseits Alles zu versuchen, um die Pläne Magnus' ungeschmälert in's Werk zu setzen.

Als sie mit diesem Gespräche zu Ende gekommen waren und Waldemar sich eben vom Stuhle erheben wollte, auf dem er vor dem Bett des Kranken saß, faßte dieser seine Hand noch einmal, drückte sie fest und sah ihn dabei mit seinem schwimmenden Auge auf eine eigenthümliche Weise an. »Waldemar,« sagte er mit bittendem Tone, »ich habe Dir noch etwas zu sagen.«

»Ich höre, Magnus, sprich.«

»Erkundige Dich auch nach Gylfe – genau, bis in's Kleinste, und dann unterrichte mich bei Deiner Rückkehr von allem, was sie betrifft. Ihr Schicksal beunruhigt mich am meisten.«

Waldemar seufzte, und wohl etwas lauter, als er selber wußte, da ihm Hille's Mittheilung in Betreff der erwähnten Dame von Neuem einfiel.

Magnus, immer in Sorge, immer in schlimmer Erwartung schwebend, wenn er von den Verhältnissen eines entfernten, theuren Wesens sprach, sah Waldemar bei diesem Seufzer

unruhig an und schöpfte augenblicklich irgend einen Verdacht. »Wie,« sagte er mit beklommenem Athem, »wüßtest Du etwa etwas von ihr, was Du mir bisher verborgen hast?«

»Ich weiß nichts,« erwiderte Waldemar dreist, um ihn in seinem jetzigen Zustande nicht noch mehr aufzuregen, »wie sollte ich Alles wissen, was einzelne Personen anbetrifft?«

»Gut, ah, ich dachte schon, Du verhehltest mir ein neues Unglück. Also geh und erkundige Dich nach ihr, und wäre sie in Spyker, was leicht möglich ist, da mir mein Vater schrieb, sie hätte ihm nicht nach Stockholm folgen wollen, um nicht die Stätten ihrer glücklichsten Kindheit zu verlassen, zu denen sie, wie mich, eine namenlose Neigung zieht, so grüße sie von mir und vertraue ihr an, daß ich kommen werde, bald, so bald wie möglich, um zu handeln, wie es dem Erben der Brahe's geziemt – hörst Du?«

»Ich höre.«

Magnus sah die betrübte Miene Waldemar's nicht, denn dieser hatte sich erhoben und zum Fenster gewandt, vor dem eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit einen unerwarteten Vorfall vermuthen ließ. Der Kranke fühlte sich daher durch Waldemar's Versprechen und die durch seine Vermittlung eröffnete frohe Aussicht bedeutend erleichtert, und eine freudige Röthe färbte seine blassen Wangen. Schon der Gedanke der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches hatte eine günstige Wirkung auf sein leicht erregbares Gemüth hervorgebracht. –

Während aber die beiden jungen Männer so vertraulich mit einander redeten und dabei die kriegerischen Verhältnisse, in denen sie lebten, vergessen zu haben schienen, trug sich in ihrer unmittelbaren Nähe auf dem Gehöft ein

Ereigniß zu, was sie und alle Bewohner derselben ernstlich daran erinnern sollte.

Herr von Bagewitz, der seinen Pflichten als Landmann eifrig nachzukommen pflegte, hatte am frühen Morgen dieses Tages einige Geschäfte in der Nähe des Strandes zu verrichten gehabt. Von der überaus heißen und schwülen Luft, die an diesem Morgen von Süden wehte und ein Gewitter im Laufe des Tages besorgen ließ, ermattet, hatte er ein Seebad genommen, wozu am Strande eine Vorrichtung getroffen war, die auf einem der schönsten Punkte seines Besitzthums lag. Er hatte soeben das Wasser verlassen und stand im Begriff, sich anzukleiden, als er jenes seltsame Brausen in der Ferne vernahm, von dem wir schon einmal gesprochen haben und welches eine Veränderung des Wetters, namentlich aber einen herannahenden Sturm verkündet. Als er dabei auf die See hinausblickte, sah er von Seehof her ein Boot auf seinen Strand zusteuern, und nachdem es näher gekommen war, unterschied er darin einige uniformirte Gestalten, deren blanke Waffen hell in dem jungen Morgenstrahle blitzten.

Sogleich stieg die unklare Vermuthung in ihm auf, daß dieser unerwartete Besuch mit dem Schicksale seiner Gäste zusammenhängen könnte, und er rief einen Jungen herbei, der Kühe auf die Weide treiben wollte, und befahl ihm, ruhig nach dem Hofe zu gehen und seiner Familie von der Ankunft der fremden Herren Anzeige zu machen, in der zuversichtlichen Erwartung, man werde sich der Sicherheitsmaaßregeln erinnern, die man in Voraussicht eines solchen Besuches schon am ersten Tage verabredet hatte.

Während der Junge langsam, wie ihm befohlen, nach dem Hofe ging, um bei den im Boote Sitzenden nicht irgend einen Verdacht zu erregen, erwartete der Gutsherr mit männlicher Fassung die Landung desselben, und in der That, er hatte sich nicht geirrt, er sah einen französischen Officier der Kriegs-Polizei vor sich, der von einem dänischen und einem holländischen Gendarmerie-Brigadier begleitet war, um von Stralsund aus die Kunde des Entweichens und den Befehl der Ergreifung der beiden Flüchtlinge auf der Insel umherzutragen.

Als die drei Herren, die von zwei Stralsundischen Schiffen gefahren wurden, an's Land gestiegen waren und in Herrn von Bagewitz den Besitzer von Hiddens-öe kennen gelernt hatten, begannen sie sogleich sich ihrer Aufträge zu entledigen und zeigten ein gedrucktes Papier vor, worauf in französischer, deutscher und dänischer Sprache folgende Worte standen:

Unterzeichnetes Commando macht hierdurch bekannt, daß Graf Magnus Brahe, ein Spießgesell des preußischen Majors Schill, nachdem er in Stralsund am 31. Mai im Kampf gegen die legale Gewalt verwundet ward, sich durch die Flucht den Händen des Kaisers und seiner gerechten Bestrafung entzogen hat. Unterstützt war er zweifelsohne von einem gewissen Waldemar Granzow, aus Sassenitz von Rügen gebürtig, den bereits seit zwei Tagen die Königliche dänische Corvette Skold, als verdächtigen Flüchtling verfolgt

und nach seiner Landung auf Rügen dem hiesigen Commando signalisirt hat.

Der p. Granzow, der ein kühner, kräftiger und gewandter Bursch zu sein scheint, war als Müller oder Bäcker verkleidet nach Stralsund gekommen und hat als solcher die Flucht des verwundeten Grafen Brahe zu leiten gewußt. Näheres kann über die Persönlichkeit der Genannten nicht angegeben werden. Da sie aber Beide, als auf Rügen gebürtig, auf der Insel vielen Bewohnern bekannt sein werden und sich wahrscheinlich, behufs einer ferneren Flucht, in irgend einen Versteck zurückgezogen haben, so wird hierdurch Jedermann gewarnt, sie in Schutz zu nehmen oder ihrer heimlichen Entweichung von der Insel förderlich zu sein. Diesem Befehle Zu widerhandelnde werden zur Rechenschaft gezogen und den Kaiserlichen Kriegsgesetzen gemäß bestraft werden; demjenigen aber, der ihren Aufenthalt den Gerichten nachweist, so daß sie ergriffen werden können, wird eine öffentliche Belobigung und eine Summe von 300 Reichsthalern zu Theil werden, welche auf den Gütern des Grafen Brahe und von dem Dorfe Sassenitz in Jasmund aufzubringen ist.

Ausgefertigt zu Stralsund, den 3. Juni 1809.

Kaiserliches General-Commando.

Gez. Gratien.

Der Besitzer der Insel las ruhig und langsam diesen Befehl und sah dann unbefangen dem Polizei-Officier in's Gesicht, der sich bereits als Monsieur Dübois vorgestellt hatte. »Sehr wohl, mein Herr,« sagte er, sich höflich verbeugend, »ich werde diesen Befehl unverzüglich bekannt machen lassen, damit man sich danach richte. Ich glaube aber nicht, daß die Flüchtlinge, wenn sie überhaupt noch auf Rügen sind, sich auf diese offene kleine Insel wagen werden, die ihnen weder einen Versteck, noch sonst irgend einen Beistand gewähren kann.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, mein Herr,« erwiderte der Polizei-Officier, der ein sehr gutmüthiger und mit keiner scharfen Spürnase begabter Mann zu sein schien, was Herr von Bagewitz augenblicklich durchschaute. »Ich glaube es selbst nicht,« fuhr er fort, »daß sie hierhergegangen sind; die Route aber, die wir nehmen sollen, ist mir vorgezeichnet, und ich muß danach handeln.«

»Sehr wohl, das begreife ich, und wohin werden Sie sich von hier aus wenden?«

»Von hier aus gehen wir nach Wittow, und zwar über die Wittower Fähre, von da nach Jasmund, wo wir zuerst in Spyker Nachschau halten werden.«

Herr von Bagewitz lächelte heimlich. Die dummehrliche Mittheilung dieses Mr. Dübois, der erst seit kurzer Zeit seinen Posten bekleidete und noch nicht durch die Schule der Erfahrung der sonst durch Schlauheit so berühmten französischen Polizei gegangen war, gab ihm einen verständlichen Wink, aus dem er Vortheil zu ziehen beschloß. Er lud daher die Herren, wenn ihr wichtiges Geschäft so viel Aufschub dulde, ein, ihn nach dem Gutshofe zu begleiten und dort

ein Frühstück einzunehmen, was der Polizeibeamte unter Zustimmung seiner Begleiter sofort annahm.

Einige Unruhe, die sich in Folge der Meldung des Kuhjungen über die Ankunft der ungebetenen Gäste unter den Dienstleuten im Hofe bemerklich machte, verrieth dem aufmerksamen Waldemar, daß etwas Besonderes vorgehe, und gleich darauf trat die Dame des Hauses ein und überbrachte die neue Kunde. Bevor man jedoch irgend einen Entschluß faßte, wollte man erst die Rückkehr des Hausherrn abwarten und von ihm zugleich die Aufklärung des Vorfalls und seinen etwaigen Rath vernehmen, zumal man noch nicht wußte, ob der Besuch der angekündigten Soldaten den Flüchtlingen gelte. So begnügte man sich denn vor der Hand, die Thür des Zimmer verschlossen zu halten und aufmerksam den kommenden Dingen entgegenzusehen.

Herr von Bagewitz ließ auch nicht lange auf sich warten. Da es ihm daran lag, die drei fremden Männer stets auf einem Punkt vereinigt zu haben, so führte er sie sämmtlich in das Zimmer seiner Frau, welches von dem der Flüchtlinge am weitesten entfernt lag, und als sie sich hier an einem schnell aufgetragenen Frühstück gütlich thaten, bat er seine Frau, den Herren so lange Gesellschaft zu leisten, bis er ein nothwendiges wirthschaftliches Geschäft zu Stande gebracht habe.

Dies wirthschaftliche Geschäft nun bestand in nichts Anderem, als in einer schnellen und heimlichen Besprechung mit Magnus und Waldemar. Er begab sich daher zu ihnen und theilte ihnen den Vorfall und die Schilderung der drei Sendboten mit, worauf er mit Letzterem eine Berathung abhielt, deren Folgen wir sogleich näher zu berichten haben werden. Daß das Resultat derselben ein günstiges war, ergab

sich aus dem aufgeheiterten Gesicht, mit dem er in's Zimmer zu seinen Gästen zurückkehrte, denn vor allen Dingen war es ihm, dem selbst so muthigen Manne, ein wohlthätiges und beruhigendes Gefühl, in Waldemar Granzow einen ebenso rasch entschlossenen wie kühnen Mann erkannt zu haben, der im Augenblick einer drohenden Gefahr sein ganzes geistiges Urtheilsvermögen behielt und damit eine Behendigkeit in der Ausführung schnell gefaßter Pläne verband, wie man sie nur selten bei so jungen Leuten finden mag.

So dürfen wir nicht erstaunen, daß Waldemar nach Verlauf einer Viertelstunde plötzlich in das Zimmer der Frau vom Hause trat, wo die Vertreter der drei fremden Nationen noch in heiterster Laune bei der Flasche saßen, und von Herrn von Bagewitz freudig begrüßt und als sein Neffe Georg Forst vorgestellt wurde, der seit einigen Monaten aus Greifswald bei ihm zum Besuch sei und nur auf den Frieden warte, um in irgend eine Marine zu treten, höchstwahrscheinlich in die dänische, da er aus Familienrücksichten am jetzigen Krieg keinen Antheil nehmen wolle. Außerdem aber beabsichtigte Herr Forst, in diesen Tagen nach Sagard zu reisen, wo er Verwandte habe, und dabei einen Abstecher nach Spyker zu machen, wohin ihn vertrauliche Familienangelegenheiten riefen.

Mr. Dübois freute sich sehr, die Bekanntschaft eines so liebenswürdigen jungen Mannes zu machen, und die beiden Brigadiers fühlten sich sehr befriedigt, daß Herr Forst nicht gegen ihre Landsleute kämpfen wolle, vorzüglich aber war der Däne geschmeichelt, daß seine vaterländische Marine von einem Deutschen bevorzugt wurde. Georg Forst nahm darauf ohne allen Zwang am Frühstück Theil, ließ sich den

Wein gut schmecken und beantwortete mit möglichster Genauigkeit die Fragen des neugierigen Polizeimannes, die dieser haufenweise über ihn ausschüttete. Als Mr. Dübois aber aus diesen Antworten erfahren, daß Herr Forst ein in allen Eigenthümlichkeiten der Insel Rügen sehr bewanderter und der Richtung aller Wege kundiger Mann, schließlich aber mit dem Seewesen überaus vertraut sei, kannte seine Bewunderung keine Gränzen und er bedauerte nur, daß es ihm nicht vergönnt wäre, in seiner Gesellschaft die Reise fortzusetzen, da er ihm alsdann in der Erreichung seines Zwecks von großem Nutzen sein könnte.

Herr von Bagewitz that, als ob er einen wichtigen Punkt in ernste Erwägung zöge und sagte dann, zu Waldemar sich wendend: »Wenn ich es recht bedenke, thätest Du wohl daran, die Gesellschaft dieser Herren zu benutzen, um unangefochten zu Deinem Ziele zu gelangen.«

»Allerdings,« erwiderte Waldemar, »aber die Herren haben Eile, und ich werde vor einer Stunde nicht reisefertig sein.«

»*Monsieur*,« sagte der Polizeibeamte, »Sie machen mich glücklich, wenn Sie sich entschließen, mein Reisegesellschafter zu werden, und Sie müssen nicht denken, daß der Dienst uns so tyrannisirt, daß wir vergessen sollten, was wir uns selbst und unsren Nächsten schuldig sind. Warten wir also diese Stunde und meinetwegen noch eine zweite, es läßt sich auf diesem abgelegenen Gute sehr angenehm leben, was ich mir nicht im Geringsten habe träumen lassen. Aber eine Bemerkung wollte ich mir noch erlauben – Sie sagen, Sie wollten einen Abstecher nach Spyker machen. Darf ich so frei sein, zu fragen, was Sie dahin führt, da auf dem Schlosse des Grafen, dessen Sohn wir verfolgen, eine an sich

schon hinreichend große Einquartierung liegt und ein Besuch daselbst zu jetziger Zeit weder für den Wirth noch den Gast mit Annehmlichkeit verbunden sein kann?«

»Mein Herr,« antwortete Waldemar etwas verschämt, »es ist eine Privatangelegenheit, ja, wenn Sie wollen, eine Herzensangelegenheit, die mich nach Spyker zieht.«

»Ah, ich verstehe. Hat Jemand dort vielleicht eine Tochter —?«

Waldemar lächelte in sich hinein, da ihm der Franzose, ohne es zu ahnen, so vortrefflich half. »Ja,« sagte er, »der Kastellan des alten Grafen hat sogar zwei Töchter —«

»Ach, mein Herr, Sie brauchen kein Wort mehr zu sagen. Ich bin Franzose und weiß das schöne Geschlecht und die Neigung ehrenwerther Männer dafür zu schätzen. Wohlan denn, trinken wir ein Glas auf das Wohl der Bewohner des alten Schlosses und dann beeilen Sie sich, mit Ihren Reisevorbereitungen zu Stande zu kommen.«

Mit ungeheuchelter Beistimmung ergriff Waldemar sein Glas und leerte es auf das Wohl der Bewohner von Spyker. Dann aber beurlaubte er sich, angeblich, um sich zur Reise zu rüsten, in Wahrheit aber, um Magnus die neue Wendung der Dinge mitzutheilen, der nach einigem Hin- und Herreden ebenfalls die Ansicht aussprach, daß Waldemar auf keine bessere Weise den Weg nach Spyker antreten und sein dortiges Geschäft ausführen könne.

Allein bei näherer Erörterung fanden beide, daß das neue seltsame Bündniß, welches Waldemar mit den Feinden seines Vaterlandes geschlossen, auch nicht ohne jede Gefahr sei, denn wenn irgend wer ihm auf dem Wege begegnete und ihn bei seinem Namen anredete, so konnte sein Incognito leicht verrathen und er dem Zorne der Betrogenen

preisgegeben werden. Ueber diesen Punkt aber irgend eine Besorgniß zu hegen, lag durchaus nicht in dem kühnen Charakter des jungen Seemanns. Ueberhaupt war für ihn keine Gefahr, was ein Anderer so nannte, im Gegentheil, er hielt das heutige Begegniß für einen Scherz, den sein gutes Glück ihm zur Unterhaltung in den Weg zu werfen beliebte. Von Jugend auf an größere Gefahren und den Schrecken der Elemente in jeder Stunde kühn in's Auge zu sehen gewöhnt, in späteren Jahren sogar durch den Schlachtendonner gehärtet und jedem Ungemach zu trotzen befähigt, war ihm ein Spiel, was Andren ein drohender Ernst erschien, und so ging er mit einer gewissen Befriedigung und Sorglosigkeit an ein Unternehmen, das man vor wenigen Stunden noch als ein tollkühnes Wagniß betrachtet haben würde.

So nahm er denn von Magnus den zärtlichsten Abschied, versprach alle seine Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen und verließ, in wenigen Tagen wieder zurück zu sein, um ihm mitzutheilen, ob er des Freundes Uebersiedelung in sein väterliches Haus unter den obwaltenden Verhältnissen für rathsam und ausführbar gefunden habe.

ELFTES KAPITEL. DIE WANDERUNG NACH SPYKER.

Der einen Stunde, die sie sich aufzuhalten zugesagt, fügten die drei ausländischen Krieger aus freien Stücken noch eine zweite hinzu, und es ging bereits gegen Mittag, als endlich der Augenblick des Aufbruchs gekommen war. Die ganze Familie des Herrn von Bagewitz geleitete sie an den Strand, und die Fremden gestanden offen ein, daß sie selten eine so liebenswürdige Hausgenossenschaft kennen gelernt und niemals so viel Gefälligkeit und Herzlichkeit in Feindes Land vermutet hätten. Am Strande endlich, wo das Boot

segelfertig lag, nahm man Abschied; die Gutsherrschaft zog sich, nachdem sie allen eine glückliche Reise gewünscht, zurück und Waldemar betrat mit seinen neuen Gefährten das Boot, das ihn sehr unerwarteter Weise wieder seiner Heimat zuführen sollte.

Erst jetzt hatte er Muße, die beiden Begleiter des beweglichen, leichtblütigen und auf dem Wasser etwas ängstlichen Mr. Dübois zu mustern. Der holländische Brigadier war ein Mann von ungeschlachtem Körperbau und höchst phlegmatischem Temperament, der wenigstens schon ein Dutzend Dienstjahre auf dem Rücken haben mochte. Seine größte Sorgfalt verwendete er auf ein hölzernes, eine Elle langes und zierlich mit Perlmutter ausgelegtes Besteck, in dem er, wie sich bald ergab, eine echte holländische Pfeife aufbewahrte, die er aus einem wohlgefüllten gestickten Tabaksbeutel stopfte. Viel zu sprechen lag nicht in seiner Gewohnheit. Wenn er eine Antwort zu geben hatte, die namentlich der redselige Franzose sehr oft verlangte, begnügte er sich einfach wie eine Pagode mit dem Kopfe zu nicken, und ein gewisses Wohlbehagen an seiner augenblicklichen Lage ließ er nur dann erkennen, wenn er im Stande war, ein wahres Wolkenchaos wohlriechenden Dampfes aus seiner brennenden Pfeife zu blasen.

Ebenso war der Däne ein schweigsamer Mann, aber nicht aus Phlegma, sondern weil ihm die Sprache des Franzosen, wie des Holländers, ein ziemlich unbekanntes Idiom war, dem ein vollblütiger Däne nur wenig Achtung zu schenken habe. Auch er war ein gedienter Mann und nahm sich in seinem ziegelrothen Rocke, den hellblauen Pantalons und dem steifen Tschako soldatenmäßig genug aus, zumal wenn er, was er sehr oft that, seinen rothen Schnurrbart drehte und

nach dem Griffen seines Sarraß fühlte, der ihm handgerecht an dem schneeweissen Bandelier hing, welches er kreuzweise über Brust und Schultern trug.

Als die drei Männer, eng beieinander sitzend, das gastliche Land des Herrn von Bagewitz allmählig verschwinden sahen, während die beiden Schiffer vollauf mit dem Steuern des Bootes und der Segelstellung zu thun hatten, richteten sie ihre Blicke unwillkürliche nach dem Himmel, der sich unterdeß stark mit Wolken bezogen, wie man schon am Morgen dieses Tages hatte voraussehen können. Etwa eine Viertelmeile fuhr man indeß bei ziemlich mäßigem Winde ohne Besorgniß südwärts, als man aber den Werder Neu-Bassin, ein kahles, flaches, unbewohntes, am Buger Ort liegendes Eiland erreicht hatte, auf dessen dürftigem Wiesengrunde einige magere Kühe des Besitzers des Buger Posthauses weideten, erhob sich plötzlich ein starker Wind aus Südosten her und der ganze Horizont nahm ein so finstres Aussehen an, daß selbst der Unkundigste unter ihnen das lange drohende Gewitter in vollem Anzuge erkennen mußte.

»*Monsieur*,« sagte der kleine Franzose und rückte dem kräftigen Waldemar, als wolle er Schutz bei ihm suchen, dicht auf den Leib, »was meinen Sie? Wird das Gewitter heraufkommen und werden wir davon zu leiden haben?«

»Ohne Zweifel, mein Herr. Es wird sogleich eine hübsche Böe ausbrechen und wir werden wacker dagegen kämpfen müssen.«

»*Mon dieu!* Ich bitte Sie! Dann lassen Sie uns rasch zu Lande fahren – da liegt es ja vor uns – ich bin etwas ängstlich auf dem verteufelten Wasser und leide sehr leicht an der Seekrankheit.«

Bei diesen Worten blies der Holländer seinen letzten Dampf aus der Pfeife und steckte sie dann vorsichtig in ihr Futteral; der Däne aber schnallte seinen Säbel ab, als wollte er sich auf eine möglicherweise nothwendig werdende Schwimmübung vorbereiten.

»Das ist leichter gesagt als gethan,« erwiderte Waldemar und warf den beiden Schiffern einen Blick zu, die schweigend und das Wetter beobachtend ihren Dienst verrichteten. »Dort drüben können wir nicht landen und ich denke, wir werden bis zur Wittower Fähre geduldig ausharren müssen.«

»Geduldig? Ausharren? Glauben Sie das? *O mon dieu!* Was ist das für ein Land!«

»Wir sind auf dem Wasser, Herr, und die Franzosen rechnen sich ja zu den kühnsten Seefahrern.«

»Jawohl, jawohl, ich aber gehöre zur Landarmee und habe nicht gern mit der Marine etwas zu thun. Da – da kommt es!«

Und in der That, es kam, nämlich das Unwetter. Der Wind pfiff gellend über das Land von Südosten her, die Wellen bäumten wild dagegen auf und die Schiffer sahen sich genötigt, die Segel zu kürzen, wobei sie nicht verhindern konnten, daß das kleine Boot wie ein Trunkener sich geberdete und bald hoch auf den Wasserkämmen schwiebte, bald wieder, als wollte es den Grund der See aufsuchen, in die Tiefe sank.

Alle diese jähnen Bewegungen, denen die Insassen des Bootes hülflos ausgesetzt waren, wirkten je nach dem verschiedenen Charakter derselben verschieden auf sie. Der kleine Franzose, bis jetzt immer schwatzend, bald hoffend,

bald fürchtend, wurde still, wie wenn der Wind das Organ seiner Rede mit hinweggeweht hätte, aber sein Gesicht nahm eine beinah unheimlich blasse Farbe an und er drückte sich immer fester und vertraulicher an seinen kräftigen Nachbar. Der Holländer, einen verächtlichen Blick auf die Wasserwüste werfend, zeigte einen apathischen Ausdruck auf seinen marmorkalten Zügen. Der Däne, mehr für den Schutz seines Leibes bedacht, als um sein Leben besorgt, zog rasch seinen Friesmantel an, da es zugleich heftig zu regnen anfing. Waldemar, der nirgends eine wirkliche Gefahr sah und dergleichen Scenen unzählige Mal erlebt hatte, betrachtete mit kühnem Auge das aufgeregte Gewässer und gab sich ohne Sorgen den tanzenden Bewegungen des kleinen Schiffes hin, welches das naheliegende Land bald hoch bald niedrig erscheinen ließ, und in seinem ruhig pochenden Herzen stieg jene entzückende Freude auf, die nur der Seemann kennt, wenn er Wasser und Wind in ehrlichen Kampf gerathen sieht.

Aus dieser Freude riß ihn aber sehr bald das Angstgeflüster seines Nachbars, der sich krank werden fühlte und in seinen Armen Schutz und Trost suchte. So nahm er ihn denn fest an seiner Brust auf, hielt ihm den wirbelnden Kopf und sprach ihm Trost in seinen Leiden zu. Aber dies Leiden wollte kein Ende nehmen, im Gegentheil, es wuchs von Augenblick zu Augenblick, bis er endlich flehend das Auge zu Waldemar erhob und mit schluchzender Stimme bat, das Boot zu Lande zu führen, da er nahe daran sei, seinen Geist aufzugeben, worüber die beiden Schiffer sich kaum des Lachens erwehren konnten.

Waldemar fing an, mit den Qualen des Armen Mitleid zu hegen, und hielt es auf alle Fälle für gerathen, sich in ihm

einen Freund für künftige Zeiten zu erwerben. »Wißt Ihr eine Stelle,« sagte er zu den beiden Schiffern, »wo wir ungefährdet landen können?«

»Ja, Herr, da drüben am Dwarsdorfer Ufer können wir anlaufen, wenn Ihr eine Strecke durch das seichte Wasser schreiten wollt.«

»Vorwärts! Werft das Steuer herum – der Herr hier erträgt es nicht länger.«

Der Steuermann gehorchte dem Befehle, der mit der Stimme eines auf der See Commandirenden gesprochen wurde, und allmählig begann sich der Bug des Bootes nach dem Lande zu wenden, was allerdings, da der schwere Wind fast von vorne kam, langsam ging, aber ohne alle Gefahr geschah, da man so nicht mit Gewalt auf den Strand geworfen wurde. Als man endlich und mit einiger Mühe an die geeignete Stelle gekommen war, warf man einen Anker aus, das Boot stand und Waldemar, nachdem er den Boden untersucht und günstig befunden, sprang in's Wasser, worauf er den kleinen Franzosen ergriff, wie ein Kind aufhob und auf seinen starken Armen zu Lande trug.

Mit mürrischem Gesicht folgte zuerst der Däne, dann mit gleichgültigem der Holländer, sammt ihrem ganzen Gepäck, worauf die Schiffer den Anker hoben und nach erhaltener Erlaubniß wieder in See stachen, um ihrer Heimat zuzusegeln.

Als der Polizeibeamte festen Boden unter seinen Füßen fühlte, kam ihm das Leben und mit ihm zugleich die Sprache wieder. »Monsieur!« sagte er beinahe zärtlich, »Sie haben mir das Leben gerettet. Ich und mein Kaiser werden Ihnen dankbar sein. Sie haben eine Großthat verübt und verdienen das Kreuz der Ehrenlegion. Wenn ich eins zu verschenken

hätte, ich wollte es Ihnen im Angesicht dieses dräuenden Meeres überreichen, so aber kann ich Sie nur umarmen und Ihnen versichern, daß ich Ihre Handlungsweise zu schätzen weiß.«

»Lassen Sie es gut sein und folgen Sie mir nach dem kleinen Dorfe da, Baschwitz heißt es, dort werden wir die Fähre finden, um damit so schnell wie möglich nach Wittow zu gelangen, denn hier im nassen Sande dürften wir ein schlechtes Bivouak haben.«

»Was? Wieder über das Wasser?«

»Können Sie vielleicht fliegen?«

»Ich bin nicht so glücklich, aber ich werde mich hüten, in diesem Sturme noch einmal zu Schiffe zu gehen.«

»Das ist kein Sturm, das ist nur ein leichter Wind, und die Fähre ein größeres und sichereres Fahrzeug als jenes Boot da, dessen Segel Sie kaum noch sehen können.«

Waldemar schlug mit schnellem Schritte den Weg durch die Felder nach der bezeichneten Stelle ein, hinter ihm her wankte noch immer taumelnd der Franzose, dem sich die beiden andern mit stoischem Gleichmuth anschlossen.

Als sie die Landungsstätte der Fähre erreichten, war dieselbe eben im Begriff, abzustoßen. Ein Wagen mit zwei Pferden sollte mit hinüber, und da kein Platz für ihn auf dem kleinen Gefährt war, so mußten die Hinterräder über Bord hängen, und nur die Menschen und Pferde fanden Raum genug für sich.

Halb mit Gewalt führte Waldemar den Mann an Bord, der ihm das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt hatte und sich fortan dicht an seiner Seite hielt, als wäre er nur da sicher und vor Todesgefahr bewahrt. Erst als man am Wittower Haken und dann gleich darauf im Fährhause angelangt war,

fühlte er sich geborgen, und nachdem er an einem Heerdfeuer seine Kleider getrocknet und seinen erschrecklichen Fieberdurst gestillt, wie er sagte, erinnerte er sich, daß er ein Mann der Kaiserlichen Gewalt sei, und theilte an den Pächter des Fährhauses die gedruckten Befehle des französischen Gouverneurs von Stralsund aus.

Nachdem auch die beiden Brigadiers sich hinreichend getrocknet, gelabt und einen Wagen zu ihrem weiteren Fortkommen requirirt hatten, nahmen die vier Männer auf demselben Platz, denn Waldemar konnte der Einladung des Franzosen, ihn bis Wiek zu begleiten, nicht gut ausweichen, obwohl er gern von nun an seinen Marsch allein fortgesetzt hätte. Die kleine Meile bis dahin wurde ziemlich schnell zurückgelegt; als man aber den Eingang des Dorfes erreicht, hielt es Waldemar für gerathen, sich von seiner Begleitung zu verabschieden und seines Weges allein zu ziehen. Allein davon wollte der von Dankbarkeit überfließende Franzose nichts wissen, Georg Forst mußte wider Willen bis in's Dorf mitfahren, und erst da war endlich die Trennungsstunde gekommen, jedoch nicht eher, als bis der Polizeibeamte sich eine Viertelstunde mit Schreiben beschäftigt hatte, um seinen Brief durch Waldemar so rasch wie möglich an sein Ziel befördern zu lassen.

»*Monsieur Forest!*« sagte er mit süßem Lächeln, »noch einmal wiederhole ich, daß ich Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet bin, da Sie mir das Leben gerettet haben. Ich beeubre mich, zur Erinnerung an die verlebten gefährlichen Stunden Ihnen meine Karte zu überreichen. Hier ist sie – ja, ja, ich heiße *Charles Dübois*. Außer dieser Karte aber gebe ich Ihnen noch einen Brief mit und hier haben Sie ihn. Sie kommen früher als ich nach Spyker, da ich meinen Dienst erst

auf Wittow vollenden muß, bevor ich an meinen Besuch auf dem Schlosse denken kann, und so bitte ich Sie, einstweilen mein Botschafter zu sein, denn ich möchte meine Befehle gern recht schnell in aller Welt Händen wissen. Dieser Brief ist, wie Sie sehen, an den Commandeur der Abtheilung Chasseure gerichtet, die in Spyker in Quartier liegen. Es ist der Capitain *de Caillard*, ein sehr liebenswürdiger Mann, den ich die Ehre habe, meinen Freund zu nennen. Ich habe ihm mitgetheilt, was Sie einem Franzosen Gutes gethan. Gott vergelte es Ihnen! In diesem Briefe eingeschlossen ist die Ordre, auf den Grafen Brahe und seinen Spießgesellen, den Müller Granzow, zu fahnden —«

»Was,« unterbrach ihn Waldemar, »Granzow heißt der Mann, den Sie suchen?«

Der Franzose riß die Augen auf, so weit er konnte. »Wie,« rief er, »hat Ihr Onkel Ihnen nicht den Namen des Bösewichts genannt?«

»Wohl möglich, aber ich habe nicht recht darauf Acht gegeben.«

»Kennen Sie ihn vielleicht?«

»Ganz genau, mein Herr, es ist ein verteufelter Kerl, auf den ich schon lange ein Auge habe.«

»Haha! Das ist brav, sehr brav! *Courage, mes amis!* Und wie sieht der Bursche aus?«

»Er ist einen Kopf kleiner als ich, hat ein wachsbleiches Gesicht wie Mehl und schielt auf einem Auge.«

Mr. Dübois hatte schon seine Schreibtasche hervorgezogen und notirte das glücklich erfahrene Signalement, eine Beschäftigung, der die beiden Brigadiers eifrigst ihre ganze Theilnahme schenkten. »Das wäre gemacht!« rief er

frohlockend, »nun wissen wir endlich, wie er aussieht. *Courage, mes amis! En avant!* Und grüßen Sie den Herrn Captain, er wird Ihnen zu Allem behülflich sein, denn er ist ein gefälliger Mann. Aber nun – nun wollen Sie scheiden? Ah!«

Und schon breitete er die Arme aus und drückte seinen Lebensretter an sich, wobei er wohl keine Ahnung haben mochte, daß er den an sein Herz schloß, den er zu verfehmen und zu verfolgen ausgesandt war.

Nachdem auch die beiden Brigadiers dem Scheidenden die Hand geschüttelt und für seine Gefälligkeiten gedankt hatten, trennte man sich endlich und Waldemar war froh, als er die drei Männer im Rücken und den Weg nach Breege vor sich hatte, um von da auf die Schabe zu gelangen und so die letzte Strecke zu überwinden, die ihn von seinem diesmaligen Ziele trennte.

Waldemar war allein, der erste Schritt seines kühnen Unternehmens war vollständig gelungen und seine Person sogar gegen jede fernere Anfechtung sicher, da er in dem Schreiben des Kriegspolizeibeamten an den commandirenden Officier auf Spyker einen unter den obwaltenden Umständen nicht zu verachtenden Geleitsbrief besaß. Er athmete tief auf, lächelte still vor sich hin und empfand jenen leicht zum Riesen anwachsenden Muth, den ein furchtloses Herz empfindet, wenn es ein kleines Abenteuer glücklich überstanden hat und nun mit gerechtfertigter Kühnheit einem größeren entgegengesetzt. So blickte er denn dankbar zum Himmel auf, gleichsam um zu erforschen, ob er auf seinen Beistand rechnen könne, aber dieser Himmel war heute

sehr trübe und schien so bald keine Aenderung der Witte-
rung hoffen zu lassen. Zwar war das Gewitter längst vor-
übergerauscht, der Regen hatte aufgehört, aber der Wind
war in seiner ganzen Mächtigkeit geblieben, blies nur noch
etwas mehr aus Osten und jagte dick zusammengeballte
Wolkenmassen vor sich her, die kein Ende nehmen wollten
und den ganzen sichtbaren Horizont nach allen vier Him-
melsgegenden überspannten.

Das trübe Licht, welches dadurch hervorgebracht wurde,
der sausende Wind, der bald pfeifend, bald heulend daher-
fuhr, stand ganz in Einklang mit der öden Gegend, die des
Wanderers Fuß zu betreten im Begriff war. Denn wir nähern
uns endlich jener schon mehrfach erwähnten Landenge, der
Schabe, die wie eine nach Westen und Süden ausgeschweif-
te Klammer, als würde sie durch die von Osten heranstür-
mende See dahin gedrückt, die Halbinsel Wittow mit den
bergigen Waldungen Jasmund's verbindet. Schon die letzte
Viertelmeile, bevor man den schmalen Landstreifen selbst
betritt, fängt das auf Wittow liegende Land an, den Cha-
rakter der Schabe anzunehmen. Ihr Hauptbestandtheil ist
gelblicher, wahrscheinlich in der Vorzeit durch die Meeres-
fluthen zusammengeschwemmer Sand, der nur wenig über
dem Meeresspiegel hervorragt und bei Oststürmen von den
schäumenden Wellen ganz überfluthet wird. Nur hie und da
auf der Seite der Tromper Wiek ragt eine etwas höhere Düne
empor, die aller Vegetation und jedes verschönernden Stein-
gerölles bar ist, wie die ganze übrige Landenge. Nirgends
unterbricht ein belaubter Baum die stille Eintönigkeit, nir-
gends erblickt das Auge einen Menschen oder eine Spur sei-
ner Hände Werke. Verlassen von allem, was man im Leben
so freudig erstrebt, blickt der Wandrer nur den Himmel an,

der sich schweigend über ihm wölbt, und hört die See ihr ewiges Lied brausen oder in leisem Wellengemurmel in die Lüfte aushauchen, als wollte sie wenigstens etwas Geräusch in seine Nähe bringen, um ihn sich nicht ganz aus dem Bereich des lebendigen Weltalls träumen zu lassen.

Waldemar Granzow betrat mit stillem Nachdenken, dem sich allmählig ein eigenthümlicher Schauer beigesellte, die schmalste, nur etwa 600 Fuß breite Stelle der Landzunge am Breeger Bodden, und zuerst einen Blick über das ostwärts heranwogende Meer werfend, das von hier aus gesehen sich wie ein rollender Berg gestaltet, der sich mit wilder Wuth auf den dürren Sand der Dünen stürzt, begrüßte er es mit Herzlichkeit, als wäre er schon wieder lange davon getrennt gewesen. Je weiter und weiter er aber auf dem kahlgewaschenen Boden vorschritt, der an manchen Stellen von Seewasser noch feucht war, das in vollem Sturmandrange vor einigen Stunden darüber hinweggespült, um so langsamer ging er, denn um so düsterer wurde sein offenes Gesicht, um so verschleierter sein kindlich treues Auge, da die trostlose Einsamkeit, in der er sich befand, seine jugendlichen Hoffnungen umwölkte und sein Herz mit einer Wehmuth füllte, die ihm sonst nicht eigenthümlich war. Magnus Brahe, sein zärtlich geliebter Freund, trat vor sein geistiges Auge, und die traurige Gemüthsstimmung, die diesen so oft ergriff, drohte auch ihn zu umspinnen, indem sie den lebensvollen Horizont seiner Zukunft mit düsteren Bildern bevölkerte.

»Was wird das Ende von dem Allen sein?« fragte er sich wiederholt. »Wie lange werden wir ringen und wagen gegen des Geschickes mächtige Sendboten? Wird er, werde ich siegreich aus dem Sturme des Lebens emportauchen, oder

wird ihn, wird mich, vielleicht auch uns beide, die erbarmungslose Woge verschlingen? Ha! wie ist mir so ängstlich und bänglich zu Muthe, wie rauscht mir das Meer heute nur Trauerlieder zu, und da – da krächzt eine einsame Möve mir ihren Grabesgesang entgegen, als hätte ich noch nicht der Unglückspropheten genug!«

Als er mit diesen mehr vor sich hin geträumten als gesprochenen Gedanken langsam den einsamen Weg verfolgte und sein Auge von dem Wasserberge zur Linken und dem grauen Jasmunder Bodden zur Rechten, dessen jenseitige Ufer hinter einem mattgrauen Nebelwalle verborgen lagen, abwandte, da geschah ihm, indem er geradeaus blickte, etwas ganz Eigenthümliches. Denn plötzlich, wie in unserm verödeten Herzen oft ein höherer Gedankenblitz hell aufleuchtet, der uns Rettung oder wenigstens neue Hoffnung vorzaubert, um aus einer gefährlichen Lage zu gerathen, so tauchte, vor ihm, in der Entfernung etwa einer halben Meile das heimatische Jasmund mit seinen bergigen Vorsprüngen auf, die, in tiefblauen Duft gehüllt, sich wie vom Himmel herniederließen, um ihm einen Zielpunkt vorzumalen, der im Stande wäre, seinem ganzen Gedankengange eine angenehmere Richtung anzuweisen.

Und wie es uns oft ergeht, daß inmitten unsers träumerischen Brütens sich vor unserm inneren Gesicht eine aus farbigem Lichte gewobene Gestalt erzeugt und uns plötzlich, wir wissen nicht wie und warum, mit neuer Lebenslust erfüllt, als wollte sie uns wieder durch ihre Erscheinung und Vermittelung mit der froheren Außenwelt verknüpfen, so sah, so glaubte er wenigstens eine Gestalt aus diesem blauen Bergdufte auftauchen zu sehen, die er erst einmal

in seinem Leben – er gestand es sich jetzt ein – zu seiner Freude erblickt hatte.

»Hille!« sagte er laut, »Du grüßest mich in Gedanken auf meinem traurigen Gange. Ha! Du grüßest mich! Ist mir doch, als ob ich Dein freundliches Gesicht, Dein schönes blaues Auge sähe, als ob ich Deine süße Stimme meinen Namen flüstern hörte! O wie glücklich, wie hoffnungsreich, wie froh macht mich dieser Gedanke! Horch, ist das dasselbe melancholische Brausen der See noch, krächzt die alte Möve noch ebenso heiser, rauscht der Wind noch ebenso dämonisch über mir? Nein, nein, das war ja nur eine vorübergehende Erscheinung, mein Auge war verschleiert, mein Herz verödet, jetzt, jetzt pocht es wieder feuriger in mir, die Stimmen der Natur haben ein anderes Lied begonnen, und ich sehe, was vor mir liegt, nicht mehr in den trüben Nebel der Zukunft gehüllt, es wird licht – licht – und ja, da tauchen die Berge meiner Heimat auf und laden mich gastfrei, näher zu treten, ein. Ich komme, ich komme, Du trauliches Jasmund, ich komme, mein väterliches Haus, und da – da springt die Glower Ecke hervor, da ragen meine grünen Bäume, da ziehen die vaterländischen Störche und singen meine bekannten Vögel in den Gebüschen schon wieder!«

Und rasch vorwärtseilend, näherte er sich schon den bewaldeten Hügeln; die traurige Schabe war überwunden und das befreundete Dorf Glowe trat mit seinen grauen Strohdächern und fruchtbaren Aeckern wie ein lächelnder Friedensbote hervor.

Als er Glowe erreicht hatte und dann nach Osten blickte, blieb er plötzlich stehen. Der mehrfach ausgezackte Spyker'sche See lag vor ihm, und an dessen südlichem Ufer in einer sanft geneigten Ebene, von blühenden Gebüschen und

riesigen Bäumen umschattet, ragte das alte Schloß in seiner ganzen romantischen Schönheit auf.

Schon bei vollem Tagesglanze keinen erheiternden Anblick gewährend, tauchte es jetzt bei bedecktem Himmel und im dämmernden Abendlichte aus seinen Umgebungen, deren Schatten gleichsam ängstlich zitternd sich im bewegten See wiederspiegeln, noch viel düsterer hervor. Vom grauen Alterthum geschwärzt, vielleicht noch eingedenk manches stürmischen Anlaufs, den sie siegreich abgeschlagen, blickten seine dicken massiven Mauern und die gewaltigen Kuppeln seiner runden Thürme finster trotzig über das graublaue Wasser herüber, schon von Weitem den Geist des Kriegers offenbarend, der es 1650 erbaute und dabei mehr auf Größe, Festigkeit und Dauer, als auf Reinheit und Zierlichkeit der Form Rücksicht nahm.

Nachdem Waldemar es eine Weile aus der Ferne betrachtet, schritt er langsam näher, wobei er sich wunderte, daß es wie ausgestorben vor ihm lag, als wäre es ganz von allen Bewohnern verlassen, trotzdem außer dem Kastellan, seiner Familie und mehreren Dienern jetzt noch ein ganzes Heer fremder Gäste darin hauste. Doch kaum hatte er es gedacht und war am Ufer des Sees entlang einige Schritte weiter vorgedrungen, so sah er einen alten Diener des Hauses aus dem Parke daherkommen, dem er sich jetzt selbst näherte. Der Mann, sobald er Waldemar erblickte, stand einen Augenblick still, als wundere er sich über den Besuch eines Fremden, oder als sinne er nach, wer derselbe wohl sein, und was er bezwecken könne. Gleich darauf aber stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lief dann mit sichtbarer Freude

dem Ankommenden entgegen, den er endlich erkannt hatte.

»Herr Granzow!« rief er, »ist es möglich —« aber er verstummte schon wieder, denn er nahm Waldemar's abwehrende Geberde wahr, der sich rasch nach allen Seiten umblickte, ob auch niemand den Ausruf des Mannes gehört hätte. Außer diesem war aber nur ein mit Harken der Wege beschäftigter Gärtnerbursche in der Nähe, der ihn aber nicht gehört hatte und Waldemar auch nicht einmal kannte.

»Tarbot! Seid Ihr's?« rief Waldemar und eilte schnell auf ihn zu. »Da habt Ihr meine Hand, seid mir herzlich gegrüßt, aber merkt es Euch, Alter, und vergeßt es nicht wieder — ich bin nicht der, den ihr soeben nanntet — ich heiße vielmehr Georg Forst; Herr von Bagewitz auf Kloster in Hiddens-öe ist mein Oheim, und ich besuche den Kastellan, um mich um eine seiner Töchter zu bewerben. Versteht Ihr?«

»Ob ich verstehe! Also das ist nöthig in diesen Zeiten?«

»Sehr nöthig, Tarbot; und ich bitte Euch sogar, sobald wie möglich zu sämmtlichen Dienern zu gehen und ihnen die schärfste Befolgung dieses meines Wunsches an's Herz zu legen. Es sind doch noch die alten Bekannten im Hause und kein Verräther darunter?«

»O, Herr, wann hat ein Verräther in Spyker Brod gegessen? Einer ist so zuverlässig wie der andere, ich bürgé für alle, und ich würde mir lieber einen Finger abbeißen, als denken, daß irgend wer von uns Euern Wunsch mißachten könnte.«

»So ist es gut, Tarbot; wie steht es im Schlosse?«

»Ach, Herr, es ist eine böse und auch eine recht traurige Zeit. Wir haben französische Chasseure in Quartier und der Commandeur, Capitain *Mr. de Caillard*, sein Lieutenant

Mr. de Chaillier, und ihre Diener nebst einem *Maréchal de logis*, ein Trompeter, ein Sergeant, und zehn Gemeine wohnen darin mit ihren Pferden, die anderen aber hier in der Nähe auf den umliegenden Ortschaften, eine ganze Schwadron.«

»Was sind es für Leute?«

Der Alte zuckte die Schultern. »Hm! Es sind just Franzosen, wie sie alle sind, lustig und redselig, singend und trillernd, schmausend und zechend, liebelnd und pürschend – o, das werden Sie bald weghaben, wenn Sie nur einen Tag hier blieben.«

»Gut. Ich werde sogar länger hier bleiben. Ist der alte Ahlström und seine Familie gesund?«

»Wie die Fische, wie die Fische, Herr, obwohl sie alle ihre liebe Noth haben bei diesem Hundeleben.«

»Das glaube ich. Aber hört mal, Tarbot, ist etwa auch das Fräulein –«

Der Alte verstand ihn schon, nickte mit dem Kopfe und machte eine Miene, die Waldemar Alles klarer auseinandersetzte, als hätte sich jener einer endlosen Reihe von Wörtern bedient. »Das gnädige Fräulein Gylfe meinen Sie, nicht wahr? O ja, die ist hier, und recht lustig und vergnügt ist sie, und wären Sie eine Stunde früher gekommen, so hätten Sie sie mit dem Herrn Capitain da hinaus nach Bobbin können reiten sehen.«

»Also es ist wahr?«

»Ja, es ist wahr!« erwiderte der Alte, obwohl Waldemar nichts näher angedeutet hatte und seine alleroberflächlichste Frage allein schon hinreichte, die Befürchtungen seines Innern von dem treuen Diener errathen und bejahend beantworten zu lassen. »Aber wo haben Sie unsern jungen gnädigen Herrn, den Grafen Magnus?« fuhr der Alte fort.

»Still! Auch dessen Namen dürft Ihr nicht nennen. Wir beide sind geächtete Leute zu dieser Zeit, Ihr werdet bald noch mehr darüber hören. Wo wohnen die Herren Franzosen im Schlosse?«

»Nun, die schlechtesten Zimmer haben sie sich nicht ausgewählt, das können Sie wohl denken. Sie lieben die schönen Aussichten so sehr, wie sie getäfelte Gemächer, und wohlbesetzte Tafeln lieben, und so sind fast alle Räume, die sonst die gräfliche Familie bewohnte, von ihnen in Beschlag genommen.«

»Auch der Spukthurm da auf der nordöstlichen Ecke?«

»Der Spukthurm? Gott bewahre! Den haben sie noch nie betreten und vermeiden ihn zu umgehen, selbst bei Tage, denn eine Furcht haben sie vor dergleichen Orten und vor Gräbern, als würden sie von den Gespenstern, die darin wohnen sollen, bei dem bloßen Gedanken daran mit faustgroßen Steinen geworfen. Nein, Herr, der Spukthurm steht leer wie immer, da sehen Sie nur, die Fenster sind geschlossen und verhangen wie in früherer Zeit, und so lange ich denken kann, sind sie noch nicht geöffnet gewesen.«

»So wissen sie auch von dem verborgenen Gange nichts, der nach der alten Ruine auf dem Todtenfelde bei Quoltitz führt?«

»Gott bewahre! Wer wird ihnen das Familiengeheimniß verrathen, das sich der alte Wrangel – Gott habe ihn selig – zu seinem eigenen Frommen angelegt hat?«

Waldemar lächelte; so hatte er es sich gedacht und so fand er es nun bestätigt. »Kommt,« sagte er, »laßt uns dreist zum Schlosse gehen. Ich sehe da eine Schildwache auf- und abstolziren und will mit ihr reden. Ihr aber beherrscht Euer

Gesicht und wundert Euch über nichts, was Ihr hört; die Erklärung davon soll Euch später zu Theil werden. Ist der alte Ahlström zu Hause?«

»Ja, Herr; er sitzt, glaube ich, mit seiner Familie bei'm Vesperbrod.«

»Haben sich seine Töchter auch mit den Fremden eingelassen?«

»Nein, Herr, durchaus nicht. Der Herr Lieutenant hat sich zwar große Mühe gegeben, die Gysela oder Alheid zu gewinnen, aber die alte Heylike, ihre Mutter, hält sichere Wacht und die Mädchen sind auch von Natur nicht dazu geneigt.«

»Das ist noch ein Vortheil, auf den ich kaum gerechnet hatte. Nun kommt aber, der behelmte Herr hat mich schon in's Auge gefaßt.«

Langsamen Schrittes wandelten sie dem nach Westen liegenden Eingange des Schlosses zu, vor dessen gothischer Thür eine Schildwache in kurzem grünen Rock, reich mit gelben Wollschnüren besetzt und den Helm mit dem schwarzen Haarbusch auf dem Kopfe, mit gezogenem Pal lasch auf- und abklirrte und den kräftig gewachsenen Fremden, dessen Gesicht einen energischen Ausdruck zeigte, schon lange auf's Korn genommen hatte.

»Guten Tag!« sagte Waldemar in französischer Sprache ernst aber höflich zu der stillstehenden und ihn betrachtenden Wache. »Ist der Herr Capitain zu sprechen?«

»Nein, mein Herr, er ist spazieren geritten.«

»Wann kommt er wieder?«

»Wann es ihm gefällt. Wollen Sie etwas von ihm?«

»Ich muß ihn sprechen, denn ich bringe ihm eine Botschaft vom General Gratien aus Stralsund.«

Der Posten salutirte dienstmäßig. »Ich werde es dem Herrn Capitain melden, sobald er zurückkehrt,« sagte er.

»Ihr werdet mir einen Gefallen damit thun. Ich gehe jetzt zum Verwalter und werde mich bei demselben so lange aufhalten, bis ich höre, daß Euer Chef zurückgekehrt ist. Adieu! – Führt mich zu Herrn Ahlström!«

Die letzten an den alten Diener gerichteten Worte wurden ohne Verzug befolgt. Tarbot schritt in den alten Hausflur ein, dessen gewölbte Steinbögen die Schritte der Männer laut widerhallen ließen, hinter denen die schweren Thorflügel hart zuschlügen. Waldemar Granzow war in das Innere des Schlosses Spyker getreten und stieg die Stufen empor, die nach der Wohnung des Kastellans führten. Als er die alten Treppensteinen unter seinen Füßen knirschen hörte, war ihm eigenthümlich, fast bänglich zu Muthe, und die kühle Luft in dem hoch gewölbten Raume machte sein warmes Blut frösteln, was ihm nie begegnet war, als er früher im harmlosen Jugendmuthe und weder an Krieg noch Gefahr denkend, seinen Fuß so oft unter das gastliche Dach des schwedischen Grafen gesetzt hatte.

2. ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL. SCHLOSS SPYKER UND SEINE INSASSEN.

Das Schloß Spyker, wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, vom schwedischen Grafen Wrangel, dem berühmten Feldherrn Gustav Adolf's im Jahre 1650 kurz nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut, trug ganz den trüben, festen und gewaltthätigen Charakter jener Zeit. Es war ein viereckiges, drei Stockwerke hohes, durchaus massives Gebäude, dessen Umfangsmauern eine bedeutende Stärke und Dauerhaftigkeit verriethen. Auf den vier Ecken sprangen runde feuerfeste Thürme mit kuppelartig gewölbtem Dache vor, die da zwischen liegenden Fronten aber stützten eckige thurmartige Vorsprünge, deren ausgeschweifte Giebel nach allen vier Himmelsgegenden sahen. Jede Front zeigte drei regelmäßig construirte Fensterreihen mit je vier Fensterreihen, von denen die der zweien oberen Stockwerke, worin die herrschaftlichen Prunkgemächer und Besuchzimmer lagen, sich durch ihre Größe auszeichneten; das hohe Erdgeschoß hatte eben so viel kleinere Fenster und hierin lag die Wohnung des Verwalters Ahlström und seiner Familie, der unter anderen Titeln vorzugsweise den des gräflichen Kastellans führte. Den Hof des Schlosses, mit großen Quadersteinen gepflastert, die ihren Ursprung vom Felsgeröll der umliegenden Ufer Jasmund's nicht verläugnen konnten, umschloß eine Mauer von unbedeutender Höhe, deren Hauptthor nach Norden führte. Gegenwärtig freilich sind manche Veränderungen an diesem Gebäude und seiner Umgebung vorgenommen worden, in dem Jahre aber, in welchem unsere Geschichte spielt, zeigten beide noch genau die beschriebene Gestalt.

Die Hauptgemächer der beiden oberen Stockwerke, namentlich des ersten, waren im Geschmacke der Zeit ihrer Entstehung eingerichtet, hoch, mäßig hell und geräumig. Waffen, alte Gemälde, Erinnerungen an den eben beendeten traurigen Bruderkrieg, waren in Fülle vorhanden, weniger aber machte sich eine übertriebene Pracht und ein gesuchter Luxus geltend, wie man ihn heutzutage in vielen neugebauten Schlössern findet. Die Treppen waren alle von Stein, die Wände der Zimmer meist mit Holzgetäfel, seidenen oder Ledertapeten geschmückt, die Fußböden von poliertem Eichenholz und nur hie und da mit weichen Teppichen bedeckt.

Einer besonderen Erwähnung verdient noch der nach Nordosten gelegene sogenannte Spukthurm. Dieser Name allein schon erklärt hinreichend die Bedeutung und Gel tung, die derselbe bei den Bewohnern des Schlosses und seiner Umgebung genoß. Wunderbare Familienereignisse, bei denen Liebe, Eifersucht, Haß und endlich Blut die Hauptrolle spielen, sollen sich in demselben zugetragen haben, obwohl Niemand recht weiß, welche Personen er damit in Verbindung zu bringen hat. Er war sehr selten, in den letzten fünfzig Jahren gar nicht bewohnt gewesen, obwohl seine Räumlichkeiten vollkommen dazu eingerichtet waren. Seine Fenster, wie schon der alte Tarbot berichtet, blieben stets verhangen, Niemand bestieg seine schmale gewundene Treppe und zumal in der Nacht wagte fast kein Mensch, den alten Kastellan ausgenommen, sein Inneres zu betreten. Die Umwohner des Schlosses hatten eine heilige Scheu vor ihm und es ging die Sage, daß bisweilen um Mitternacht an einem seiner Fenster eine weiße Gestalt sichtbar werde, die die Umgegend nach Norden und Osten hin betrachte und,

mit einem Tuche wie zum Gruße darüber hin winkend, nach einiger Zeit wieder in dem geheimnißvollen Innern spurlos verschwinde.

Wenn jene weiße Gestalt aus Liebhaberei für schöne Fernsichten diese nächtliche Umschau hielt – wozu sie natürlich mit überirdischen Augen begabt sein mußte – so dürfen wir ihr allerdings Geschmack in Dergleichen zuerkennen, denn das alte Schloß zeichnet sich in der That durch eine wunderbar schöne Lage aus, da Land und Meer nach allen Richtungen hin in anmuthigster Gestaltung prangen. Nach Westen hin überschaut man zuerst den Spyker'schen See, an dem das Schloß liegt, und dann den ganzen Jasmunder Bodden, dessen jenseitige bewaldete Ufer häufig im linden Nebeldufte verschwimmen. Im Norden streckt sich die schmale Schabe, die wir kürzlich betraten, wie eine ungeheure Riesenbrücke in schön geschwungenem Bogen nach dem dreigesackten Wittow hinüber, auf diese Weise das blau schimmernde Binnengewässer von der offenen See trennend, die, hier Tromper Wiek genannt, stolz ihre Wogen nach Arko na wälzt, dessen gebieterische Stirn kühn jedem Angriff des mächtigen Elementes trotzt. Nach Osten hin wogt dann die blaue See, bald grollend, bald lockend, und noch mehr nach Osten ragen jenseit des berühmten Todtenfeldes bei Quoltitz die Berge und dunklen Wälder der Stubnitz auf, deren gewaltige Laubkronen wie ein Meer von Smaragden funkeln, wenn die Frühlingssonne ihren leuchtenden Strahl darüber ausgießt. Im Süden endlich, etwas nach Osten hin, liegt in der Perspective das Dorf Bobbin, dessen Kirchthurm in nicht allzu weiter Ferne idyllisch aus den grünen Baumwipfeln hervorlugt.

Von lieblich duftenden Gebüschen, Rasenflecken mit Blumen und verschiedenartigen Baumgruppen umgeben, sollte man nun denken, müßte das Schloß Spyker, namentlich im Sommer, einen angenehmen Aufenthalt gewähren. Das mag wohl für einzelne die Einsamkeit liebende Menschen der Fall sein, aber im Allgemeinen war es nichts weniger als ein reizvoller Wohnort. Denn es lag, damals noch mehr als jetzt, eine gewisse düstere Färbung über das Ganze gebreitet, die wahrscheinlich theilweise dem finsteren, dicken Gemäuer ihren Ursprung verdankt. Hatte man diesen ersten Eindruck überwunden, so fand man sich allerdings bald heimatisch darin zurecht und es war dem mit solcher Stille und Abgeschiedenheit sympathisirenden Magnus Brahe wohl nicht zu verdenken, daß er sich dahin zurücksehnte, um seine völlige Genesung abzuwarten, wenn man auch die Nebenursachen, die ihn dahin zogen, nicht mit in Anschlag bringt.

Was die Spyker'schen Besitzungen im Ganzen betrifft, die etwa aus vierzig Gütern bestanden und einen großen Theil Jasmund's einnahmen, so gehörten sie ursprünglich einer lange erloschenen Familie von Kulpen, dann dem Geschlechte der von Jasmund, welches sie eine geraume Zeit besaß und nach deren Aussterben sie 1649 dem Grafen Wrangel zu Lehn gegeben wurden. Von diesem, welcher 1676 zu Spyker kinderlos starb, fielen sie durch Erbschaft an dessen nahe Verwandte, die schwedischen Grafen Brahe, welche sie theilweise verpachteten und die Administration einem Verwalter übergaben. Der alte Graf Brahe, der Vater von unserm Magnus Brahe, lebte nur zeitweise auf Spyker, größtentheils hielt er sich in Stockholm auf; wenn er aber kam, war es ein Fest für seine Untergebenen, von denen er fast abgöttisch verehrt und geliebt wurde. Diese Verehrung und

Liebe hatte sich auch auf seinen einzigen Sohn Magnus vererbt, und das Bewußtsein davon mochte wohl viel dazu beigetragen haben, daß auch er von Jugend an immer gern und möglichst lange Zeit auf dem alten Stammsitze verweilte.

Vorzüglich jedoch war es die Familie des Kastellans Ahlström, in der sich Magnus von jeher außerordentlich heimisch gefühlt hatte, eine Familie, wie wir sie wohl zu alten Zeiten häufig unter den angesehenen Dienstleuten feudaler Herren finden, gegenwärtig aber allmälig aussterben sehen und nur noch selten in ihrer ganzen ursprünglichen Ergebenheit und Diensttreue antreffen. Ihr Herr war ihr Gott auf Erden und für sie von viel größerer Bedeutung, als der ferne König, der in seinem meerumflossenen Stockholm residirte und niemals unter ihnen sichtbar geworden war. Der alte Ahlström war mit Magnus' Vater groß geworden, der Glanz der Familie war sein eigener Glanz, das Glück derselben sein eigenes Glück gewesen. Jedes Wort seines Herrn war ihm ein unumgängliches Gebot, jeder seiner Wünsche eine Aufgabe, die gelöst werden mußte, ohne Bedingung, ohne Bedenken. Wie er daher das Amt eines Verwalters des Gutes und eines Hüters des Schlosses versah, ergiebt sich hieraus von selbst. Er war ein ziemlich betagter Mann von kleinem Wuchse, mit schneeweissem Kopfe, aber noch rüstig und gutlaunig genug, um selbst die Drangale des jetzigen Krieges ohne Beschädigung seiner Gesundheit und seines frischen Lebensmuthes zu ertragen, obgleich es oft sehr ungemüthlich im Schlosse herging und alle Welt von dem Zwange, den die Franzosen rücksichtslos ausübten, bedrückt war. Sein Weib, Heylike, war das Muster einer Hausfrau, die nur für ihre Wirthschaft, die Erziehung ihrer Kinder und die leibliche Behaglichkeit ihres Mannes lebte. Diese Kinder waren

zwei Mädchen von achtzehn und neunzehn Jahren, Gyse-la und Alheid, klein aber kräftig, weniger zart als gesund, mehr hübsch als schön, von durchsichtig heller Haut, sanften blauen Augen und einer Haarfarbe, wie man sie im Norden häufig findet und bei uns fälschlicher Weise roth nennt, da sie doch eigentlich ein unbestimmtes Gemisch von der Farbe des Goldes, des Feuers und der Sonne sind.

Bevor wir uns nun zu den Fremden wenden, die in der gegenwärtigen Kriegszeit leider eine so hervorragende Rolle auf Spyker spielten, müssen wir uns noch mit einer dahin gehörigen Person beschäftigen, die seit Beginn der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Frankreich eine freiwillige Bewohnerin des alten Schlosses war. Es ist dies die schon mehrfach erwähnte Gylfe Torstenson. Sie war das einzige Kind eines armen Edelmanns, eines Freundes und früheren Kriegskameraden des Grafen Brahe, der mit in die Verschwörung Ankarström's gegen Gustav III. verwickelt gewesen war, deshalb verbannt ward und fern von seinem Vaterlande starb. Er hinterließ seiner Tochter nichts als einen anrüchigen Namen und verschiedene Gläubiger, unter denen Graf Brahe in Betreff der Höhe seiner Forderungen wie an persönlicher Uneigennützigkeit der bei Weitem hervorragendste war. Dieser erbarmte sich des verlassenen Mädchens, zerriß die Schuldbriefe ihres Vaters und nahm sie großmüthig in sein Haus und seine Familie auf, die damals auf Spyker ihren Wohnsitz hatte. Hier wuchs sie, nur wenige Jahre jünger als der einzige Sohn des Grafen, mit diesem auf, und von früher Jugend verband die beiden Kinder eine seltsam zärtliche Neigung, die von Magnus bis in sein männliches Alter fortgesetzt, von Gylfe aber stets vergessen

wurde, sobald ihr der Sohn ihres ehrenwerthen Beschützers aus den Augen kam.

Um dem armen Mädchen, das auf keine Weise aus eigenen Mitteln sein Leben fristen konnte, für den Fall, daß er frühzeitig sterben oder daß es aus irgend einem Grunde seine Familie verlassen sollte, eine anständige Unterkunft zu bereiten, kaufte Graf Brahe es frühe in das Fräuleinstift zu Bergen ein, wohin sich Gylfe auch begab, als sie aus ihrer deutschen Pensionsanstalt zurückkehrte, da sie wenig geneigt schien, den Grafen nach Stockholm zu begleiten, gegen das sie einen ungewöhnlichen Widerwillen hegte – einmal weil sie insgeheim ihr Vaterland beschuldigte, unrecht gegen ihren Vater gewesen zu sein, und sodann, weil sie in ihrer launenhaften Einbildung sich in den Kopf gesetzt hatte: Schweden sei ein eisiges Land und entspreche den warmen Gefühlen ihres Herzens nicht, eine Ansicht, die eben so unverständlich wie falsch war, denn es giebt in Schweden eben so warme, ja heiße Gefühle, wie nur in irgend einem bei Weitem südlicher gelegenen Lande der Welt. Im Stift zu Bergen wohnte sie nun während der Abwesenheit des Grafen Brahe und seines Sohnes bis zum Ausbruche des Krieges; Magnus aber besuchte sie stets daselbst, so oft er die Insel Rügen betrat, wobei er jedesmal seine Neigung für sie wachsen fühlte, was er auch durch Wort und That sichtbar werden ließ, während Gylfe dieselbe stets so lange erwiderte, als sie ihn in ihrer Nähe wußte, dagegen vergaß, sobald er Bergen verlassen hatte.

Als nun bei'm Beginn des Krieges das Stift in Bergen zu einem Hospital für kranke Schweden, später aber, nachdem die Franzosen die Insel besetzt, zu demselben Zweck für diese umgewandelt wurde, verließ sie es und zog sich nach

Spyker zurück, nachdem sie allen wiederholten Einladungen des Grafen, ihm nach Stockholm zu folgen, mit seltener Beharrlichkeit ausgewichen war. Hier, in Spyker, frei von jeder Fessel, lebte sie allein ihren Neigungen, die etwas weniger weiblich als tollköpfig und allen auf sie blickenden Augen ein Gegenstand gerechter Verwunderung, wenn nicht Mißbilligung waren. Denn sie ritt, jagte, schoß, segelte wie der keckste Mann und suchte stets in kühnen Unternehmungen, die manchen Schatten auf die Gediegenheit ihrer Weiblichkeit warfen, die Kraft ihres Willens und die Ausdauer ihres Muthes zu erproben. Als nun aber Schloß Spyker und ein großer Theil der umliegenden Gegend durch die Einquartierung der Franzosen beglückt wurde, und ein galanter Mann, der Capitain der *Chasseurs à cheval*, Monsieur François de Caillard, lange Zeit seine Wohnung daselbst aufschlug, da war, wie sie selbst glaubte und behauptete, ihre sonnigste Zeit, der Gipelpunkt ihrer siegesstrahlenden Jugend gekommen, denn nun fehlte es ihr keine Stunde mehr an längst gewünschten Vergnügungen und Zerstreuungen, und die Gelegenheit, ihre Künste zu produciren und sich in den genialen Eigenschaften ihres Körpers und Geistes bewundern zu lassen, konnte ihr nie wieder so günstig geboten werden.

Wohin das Alles führte und führen mußte, werden wir im Laufe der Erzählung mit eigenen Augen sehen, hier haben wir das kecke Mädchen, ein launiges und leider nicht allzu seltenes Spiel der Natur, vorläufig nur zu schildern.

Was zunächst ihre körperlichen Eigenschaften betrifft, so gehörte sie zu der nicht geringen Anzahl von Frauen, die von der Natur leider zu ihrem eigenen und anderer Unheil die so oft gepriesene und doch so trügerische Gabe der

Schönheit empfangen haben und sie zu gewiß nicht beabsichtigten Zwecken zu gebrauchen oder vielmehr zu mißbrauchen verstehen. Sie war im Ganzen und Einzelnen bei oberflächlicher Betrachtung eine gefällige, ja eine liebliche Erscheinung. Hoch und herrlich schlank gewachsen, von wunderbarem Ebenmaß der Glieder, überragte sie alle ihre früheren Freundinnen und niemand lebte in der Umgegend, der sich in dieser Beziehung nur im Geringsten mit ihr vergleichen konnte; und wie Hille mit Recht das schöne Mädchen von Sassenitz hieß, so wurde auch sie mit Recht in Spyker und der ganzen Nachbarschaft das schöne Fräulein von Spyker genannt: Ihr lichtblondes, fast goldgelbes reiches Haar floß gewöhnlich in langen fliegenden Locken um ihre wolkenlose und kecke Stirn; ihr Gesicht, von fast blendender Weiße, war namentlich in Augenblicken der Gefühlsanregung von einer mattrosigen Gluth überhaucht, wie sie nur Blondinen so rein und zart zu eigen ist; und dabei war sie, auffallend genug, mit dunkelbraunen feurigen Augen begabt, die nach Gefallen sanft oder schelmisch zu lächeln verstanden, aber auch einen fast bohrenden Blick annehmen konnten, wenn ihre Laune beschattet oder ihr kokettes Gebahren nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet war.

Schön vor allem waren ihre Arme und Hände, und da sie dies wußte und ihnen eine große Siegesmacht zutraute, so kämpfte sie damit zu gelegener Zeit auf eine ihr besonders eigenthümliche Weise, indem sie damit sprach und handelte und oft schon durch eine bloße Bewegung derselben Jedermann zu ihrem Willen zwang, ohne daß sie ihre Stimme zu bemühen brauchte, die, sagen wir es offen, einen etwas

spitzen und kalten Ton hatte, der ein weich und warm führendes Herz nicht befriedigen konnte, eine Eigenschaft, die sie in geraden Gegensatz zu Hille stellte, der die Natur ein sanftes, anschmiegendes Organ verliehen, womit sie allein schon, ohne es zu beabsichtigen oder zu wissen, Jedermann zu bezaubern im Stande war.

Wie wir sehen, war Gylfe mit einer nicht unbedeutenden äußereren Mitgift für ihre Erdenlaufbahn ausgerüstet und dabei hatte sie auch geistige Fähigkeiten in reichlicher Fülle erhalten. Leider aber waren denselben Eigenschaften des Herzens und Charakters beigemischt, die wohl im Stande sind, unter entsprechenden Verhältnissen ein ganzes Menschenleben mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu erfüllen und es dadurch zu etwas ganz Anderem zu gestalten, als wozu es die Vorsehung in ihrer Güte ursprünglich bestimmt haben mag. Gylfe gehörte zu den Menschen, welche die Berechtigung zu haben glauben, sich in's Leben hinein zu singen, zu spielen, zu lachen und zu tändeln, ohne vom Nachdenken gepeinigt zu werden, was die Klippe so mancher heiteren Lebensfreude ist. Wenn sie einmal ein ernster Gedanke erreicht, so besitzen sie das Talent, ihn von sich abzuschütteln, wie der Pudel das Wasser, sie haben die Kraft und Selbstverläugnung, zu sich zu sagen: »Ach, ich *will* nicht nachdenken, das Nachdenken macht traurig, macht häßlich, macht alt!« – Diese Menschen sind in der Regel, wenigstens dem äußern Anschein nach, sehr glücklich, die ernste Bürde des Lebens belastet sie nicht, kein Kummer drückt sie nieder, kein Schmerz wurzelt dauernd in ihnen. Werden sie einmal gebeugt, so erheben sie sich sogleich wieder, wie die Aehre des Feldes, wenn der Windstoß vorübergesaust ist. So wären

sie wahrhaftig zu beneiden, da sie etwas besitzen, was niemand erreichen oder sich aneignen kann, dem es nicht von Hause aus gegeben ist: den so oft belobten *leichten Sinn*, wenn in dem Worte *leichter Sinn* eben nicht jene beklagenswerthe Beimischung enthalten wäre, die wir schon oben angedeutet haben.

So war Gylfe gerade der vollkommenste Gegensatz von Magnus Brahe, den jeder Windhauch beugte, jeder Schmerz niederdrückte, ja jeder Gedanke peinigte, der seine Gefühle in lebhaften Umschwung setzte, und gerade vielleicht aus diesem Grunde fühlte sich der trübsinnige junge Mann zu ihr hingezogen, wie man ja schon oft die Bemerkung gemacht hat, daß ganz verschiedenartig gestaltete Charaktere sich gegenseitig zu ergänzen die Neigung spüren.

Die oben erwähnten Eigenschaften des Herzens und Charakters nun, die wenige Eltern als eine wünschenswerthe Beigabe der Geistesentwickelung ihrer Töchter betrachten mögen, waren, obgleich ihr Keim schon von der Natur in Gylfe gepflanzt sein möchte, zu ihrer vollen Höhe und ihrem ganzen Umfange erst in einer Pensionsanstalt ausgebildet worden, in die sie gebracht zu werden – sagen wir es geradezu – das Unglück betroffen hatte. Und hierbei können wir nicht unterlassen, unsere offene Meinung über dergleichen Institute auszusprechen, da wir leider Gelegenheit gehabt haben, einen tieferen Blick in das Triebwerk dieser dampfmaschinenartigen Vorrichtungen zu werfen und zu erkennen, zu wessen Gunsten sie eigentlich in's Leben gerufen sind, unterhalten und in öffentlichen Blättern über alle Gebühr angepriesen werden, was, gerade herausgesagt, zu Gunsten derer gewiß nicht der Fall ist, die darin erzogen

und dem Ziele ihrer menschlichen Vollendung nahe geführt werden sollen.

Hiermit soll aber nicht behauptet sein, daß alle solche Anstalten ohne Ausnahme Tadel und Vorwurf verdienen, ach nein! es mag auch recht gute und empfehlenswerthe unter ihnen geben, nur sind sie selten, und gerade die besten sind, wie es auch bei anderen Dingen in der Welt geht, die am wenigsten besuchten, wahrscheinlich deshalb, weil sie sich am anspruchlosesten gebärden.

Es ist heutzutage eine unglückliche Modesache geworden, alle jungen Mädchen, deren Eltern ein irgend auskömmliches Vermögen besitzen, in gewissen Jahren – und oft ohne jeden stichhaltigen Grund, bloß in affenartiger Nachbetung dieser oder jener hochtrabenden Familie – in eine Pensionsanstalt zu senden, um ihnen da, wie man sich ausdrückt, die letzte Feile einer guten Erziehung, den letzten Flitter einer großstädtischen Lebensart anlegen zu lassen. Ja, es giebt Städte, in denen es sich die Bewohner einer gewissen bemittelten Klasse beinahe zur Schmach anrechnen, wenn sie ihren edlen Pflanzen diese herrliche Ausbildung nicht zu Theil werden lassen, eine Ausbildung, behaupten wir, die unter den Augen einer vernünftigen, naturgemäß denkenden und ihre Schuldigkeit begreifenden Mutter und unter der Aufsicht eines hilfsbereiten, rechtlich handelnden Vaters am allerleichtesten und ohne jede anderweitige Sorge zu erreichen wäre.

In eine solche Pensionsanstalt tritt nun das junge unerfahrene Mädchen mit ihrem bisher natürlich gewachsenen Verstande und ihrer unverfälschten jungfräulichen Schüchternheit ein, eine Blume, die, noch unerschlossen, für künftige Tage den herrlichsten Duft und den reinsten Farbenschmelz

hoffen läßt – wie aber tritt sie wieder daraus hervor? Wahrlich, ein tiefer blickendes als das oberflächlich urtheilende Auge der Welt kennt sie oft nicht wieder. Vollgestopft mit überflüssigem Wissen, ausgestattet mit, einer Jungfrau oft ganz ungeziemenden Kenntnissen, in allen Sprachen raddebrechend, nur ihre eigene Muttersprache nicht kennend, nicht liebend, nicht achtend, die unruhige Phantasie erfüllt mit unerreichbaren Idealen einer glänzenden Zukunft, sinnlich entflammt und das echte weibliche Naturell und Gemüth unterdrückt, schreitet sie wie eine vollendete Weisheitsprophetin aus den geheimnißvollen Hallen; auf persönliche Vorzüge, die man ihr angezwängt hat, pochend, faßt sie die äußere Welt nach ihren beschränkten Ansichten auf, urtheilt wie ein alter ausgelebter Mann, fordert gebieterisch die Erfüllung unmöglich zu realisirender Ansprüche, drängt sich der erstaunten Welt als eine bedeutende Persönlichkeit auf und vergißt dabei die zarten Schranken innezuhalten, die keine wohlerzogene Jungfrau jemals zu überspringen wagen sollte. Arme Männer! die eine solche verzogene Treibhauspflanze als das wünschenswertheste Ziel ihres männlichen Strebens erkennen und sie in ihr ehrbares bürgerliches Haus verpflanzen wollen, wo sie nicht allein nicht gedeiht, sondern jedes natürliche Wachsthum mit dem stillwuchernden Unkraut erstickt, das sich heimlich in die Wurzel ihres Bestehens eingenistet hat. Denn wie ist es möglich, daß eine solche verbildete Puppe eine ehrsame Gattin, eine tugendhafte Freundin, eine verständige Mutter sein und werden kann? Statt der reinen Milch der Duldsamkeit, der Ergebenheit, der Unterordnung fließt parfümirtes Gift in ihren künstlich erregten Adern, statt vernünftiger, naturgemäß er Gedanken tauchen nur wahnschaffene Ideen in ihrem

überspannten Kopfe auf, und was sie für Empfindungen, Gefühle, Sympathien hält, ist nichts als ein Gewirr unverarbeiteter Triebe und Regungen, die nach tausend verschiedenen Zielen irren, anstatt nach einem, dem einzigen zu streben und es in geregeltem Laufe zu gewinnen.

Wer uns nicht glauben oder vielleicht gar wegen dieser reiflich erwogenen Zergliederung hofmeistern will, der gehe nur in eine solche Pensionsanstalt und sehe sich, wenn er die Fähigkeit und den guten Willen dazu besitzt, die jungen Zierpflanzen darin an. Er höre sie sprechen, wenn sie sich allein glauben oder wenn sie unter Menschen sind, von denen sie die Meinung hegen, sie seien nicht wie sie mit Hülfe einer Anstandsbonne, eines französischen und englischen Sprachmeisters groß geworden, und ihr Vater habe nicht wie der ihre jährlich 600 Thaler übrig gehabt, um ihnen Weisheit, Moral und »Tournüre« beibringen zu lassen. Da wird man denn schöne Dinge erleben und unsere Schilderung nicht übertrieben, sondern noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben finden, denn wir haben bei Weitem noch nicht die dunkelsten Seiten dieser sogenannten Erziehungsanstalten aufgedeckt.

In einer ähnlichen Anstalt nun, die sich gleich einer heutigen Tages von uns bekannten rühmen könnte, aus ihrer Schule unter zehn Mädchen neune als Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und sonstige aetherische Wesen hervorgehen zu lassen, war auch Gylfe zu einer selbstbewußtesten Jungfrau herangereift, ihre natürliche Anlage hatte daselbst einen fruchtbaren Boden für exzentrische Wucherungen, eine schmeichlerisch pflegende Hand für ihre Frühreife gefunden, und so war sie als vollendete Erscheinung ihrer

Art aus den Reihen der pensionsanstaltbeglückten Mädchen Deutschland's in's Leben hinausgetreten.

Als sie so, innerlich gestählt gegen die feindseligen Anstürmungen der Welt, gepanzert mit eiserner Schnürbrust gegen das Wohlwollen und die natürliche Einfachheit ihrer Mitmenschen, in das Stift zu Bergen trat, glaubte sie eine von Gottes Gnaden beglückte Königin zu sein, der Alles huldigend zu Füßen liegen müsse, und sie hielt sich für auserlesen, eine Rolle in der Welt zu spielen, zu der im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur Prinzessinnen und derartig hochgestellte Personen berechtigt sind. Kein Wunder daher, daß sie nicht das geringste Verlangen trug, in das einfache Haus ihres edelherzigen Pflegers nach Stockholm überzusiedeln, dessen ruhige Alltäglichkeit und patriarchalische Würde sie kannte; daß sie es vielmehr vorzog, als eine Befehle dictirende Herrscherin auf Spyker zu residiren und da in süßem Nichtsthun abzuwarten, welche Fülle von Anbetern ihr der Zufall oder das Schicksal zu Füßen legen würde. Und siehe, das Schicksal hatte es gut mit ihr gemeint, und sie hatte nicht vergeblich auf seine Güte gehofft. Die Allerweltsbesieger, die dünnelhaften, anmaßenden Franzosen, waren bei der allgemeinen Sturmfluth der Zeiten auch auf das abgelegene Gut gekommen, hatten auch da ihren vergänglichen Tempel aufgeschlagen und verkündeten von seinen Altären aus das Tagen einer neuen großen Zeit und den überschwänglichen Segen einer glückverheißen den ewigen Ruhmes- und Liebesherrschaft.

Da kamen nun die goldgeschmückten, schlanken, behelmten Reiter auf ihren ganz Europa gestohlenen Rossen, überschwemmten Stadt und Land, traten zu Boden, was seit

uralten Zeiten gerecht und ehrsam war, verpraßten mit gierigem Leichtsinn die Güter der widerstandslos Geknechteten und jagten und jubelten in den Wäldern und Häusern derer einher, die sich mit schweigsamer Unterwerfung unter den Willen der modernen Herren der Welt hatten beugen müssen.

Unter den Franzosen, die sich auf Spyker behaglich einnisteten und das wohlerworbene Hab und Gut des abwesenden Herrn verpraßten, befand sich nun jener *Monsieur de Caillard*, der ein vollkommener Typus der kleinen Machtvollstrecker jener Zeiten war, der Commandeur einer Schwadron berittener Jäger, ein leichtfertiges Pariser Kind, das die Glorie der großen Nation in jeder Geberde, in jedem Blick und Worte zur Schau trug.

Monsieur François de Caillard hatte viel Aehnlichkeit im Charakter und den Lebensansichten mit Gylfe, wenigstens jener *leichte* Sinn, den wir bei ihr angedeutet, mußte ihm vor Allen zuerkannt werden, obgleich noch in Gylfe viel Kindliches, was auf Unerfahrenheit basirte, mit unterlief, also Schwäche war, was bei ihm, dem Manne, der sich und das Leben kannte, offenbar als Fehler auftrat.

Trotz seiner anscheinenden Milde, seiner äußeren Schmiegksamkeit und seines gefälligen höflichen Wesens, was man richtiger mit dem bezeichnenden Namen eines geleckten und aalglatt geschniegelten Weltkindes benennen könnte, war er einer der eingefleischtesten herzlosen Egoisten, den man sich denken kann, und der sich zu seiner vollen Größe nur in einem so tumultarischen Leben, wie eine große verderbte und sittenlose Stadt es bietet, emporzuschwingen vermag. Was galt ihm das Wohl oder Wehe, die Zufriedenheit oder Trübsal der ganzen Welt, wenn er selbst nur in sich

befriedigt und beglückt war. Mochte Alles um ihn weinen, wenn er nur lachen konnte, mochte Alles in Trümmer zerfallen, wenn er nur als ein von sich selbst bewiehrauchter Götze auf dem mit eigenen Händen erbauten Altare seines Lebens stand. Es war ihm eine Nothwendigkeit, herrlich und in Freuden zu leben, wo er auch war, und aus dem zerstörten Wohlbehagen anderer sich sein eigenes zu schaffen. Und warum sollte er nicht? Wer weiß, wie lange das lustige Leben noch dauert! Man muß für sich sorgen, so lange man oben auf der schaukelnden Woge des Lebens schwimmt. Die sich nicht neben uns halten können, tritt man nieder – warum sind sie so schwach im Sturme der Zeiten? Ich bin ich und sie sind sie! Ueberhaupt, Alles ist eitel auf der Welt, also auch der dumme Gedanke, daß der eigene Vortheil eines Anderen Schaden sein muß. Wer sich mit mir einläßt, pflegte er oft zu seinen Kameraden zu sagen, der sehe sich vor, was er thut – ich bin ein harter Felsen, an dem sich schon mancher ohne meine Schuld den Schädel zerstoßen hat. Was ich einmal in meinen Armen halte, muß mit in das Grab, wenn ich begraben werde, was sich an mich bindet, muß mit seinem selbst gewebten Schicksale zufrieden sein.

Mit diesem mehr angedeuteten als ausgeführten Charakter, der heutzutage in großen Städten so häufig geworden ist, daß eben die Andeutung schon genügt, stimmte seine ganze Erscheinung überein. Dieser Franzose war ein echtes vollkommenes Kind seiner Zeit, ein Sohn seines Volkes, ein duftender Pomadenherr, ein Stutzer in Uniform, der sogar Brillanten in den Ohrringen trug, ein Eroberer nicht allein im Reiche der Fürsten, die sein Kaiser bekriegte, sondern auch im Reiche der Gedanken und Empfindungen, wenn wir ihm Letztere überhaupt zugestehen dürfen. Daß er daher

bei dem kleinen Volke, unter dem er jetzt lebte und wirthschaftete, als ein ausländischer Riese, ein erhabenes Wesen nie dagewesener Größe auftrat, war ganz in der Ordnung, denn angestaunt, bewundert, vergöttert zu werden, das lag ganz in seinen Naturbedürfnissen, das war ein nothwendiger Weihrauch, mit dem die Atmosphäre, in der er athmete, geschwängert sein mußte.

Und diese Vergötterung mußte ihm ja unter diesem kleinen Volke von selbst zufallen, das ihm im Ganzen und Einzelnen nicht von der geringsten Bedeutung war, und auf dessen angeborene Niedrigkeit er von seiner ursprünglichen Höhe stolz und herrisch herabsah. Denn was war dieses Volk gegen ihn? Er war ja Franzose, das heißt Feind von allem, was sonst auf Erden lebte, Sieger über Alles, was ihm entgegentrat, und er sollte Rücksicht auf Menschen nehmen, die auf dieser kleinen, abgelegenen, unbekannten Insel zufällig lebten und Fische fingen? Konnten sie etwa diese Rücksicht beanspruchen? Ha, das wäre ja eine seltsame, nicht zu duldende Anmaßung und Ueberhebung ihrer selbst gewesen! Was waren sie denn anders, als seine Knechte, seine Untergebenen, als ohnmächtig in seine Hand gelieferte Sclaven! Es kostete ihm nur einen Wink, und sie waren dahin, denn er war ja das zweite Ich, das Spiegelbild seines großen Kaisers, der mit der ganzen Welt that, was er nur mit ein paar armeligen Menschen versuchte, die kaum einen Namen hatten, der menschlich klang und von seinen Lippen kaum ausgesprochen werden konnte.

Und nun gar eine Frau, ein Mädchen! Was war, was galt ihm ein solches! Was sind überhaupt Frauen in seinem Sinne? Ein Spielwerk, mit dem man tändelt und sich die Zeit vertreibt, so lange es neu und hübsch ist, und das man

wegwirft, sobald es alt und häßlich wird. Warum sind die Männer so stark und mächtig und die Frauen so schwach und zerbrechlich? Nehmen sich diese also in Acht, daß sie nicht zerquetscht werden, denn das Schwache ist dazu da, im Starken aufzugehen und sein nebelhaftes Wesen in dem sonnigen Glorienschein der Größe Dieses verschwinden zu lassen.

In seinem Aeußerem, um es endlich mit wenigen Worten zu schildern, erschien er wie ein neu vergoldeter Modeherr in Uniform, frisch aus dem Ei geschält, immer höflich, immer lächelnd und triumphirenden Blicks, wenn er nicht seine dienstliche Herrschermiene aufzusetzen für nöthig fand. Sein schwarzes funkeln des Auge sprühte sichtbar das Feuer aus, welches in seinen Adern rollte, und seine geschmeidige Gestalt trug schon die selbstbewußte Keckheit zur Schau, mit der sein übermüthiger, aller Welt hohnlachender Geist überschwängert war. Schon auf zwanzig Schritte weit bemerkte man ihn, wenn man ihn auch nicht sah, denn er duftete wie der Laden eines Parfüumeurs im Palais royal. Sein schwarzer, wie ein Halbmond spitz nach oben gedrehter Schnurrbart schloß seine feine Spürnase wie mit zwei Ausrufungszeichen ein, als wollten sie dem ihm Gegenübertretenden zurufen, auf der Hut zu sein vor diesem kleinen Eroberer, der sich auch darin vom Glück bevorzugt sah, daß er auf Spyker einquartiert war, denn sogar seiner Meinung nach war dieses alte Schloß einer der wenigen Orte auf Rügen, wo ein anständiger und vornehmer Mann sich einigermaßen behaglich fühlen konnte. So geruhte der gnädige Herr denn, es sich daselbst wohlgefallen zu lassen. Er bewohnte die schönsten Gemächer des Schlosses, speiste täglich mit eingeladenen Kameraden auf das Herrlichste, that

dem alten Keller seines abwesenden Wirths alle Ehre an, sorgte dafür, daß die Pferde nicht durch langes Stillstehen steif wurden, jagte in den wildreichen Wäldern nach Herzenslust und liebelte endlich mit der Pflegetochter des Grafen auf eine Weise, die einen Kundigen sehr bald errathen ließ, daß es ihm um wenig mehr als seine augenblickliche Unterhaltung und die Befriedigung einer angeborenen Laune zu thun sei.

So haben wir denn die Verhältnisse auf Spyker im Allgemeinen bezeichnet; wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Vorgängen, die sich unmittelbar an Waldemar's unvermuethetes Auftreten in diesem Kreise knüpften.

ZWEITES KAPITEL. GEORG FORST'S EMPFANG AUF SPYKER.

Als Waldemar die steinerne Treppe im Innern des Schlosses erstiegen, die zu des Kastellans Wohnung führte, näherte er sich mit lebhafter Erregung der alten Thür, durch die er als Knabe und Jüngling in früheren Tagen so oft harmlos, glücklich und hoffnungsreich getreten war, indem er sich gestand, daß vieles um ihn und in ihm verändert sei, seitdem die gewölbten Hallen den Schall seiner Schritte nicht widergedröhnt hatten. Als er an die Thür pochte, war in dem Zimmer die ganze Familie des Kastellans damit beschäftigt, ihr einfaches Vesperbrod zu verzehren, das nur aus geronnener Milch, Brod und Butter bestand, und dabei die gegenwärtigen Verhältnisse auf Spyker in Betrachtung zu ziehen, denn Gysela's, der ältesten Tochter, Bericht über Fräulein Gylfe's zunehmende Leidenschaft für den französischen Officier hatte eine allgemeine Betrübniß hervorgerufen, da man sich nicht verhehlen konnte, daß aus dieser Leidenschaft, mochte sie nun erwidert werden oder nicht, noch

viele andere heillose Dinge in Zukunft entstehen würden, Gysela, die hübscheste Tochter des Kastellans, war vor allen übrigen Mitgliedern der Familie in Stand gesetzt, über jenes Verhältniß des Capitains und Gylfe's ein Urtheil zu fällen, denn sie war es, die sich Letztere selbst zur Gesellschafterin gewählt, die mit ihr einen großen Theil des Tages verlebte und sogar Nachts ihr Zimmer theilte, welches im zweiten Stockwerk über den Gemächern lag, die zur Zeit der Captain in Anspruch genommen.

Der alte Kastellan hatte eben einige mit Seufzern gemischte Worte gesprochen und dabei der früheren glücklichen Zeiten gedacht, als er das Pochen eines Fremden auf dem Corridor vernahm. »Pst!« sagte er, »seid still, da kommt Jemand, es hat geklopft.«

Die jüngste Tochter erhob sich von ihrem Stuhle und öffnete die Thür, durch welche Waldemar Granzow nun mit lächelnder Miene eintrat.

Wie betrübt man aber auch kurz vorher gewesen sein mochte, aller Kummer war augenblicklich vergessen, als man das wohlbekannte offene Gesicht und die stattliche Gestalt des jungen Mannes wahrnahm, der sich ungezwungen wie immer den Versammelten näherte. Ja, der alte Ahlström wurde sogar über seine unverhoffte Erscheinung in ein so freudiges Staunen versetzt, daß er das Messer aus der Hand fallen ließ und, bewegungslos auf dem Stuhle sitzen bleibend, zuerst kein Wort der Begrüßung hervorzubringen vermochte. Endlich aber hatte er seine Fassung wiedergewonnen und, mit einem Rufe des Entzückens von seinem Sitze empor springend, lief er dem Hausfreunde mit herzlicher Be willkommnung entgegen, die nun von allen Seiten hervor brach und von Waldemar eben so herzlich erwidert wurde.

Der alte Ahlström war einer der Begleiter des Grafen Brahe gewesen, die sich vor zehn Jahren mit auf dem Schiffe befanden, welches am Jasmunder Ufer strandete, und denen der damalige Lootsencommandeur Granzow das Leben gerettet hatte. Von diesem Tage an waren die Familien Beider durch ein unzerreißbares Freundschaftsband vereinigt, und alle Dankbarkeit und Liebe, die der gerettete Familienvater gegen den Strandvogt hegte, hatte sich auch auf dessen Sohn übertragen, der allen Brahe'schen Beamten und Dienern noch dadurch bei Weitem näher getreten war, daß ihn der Graf mit nach Spyker genommen und seinem Sohn zum Gefährten gegeben hatte. Die ganze Familie des Kastellans wußte, was sie von Waldemar zu halten hatte, und da man auch das innige Verhältniß kannte, in welchem derselbe zum Sohne ihres Herrn stand, und die beiden jungen Leute stets beieinander zu sehen gewohnt war, so lag es in der Natur der Sache, daß bei der plötzlichen Erscheinung Waldemar's ihre Gedanken sogleich auch auf Magnus Brahe fielen.

Als sie nun aber nach einer hastigen Mittheilung Waldemar's die Ursache seines Besuches und die damit verbundenen gefährlichen Verhältnisse erfuhren, in denen sowohl er selbst, wie ihr junger Herr sich befand, da wurde ihre erste Freude um ein Bedeutendes gedämpft und ihre Hoffnungen in ebenso viele Besorgnisse umgewandelt, die Waldemar bei'm besten Willen nicht alle zu beseitigen vermochte, als auch ihm endlich über die Vorgänge in Spyker der volle Aufschluß zu Theil wurde.

Auf das Geheiß des Kastellans hatten nach einer Stunde gegenseitiger Mittheilung und nachdem die ernste Ermahnung ergangen war, daß Jedermann im Schlosse in dem

neuen Besucher nicht den alten befreundeten Waldemar Granzow, sondern einen um Alheid fregenden Seemann aus Hiddens-öe, Namens Georg Forst, zu sehen habe, seine Frau und Töchter das Zimmer verlassen müssen, und er war endlich mit Letzterem allein geblieben.

»Mein wackerer Junge,« sagte der alte Kastellan mit wehmüthiger Stimme, als die beiden Männer nun ungestört an einem Fenster standen, von dem aus sie einen Theil des Parkes bestreichen konnten, »mein wackerer Junge, ich drücke Dir noch einmal von ganzem Herzen die Hand. Aber ach, ich kann Dir nicht verhehlen, daß sowohl das, was Du bringst, als das, was Du hier findest, mir das Herz recht schwer macht. Natürlich werde ich Alles aufbieten, um den geliebten Sohn meines Gebieters hier insgeheim aufzunehmen, zu verpflegen und vor den Augen der Fremden zu verbergen, was glücklicher Weise die Einrichtungen dieses Schlosses und manche eigenthümliche Zufälligkeiten ausführbar machen, aber ich fürchte sehr, daß der Aufenthalt in dem Spukthurm da drüben, von wo aus er manches beobachten kann, was im Schlosse selbst vorgeht, gerade nicht zu seiner baldigen Genesung beitragen und daß er vielleicht noch viel kränker dadurch im Herzen werden wird, als er jetzt schon ist. Was dann im Schooße der Zukunft schlummert, das will ich mir jetzt in meinem einfältigen Verstande nicht auszumalen versuchen, aber – Dir kann ich es ja sagen – mir scheint es, als wäre der alte Stern über den Häuptern der Brahes düster verschleiert und als wären wir mit ihnen an eine Epoche gelangt, die vieles zu wünschen und zu hoffen, bei Weitem mehr aber noch zu fürchten übrig läßt.«

»Ihr habt im Allgemeinen recht, Ahlström,« erwiderte Waldemar mit ernster Miene und drückte dem Alten wiederholt die Hand, allein Ihr müßt nicht denken, daß sich Alles zum Schlimmen wendet, was eine Zeit lang in den trüben Schleier der Besorgniß gehüllt ist. Nein, nein, ich gestatte mir gar nicht, so Ernstes zu denken, das würde mich lämmen und meine Lust zu kräftigem Handeln gewaltig herabspannen. Wer weiß, ob Gylfe, – denn die liegt Euch doch am schwersten auf dem Herzen – wenn sie erfährt, daß Magnus in ihrer Nähe ist, nicht in sich geht und ganz von ihrer jetzigen Sinnesart läßt. Wenn wir das als möglich voraussetzen, ist alle übrige Besorgniß in Bezug auf Magnus unnütz, denn er wird genesen, er wird wieder ein thätiger Mann werden, und der Herr der Heerschaaren wird uns einmal von diesem Uebel des Krieges und allem, was sich daran knüpft, erlösen. Meint Ihr nicht auch?«

»Mein lieber Junge, wenn man Dich so vertrauensvoll sprechen hört, so möchte man Dir wohl in den Hoffnungen, die Du anregst, beistimmen, allein bedenke, daß Dein Freund Magnus nicht Deinen kernigen Charakter, Deine natürliche Lebensanschauung und Dein vertrauendes Gemüth besitzt. Denn Du sagst mir ja selbst, daß er noch immer der alte Schwärmer und Wolkenseher ist.«

»Ja, das ist er leider noch immer, und jetzt in seiner Krankheit sogar mehr als sonst. Allein, laßt ihn nur erst hier sein, dann wollen wir beide schon dahin wirken, daß er anderen Sinnes wird, und auch Mutter Heylike und Gysela und Alheid müssen das ihrige dabei thun.«

»Das wollen wir, und das sollen sie, ja, ja, das sollen sie, dafür will ich schon aufkommen, und Gott gebe, daß Deine Hoffnung kein Truggebilde ist. Aber nun laß uns einmal

von Dir selbst reden. Und da muß ich Dir sagen, mein Junge, daß Du Dich durch Deine Kühnheit und Deinen Muth in eine recht üble Lage gebracht hast. Wenn das Deine Alten wüßten, sie würden, wie ich, in großer Sorge sein.«

»O, sie wissen es ja nicht, und Ihr müßt Euch diese Lage nicht übler vorstellen, als sie wirklich ist.«

»Sie ist übel genug, sage ich, übel genug. Du hast hier einen feinen Spürhund vor Dir; Capitain Caillard versteht in solchen Dingen keinen Spaß. Wenn er also hinter Deine Schliche kommt, könnte es Dir schlimm ergehen.«

»Wie sollte er das? Hier in Spyker, sobald sie nur alle wissen, um was es sich handelt, wird mich niemand verrathen, und der Brief hier, den ich dem Capitain noch heute übergeben werde, muß ihm jeden Verdacht bemecken, wenn er ihn hegte. Von Magnus' Hierherkunft aber darf kein Mensch etwas erfahren, nicht ein einziger Diener – und wäre es der zuverlässigste, – und wir müssen ihm in dieser so traurigen Zeit selbst Diener sein, wie wir auch seine einzigen Freunde sind.«

»Auch Gylfe darf nicht wissen, daß er kommt?«

»Auch sie nicht, sie am allerwenigsten. Ist er erst hier, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt, und zur Berathung darüber werden wir Zeit genug haben.«

»Gut, ja, ich stimme Dir bei. Aber von Dir muß sie nothwendig Kunde haben, denn sähe sie Dich zufällig, so bedürfte es nur eines Worts, eines Ausrufs von ihr, und Dein Name, Dein Verhältniß zu den Brahes wäre auf einen Schlag aller Welt verrathen.«

»Darin habt Ihr recht, und ich werde sie noch heute besuchen und eine Unterredung mit ihr führen, die hoffentlich auch diese Befürchtung zu schanden macht.«

»Natürlich mußt Du sie sprechen, und noch bevor Du Deinen Auftrag bei dem Capitain ausrichtest. Aber Du darfst sie nicht auf ihrem Zimmer besuchen, das könnte bei dem eitlen Franzosen einen schlimmen Verdacht erwecken, und er könnte Dich auch sehen, wenn Du zu ihr gehst. Nein, nein, sie muß in diese Stube kommen, sobald sie daheim ist, und das kann nicht lange dauern, denn sie sind lange genug auf ihrem Spazierritt gewesen und dehnen ihn nie bis zur Nacht aus.«

»Gut, besorgt das, ich verlasse mich in allem auf Euch, da Ihr die Verhältnisse besser kennt als ich.«

Während dieses Gespräches war der Abend ganz her eingebrochen. Die von Bäumen beschattete Umgebung des Schlosses, seine dicken Mauern und die im Verhältniß der großen Zimmerräume sehr kleinen Fenster ließen es im Innern derselben noch dunkler erscheinen, als es draußen war. Daher gebot der Kastellan einer seiner Töchter, Licht herein zu bringen, und schloß die Vorhänge der Fenster, nachdem er noch einmal hinausgelauscht und sein Ohr in die Richtung der Eingangspforte des Schloßhofes vorgebeugt hatte.

»Ich glaube, sie kommen,« sagte er, das Fenster schließend und sich zu Waldemar zurückwendend, »wenigstens habe ich das Schnauben von Pferden und heiteres Gelächter von Menschenstimmen vernommen. Gysela, begieb Dich in Dein Zimmer hinauf und wenn Fräulein Torstenson eingetreten ist, bitte sie in meinem Namen, sich zu mir herunter zu bemühen, ich hätte ihr etwas mitzutheilen, was ich ihr nur in meinem Zimmer sagen kann.«

Gysela wollte soeben gehorchen, als sie, auf den Corridor tretend, die kleine Cavalcade auf den Schloßhof eintreten hörte und gleich darauf auch vom Fenster aus sah. Voran

ritt Gylfe, mit dem Capitain Caillard auf der einen und dem Lieutenant Challier auf der andern Seite, hinter ihnen zwei Chasseurs und endlich ein Diener des Schlosses, ohne den sich die Dame des Hauses nie von demselben entfernte.

Der Capitain sprang galant vom Pferde, um die Dame aus dem Sattel zu heben; dann aber einige Worte zu ihr sprechend, empfahl er sich, um noch einen Diensttritt in die Umgegend zu unternehmen. Als Gylfe in das Schloß eingetreten war, setzte er sich wieder auf und sprengte mit seinem Gefolge davon, während sie, ein lustiges Liedchen trillernd, die Stufen hinanstieg, um in ihre Zimmer zu gelangen.

Gysela, nachdem sie die Begleitung der Dame wieder abreiten gesehen, trat ihr rasch entgegen und bat sie im Namen des Vaters, einen Augenblick dessen Wohnung zu betreten.

»Ei, guten Abend, Gysela!« erwiderte die Angeredete mit ihrer hellen und etwas scharfen Stimme. »Wie, ich soll zu Deinem Vater kommen? Ja, ja, herzlich gern, ich werde überdies heute Abend Langeweile haben. Aber, Kind, warum gehen wir denn erst die steile Treppe hinauf? Laß uns doch gleich unten bleiben, er kann mich ja auch im Reitkleide sprechen.«

Kaum hatte sie es gesagt, so ruhte ihre behandschuhte Rechte schon auf dem Thürdrücker und einen Augenblick später war sie in das Zimmer getreten, wo sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung nicht den alten Kastellan, sondern einen ihr bei'm ersten Anschauen gänzlich unbekannten schönen und kräftigen Mann bemerkte, der sie, statt sich respectvoll vor ihr zu verbeugen, in gerader Haltung erwartete, ohne auch nur die Miene zu verrathen, ihr einen halben Schritt entgegenzukommen.

Aber dieser junge Mann war nicht minder überrascht, als Gylfe, da er mit klopfendem Herzen die Pflegetochter seines Wohlthäters in ihrer jetzigen vollendeten körperlichen Entwicklung, noch dazu in der nie an ihr gesehenen kleidsamen Tracht vor sich sah. Gylfe trug ein schwerfältiges Reitkleid von grünem Tuche, dessen Schleppe sie über den linken Arm geschlagen hatte, während sie in der mit einem gelben Handschuh überzogenen Linken ihr Taschentuch und in der Rechten eine elegante Reitpeitsche hielt. Ihre hellen Locken, von dem scharfen Ritt in der Abendluft etwas in Unordnung gerathen, wallten lang auf ihren Nacken herab und fielen, die hochgefärbten Wangen streifend, in zwei dicken Ringeln über ihren Busen nieder. Auf diesen Locken trug sie einen keck aufgestülpten kleinen schwarzen Filzhut, dessen weiße Schwungfeder eine stählerne Agraffe etwas zur Seite befestigte. Um ihren elfenbeinfarbigen Hals schloß sich endlich ein feiner Spitzenkragen, der vorn über der Brust durch eine edelsteinfunkelnde Broche zusammengehalten wurde.

Die mit dieser kurzen Schilderung eingeführte Dame hätte nun, wie man danach denken sollte, einen angenehmen Eindruck auf den Sohn des Strandvogts hervorbringen sollen, allein das war eigentlich nicht der Fall. Waldemar war im ersten Augenblick allerdings über die ganze Erscheinung betroffen, die er sich nicht ganz so vollendet vorgestellt hatte, jedoch war er ein viel zu einfacher Naturmensch, um an der gekünstelten vornehmen Haltung, die sie annahm, und an dem eigenthümlich prüfenden Ausdruck der Augen, was beides sie früher nicht in dem Grade gezeigt, ein ungeheucheltes Wohlgefallen zu empfinden, wobei wir nicht unerwähnt lassen dürfen, daß ihm das sichtbar aufgeblähte Wesen der jungen Reiterin nicht im Geringsten imponirte.

Gylfe, einen »guten Abend« auf den Lippen tragend, da sie den alten Ahlström im Zimmer zu finden glaubte, verschluckte diesen Gruß, trat einen Schritt, den sie bereits dem Anwesenden entgegen gethan, zurück und hob verwundert die Rechte in die Höhe, worin sie die Peitsche trug, was, so anmuthig die Bewegung war, die es ausführte, ihr doch den Anschein gab, als wollte sie sich gegen irgend Wen zur Wehr setzen.

Diese seltsame Bewegung reichte hin, Waldemar seine ganze Fassung wiederzugeben. Er trat einen Schritt näher, verbeugte sich lächelnd und sagte: »Hoffentlich, mein Fräulein, wollen Sie mich nicht züchtigen, daß ich Ihnen diese Ueberraschung bereitet habe.«

Gylfe schrak wie vor einer körperlosen Erscheinung zurück, als sie diese Stimme vernahm und durch sie deren Besitzer erkannte; augenblicklich aber fühlte sie sich durch die vernommene Anrede aus einer Verlegenheit gerissen, in die sie sonst leicht hätte gerathen können. Denn sobald sie ihren Jugendgespielnen Waldemar Granzow, den Busenfreund Magnus Brahe's erkannt, wußte sie nicht, wie sie ihn anreden solle, da ihr das trauliche Du der früheren Jahre bei diesem stattlichen Manne, der ihr auf den ersten Blick ein gewisses Behagen erweckte, nicht recht passend erscheinen wollte.

»Waldemar!« hauchte sie erschrocken hervor. »Sind Sie aus den Wolken gefallen? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?«

»Sie stellen mir in einem Athem eine dreifache Frage,« lautete die mit klangreicher Stimme gesprochene Antwort, »und ich muß mir daher erlauben, eine nach der andern zu beantworten. Aus den Wolken bin ich zuerst nicht gefallen,

denn wie Sie wissen, war es nie meine Art, in höheren Regionen zu schweben, als die mir die Natur zugewiesen – so bin ich denn auch heute auf meinen guten Füßen nach Spyker gekommen. Woher ich aber komme, Gylfe? Geradeswegs aus einem Lande, welches die Herren, die auch hier die Meister spielen, mit Krieg überziehen. Und was ich hier will? Soll ich Ihnen auch darauf Antwort geben? Oder wäre Gylfe Torstenson das Gefühl unbekannt, welches einen dankbaren Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Stätte seiner Heimat zieht?«

Gylfe, von dem festen Tone, der männlichen Haltung und dem energischen Gesichtsausdruck, die mit dieser Stimme vergesellschaftet waren, betroffen, fühlte instinctartig, daß ihr hier in ihrem Jugendgespielen ein Mann gegenübergetreten sei, auf den die weiblichen Kunststücke, in denen sie von jeher Meisterin gewesen, keinen tiefen Eindruck machen würden. Es war kein leichtblütiger, scherzender Franzose, den sie vor sich sah, sondern ein gerader, ruhiger und verstandesklarer Rügianer, der noch überdies den Vortheil auf seiner Seite hatte, ihre ganze Vergangenheit zu kennen und aus dieser Kenntniß einen Schluß auf ihr gegenwärtiges Verhältniß zu ziehen. Dennoch war sie Eva's Tochter genug, um ein kleines Kunststück zu versuchen, um dadurch den starren Seemann vielleicht etwas zugänglicher und biegsamer zu machen. Sie ließ sich daher auf einen Stuhl fallen, warf die Reitpeitsche auf den Tisch, löste den kleinen Hut von den Locken und legte auch ihn daneben, worauf sie endlich die Handschuhe auszog, ihre blühende Wange auf die schöne Hand stützte und mit einem langgezogenen Seufzer die Miene einer nachdenklich Trauernden annahm.

Waldemar sah das Alles mit unerschütterlicher Ruhe an, nur sein Auge folgte ihren graciösen Bewegungen, seine Haltung und sein Gesicht aber blieben starr und kalt, wie sie vorher gewesen waren.

»Waldemar!« sagte die Schöne mit beinahe wehmüthig klingender Stimme, »treten Sie näher und reichen Sie Ihrer alten Freundin die Hand – da – es wundert mich, daß ich Sie erst dazu auffordern muß. Wir haben uns lange nicht gesehen, nicht wahr?«

»Sehr lange nicht, das ist wahr, und ich glaubte schon, Sie hätten Magnus und mich gänzlich vergessen.«

»Waldemar! Wofür halten Sie mich?«

»Für Gylfe Torstenson, die Pflegetochter des Grafen Brahe, des Besitzers dieses Hauses, und für Magnus Brahe's Schwester!«

Bei diesen mit ruhiger Ueberlegung gesprochenen Worten erröthete Gylfe stark, hielt aber immer noch seine ihr hingereichte Rechte in ihrer warmen weichen Hand fest. »Das bin ich,« erwiderte sie leise und ließ dann plötzlich Waldemar's Hand fahren, der jetzt dicht vor ihr stehen blieb, mit adlerartigen Blicken ihre Gestalt überflog und endlich ihr irrendes Auge zu fesseln suchte. »Das bin ich, ach! Wie lange ist es her, daß wir uns nicht so nahe gestanden?«

»Fünf Jahre, Gylfe, und Magnus Brahe ist unterdeß, wie Sie aus der Jungfrau ein Weib, so aus dem Jüngling ein Mann geworden.«

»So einer wie Sie?«

»Ich verstehe diese Frage nicht ganz, sprechen Sie sich deutlicher aus.«

Gylfe überlief ein eisiger Schauer, der ihre zarten Glieder sichtbar erbeben machte. Sie ahnte wirklich, daß wenigstens Waldemar ein Mann geworden war, und der Gedanke an ein fern im Schooße der Zeiten liegendes Wehe, das sich nur in unbestimmten dunklen Umrissen vor dem Auge ihrer ahnenden Seele zeigte, kam über sie, ein Wehe, das sich über sie ergießen würde oder könnte, wenn Magnus seinem Freunde glich und erfuhr, was für Gedanken sie in diesen fünf Jahren gehegt und welche leichtfertigen Handlungen daraus hervorgegangen waren. Nie wie in diesem für sie wirklich qualvollen Augenblicke war ihr klar geworden, daß sie nicht ganz die Wege gewandelt, die ihr die Sitte, ihr Geschlecht, ihre Abstammung und die dankbare Gesinnung gegen die Brahe'sche Familie vorgezeichnet hatten, und doch – doch besaß sie nicht Kraft und Willensenergie genug, mit ihrer Gegenwart zu brechen und für die Zukunft eine andre werden zu wollen. Wie nun bei leichtblütigen Wesen ihrer Gattung Stimmungen und Launen wechseln, gleich wie die trügerische Welle bald hoch, bald tief sich neigt, so sprang sie auch jetzt von dem trüben Gedanken ab, der sie ergriffen hatte, und indem sie ihren ganzen Geist zusammenraffte, ihr beizustehen und sie aus der Schlinge zu ziehen, die ihr vorgehalten ward, gedachte sie mit Blitzesschnelle der schönen paradiesischen Zeit, die sie, so unangetastet in unbeschränkter Willkür, in den letzten Monaten verlebt hatte, erhob sich rasch von ihrem Platze, trat vom Tische und den hell brennenden Lichtern fort und sagte höflich, aber bei Weitem kälter als vorher:

»Ich werde Ihren Wunsch ein andermal erfüllen. Jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß ich mich freue, Sie wieder zu sehen, doch erlauben Sie wohl, daß ich gehe, um mich umzukleiden?«

»O!« erwiderte Waldemar ernst und trat ihr in den Schatten des Zimmers nach – »ich bin noch nicht fertig, Gylfe, ich habe noch ein ernstes Wort mit Ihnen und zwar auf der Stelle zu reden.«

»Wie? Ein ernstes Wort, sagen Sie? Sprachen wir denn noch nicht ernst genug bisher? Was wollen Sie mehr von mir?«

»Ich will Sie nicht lange aufhalten, nur will ich Sie ganz ehrlich fragen, ob ich in Ihnen eine Freundin oder das Gegentheil vor mir habe – wohlgemerkt, wenn ich das Wort Freundin gebrauche, so meine ich damit eine unbegrenzte Ergebenheit an mein und meines Freundes Interesse. Denn Sie müssen wissen und wissen es sicher, daß ich mit Magnus auf der Seite derer stehe, die gegen die Franzosen kämpfen, dieselben Franzosen, mit denen Sie hier in einem Hause und, wie es scheint, in vertraulich geselligem Verkehr leben. Ich bin nun in einer ernsten Angelegenheit und mit einem bestimmten Auftrage an Capitain Caillard abgesandt und diesen Auftrag werde ich erfüllen, sobald er von seinem Ritte zurückgekehrt sein wird.«

Gylfe's Busen hob sich höher und höher, und ein unbestimmtes Angstgefühl kam abermals über sie. Wie durch innere Hingebung fühlte sie, daß sie an einen Wendepunkt ihres Lebens gelangt und der Fall nicht unwahrscheinlich sei, daß sie sich offen und ein für alle Mal *Für* oder *Wider* entscheiden müsse.

»Ein Auftrag an Capitain Caillard?« sagte sie zitternd und etwas erbleichend mit matter Stimme. »Was geht das mich an?«

»Es geht Sie sehr nahe an, denn es hängt von Ihnen ab, mich als den zu verrathen, der ich wirklich bin, als Waldemar Granzow aus Sassenitz, oder mich als den zu bestätigen, für welchen ich hier eine Zeit lang gelten will.«

»Und für Wen oder Was wollen Sie hier eine Zeit lang gelten?«

»Für Georg Forst, einen Seemann, der keine Dienste im gegenwärtigen Kriege nimmt, aus Greifswald gebürtig und ein Verwandter des Herrn von Bagewitz auf Kloster ist. Wie gesagt aber, es steht in Ihrem Belieben, Jedermann mitzutheilen, daß ich Waldemar Granzow bin, ein Mann, den man seit langer Zeit verfolgt, weil er seinem Vaterlande treu ergeben, ein Feind des Feindes desselben ist, und daß ich, ich, der innigste Freund der Brahes, in diesem Schlosse bin, um hier zu spioniren —«

Gylfe ließ ihn nicht aussprechen. Schon lange war sie in Zorn aufgeflammt, obgleich ihr diese letzte Zumuthung eben so viel Gram wie Zorn verursachte. Mit glühendem Gesicht war sie Waldemar immer näher getreten, ließ ihr Auge beinahe düster auf seinem unbeweglich ruhigen Gesicht funkeln und sagte, indem sie seinen Arm faßte und heftig schüttelte: »Wofür halten Sie mich, frage ich noch einmal?«

»Und noch einmal antworte ich,« klang es ihr fest aus unerschütterlicher Brust entgegen, »für Gylfe Torstenson, die Pflegetochter des Grafen Brahe und Magnus Brahe's Schwester und Freundin.«

Jetzt endlich hatte Gylfe ihn ganz verstanden. Sie schlug die Hände vor's Gesicht und sank auf einen Stuhl nieder,

fuhr aber rasch wieder empor, weil ihr eine neue Besorgniß durch die Seele schoß. »Wollen Sie hier etwas gegen die Feinde Ihres Vaterlandes unternehmen?« fragte sie bekommern.

»Aengstigt Sie das? Nein? Nun, dann sage ich Ihnen ehrlich, daß ich nichts unternehmen will, wenn diese Feinde gegen mich nichts unternehmen. – Wollen Sie mich für Georg Forst anerkennen?«

»Fragen Sie mich nicht – lesen Sie das Ja aus meinen Augen, meinem Herzen – ja, ja, ja, ich erkenne Sie dafür an – nur *eine* Bedingung habe ich dagegen.«

»Welche ist das?«

»Sie dürfen auch gegen mich nichts Feindliches unternehmen – bei Niemandem – nirgends!«

»Wie sollte ich – was denken Sie von mir?«

»Sie sind der Freund Magnus Brahe's, sagen Sie –«

»Nun ja, in diesem Punkte begegnen wir uns – was denn weiter?«

»Verläumden Sie mich nicht!« preßte sie beinahe mit Thränen heraus.

Waldemar fühlte, daß mit diesen Worten ihr Gewissen gesprochen hatte, und er schöpfte wieder einige Hoffnung, für sie und sogar für seinen Freund. »Nein,« sagte er dreist und ehrlich, »ich werde Sie nicht verläumden und hoffe auch keine Gelegenheit dazu zu haben. Aber um noch einmal auf meinen zweiten Namen zurückzukommen, so muß Ihr Wort nicht allein für heute und morgen, sondern so lange gelten, wie ich hier bin.«

»Für immer, wenn Sie wollen.«

»Auch nicht für immer, nur für die Zeit, wo ich auf Spyker weilen werde, denn ich gehe morgen von hier fort, um in einigen Tagen wieder zurückzukehren.«

Gylfe erschrak von Neuem, aber sie bezwang sich, um diese letzte innerliche Regung nicht sichtbar werden zu lassen, obgleich ihr die letzten Worte die peinlichsten waren, die Waldemar noch gesprochen hatte. Denn was wollte er hier, in dieser Zeit – unter Männern, die ihr angenehm und seine bittersten Feinde waren?

»Sie dürfen mich aber nicht verantwortlich machen, wenn man Sie endlich ohne mein Zuthun erkennt,« sagte sie, »denn man wird nicht minder aufmerksam und scharfsinnig sein als Sie.«

»Wie wollte ich! Ihr Wort, schweigen zu wollen, genügt mir – wenn ich es erst habe.«

»Waldemar!« bat sie mit so weichem Tone, wie sie ihn hervorbringen konnte, und streckte ihre schöne Hand noch einmal mit einem eigenthümlichen Blicke gegen ihn aus. Aber wenn sie durch frühere Erfolge verwöhnt war, bei so anmuthiger Bewegung, so verführerisch tönendem Laute und solchem schmelzenden Blick alle Stirnen sich vor ihr beugen zu sehen, so hatte sie diesmal eine Ausnahme von der Regel vor sich. Waldemar stand aufrecht und still wie eine Eiche vor ihr und streckte nur flüchtig und gleichgültig seine Hand gegen die ihre aus.

»Auch *wir* sind Freunde!« flüsterte sie, seine Hand wiederholt drückend.

»Ich hoffe es, daß wir es sein und bleiben können.«

»In Wahrheit, Sie hoffen nichts Unmögliches. Was an mir liegt, soll geschehen, um Sie mit mir auszusöhnen, denn das

sehe ich mit den Augen und dem Herzen zugleich, daß Sie nicht mehr sind, was Sie mir vor fünf Jahren waren.«

»Was war ich Ihnen da?«

»Oft der Vertraute mancher meiner kleinen Leiden.«

»Haben Sie jetzt vielleicht große?«

»Ja, wenn ich Ihr unbewegliches Gesicht sehe, Ihre Hand fühle, die kalt in der meinen ruht, und dabei denken muß, daß Sie mich hassen.«

»Ich hasse Sie nicht, nein, Gylfe, darin erkennen Sie mich – doch halt! Da kommt der Capitain, ich höre sein Pferd –«

Gylfe erhob horchend den ausdrucksvollen Kopf und schüttelte die wogenden Locken von den Ohren. Nie war ihr der französische Liebhaber – denn das war er ihr in der That – zu ungelegenerer Zeit gekommen. »Ja,« sagte sie, »er ist es. Ich will Sie jetzt verlassen, er soll mich nicht in meiner Erregung sehen – bleiben Sie hier, Waldemar, ich gehe – es bleibt bei unseren Versprechungen.«

Und wie eine Sylphe zur Thür fliegend und doch sich unterwegs holdselig gegen den verwunderten Jugendfreund neigend und ihm mit zärtlichen Augen zunickend und grüßend, verschwand sie vor Waldemar, wie uns oft in der Nacht ein Stern verschwindet, der uns so glänzend schien, so göttliches Licht versprach und doch sich hinter einer kleinen unbedeutenden Wolke verlor, die von unserer Erde selbst emporgestiegen war.

Waldemar blieb allein, tief in Gedanken versenkt. Er hörte nicht, daß der Capitain mit seinen Begleitern vor die Thür

sprengte, abstieg, durch den Corridor dicht an des Kastellans Zimmer vorbei und dann die Treppen zu seiner Wohnung hinaufschritt, denn in seinem Herzen wogte eine trübe bittere Welle auf, die die Erinnerung an allen Glanz und alle Schönheit, die er soeben noch vor Augen gehabt, mit wegschwemmte. »Magnus,« sprach er leise vor sich hin, »armer Magnus, wie sehr bedaure ich Dich! O, sie hat nicht ein einziges Mal gefragt, wie es Dir geht, wo Du weilst, nicht ein einziges Mal gesagt, daß sie Dich gern bald wiedersehen möchte! O, und das wenigstens hättest Du doch wohl um sie verdient! Aber was gilt hier Verdienst, wo das Willkürliche von allen erschaffenen Dingen, die Laune eines herzlosen Weibes, gebietet! O Weiber, Weiber! Und Ihr wollt vorzugsweise vor allen übrigen Menschen ein fühlendes Herz haben? Bei Gott, das hätte Hille nicht – Hille? Ha! Wie kommt mir denn die hier in's Gedächtniß? Pfui, so gering an Stand und Bildung sie gegen diese glänzende Puppe ist – ich mag sie doch nicht, nicht einmal in Gedanken neben ihr stehen haben, denn diese Gylfe wirft in meinen Augen einen Schatten, der selbst die Unschuld und Lieblichkeit einer Hille verdunkeln könnte!« –

Der Kastellan, der schon mit Ungeduld auf Gylfe's Entfernung gewartet hatte, kam in diesem Augenblick von dem Corridor herein, wo er mit dem Capitain gesprochen, und berichtete, daß er in Betreff Waldemar's Alles vorbereitet und ihn bereits als Georg Forst bei jenem angemeldet habe. »Nun, mein Junge,« sagte darauf der gute Alte, »bist Du befriedigt von Deiner Unterhaltung mit der kleinen Königin von Spyker? Mir scheint es nicht ganz so, denn Dein ehrliches Gesicht, das jeden Zug Deines Herzens verräth, ist etwas in Wolken gehüllt – hab' ich Recht?«

»O, mein guter Ahlström, ich dachte in diesem Augenblick nicht an meine eigene Befriedigung, vielmehr an die Befriedigung dessen, den wir beide mehr lieben als uns selbst. Magnus aber wird, so fürchte auch ich, wenn er hierherkommt, mehr Wunden empfangen, als er zu heilen sucht.«

»Aha, also das ist's! Nun, das habe ich längst gewußt, und auf *den* Kummer bin ich vorbereitet. Gebe nur Gott, daß wir nicht noch größeren vor uns haben, denn das Unheil, dessen Farbe man kennt, ist nie das schlimmste von allen. Jetzt aber geh hinauf zu dem Herrn und sieh Dir seine gnädige Miene an. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du vor einen Mann trittst, der als kleiner Herr sich das Abbild eines viel größeren zu sein dünkt – wundere Dich also nicht zu sehr über seine Würde, und wäge Worte und Miene ab, denn Du hast etwas in Deinem Aeußersten, was nicht wie knechtische Unterwerfung aussieht, die diese Herren fordern. Der Capitain aber hat scharfsichtige Augen und weiß sie zu gebrauchen, also hüte Dich.«

»Da ich mich vor Niemandem fürchte und immer gerade herausspreche, was ich denke, so trete ich meinen Gang zu ihm mit leichtem Herzen an. Gehabt Euch wohl und laßt mir mein Zimmer bald zurecht machen, ich bin etwas müde von meinem Tagewerke; die Arbeit, wozu mich diese Gylfe veranlaßt hat, gehört zu meinen seltensten, ich bin also nicht geübt darin. – Welches Zimmer bewohnt der Herr?«

»Das Jagdzimmer, mein Junge!« erwiderte seufzend der Alte.

Waldemar schritt mit dem ruhigsten Gleichmuth, wie er ihn stets, selbst in größeren Gefahren bewahrte, als er jetzt entgegenging, die breite Treppe hinauf, wandte sich im ersten Stockwerk zur Rechten, kreuzte eine steinerne Halle,

die mit alten Fahnen, Waffenstücken und Ahnenbildern geschmückt war, und langte endlich vor einer Thür an, die ein Diener bewachte, der halb Reitknecht, halb Kammerdiener zu sein schien, denn er roch stark nach Pferden und duftete zugleich fast so lieblich wie sein Herr von feinen Wohlgerüchen.

»Ist der Herr Capitain zu sprechen?« fragte Waldemar den doppelgestaltigen Diener, der eben erst aus dem Zimmer seines Herrn gekommen war, wo er ihm bei'm Umkleiden geholfen hatte.

»Wen habe ich die Ehre zu melden?«

»Mein Name ist Georg Forst.«

»Ah, da sind sie ja schon von dem Kastellan gemeldet – treten Sie ein.«

Waldemar überschritt die Schwelle und sah ein Zimmer wieder, das ihm schon viele Jahre bekannt und wegen der mannigfachen wohlthuenden Erinnerungen, die sich daran knüpften, überaus theuer war. Es war ein großes, tiefes und hohes Gemach mit außerordentlich dicken Wänden, die mit braungebeiztem und polirtem Holzgetäfel überzogen waren, in welches kunstverständige Hände alle möglichen Jagderfordernisse mit feinen bunten Holzstücken bilderartig eingelegt hatten. Jede von den vier Wänden war wiederum in große Quadratfelder getheilt, aus deren Mittelpunkte je ein Hirschkopf von Holz hervorsprang, der ein prächtiges Geweih trug. Auch zwischen diesen großen Köpfen sprangen in regelmäßigen Zwischenräumen kleinere Thiergestalten hervor, unter denen Reh- und Fuchsgesichter am häufigsten waren. Auf alterthümlichen Consolen standen daneben in mannigfachen Abwechselungen ausgestopfte Vögel, vom

gewaltigen Steinadler, dem Könige der Spyker'schen Forsten, bis zum kleinsten Geflügel herab. Ueber dem gewaltigen Kamin von dunkelgeeadertem Sandstein prangte ein schönes Jagdbild von der Hand eines niederländischen Meisters, den schlafenden Endymion und die ihn belauschende Diana vorstellend, und auf demselben waren eine Menge Dinge ausgestellt, die alle in ihrer Gestalt und ihrem Stoffe die Liebhaberei des Erbauers dieses Saales zur Anschauung brachten, denn sie bezogen sich sämmtlich auf die Jagd oder stammten von einer derselben her, die vor Zeiten in der Nähe des alten Schlosses in den gewaltigen Wäldern der Stubnitz abgehalten waren. Von dem Mittelpunkt des Plafonds, den ebenfalls Jagdattribute, in holzfarbiger Stuccatur gearbeitet, schmückten, hing an einer eisernen Stange eine Art Kronleuchter herab, der aus größeren und kleineren Stücken zusammengesetzt war, die gleichfalls der Jägerei angehörten, denn man sah hier alle möglichen Arten Geweihe, Zähne und Klauen von Waldthieren vertreten und zu einem künstlerischen Ganzen von ganz eigenthümlicher Wirkung vereinigt.

Dieser Einrichtung im Ganzen entsprach die Ausstattung des Zimmers im Einzelnen, namentlich in Bezug auf die allerdings sehr einfachen Möbel. Auch die vorhandenen Tische und Sessel waren künstlich geschnitten und meist mit Dingen bedeckt, die in Bezug auf Form und Geschmack zu den Zierrathen der Decken und Wände paßten. In der Mitte der einen Wand aber, zwischen manneshohen Candelabern von versilbertem Zinn, auf denen ungeheure Wachscherzen brannten, wie deren kleinere an verschiedenen Stellen das weite Gemach zu erleuchten versuchten, stand ein mit grünem Atlas überzogenes daunenweiches Ruhebett, an dessen

Kopfende ein Tisch aufgestellt war, den verschiedene Luxusgegenstände füllten, die alle einer modernen Zeit angehörten und weichlicheren Gewohnheiten entsprachen, als sie früher in diesem altehrwürdigen Saale zu Hause gewesen waren.

Und so kommen wir denn zu den Besitzthümern, die nicht dem Geschmack des Erbauers dieses Schlosses ihr Da-sein verdankten und sehr wenig mit den gediegenen und alterthümlichen Geräthschaften darin übereinstimmten, dagegen, um so mehr die Richtung des Geschmacks und der Sitten des jetzigen Bewohners enthüllten. Denn fast sämmtliche, hier und da herumstehende kleine Tische waren mit Gegenständen modernsten Prunkes überladen, meist waren es sogenannte Toilettenspielereien, die einen weichlichen weibischen Sinn verriethen, und am zahlreichsten waren darunter Pomadentöpfchen, Fläschchen und Tincturen, Seifen und Parfüms vertreten, die einen Duft aushauchten, der diesem ehrwürdigen Zimmer ein ganz eigenthümliches kokettes Gepräge verlieh, wo sonst nur der natürliche Geruch alten Cedernholzes wahrgenommen ward, der aus ähnlichen Gemächern einer längst vergangenen Zeit selten ganz verschwindet. Der Tisch vor dem Ruhebett aber war mit buntem, theilweise bemaltem Schreibpapier, gleichfalls stark parfümiert, mit Federn, deren Bart papageiartig blau und roth gefärbt war, und einem Tintenfaß von getriebinem Silber belegt, dessen Hauptgruppe eine Venus bildete, die kokett mit dem geflügelten Amor spielte.

Auf dem Ruhebett selbst nun, gemächlich ausgestreckt und aus einer türkischen Pfeife narkotische Rauchwolken entsendend, lag *Monsieur le Capitaine François de Caillard*

selber, gegenwärtig, nachdem der Dienst und das Vergnügen im Freien beendet war, in ein Negligée gekleidet, das zwischen der Tracht eines Chinesen, eines Griechen und eines Türken die Mitte zu halten schien, denn es war phantastisch, seltsam und abenteuerlich genug.

Monsieur de Caillard hatte beabsichtigt, den ihm bereits gemeldeten Besuch liegend zu empfangen, um auf ihn den Eindruck eines vornehmen, bedeutenden und in nobler Ruhe hingegossenen Mannes zu machen; als er aber diese kräftige, hohe Gestalt mit dem energischen Kopfe, der den seingen um eine Gesichtslänge überragte, dem Adlerantlitz und einer Haltung eintreten sah, die der eines siegesgewohnten Seehelden auf ein Haar glich, erhob er sich unwillkürlich und trat ihm mit etwas verwunderter Miene entgegen, die nicht ohne eine geringe Beimischung eines unbestimmten Verdachtes war.

»*Bon soir, monsieur!*« wollte er sagen, aber das Wort blieb ihm im Munde stecken, als er den jungen Mann sich ruhig verbeugen, dann stillstehn und ihm mit festem Blick in das funkelnnde Auge schauen sah.

»Sprechen Sie Französisch?« sagte er endlich in gebrochenem aber verständlichen Deutsch – einer Sprache, die schon damals, als Rügen noch schwedisch war, von Jedermann auf der Insel gesprochen wurde, also verrieth, wohin die stillen Sympathien des Volkes neigten.

»Nein, Herr Capitain,« erwiderte Waldemar mit seiner mächtigen Stimme, obgleich er hiermit eine Unwahrheit aussprach. »Dazu bin ich nicht gelehrt genug. Ich bin nur ein einfacher Seemann, der ein gutes Schiff regieren kann, und weiter nichts.«

»Sie heißen Georg Forst?«

»Und bin aus Greifswald gebürtig, ja!«

»Was wünschen Sie von mir?«

»Der Zufall hat mich mit dem Kaiserlichen Officier der Kriegspolizei, Herrn Dübois, in Hiddens-öe zusammengeführt. Ich habe mit ihm die Fahrt nach Wittow gemacht und da er erst morgen oder übermorgen seinen Weg über Spyker nimmt, seine Meldung aber schon gern früher in Ihren Händen sehen wollte, so hat er mich beauftragt, Ihnen, Herr Capitain, diesen Brief einzuhändigen, in den jene Meldung eingeschlossen ist.«

Der Capitain, einen stechenden Blick auf das unbewegliche Antlitz des Seemanns werfend, nahm den Brief, trat an eine der großen Kerzen und las ihn nebst dem Befehl des commandirenden Generals in Stralsund langsam bis zu Ende, dann und wann jenen Blick wiederholend, der aber, wie Waldemar bemerkte, immer freundlicher und vertrauensvoller wurde.

»*Eh bien!*« sagte er lächelnd, als er fertig war, »Mr. Dübois schildert Sie als einen zuverlässigen Mann, der ihm gute Dienste geleistet, und dabei kräftig und gewandt – *c'est bon! Courage, mon ami!* Die Burschen aber, die hier signalisiert sind, Waldemar Granzow aus Sassenitz und seinen Herrn, die beide Verräther und Deserteure sind, wollen wir schon fassen. Uns entgeht man so leicht nicht. Ich werde morgen selbst nach Sassenitz reiten und die nothwendigen Befehle ertheilen. Aber ich bin der Meinung, unsre Bemühungen um sie an diesen Orten werden vergeblich sein, denn hierher kommen sie gewiß nicht, da sie Jedermann kennt und sie auch wissen müssen, daß wir hier sind. *Mais cela ne fait rien* – ich danke Ihnen. Was hat Sie sonst herbeigeführt?«

Waldemar stockte etwas mit der Sprache, senkte den Kopf und drehte, scheinbar in einer Art unwillkürlicher Verlegenheit, die natürlich genug ausfiel, den Hut in der Hand. »Ich kenne die Tochter des Kastellans —« sagte er leise.

»Ah!« unterbrach ihn der Capitain, »*c'est cela, que Vous touche!* Die also hat Euch hierher gelockt?«

»Ja, Herr Capitain.«

»*C'est joli. Courage, mon ami,* sage ich. Geht und thut Eure Pflicht, ich will Euch nicht im Wege sein. Wie lange werdet Ihr hierbleiben?«

»Ich wollte morgen schon wieder fort, da ich in Wittow eine alte Verwandte besuchen möchte; denke aber, es werde mir gestattet sein, in einigen Tagen wieder vorzusprechen und meine Bewerbung fortzusetzen.«

»Darin will ich Euch nicht hinderlich sein – aber halt! Ihr wollt morgen nach Wittow?«

»Ja, Herr Capitain, wenn Sie es erlauben.«

Der Capitain dachte eine Weile schweigend über etwas nach. »Ihr könnt mir vielleicht einen Dienst leisten,« sagte er plötzlich. »Ich brauche sehr nothwendig Hafer für meine Pferde, und aus Wittow soll ich ihn holen lassen. Ihr versteht ein Schiff zu führen – wollt Ihr das Geschäft übernehmen?«

Waldemar richtete sich in seiner ganzen Höhe empor und ein freudiger Ausdruck verklärte sichtbar seine Züge. »Gern,« sagte er rasch, »aber ich habe kein Boot.«

»Hoho! Dafür werde ich sorgen, und Ihr könnt zwei Schlingel aus diesem Hause mit Euch nehmen, die Euer Handwerk verstehen. Ehe Ihr morgen abgeht, werde ich Euch den Ort näher bezeichnen. *Bon soir, mon ami!*« Und er

nickte mit dem Kopf und machte eine Handbewegung dabei, die Waldemar, da sie mit kaiserlicher Grandezza ausgeführt wurde, nicht mißverstehn konnte. Gleich darauf hatte er sich verbeugt und das Zimmer verlassen, um die wohlverdiente Ruhe zu suchen, während der Capitain seinen Lieutenant rufen ließ, um noch ein Spielchen mit ihm zu machen.

DRITTES KAPITEL. DIE HAFERFRACHT.

Als Waldemar aus dem herrschaftlichen Stockwerk in das Erdgeschoß hinabgestiegen war, fand er den alten Ahlström, der kaum seine Neugierde bezwingen konnte, über den Ausgang der eben stattgefundenen Unterredung etwas zu vernehmen, schon seiner wartend. Er führte ihn rasch in das gastlich hergerichtete Zimmer, das dicht neben dem seini gen lag, und bei einem kräftigen Nachtessen und einer guten Flasche Wein hörte er mit Befriedigung Waldemar's Erzählung an, den Einfall des Capitains, ihn nach Wittow zu schicken, preisend, weil ihm dadurch selbst die Möglichkeit an die Hand gegeben, den kranken Freund in die Heimat einzuschmuggeln. So verabredeten sie denn Alles möglichst genau und setzten die Nacht des drittfolgenden Tages für die Rückkehr mit Magnus fest, während welcher Zeit der Kastellan Alles zur Aufnahme des Kranken im Spukthurm heimlich in Bereitschaft setzen wollte. Da die Eingangsthür zum Schlosse Tag und Nacht von einer Schildwache beobachtet wurde, so mußte man die lange verschlossen gehaltenen eisernen Thüren des Ganges öffnen, der aus dem besagten Thurme nach der Waldruine in der Richtung von Quolitz führte. Waldemar empfing den Schlüssel des ihm bekannten Eingangs vom Walde her, und Ahlström versprach, in der

verabredeten Nacht auf dem Posten zu sein, um den jungen Grafen mit Licht zu empfangen und in sein geheimes Kabinett zu führen. Erst nachdem dies genau verabredet war, überließ sich Waldemar dem erwünschten Schlafe.

Als Capitain Caillard am nächsten Morgen vom Fenster aus, an dem er mit seinem Lieutenant stand, um die frische Luft und den ersten Lichtstrahl der jungen Sonne einzusaugen, den Fremden in Gesellschaft einer Tochter den Kastellans lustwandeln sah, erinnerte er sich zuerst wieder desselben und ließ einen schriftlichen Befehl ausstellen, der Waldemar ermächtigte, eine Last Hafer aus Vansenitz, auf der Westküste von Wittow am Rassower Strom gelegen, nach Spyker zu holen, und bald darauf erging an den Kastellan die Weisung, zwei kräftige Burschen dem Georg Forst zur Dienstleistung zuzustellen und demselben das Boot loszuschließen, welches zum Gebrauche des Capitains stets segefertig im Spyker'schen See lag, eine Weisung, die so gern angenommen und so pünktlich vollführt wurde, wie selten eine ähnliche, da sie diesmal mehr zum Vortheil der Bewohner von Spyker, als zum Nutzen der Feinde gereichte. Schon um zehn Morgens war Waldemar bereit, abermals eine Reise anzutreten, allein er beeilte sich nicht damit, da er lieber den späten Abend benutzen wollte, – um die Hitze des Tages zu vermeiden, wie er den Capitain wissen ließ – in Wahrheit aber, um in der Nacht von Wittow nach Hiddensee segeln zu können und seinen Freund abzuholen, dessen Transportirung, zumal er verwundet war, bei Tage mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein mußte. So überließ er sich denn während des Tages dem Verkehr mit der Familie des Kastellans, der er durch seine Erzählungen Unterhaltung genug gewähren konnte, und der goldhaarigen Alheid

machte es nicht wenig Vergnügen, von den Franzosen für Diejenige angesehen zu werden, um deren willen der schöne Seemann das alte Schloß besucht habe.

Gylfe Torstenson verhielt sich an diesem Tage ungewöhnlich ruhig; sie vermied jede Gelegenheit, mit Waldemar noch einmal zusammenzutreffen, vielleicht weil sie nicht ganz gewiß war, ihre Bewegung zu beherrschen, wenn sie, in der Gesellschaft des Capitains lustwandelnd, ihm etwa unerwartet begegnen sollte. Vielleicht aber, wollte sie auch Zeit gewinnen, bei sich selbst den Plan festzusetzen, nach welchem sie für die Frist, wo Waldemar in Spyker weilte, gegen ihn verfahren wolle, denn daß sie bedachtsam zu Werke gehen müsse, so lange sie seiner Beobachtung ausgesetzt blieb, leuchtete ihr instinctartig ein, da sie sich nicht läugnen konnte, daß der Eindruck, den der ehemalige Spielgefährte auf sie hervorgebracht, ein bedeutender sei, und sie außerdem noch nicht ganz im Klaren war, ob sie von seiner Ergebenheit für Magnus mehr zu fürchten oder von seiner Hinneigung zu ihr eine Unterstützung ihrer Wünsche zu erhoffen habe.

Erst als sie von Gysela am Nachmittage dieses Tages erfuhr, daß Waldemar bei'm Vater sitze, um bald darauf im Interesse des Herrn von Caillard eine Fahrt nach Wittow anzutreten, athmete sie auf und begab sich in den Garten hinab, um frische Luft zu schöpfen. Hierher folgte ihr sehr bald der Capitain, den es drängte, zu erfahren, welches Mißgeschick sie an diesem Tage für ihn unsichtbar gemacht, und der nun zu seinem Leidwesen erfuhr, daß die schöne Dame von einem heftigen Kopfschmerze geplagt sei, der auch hinreichend ihre düstere Stimmung erklärte, eine Stimmung, die sich im Laufe der Nacht bei ihr eingefunden, die sie

schlaflos hingebracht, weil sie die Besorgniß ergriffen, daß Waldemar's geheimnißvollem Erscheinen ernstere Ursachen zu Grunde lägen, als er ihr mitzutheilen für gut befunden habe.

Es war Abends gegen sieben Uhr, als Waldemar seine Reise antrat. Mit der Legitimation des französischen Officiers versehen, von dem Kastellan bis an das Ufer des Sees begleitet, begab er sich diesmal ohne Waffen in das Boot, das vollständig gerüstet auf seiner Ankerstelle lag. Vor ihm waren schon zwei Diener auf Spyker angelangt, die ihn kannten und auf deren Treue und Verschwiegenheit er bauen konnte. Sie waren, wie alle Küstenbewohner der Insel, geübte Schiffer, und da man ihnen nur mitgetheilt hatte, daß sie, um Getreide zu holen, nach Wittow fahren sollten, so lag kein Grund zur Besorgniß vor, daß sie mit anderen über den geheimen Zweck, der mit dem Unternehmen verbunden war, gesprochen haben könnten.

Mit herzlichem Händeschütteln nahm der Kastellan Abschied von Georg Forst, wünschte ihm glückliche Reise und kehrte, nachdem das Boot abgestoßen, mit der frohen Erwartung heim, daß es wohlbehalten sein Ziel erreichen werde.

Es war ein süßer milder Juniabend, an dem Waldemar seine Fahrt antrat. Zwar wehte eine frische Brise, welche die Reisenden außerordentlich begünstigte, aber sie war nicht heftig genug, um die angenehme Wärme zu beeinträchtigen, die den Abend und die Nacht verschönerte. So rauschte denn das leichte Boot mit gemäßiger Eile durch die kleinen Wellen, die ein milder Südwind im großen Jasmunder Bodden aufzuregen pflegt, und erst als man über die kleinen Inseln, die die große Wedde heißen, hinausgekommen war,

faßte der Wind die Segel beinahe voll und trieb das Boot mit größerer Schnelligkeit in den nördlichen Theil des Boddens. Etwa um zehn Uhr, als die goldenen Sterne am tiefblauen Himmel sichtbar wurden, gelangte man in die Enge zwischen dem Lebbiner Haken und dem auf der Schabe gelegenen Käthnerdorfe Gelm, wandte sich um Ersteren herum und fuhr nun in das Binnenwasser zwischen Wittow und der Vieregger Halbinsel ein. Auf diesem Wege war den Reisenden nichts begegnet, was ihnen einen Aufenthalt oder ein Hinderniß verursacht hätte, selbst an der alten Camminer Fähre war weder ein Posten noch ein Wachtboot zu sehen, auf die man erst an der Wittower Fähre rechnete. Da es nicht in der Absicht Waldemar's liegen konnte, sich zu verbergen, so fuhr er dicht an den Wittower Fährhaken heran, wo ihn alsbald eine Wache anrief und an die Brücke anzulegen befahl.

Waldemar, der das Steuer führte, gehorchte ohne Zögern, trat auf die Brücke und folgte dem Posten in das Wachthaus, wo eine Laterne brannte und drei bis vier Franzosen auf den Bänken an der Wand schnarchten. Waldemar zeigte seine Legitimation vor, die ein Sergeant mit Befriedigung las und mit wichtiger Miene unterschrieb, worauf dem Fremden bedeutet wurde, er könne nach Belieben seine Fahrt fortsetzen, müsse sich aber melden, wenn er mit der Fracht heimwärts führe.

Als Waldemar seinen Platz im Boote wieder eingenommen hatte und ein kräftiger Nachtwind den Lauf desselben beflügelte, wunderten sich die beiden Spyker'schen Diener, daß sein Bug nicht nordwärts ihrem Bestimmungsorte Vansenitz entgegen, sondern westwärts der Insel Neu-Bassin zu gerichtet werde. Auf die Frage des einen der Männer sah

sich Waldemar genöthigt, ihnen endlich das Geheimniß ihrer nächtlichen Fahrt zu eröffnen, was einen erstaunlichen Eindruck auf sie hervorbrachte, denn den Sohn ihres guten Herrn wiederzusehen und ihm einen Dienst erweisen zu können, machte sie überglücklich. Sie gelobten daher auf das Feierlichste, sich allen Anordnungen Waldemar's zu fügen und Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, um das gewagte Unternehmen glücklich zu Ende zu führen.

Bald nach Mitternacht landete man denn auch am Ufer des Hofes Kloster, und hier gebot Waldemar den beiden Männern, ruhig einige Stunden zu warten, da er so viel Zeit gebrauche, um den jungen Grafen reisefertig zu machen und mit ihm die Fahrt nach Vansenitz anzutreten.

In trübes Sinnen verloren schritt Waldemar auf das einsame Gehöft zu, in dem bereits alle Lichter erloschen waren. Das Gebell der Hunde aber, das weit durch die Nacht scholl, weckte einen Diener, und bald öffnete sich die Thür, um den späten Besuch einzulassen.

Es dauerte nicht lange, so erschien Herr von Bagewitz selber und erfreute Waldemar mit der Nachricht, daß das Befinden des Kranken die Reise möglich machen werde. Die Wunde sei in gutem Zustande, nur das Fieber habe eher zu als abgenommen, woran indessen mehr die ungeduldige Erwartung des Verwundeten, als eine Steigerung seines körperlichen Leidens schuld sei. Herr von Bagewitz war, wie fast alle auf abgelegenen Gütern lebende Gutsherren, ein Naturarzt, er wußte sich trefflich zu helfen, wo ihm anderweitige Hülfe versagt war, und so hatte er alle ihm bekannten Mittel erfolgreich bei Magnus in Anwendung gebracht. Als er Waldemar darauf zu seinem Freunde führte, stieß dieser einen Freudenschrei aus, denn des Ersteren Erscheinen

um diese Stunde sagte ihm klar, daß alles bisher Unternom-
mene nach Wunsch von Statten gegangen sei. So hörte er
denn auch mit Befriedigung Waldemar's Ausspruch an, daß
er sich sogleich zur Abreise anschicken müsse, wozu er mit
einer Hast Anstalt traf, die Herrn von Bagewitz und Walde-
mar erkennen ließ, daß die Sehnsucht seine bitterste Krank-
heit war. Als aber Ersterer sich einen Augenblick entfernt
hatte, um Verschiedenes zur nächtlichen Reise Nothwendi-
ge herbeizuschaffen, ergriff der Kranke des Freundes Hand,
sah ihm liebevoll in die Augen und sagte: »Waldemar, ich
danke Dir von ganzem Herzen. Du thust für mich, was man
nur für einen Bruder thut. Aber Dein Auge blickt nicht heiter
zu mir auf, es lastet viel auf Deinem Herzen, was Du mir zu
verbergen trachtest. Sprich, was drückt Deinen, also auch
meinen Geist nieder?«

»Ich habe Dir nichts zu verbergen, Magnus, denn ich weiß
selbst nicht viel. Der alte Ahlström und die Seinigen sind
wohlauf und erwarten Dich sehnlichst. Von dem Uebrigen
mußt Du Dich mit eigenen Augen überzeugen, da Du viel-
leicht schärfer siehst als ich.«

»Aha! Es giebt also etwas Anderes zu sehen!« rief Magnus
bewegt, und eine warme Röthe bedeckte flüchtig seine blei-
chen Wangen. »Ich wußte ja Deine Miene zu deuten, die ich
so genau kenne, wie die irgend eines Menschen. – Hast Du
Gylfe gesehen?«

»Ja, ich habe sie gesehen und gesprochen.«

»Gesprochen? O! Und was hat sie gesagt?«

»Nichts, was sich auf Dich bezog. Wir hatten keine Gele-
genheit, lange ungestört zu reden, denn das Haus ist voller

Franzosen, und ich vermied es, mich in ihre Nähe zu drängen, um alle unnöthige Aufmerksamkeit von mir abzulenken.«

»Kann ich Dir auch darin glauben, wie in allem Uebrigen, Waldemar?«

»Wann hat Waldemar Granzow Dir eine Unwahrheit gesagt?«

»Du hast Recht, ja, Du hast Recht. Vorwärts denn, ich fühle mich mit einem Male stark wie sonst, sieh, wie ich meinen Arm schon frei bewegen kann.«

Waldemar nickte bejahend, obgleich ihm der unnatürlich glänzende Blick seines Freundes nicht recht gefallen wollte.

»Aber das eine kannst Du mir noch sagen,« fuhr Magnus wieder fort, »wie sieht Gylfe aus? Ist sie schön geworden, wie sie es zu werden versprach?«

»Ich bin nicht der Mann, der sich gründlich auf die Schönheit eines Weibes versteht. Gylfe aber, wenn sie überhaupt je schön war, ist in ihrer Art, noch schöner geworden, wenigstens mag es Männer geben, die sie dafür halten – wie gesagt, ich weiß das nicht.«

»Vorwärts, Freund, und nun kein Zögern mehr.«

Herr von Bagewitz trat wieder ein und trug eine wollene Decke und einen Mantel nebst einem Korb mit Eßwaaren auf dem Arme. »Hier ist Alles,« sagte er, »was ich Ihnen bieten kann. Ah, Sie sind schon fertig zum Marsch?«

»Ja, mein Freund, und mir bleibt nur noch übrig, Ihnen meinen Dank zu sagen.«

Herr von Bagewitz ergriff die dargebotene Rechte Magnus Brahe's. »Davon schweigen wir,« sagte er. »Wann hat ein Rügianischer Edelmann nicht Gastfreundschaft geübt, sobald

sich die Gelegenheit dazu bot? Sie waren diesmal einige Tage auf Kloster, und ich werde künftig einige Tage auf Spyker sein – so ist es Sitte bei uns, und Sie sollen mir nichts schuldig bleiben.«

»Wohl! So erwarte ich Sie, wenn der Himmel günstiger waltet; und nun lassen Sie uns aufbrechen, wir haben einen weiten Weg.«

Waldemar nahm Magnus' Felleisen wieder wie früher auf die Schulter. Herr von Bagewitz band des Verwundeten Arm in ein großes Tuch fest, damit er bei'm Gehen eine Stütze habe, dann belud er sich selber mit den übrigen Gegenständen. So schritten sie schweigend nach dem Landungsplatze, wo sie die beiden Brahe'schen Diener schlafend im Boote fanden.

Waldemar weckte sie. Sie sprangen empor, und da sie in der sternenhellen Juninacht, die keine dichte Finsterniß aufkommen ließ, ihren jungen Herrn erkannten, stießen sie Worte der innigsten Freude aus und küßten wiederholt seine Hand.

»Gemach, Kinder, gemach!« sagte Magnus. »Seid nicht zu stürmisch, ich bin keine Eiche mehr, wie mein Freund hier. Steigt ein und laßt uns zur Heimat eilen, da wollen wir uns, wenn es Zeit dazu ist, länger begrüßen.«

Darauf umarmte er Herrn von Bagewitz, trug ihm die freundlichsten Grüße an seine Familie auf und ward dann von allen Männern sorgsam in das Boot geleitet, wo man ihm eine bequeme Lagerstätte herrichtete, die er ohne Zeitverlust einnahm. Jetzt ward das Segel entrollt, das Spieth eingesetzt, das Stagsegel an Ort und Stelle gebracht und jeder nahm seinen ihm zugewiesenen Platz ein. Man hatte

nicht mehr Zeit, ein Wort des Abschieds an den Zurückbleibenden zu richten. Der Südwind, der etwas nach Westen herumgegangen war, blähte die Segel auf, und das Boot tanzte lustig über die Wellen, denselben Weg rückwärts verfolgend, den es vorher bei der Herfahrt eingeschlagen hatte. Es war halb drei Uhr Morgens, als man Neu-Bassin hinter sich und in den Breeger Bodden hineinsteuerte. Allmählig versankten die Sterne in den lichter gewordenen Himmelsraum, über die grünen Küsten von Wittow dämmerte das Licht des Tages herauf, und nach einer halben Stunde sah man in der Ferne die Häuser von Vansenitz aus dem Meer steigen, als eben der Himmel sich rosenroth färbte und das Binnenmeer mit einem violetten Glanze übergoß. Am Lande war kein Mensch zu sehen, als man ihm näher kam; hier schien noch Alles der Ruhe zu pflegen. Man lief an eine hohe Uferstelle an, die der Beobachtung von der See und dem Lande aus ziemlich entzogen war und wo Waldemar allein das Boot verließ, um einen Bauer zu wecken und durch seine Vermittlung einen Wagen zu dingen, denn man hatte beschlossen, daß Magnus, von einem der Spyker'schen Diener begleitet, von Vansenitz quer durch die Südspitze Wittow's bis an die Ostküste dem Dorfe Schmantewitz gegenüber fahren sollte, wo man ihn wieder an Bord nehmen wollte, nachdem das requirirte Getreide in Vansenitz aufgeladen sein würde. So ungern Waldemar sich von Magnus trennte, so hatte er doch zu diesem Verfahren seine Zustimmung geben müssen, denn bei der Wittower Fähre vorbei, wo er sich wieder melden mußte und sein Boot ohne Zweifel durchsucht wurde, durfte er Magnus, dessen Zustand Niemandem ein Geheimniß bleiben konnte, zumal bei hellem Tage, nicht vorbeiführen, und so kam es nur darauf an,

einen passenden Wagen und einen Fuhrmann zu finden, der zuverlässig genug war, den Verwundeten an die bezeichnete Küstenstelle zu bringen, ohne ihn der Begegnung mit den Feinden des Landes auszusetzen, die meist um Wiek herum und in dem reichen Dorfe selbst lagen, von denen aber nicht anzunehmen war, daß sie so früh einen Streifzug durch das südlichere Land antreten würden.

Das Glück wollte dem umsichtigen Waldemar auch hier wohl. Er fand einen verständigen Landmann, der sich mit Hand und Mund verpflichtete, den Kranken sicher an Ort und Stelle zu führen, wenn er sich dazu verstehen wolle, auf einem Strohwagen Platz zu nehmen. Da das Haus dieses Landmanns sicher und abgelegen genug war, so hielt man es für gerathen, Magnus so lange darin ruhen zu lassen, bis die Belastung des Bootes erfolgt wäre, und so befand er sich in weniger als einer halben Stunde unter Dach und Fach. Jetzt aber ging Waldemar rüstig an sein ihm obliegendes Geschäft. Er suchte den Ortsvorsteher auf, und wies ihm seinen schriftlichen Befehl vor. Der Vorsteher, etwas widerhaarig wie alle seine Landsleute, wo es sich um die Erfüllung französischer Befehle handelte, brummte und fluchte; als Waldemar ihm aber vorstellte, daß er selbst kein Franzose sei, wie er sehe, und daß er nur nothgedrungen die Befehle eines Mannes, der einmal zu befehlen habe, ausgefüre, beschwichtigte sich der Zorn desselben und versprach, zu liefern, was in seinen Kräften stehe, aber so rasch werde es nicht gehen, wie der junge Herr erwarte.

Damit war Waldemar auch vollkommen zufrieden, zumal er durchaus keine Eile hatte und erst in der nächsten Nacht in Spyker eintreffen wollte. Er kehrte daher in das Haus des Bauers zurück, in dem Magnus verweilte, und bat diesen,

geduldig auszuharren, was er auch verhieß, da er bereits wußte, daß er vor Mitternacht nicht in seine Heimat eintreten könne.

Nachdem man ein wohlverdientes Frühstück eingenommen, ging Waldemar wieder zu dem Getreidelieferanten, fand aber das Geschäft noch sehr wenig gefördert. Erst nach Mittag traf man Anstalten, den Hafer aus der Umgegend herbeizuschaffen, und so wurde es sieben Uhr Abends, bis er auf das Boot verladen war. Jetzt betrieb Waldemar zuerst die Abfahrt seines Freundes, und als er ihn, wohl in Stroh verpackt, auf dem schmalen Landwege langsam nach Osten fahren sah, stieg er in sein Boot und steuerte es der Wittower Fähre zu. Etwa um acht Uhr langten sie daselbst an, wurden gehörig untersucht und bald darauf wieder entlassen. Jetzt, bei stärker gewordenem Winde, der den Tag über ziemlich geruht hatte, segelte man in den herrlichen Abend hinein, der sich über Land und Wasser senkte, fuhr ungehindert an der Camminer Fähre vorbei und segelte etwas nordwärts, um an der bezeichneten Stelle im Breeger Bodden den Bauer mit seiner Strohfuhre zu treffen. Er hatte Wort gehalten und seine kostbare Fracht glücklich an Ort und Stelle gebracht. Bereits wartete er auf das Boot, denn sein Weg war der kürzere gewesen. Waldemar's Uhr zeigte einige Minuten nach neun, als er Magnus zwischen den Hafersäcken wohl gebettet sah, und nachdem er den Bauer freigebig belohnt hatte, nahm er zum letzten Mal seine Stelle am Steuerruder ein, um dem Spyker'schen See entgegenzufahren.

Langsam glitt das schwerbeladene Boot auf den immer stiller und glätter werdenden Fluthen dahin; ein leichter Duft, der von der See aufstieg, schwiebte allmählig empor

und lagerte sich über die vorspringenden, bald spitz ausgezackten, bald wellenförmig gestalteten Ufer, ohne sie ganz zu verhüllen, wodurch sie nur noch schöner erschienen. In malerischen Umrissen ragten so die grünen Gestade wie durch einen Schleier hervor, wenn man das Auge zur Rechten auf die Küste von Rügen wandte, während zur Linken das eintönige Ufer der Schabe, hie und da mit säuselndem Schilfe oder mit braungrünem Riedgras bedeckt, in denen Dommeln und Kraniche ihr Wesen trieben, oft so tief in das Wasser sank, daß man über den schmalen Landstrich hinweg weit auf die schwellende See hinausblicken konnte.

Da der Wind wieder sehr schwach geworden war, so hatten die beiden Diener, die als Schiffer thätig waren, ihre Riemens zur Hand genommen und tauchten sie in regelmäßig abgemessenem Schlage in das ruhig fließende Wasser, wodurch ein sanftes Plätschern entstand, das in der Abendstille so lieblich lautet. Außer diesem sanften Geräusch aber und einem dann und wann ausgestoßenen Aechzen eines auffliegenden Vogels war nichts zu hören; vollkommenes Schweigen hüllte die dämmernde Erde und das ruhig wallende Gewässer ein, dessen helle Oberfläche allmählig mit den Schatten der Nacht bedeckt wurde.

Waldemar saß unbeweglich am Steuer; von Zeit zu Zeit richtete er einen Blick auf die matt geschwellten Segel, sonst sah erträumerisch vor sich nieder, nur plötzlich stets aus seinem Sinnen auffahrend, wenn eine hör- oder sichtbare Bewegung des schlummernden Freundes ihn befürchten ließ, daß der Schmerz in der Wunde wiederkehre, über den er im Laufe des Tages mehrfach geklagt, da der Arm seiner gewohnten Ruhe und die Wunde selbst der Mittel entbehrte, welche ihr bis jetzt Linderung verschafft hatten. Anderthalb

Stunden etwa mochte der Kranke so ziemlich ruhig gelegen haben; als man sich aber der bewaldeten Hügelecke am Ausgange der Schabe näherte, wo die Halbinsel Jasmund ihr bewipfeltes Haupt erhebt, da scheuchte ihn der Gedanke, daß er nun bald in der Heimat sei, aus seiner Ruhe; er richtete sich auf seinen gesunden Arm empor, blickte rings um und rief dann seinen Freund bei Namen.

»Waldemar,« sagte er, »wo sind wir? Ist das schon Jasmund?«

»Ja, Du siehst es vor Dir.«

»Gott sei Dank, es wird auch Zeit! O, wie schön die Wälder da in dem milden Abendlichte vor uns aufsteigen, wie die spielende Welle so sanft an die Ufer schlägt – o Waldemar, laß mich Gylfe ihrer würdig finden, wie ihr Bild so lieblich in meiner Seele steht, und Du sollst einen glücklichen Menschen in mir sehen, der nicht klagen, nicht unzufrieden sein und die Zukunft nur mit klarem Auge betrachten will.«

Waldemar hatte keine Antwort, nur seufzte er, aber so leise wie möglich, um den armen Freund nicht noch mehr aufzuregen.

»Was meinst Du,« fuhr Magnus fort, »wird sie mir, wenn ich mich ihr entdecke, nach Schweden folgen?«

»Willst Du denn nach Schweden?« fragte Waldemar erstaunt, da es das erste Mal war, daß er diese Andeutung aus des Freundes Munde vernahm.

»Ja, ich habe es mir in diesen Tagen überlegt, wo ich Zeit genug hatte, über mich und meine Verhältnisse nachzudenken. Wenn Gylfe mir folgt, gehe ich bald dahin, ich bin des ewigen und unnützen Kämpfens überdrüssig, wo man keinen Erfolg vor sich sieht, und vielleicht entgehe ich so meinem Schicksal.«

»Dem entgeht kein Mensch, hast Du mir oft gesagt.«

»Das sage ich auch noch, – nur meine ich, die düsteren Bilder, die mich seit einiger Zeit verfolgen und die sich – ich weiß nicht, wie es kommt – alle hier um diese Orte zusammendrängen, als erwarte mich hier die Erfüllung meines Schicksals, werden in die See sinken, wenn ich nach Schweden zu meinem Vater gehe.«

»O, ich denke, Du hattest eine so große Sehnsucht nach dieser Deiner Heimat?«

»Die hatte ich wirklich und habe sie auch noch. Aber ach, Waldemar, laß mich Dir es bekennen, ich fühle jetzt den Drang dazu: meine Heimat heißt Gylfe, nur wo sie ist und mit mir ist, bin ich zu Hause.«

»Eine traurige Heimat!« dachte Waldemar, ohne jedoch seinen Gedanken laut zu äußern.

»Kannst Du Dir meine Gefühle in dieser Richtung vorstellen, Waldemar?« fragte Magnus weiter.

»Warum nicht, ach ja! Es muß ein schönes, herrliches Gefühl sein –«

»Schöner und herrlicher, als Du es Dir denkst, aber –«

»Was aber?«

»Aber um so bitterer, wenn ich darin getäuscht werden sollte.«

»Das warte nur ab, Du siehst sie ja bald.«

»Ich werde sie nicht so bald sehen, wenigstens nicht in der Nähe, denn ich will erst beobachten, ob ihre Liebe und Sehnsucht nach mir in ihrem Benehmen sich ausspricht – warum schaust Du so scharf dort hinüber?«

»Wir kommen jetzt an die große Wedde – da liegen die kleinen Inseln schon. O, sieh den Sternenhimmel darüber! Ist es nicht, als ob die kleinen und doch so hellfunkelnden

Lichtpunkte auch wie kleine Inseln auf dem großen blauen Aethermeere schwimmen?«

»Ha, ja, Du hast Recht! Da ist er, der Stern, der alle Nächte über meines Vaters Hause stand, als wir noch Kinder waren – weißt Du es noch? Ach, die Sterne des Himmels verändern sich nicht, aber die Kinder der Erde – sie ändern sich sehr.«

»Ich bin mit meiner Veränderung zufrieden,« sagte Waldemar dankbar und mit fester Stimme, »denn ich fühle, daß ich ein Mann geworden bin, und das ist auch ein schönes Gefühl, Magnus.«

»Du hast wohl Recht, ich glaube es Dir. Ach! wenn ich Deinen guten Glauben an die Welt und die Menschen hätte!«

»Gieb ihn Dir selber, das ist ein eines Mannes würdiges Werk.«

»Das ist leicht gesagt; der Glaube aber wird mit den Gefühlen – denn er ist das schönste, untrüglichste Gefühl – in der Brust des Menschen geboren. Was nicht mit ihm geboren wird, das kann er sich nie geben, selbst wenn er den besten Willen dazu hätte.«

»Wenn das richtig ist, so hat der Mensch nur einen schwachen Willen, und das will ich nicht glauben. – Mann, Du da vorn, ziehe das Stagsegel ein, es nützt nichts mehr, der Wind geht darüber fort, wir fahren zu tief unterhalb der Waldhöhe – so, nun vorwärts – da taucht schon der Park von Spyker in der Ferne auf.«

»Wo, wo ist er?« rief Magnus und richtete sich mit einiger Mühe in die Höhe.

»Da, dort – siehst Du ihn?«

»Ja, ja, ich sehe sogar ein Licht durch die Bäume schimmern.«

»Das brennt in des wackeren Ahlström's Zimmer und giebt das Zeichen, daß er auf seinem Posten steht. Du wirst aber eine Strecke Weges mit mir zu gehen haben – fühlst Du Dich kräftig genug dazu?«

»Ja, mir wachsen die Kräfte in der Nähe meines väterlichen Heerdes wie einst dem Giganten Antaeos, obgleich ich weit davon entfernt bin, seine Urkraft zu besitzen.«

»Wollen wir nicht an der gewöhnlichen Landungsstelle anlegen?« fragte der Mann, der Waldemar zunächst saß, da er sah, daß dieser den Schiffsschnabel in einem weiten Bogen daran herumlenkte.

»Nein, wir legen unter der alten Weide am jenseitigen Ufer an. Da steigen wir beide aus und verlassen Euch. Ihr aber erwartet meine Rückkehr, selbst wenn sie sich bis zum Anbruch des Tages verzögern sollte.«

Wenige Minuten später war man zu der bezeichneten Weide gelangt, in deren Nähe der gewöhnliche Badeplatz des Gutes lag. Man konnte hier dicht an ein kleines Bohlenwerk anlegen, welches weit in den See hinaus aufgeschlagen war. Waldemar half Magnus von seinem Lager sich erheben und verschwand mit ihm bald in den Schatten der Bäume, die hier das Ufer dicht umkränzten. Auf engen Pfaden, die ihm alle genau bekannt waren, schritt er nun mit seinem Freunde, den er mit starkem Arme mächtig unterstützte, durch den Park, bis sie in eine düstere Waldung gelangten, die dicht am Parke begann und zu der verfallenen Ruine führte, innerhalb deren die Mündung des Ganges lag, den man vor langer Zeit tunnelartig durch einen hügeligen und bis an das Schloß reichenden Waldvorsprung gegraben hatte.

»Der alte Wrangel, mein guter Großohm, hat sicher nicht gedacht,« sagte Magnus auf diesem Wege leise, »daß er einem seiner Enkel mit diesem Gange einen so großen Dienst leisten würde.«

»Und doch wohl,« erwiderte Waldemar, vorsichtig seine mächtige Stimme dämpfend. »Er hat dies Schloß nach einem langen Kriege erbaut und gewiß aus der Erfahrung gelernt, wie ein tüchtiger Feldherr auch an einen sicheren Rückzug denken muß, wenn er in der Front von einem überlegenen Feinde belagert wird. Und wie bedachtsam hat er gerade diese Richtung gewählt und den bewaldeten Hügel benutzt. Sieh, wie dicht hier das Gestrüpp wird!«

In der That schritt man jetzt durch ein so dichtes Ge-
wirr von Zweigen und verschlungenem Gebüsch, daß man nur selten den sternenbesäten Nachthimmel darüber wahrnehmen konnte. Nur ein mit der Gegend genau vertrauter Wandrer konnte sich auf diesem Pfade, der eigentlich kein Pfad mehr war, zurecht finden. Weiches, fast einen Fuß dickes Moos wucherte üppig auf dem feuchten Boden, den das fallende Laub jedes Herbstes mit einem noch dichteren Teppich überzog.

»Halt,« sagte Waldemar, »dort kommt die Lichtung, wir sind an die Gränze des Todtenfeldes von Quoltitz gelangt. Hier an dieser Blutbuche wendet sich der Weg – richtig, da ist er. Jetzt kommen wir in den Ruinenkessel, der in seinem Hintergrunde die alte Thür verbirgt.«

Waldemar ließ den Arm seines Freundes los und arbeitete sich kräftig durch das widerstrebende dichte Gebüsch. Magnus folgte ihm, so rasch er vermochte, auf dem Fuße nach. Endlich hatte sich Ersterer Bahn gebrochen und tastete an

einer Berglehne herum, die mit leichtem Geröll loser Steine und einem Haufen halb vermoderter Blätter bedeckt war.

»Ich habe sie,« sagte er flüsternd. »Nun muß ich meinen Schlüssel hervorsuchen.«

Einen Augenblick darauf knirschte der alte Schlüssel in dem verrosteten Schlosse und bewegte den schweren Riegel. Mit ganzer Macht stemmte sich Waldemar dagegen, und siehe, sie gab seiner Kraft nach und that sich laut ächzend nach Innen auf. In der Tiefe des hohlen Raumes, der zuerst sichtbar ward, herrschte eine undurchdringliche Finsterniß, aber so war es mit dem Kastellan verabredet, um das verrätherische Auge eines immer möglichen Spähers nicht durch einen Lichtschein anzulocken. Waldemar drehte sich um und ergriff die Rechte seines Freundes. »Komm,« sagte er, »ich stehe schon auf den gepflasterten Steinen, die Laterne finden wir in der ersten Nische, wenn wir um die Ecke dort gebogen sind.«

Magnus trat ihm nach und athmete bald die feuchte, dunstige Luft des lange verschlossenen Ganges ein. Hinter ihm schob Waldemar sogleich einen eisernen Riegel vor und nun wußte er sich vor allen Nachforschungen geborgen. Wenige Schritte brauchten sie nur durch die Finsterniß vorzudringen, dann gelangten sie an eine stumpfwinklige Biegung des Gemäuers und gleich darauf sahen sie den falben Schein eines Lichtes das unheimliche Düster des Orts erleuchten.

Der Kastellan hatte Wort gehalten und Alles ausgeführt, was er mit Waldemar verabredet. Als dieser die Laterne ergriffen und damit in den langen schmalen Gang hineingleuchtet hatte, stand er plötzlich still, sein Athem stockte,

denn er glaubte ein auf sie zukommendes Geräusch vernommen zu haben. Aber er sollte nicht lange in der unangenehmen Spannung verharren. Ein flackerndes Windlicht in der Hand haltend, trat ihnen der alte treue Diener der Brahes entgegen, und als er ihnen ganz nahe gekommen, warf er sich, laut aufschreiend vor Freude, dem Sohne seines Gebieters zu Füßen, umklammerte seine Kniee und hieß ihn tausendmal willkommen. Magnus aber, das bleiche Gesicht von einem Freudenstrahl übergossen, hob ihn zu sich empor und drückte ihn fest und innig an seine Brust.

»So,« sagte Waldemar, nachdem er einige Augenblicke mit Rührung dieser Begrüßung beigewohnt, »ich habe meine Pflicht gethan. Guten Abend, Ahlström, da sind wir. Nun überlasse ich Euch das Uebrige, Ihr werdet ja wohl an Alles gedacht haben.«

»An Alles, an Alles, mein braver Junge. Da, nehmen Sie meinen Arm, Herr Graf, wir werden bald an einem behaglicheren Orte sein.«

»Es wird auch Zeit, Ahlström, ich leide starke Schmerzen.«

»Gute Nacht,« sagte Waldemar und reichte dem Freunde die Hand. »Bis morgen! Ich gehe zu dem Boote zurück und bringe meine Fracht den französischen Herren, wie es mir aufgetragen ist.«

»Gute Nacht, gute Nacht!« riefen die beiden und hatten sich schon von Waldemar entfernt, der ihnen noch eine Weile freudig nachblickte, bevor er den Rückweg antrat, der von keinem Lichte mehr erleuchtet war, da der Kastellan, nachdem er seine Leuchte verlöscht, auch die Laterne mit sich genommen hatte.

An den feuchten Wänden vorsichtig entlang tappend, gelangte er bald zur Biegung des Ganges, riegelte die Thür wieder auf, trat in's Freie hinaus, verschloß sie, wühlte die Blätterfülle davor wieder auf und trat dann langsam den Rückweg durch den Wald, den Park, bis zur Weide an, wo er die Diener im Boote seiner harrend fand. Der Spiegel des weiten Sees lag in ruhiger Nachtklarheit da, die Sterne funkelten nur noch matt am Himmel, denn bereits brach der neue Morgen an, so viel Zeit hatte der Weg nach dem verschlossenen Gange, der Aufenthalt darin und der Rückweg in Anspruch genommen.

»Uebereilen wir uns nicht,« sagte Waldemar zu den treuen Leuten, die jedem seiner Befehle die größte Aufmerksamkeit schenkten, »wir haben Zeit genug, von unserm langen Wachen auszuschlafen. So, nun rudert langsam nach dem Landungsplatz am Schlosse, wir haben unsre Pflicht erfüllt und den Herren Franzosen Futter für ihre Pferde geholt. Ob die Menschen auch Nahrung an unsrer Fracht finden, wird die Folge lehren.«

Nach einiger Zeit langte man an dem bezeichneten Punkte an. Waldemar verursachte absichtlich einiges Geräusch, indem er laut zu seinen Leuten sprach und mit den Ketten rasselte, die das Boot an sein Pfahlwerk schlossen. Die Absicht, die er damit verband, wurde auch erreicht, denn es dauerte nicht lange, so kam die Schildwache vom Schlosse her, trat an das Ufer herab und rief den drei Männern ihr »*Qui vive?*« entgegen.

»Georg Forst!« lautete die kräftig gesprochene Antwort. »Wir bringen den Hafer aus Wittow und überlassen ihn Eurer Aufsicht bis zum Morgen. Dann können ihn Eure Leute

in die Scheunen tragen, wir sind ermüdet, denn wir haben zwei Nächte nicht geschlafen.«

Als die Schildwache die beiden ihr bekannten Diener sah, war sie befriedigt, geleitete Waldemar an das Schloß und öffnete ihm auf sein Geheiß die Thür. Ohne sich weiter aufzuhalten, ging er dann in sein Zimmer, und seine Kleider rasch abwerfend, legte er sich zu Bett, um die Ruhe, die er so wohl verdient, zu genießen, da er den Kastellan erst in späterer Morgenstunde zur Berichterstattung erwartete.

VIERTES KAPITEL. IM SPUKTHURM.

Von den Anstrengungen der beiden letzten Tage mehr ermüdet, als er zugestehen möchte, schließt Waldemar am nächsten Morgen ungewöhnlich lange und fest, und selbst das überlaute Geschrei und Gelärm, welches die Franzosen an jedem Morgen hören lassen, wenn sie ihre Pferde auf dem Hofe putzten, dann zum Appell bliesen und endlich zum Exerciren ritten, war nicht im Stande gewesen, ihn aus seinem todesähnlichen Morgenschlaf zu erwecken.

Es mochte etwa sieben Uhr sein, als ihn eine Hand am Arme schüttelte und so endlich seiner Ruhe entrifft. Er schlug die Augen auf, blickte schnell um sich und fuhr dann verwundert in die Höhe, als er die neue Tagessonne schon hell in das Zimmer scheinen sah.

»Na,« sagte der alte Kastellan, der seine Freude an dem beneidenswerthen Schlaf gehabt hatte, »das nenne ich schlafen! Deine Gemüthsruhe, mein Junge, bewundere ich, denn so dicht vor den Ohren die französische Reveille schmettern zu hören und doch sein Träumen fortzusetzen, das ist eine Seltenheit heutzutage.«

»Wenn sie geschmettert haben, Ahlström, so habe ich sie in der That nicht gehört – da habt Ihr die Erklärung von meiner Gemüthsruhe. Ach, aber nun bin ich wieder auf zwei Tage ausgeruht, und der Tanz kann von Neuem beginnen.«

»Male den Teufel nicht an die Wand, er kommt von selbst in's Haus geritten, doch für's Erste werden wir ja wohl Ruhe vor ihm haben. Junge, wie freue ich mich! Er ist darin – drüben im Spukthurm, wie ihn die Dummköpfe nennen, und er schläft so fest wie Du! Aber, höre mal, seine Wunde gefällt mir nicht. Ich werde heute selbst einen Spaziergang nach Sagard machen und unsren Doctor zu Rathe ziehen, der muß einmal, wenn die Franzosen ausgeritten sind, herüberkommen und nach dem Rechten sehen.«

»Seid Ihr des Mannes gewiß, daß er Magnus Niemandem verräth?«

»Wie meiner selbst! Er ist so wenig ein Freund von den Fremden wie Du, und wohnt noch dazu in dem Theil des Orts, der dem Grafen gehört, ist also sein Unterthan.«

»So thut es bald. Wie gefiel Euch Euer junger Herr sonst?«

Der Alte machte ein krauses Gesicht »Nicht sonderlich!« sagte er. »Er ist sehr bleich und schien ungemein kraftlos; ich mußte ihn einwickeln wie ein Kind.«

»Das macht die lange Fahrt und der schmerzende Arm. Ihr müßt ihn um so besser pflegen. Das meine ich aber nicht – ich meinte vielmehr den geistigen Ausdruck seines Auges und Gesichts.«

»O darin finde ich ihn nicht sehr verändert; er sah ja immer etwas schwärmerischer aus als andere Menschen. Nur die Aehnlichkeit mit seinem Vater hat zugenommen.«

»Das ist wahr, ich finde es auch. Doch nun laßt mich aufstehn, und dann schickt mir das Frühstück, ich verspüre einen vortrefflichen Appetit. Später will ich zu Magnus gehen und ihm einen guten Morgen bieten.«

»Nicht eher, als bis der Capitain fortgeritten ist. Doch halt, da fällt mir erst ein, warum ich Dich weckte. *Mr. de Caillard* hat schon zweimal nach Dir fragen lassen und Dich zu sprechen verlangt.«

»Was wird er mir zu sagen haben?«

»Er wird sich bedanken wollen, denn artig sind diese Herren, und Dir erzählen, daß *Mr. Dübois* gestern seinen Besuch abgestattet hat.«

»Ah, er ist dagewesen? Hat er den Verräther Granzow noch nicht erwischt?«

»Nein, dazu hat es noch Zeit. Um neun Uhr aber hat der Capitain sein Pferd bestellt und will selbst auf die Jagd reiten, die nach Euch auf ganz Jasmund angestellt werden soll. O, wenn die Herren wüßten, daß das Wild, welches sie suchen, in ihrer eigenen Küche speist, was würden sie sagen! Nun halte Dich nur in den ersten Tagen hübsch still im Hause, mache nicht das geringste Aufsehen, das scheint mir das Beste, und vor allen Dingen zeige Dich den Herren gefällig, wo sie Dir Gelegenheit dazu bieten.«

»Ja, so weit es sich mit meiner Freundschaft für sie verträgt,« sagte Waldemar bitter lächelnd, »das versteht sich von selbst. Man muß sich in die Verhältnisse schicken, und wir sind gerade nicht die Meister der Lage. Nun gut, geht und laßt *Monsieur* wissen, daß ich bald bei ihm sein werde.« —

Eine halbe Stunde später, nachdem Waldemar sein Frühstück verzehrt, erschien er vor der Thür des Capitains, ward gemeldet und gleich darauf eingelassen.

»Ah, *bon jour, mon ami!*« empfing ihn der Franzose, der eben dabei war, seinem geschniegelten Haar und Bart die letzte Oelung zu geben, »da seid Ihr ja. Nun, ich bin Euch zu Dank verpflichtet und spreche ihn hiermit aus. Ihr habt keine Mühe mit dem Hafer gehabt, wie?«

»Mühe nicht, nur etwas Geduld war nöthig; der Wind war flau und der Bauer langsam, der das Getreide zu liefern hatte, darum bin ich auch so lange ausgeblieben.«

»Nun, es geht noch. Mr. Dübois zwar hat bedauert, Euch nicht vorzufinden, er war gestern auf seiner Dienstreise hier und ist von hier nach dem Süden gegangen. Er lobte Euch sehr und trug mir einen Gruß an Euch auf. Hier habt Ihr ihn. Nun aber werdet Ihr wohl mit Ernst an Eure Bewerbung gehen, wie? Welche Dirne ist es denn, der Ihr Euer Herz geschenkt habt?«

Waldemar erröthete leicht, was der Rolle, die er nun wieder spielen mußte, nicht widersprach, obgleich es aus einem anderen Grunde geschah, als der Capitain dachte. Er wußte nämlich nicht, für welche von des Kastellans Töchtern er sich in diesem Augenblick entscheiden sollte, da er nicht wissen konnte, was dem Capitain darüber zufällig zu Ohren gekommen war.

»Nun,« fuhr dieser lachend fort, da er in des jungen Mannes Schweigen eine gewisse Verlegenheit zu bemerken glaubte, »Ihr werdet sie doch nicht beide zugleich verehren?«

»Nein, Herr Capitain, ich ziehe die Alheid vor, obgleich, aufrichtig gesagt, Gysela mir gewogener scheint.«

»*Parbleu, mon ami*, das ist ein kritischer Fall. Nun, seht Euch vor, eine von beiden ist Euch also gewiß. Sie sind glücklich darin. Meinen Leuten gelang es bis jetzt nicht, diese Rothkäppchen zu kirren, denn sie sind verteufelt spröde.«

Waldemar machte ein eigenthümliches Gesicht. Der Capitain verstand ihn abermals falsch und versuchte ihn deshalb zu trösten. »*Eh bien*,« sagte er, »seid nicht eifersüchtig auf uns. Meine Leute haben Weiber genug in der Umgegend und im Schlosse, ich habe mein eigen Theil, Challier liebt mehr den Wein, als die Frauen, und so bleiben Euch Eure kleinen Schwedinnen allein. Doch nun laßt uns einmal von einer ernsten Sache sprechen. Sie sind, glaube ich, ein schlauer Bursche, dem man vertrauen kann, schnell bei der Hand, obwohl kurz mit dem Wort. Kennt Ihr die Verhältnisse im Schlosse hier?«

»Welche meinen Sie?«

»Die, welche den jungen Brahe und die blonde Dame betreffen, die mich so sehr amüsirt.«

»Was wollen Sie darüber wissen?«

»Macht der Graf Ansprüche auf die junge Dame?«

»Das wäre wohl möglich, denke ich.«

»Aha! Dann kann ich den Verräther hier am besten strafen. Ich liebe die Dame, das heißt, wie ein Soldat eine Dame unter solchen Verhältnissen zu lieben pflegt. Ich werde sie aber mit mir nehmen, wenn ich Spyker verlasse, dann findet sie der Herr nicht, wenn er wiederkehren sollte.«

Waldemar stürzte eine wahre Flammengluth in's Gesicht. »Wird sie denn mit Ihnen gehen?« brachte er beinahe stammelnd hervor.

»Warum nicht? Sie glaubt ja, es werde für immer sein.«

»Ach so! Und Sie lieben sie nur auf einige Wochen?«

Der schwatzhafte Capitain, dem die ernsthaftesten Dinge auf der Zunge saßen, weil er sie nicht im Herzen trug, zuckte die Achseln. »Wer kann über seine Gefühle so lange vorausbestimmen!« sagte er. »Doch weiter. Unterhält der Graf Verbindungen mit diesem Schlosse? Ist der alte Kastellan vielleicht mit im Bunde?«

»Daß ich nicht wüßte, wenigstens spricht nichts dafür.«

»So. Nun hört einmal, ich werde Euch freien Spielraum bei Eurer kleinen Amanda lassen, wirkt aber auch einmal ein wenig für mich bei ihr. Horcht sie mal aus, was man hier von dem Verhältniß denkt. Was Ihr erfahrt, erfahre ich wieder. Ihr versteht mich?«

»Ich verstehe.«

»So, nun könnt Ihr gehen. Doch noch eins. – Was hat es mit jenem Thurm dort, der immer verschlossen ist, für eine Bewandtniß? Spukt es wirklich darin?«

Waldemar schauerte unwillkürlich zusammen. Der Capitain sah in dieser Bewegung etwas ganz Natürliches und sagte etwas leise: »Also wirklich?«

»Ja, Herr, es spukt wirklich darin,« fuhr Waldemar mit flüsterndem Tone fort. »In dem Thurme haben früher Gefangene gesessen, so viel ich weiß, und Blut hat die Wände der Zimmer bespritzt. Was darin vorgefallen ist, weiß eigentlich kein Mensch, aber es muß schrecklich sein, denn als der General Wrangel todt war, hat sein Nachfolger in diesem Besitz die Thüren vermauern lassen, und niemand hat je wieder seinen Fuß hineingesetzt.«

»Also es ist wahr, was man davon erzählt?«

»Ich weiß es nicht anders, und ich selbst würde es nicht wagen, ihm in nächtlicher Stunde zu nahe zu kommen.«

Der Capitain schlug ein Kreuz und blickte aus dem Fenster. »Es ist gut,« sagte er, »daß ich so weit davon und fast auf der entgegengesetzten Seite wohne. Nun, mir wird dieser Spuk nichts anhaben. Jetzt könnt Ihr gehen. Vergeßt nicht meinen Auftrag, wenn ich etwas von Euch verlange, werde ich Euch rufen lassen.«

Der Capitain machte eine vornehme Bewegung mit der Hand, Waldemar verbeugte und entfernte sich dann. Bald darauf sah er den Officier zu Pferde steigen und mit seinen Ordonnanzen dem Osten zu reiten, um die Jagd auf den Grafen Brahe abzuhalten, jedoch unterließ er vor'm Abreiten vom Hofe nicht, nach den Fenstern des Schlosses hinauszuspähen, wo Gylfe vielleicht sichtbar war, und dann einen schüchternen Blick nach dem Spukthurm emporzuwerfen, der heute wie alle Tage verlassen und öde dalag und die Augen seiner dicken Mauern geschlossen hielt, als lebte wirklich kein menschliches Wesen in ihm und als wären die Thüren, die zu ihm führten, bis auf die letzte Spalte vermauert.

Diese Thüren aber waren in der That nicht vermauert, obwohl auf eine sehr künstliche Weise verborgen. Denn außer dem geheimen Gange, den wir in der vergangenen Nacht betraten und der am Fuße der eisernen Wendeltreppe, die durch alle Stockwerke bis zur Dachkuppel des Thurmes führte, in einer Nische mündeten, die nur durch den Druck einer verborgenen Feder zu öffnen war, gab es noch einen anderen Eingang, und dieser führte von dem jetzigen Schlafzimmer des Kastellans hinauf und zwar ebenfalls durch eine nur künstlich zu öffnende und hinter seinem Bettgang verborgene Thür. Durch diese begaben sich der Kastellan und Waldemar, nachdem Letzterer dem Ersteren über das

Vernommene getreulich Bericht abgestattet, in den geheimnißvollen Thurm, um Magnus Brahe zu begrüßen und ihm einige Stunden Gesellschaft zu leisten.

Der Kastellan hatte dem Kranken das Zimmer im obersten Stockwerk eingeräumt, weil er es für den beabsichtigten Zweck am geeignetsten hielt. Es war ein rundes, der Form des Thurmes entsprechendes Gemach, aber etwas eng, indem die dicken Umfangsmauern seinen Raum bedeutend beschränkten. Die Decke war im Spitzbogenstil gewölbt, sehr hoch und das Ganze durch ein ziemlich breites Fenster mäßig erleuchtet. Gegenwärtig aber war durch den herabgelassenen weißen Vorhang das einfallende Licht noch mehr gedämpft. Abends wurden vor diesem Vorhang noch zwei dunkle Gardinen gezogen, damit der Schimmer der brennenden Lampe von Außen nicht wahrgenommen werden könne. Die Wände waren bis zur Decke mit braungebeiztem Eichenholz getäfelt und als einzige Zierde hing an der Wand, wenn man eintrat, zur Linken, ein lebensgroßes Oelbild, den General Wrangel zu Pferde vorstellend, wie er den Feldherrnstab schwingt und die Schweden zur Schlacht gegen die Oesterreicher commandirt. Diesem Bilde gegenüber stand in einer Vertiefung der Mauer ein Bett, welches dunkelgrüne Seidenvorhänge schlossen. Am Fenster zur Rechten stand ein eichener Schreibtisch von mittelalterlicher Form, davor ein schön geschnitzter Lehnstuhl und unter dem Bilde eine bequeme Ottomane. Einen Kamin besaß dieses Thurmzimmer nicht, da es früher wahrscheinlich nur als sommerliches Arbeitszimmer vom Schloßgebiet benutzt worden war.

In Bezug auf die Aussicht, die man aus dem Fenster genoß, mochte sich wohl kein zweites Zimmer im ganzen

Schlosse finden lassen, das einem gern in's Weite schweifenden Geiste einen größeren und schöneren Spielraum gewährt hätte. Unter sich hatte man den halben Schloßhof, nach Norden und Osten den sich daran schließenden Park mit herrlichen Bäumen und weiter hinaus die Waldung, die je ferner, um so dichter und höher am Horizont emporstieg, bis sie zur Linken der Felsen von Stubbenkammer und zur Rechten von Sassenitz ihr Ende erreichte. Darüber hinaus wogte in unabsehbarer Weite das tiefblaue Meer, im fernsten Osten mit den Wolken des Himmels zu einem unzertrennlichen Ganzen verschmelzend.

Nach Norden hin lag dagegen die Schabe und die Tromper Wiek vor den Augen des Schauenden; Arkona mit seinem gelben abschüssigen Ufer spiegelte sich düster im Wasser ab und darüber hinaus funkelte das Meer im Morgensonnschein, bis das Auge auf der Wasserwüste jeden Anhaltpunkt verlor, noch lange bevor es die Küsten von Schweden erreicht hatte.

Als die beiden Männer bei dem Grafen Brahe eintraten, fanden sie ihn am Fenster stehen und mit sehnuchtsvollem Auge die eben geschilderte Ferne durchstreifen. Alles vor ihm glitzerte und schimmerte im vollen Sonnenlichte und das junge grüne Laub des unermesslichen Waldes hatte in der ätherblauen Juniluft eine Farbe und einen Glanz angenommen, der auch ein so bedrücktes Herz, wie das seine, mit Wonne erfüllen mußte. Das Einzige, was ihn bisweilen störte, war das Gekrächz der Dohlenschaaren, die mit ihrem schwarzen Fittig um die Kuppel des alten Thurmes kreisten, als wäre er allein der Mittelpunkt ihres ganzen Strebens und Behagens.

Wider Erwarten fand Waldemar den Freund in erträglicher Stimmung; die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Sitze seiner Väter, war gestillt, und als er den Frieden und die Stille empfunden hatte, die wohlthätig auf der ganzen Landschaft ruhten, konnte er es kaum für möglich halten, daß sich unter dieser milden Oberfläche Dinge und Ereignisse verbargen, die ihn nun schon so lange beunruhigten und quälten. Mit herzlichem Händedruck hieß er die Freunde willkommen, legte ihnen tausend Fragen vor und bat sie vor allen Dingen, ihn nicht zu lange allein zu lassen, sondern ihm abwechselnd so viel wie möglich Gesellschaft zu leisten.

»So oft wir können, werden wir kommen,« erwiderte der Kastellan, »aber wir, wenigstens ich, werden öfter an unsere Pflicht da unten gebunden sein, als uns lieb ist. Wenn jedoch Mutter Heylike, oder Gysela und Alheid Ihr Zimmer betreten dürfen, so kann ich Gesellschaft genug versprechen, denn eines von uns allen wird doch in der Regel zu haben sein.«

»Sie werden mir alle Drei sehr angenehm sein, Ahlström, und die versprochenen Bücher bitte ich mir auch bald aus.«

»Gysela soll sie Ihnen nachher bringen, ich werde sogleich selbst dafür sorgen.«

»Habt Ihr schon daran gedacht, wie Ihr mir den Arzt aus Sagard verschaffen könnt?«

»Ja, Herr, ja, daran haben wir sehr eifrig gedacht. Noch diesen Morgen wird Mutter Heylike krank werden und sich zu Bett legen. Heute nachmittag werde ich einen Boten nach Sagard senden und den Doctor auf die Morgenstunde des nächsten Tages bestellen lassen. So lange freilich müssen wir allein die Sorge für den kranken Arm übernehmen.«

Nach einiger Zeit stieg der alte Ahlström wieder die Wendeltreppe hinab und beauftragte Gysela, in den ersten Stunden des Nachmittags sich bereit zu halten, dem Grafen Gesellschaft zu leisten, bis zu welcher Zeit Waldemar bei ihm bleiben würde. Als er diese Bestellung ausgerichtet, ging er seinen Geschäften nach, die zu dieser Zeit mannigfach genug waren, denn nicht allein die Einquartierung, sondern auch die Verwaltung des großen Gutes nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch.

Lassen wir nun Waldemar oben dem Kranken Gesellschaft leisten und wenden wir uns unterdeß zu einer anderen Bewohnerin des Schlosses, die nicht minder unsere Aufmerksamkeit an diesem Tage in Anspruch nimmt.

Gylfe hatte, nachdem sie sich am Abend vorher von Waldemar getrennt, eine unruhige Nacht zugebracht, was in ihrem bis jetzt wolkenlosen Leben eine große Seltenheit war. Wie sie die plötzliche und unerwartete Erscheinung Waldemar's, den man sich in Spyker eigentlich nie ohne den Sohn des Hauses denken konnte, schon erschreckt hatte, so war sie durch sein seltsam ernstes, frostiges und zurückhaltendes Benehmen fast noch mehr eingeschüchtert worden. Daß sein geheimnißvolles Verweilen in Spyker und die Annahme eines fremden Namens etwas Ernstes bedeute, war ihr gleich bei'm ersten Zusammensein mit ihm klar geworden. Allerdings hatte ihr am nächsten Morgen der Besuch Dübois' den Schleier von diesem Räthsel um Einiges gelüftet, allein der Grund, warum er gerade Spyker in der jetzigen Zeit zum Aufenthalt gewählt, war ihr dadurch nicht aufgeschlossen worden. Und nun diese unbewegliche Miene, dieses durchdringende vorwurfsvolle Auge, mit dem er sie angeschaut, was sollte das Alles sagen? Hatten diese Augen

schon auf den Grund ihrer Seele geblickt, noch ehe seine Hand mit der ihrigen in Berührung gekommen war? Wollte er sich nur von der Wahrheit dessen überzeugen, was das Gerücht vielleicht von ihr in die Ferne getragen, sollte seine Strenge sie züchtigen für die Leichtigkeit, mit der sie dem fremden Manne Eingang in ihr Herz gewährt?

Beim Nachdenken über alle diese Geheimnisse war es sehr natürlich, daß Gylfe sich klar zu machen versuchte, in wie weit das Letztere wirklich der Fall war. Ja, sie konnte es sich nicht läugnen, der galante, geschmeidige Officier war der Mann, der alle Eigenschaften und Fähigkeiten besaß, ihre ganze Seele auszufüllen, wenn er mit seiner anscheinenden, aber nur langsam fortschreitenden Bewerbung Ernst machte. Gerade einen solchen Mann ersehnte ihr Herz, denn nach einem gediegeneren trug ihr leichter Sinn kein Verlangen. Konnte denn auch ein Mann liebenswürdiger, zarter, aufmerksamer sein, als dieser im Aeußern so ehrenhaft erscheinende Cavalier es wenigstens bisweilen war? That er nicht Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, um ihr eine Freude zu bereiten? Hatte er ihr nicht reizende französische Bücher gegeben, die ihr leicht bewegliches Blut in Flammen setzten, nicht duftendes Papier von einer Glätte und Feinheit nebst bemalten Federn geschenkt, wie sie ähnliche noch nie im Leben in Händen gehabt? Hatte er ihr nicht endlich einen ganzen Vorrath köstlicher Essenzen verehrt, die bereits das ganze Haus in Duftwolken hüllten, ganz allein um ihren Schönheitssinn, der sich auf alle solche süßlichen Kleinigkeiten erstreckte, zu spornen, zu befriedigen? O und wie angenehm war seine Unterhaltung, wenn er bei ihr am Fenster des Tafelzimmers saß und mit träumerischer Sehnsucht von seinem schönen Frankreich sprach,

oder wenn er mit ihr durch den Forst jagte und von seinen Kriegsthaten unter dem großen Napoleon erzählte, oder gar, wenn er sie, was er schon seit Wochen that, in seiner herrlichen Sprache unterrichtete und dann mit den französischen Schriftstellern bekannt machte, die jeden matt glimmenden Funken ihrer Seele zur hellen Flamme anschürten? Konnte sie anders als einen solchen Mann lieben, der ganz das Gegentheil von dem düsteren, still schwermüthigen Magnus Brahe war, der sie schon als Knabe mit seiner Neigung verfolgt und in die Mysterien eines unheilvollen Aberglaubens hatte einweihen wollen? Nein, dieser Mann, dieser ritterliche Franzose, dieser Held, wenn er nur redete, wieviel mehr nicht, wenn er das Schwert in die Hand nahm, entsprach ganz dem Ideal, das sich in ihrem Geiste erzeugt hatte, und wie sollte sie zweifeln, daß er fühle wie sie, da er ihr oft genug, verhüllt und unverhüllt, die Neigung aufgedeckt hatte, die in seinem Innern für sie glühte? Und selbst wenn er mit Worten noch zurückhaltend gewesen war, hatten seine sprühenden Augen nicht verständlich genug gesprochen? Hatte seine Hand, wenn er die ihrige oder irgend einen Theil ihrer Kleidung zufällig berührt, nicht unter dieser Berührung gezittert und sie dadurch fühlen lassen, daß sein Herz, seine Seele dabei von den heiligsten Bewegungen erschüttert war?

Ach, Gylfe, sagen wir, das Alles mochte wohl sein, aber Du warst ein leichtsinniges, unklares, flatterhaftes Wesen, Du kanntest nicht die Männer, am wenigsten jene Männer, die damals Europa mit ihrem Hasse und ihrer Liebe zugleich überschwemmten, Du nahmst Galanterie für Liebe, Hang zum Vergnügen für edle Leidenschaft, Aeußeres für Inneres,

Oberflächliches für Tiefes, Du wußtest noch nicht, daß Männer dieser Art, wenn sie werben, das heißt, wenn sie sich bemühen, sich selbst zu verschönen und zu veredeln, wenn sie Engel zu sein vorgeben, alles Menschliche, Schwächliche an sich mit einem künstlichen Schleier verhüllen, bis sie plötzlich, wenn sie so glücklich sind, ihre Absicht zu erreichen, ihrem Ziele nahezukommen, das Dämonische hervorkehren, das die Natur leider auch mit vielem Guten in ihre Seele gepflanzt hat.

Wenn wir unserer Neigung, das schöne Geschlecht stets in seiner besten Gestalt zu zeigen, hier folgen wollten, würden wir Gylfe noch mehr in Schutz nehmen, als wir mit dieser Erklärung thun, aber leider können wir es nicht. Sie gehörte zu den Frauen, die, indem sie, ohne es zu wissen, betrügen, auch selbst betrogen sein wollen, weil sie es nicht der Mühe werth halten, zu denken, zu überlegen, d. h. den Verstand zu Rathe zu ziehen; ja, wenn sie noch ein wirkliches weibliches Gefühl gehabt hätte, wo sie nur an einer dunklen krankhaften Empfindung litt, könnten wir sie entschuldigen, aber leider hatte sie keine wahrhaften Gefühle, und Alles, was sie erstrebte, begehrte, war die Befriedigung einer augenblicklichen Laune, die Sättigung eines leidenschaftlich sich ergießenden Triebes, sich zu ergänzen, zu unterhalten und die öden Tage einer peinvollen Langenweile sich verkürzen und versüßen zu lassen.

Als Gylfe nun in der erwähnten Nacht unruhig und schlaflos auf ihren Kissen lag, fiel ihr immer wieder und wieder Waldemar ein, und sie zerbrach sich den Kopf, den Grund und die Absicht zu entdecken, die ihn in ihre Nähe geführt. »O, er hat gewiß noch mehr zu sagen, als er bisher gesagt, das verrieth ja sein ganzes geheimnißvolles, verschlossenes

Wesen.« Aber da kam ihr leichter Sinn der aufgeregten Begierde zu Hülfe: »Was sinne und sorge und grüble ich,« sagte sie sich. »Will er etwas von mir, so wird er schon kommen, und endlich werde ich ihn doch bezwingen, mir sein Geheimniß zu verrathen, wenn er eins hat.« Mit diesem Gedanken beruhigte sie sich zuletzt, und schlief auch bald darauf ein. Und als nun gar am nächsten Morgen die goldene Sonne am Himmel stand, die Vögel so lustig wie immer in den Gebüschen sangen, der See ihr reizendes Bild noch ebenso schön wiederspiegelte und der Gefürchtete, der wie eine Wolke vor ihre sonnige Gegenwart getreten, verschwunden war, da waren auch alle Sorgen gewichen, die Dämmerung ihrer Seele war vom Morgenwinde der Hoffnung weggeblasen, und abermals tagte glänzend die Zukunft vor ihr auf. Mit einer wahren Leidenschaft hatte sie sich an diesem Tage dem Capitain genähert, gleichsam als bedürfe sie seiner, um sich wie schwacher Epheu an eine starke Eiche zu schmiegen – und doch, wie seltsam! Gerade an diesem Tage hatte sie zum ersten Mal die dunkle Ahnung, daß dieser François Caillard die starke Eiche nicht sei, die sie suchte. Er war zerstreuter denn je, wortkarger als früher, zwar nicht weniger höflich, aber doch kürzer an Worten und Redensarten, als sonst. Befragt, was ihn drücke, entschuldigte er sich mit dienstlichen Unannehmlichkeiten, sprach von einer Umquartierung, von nothwendig werdenden Märtschen und Uebungen. Und warum das? Fühlte er selbst nicht mehr Trieb und Lust in sich, die Komödie, die er auf Spyker spielte, länger fortzusetzen? Hatte ihn eine andere Leidenschaft ergriffen, fröstelte ihn das alte Spyker unheimlich mit seinen Schatten und dicken Mauern an? Vielleicht war von diesem Allen etwas vorhanden, vielleicht hatte der Besuch

dieses Georg Forst einen unbestimmten Verdacht in ihm erregt, vielleicht fürchtete er die Rache eines Edelmanns, des Grafen Brahe, wenn er seine Aufführung und Bewerbung um die schöne Schwedentochter in Spyker erfähre. Wie dem nun sein mochte, auch Capitain Caillard fühlte sich an diesem Tage nicht wohl, allein auch ihn leitete sein Leichtsinn über die Kluft hinweg, am Morgen nach dem Tage war es vergessen, was ihn drückte. Gylfe lächelte so holdselig wie immer, die Weine des Grafen mundeten ihm so köstlich wie sonst, und die Küche des Kastellans ließ nichts zu wünschen übrig. Also wozu nachdenken, erwägen, Besorgniß hegen? Lustig *en avant*, den Augenblick genossen und vor allen Dingen den Krieger im Kleinen gespielt, da es nicht im Großen ging, und diesen Brahe verfolgt, um ihn – das war sein bestimmter Vorsatz – lebendig oder todt den Gerichten zu überliefern, die ihn, das wußte er ziemlich gewiß, nach dem, was er verbrochen, wenn es ihm bewiesen werden konnte, mit dem Tode bestrafen würden.

So ritt er fort, und so kehrte er Nachmittags um drei Uhr mit einem ganzen Schwarme Kameraden, die er zur Tafel nach Spyker eingeladen, nach dem Schlosse zurück, freilich, ohne die Verfolgten entdeckt zu haben, aber doch in der Hoffnung, daß morgen gelingen könne, was heute nicht gelungen war. Da saßen denn die betreßten Herren in dem alten Speisesaale der Grafen Wrangel und Brahe, da saßen und zechten sie, da sangen sie so laut und so übermüthige Lieder, daß alle Frauen des Hauses sich verbargen, während der Erbe des Schlosses, das sie verwüsteten, ein ungesehener Zeuge dieser Orgie war und in seinem Herzen Rache gelobte an den Feinden seines Vaterlandes, die nun auch Feinde seines Hauses, seiner Person geworden waren. –

Gylfe hatte Waldemar, seitdem sie seine Rückkehr in der Nacht erfahren, den ganzen folgenden Morgen bei sich erwartete, indem sie hoffte, er werde ihr endlich den herkömmlichen Besuch abstatten, mit ihr über alle Dinge reden, die ihr so sehr am Herzen lagen, und es werde ihr dabei gelingen, den starren Sinn des ehemaligen Gefährten durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel zu sänftigen, um so schließlich, nachdem sie ihn für sich gewonnen, von ihm das zu erfahren, was sie zu wissen so sehr begehrte. Ja, sie war sogar der Meinung, auch Waldemar müsse den Augenblick herbeisehn, mit ihr auf's Reine zu kommen, mit ihr sich von Herzen auszusprechen, und deshalb werde er sie in ihrem eigenen Zimmer aufzusuchen, wo sie am ungestörtesten mit einander plaudern konnten. So wartete sie denn mit großer Geduld bis um zehn Uhr auf ihn; als er aber bis zu dieser Zeit nicht kam, wurde sie etwas unruhig, fügte ihrem reizenden Morgenkleide noch einige Bänder hinzu, von deren Farbe und Pracht sie sich eine große Wirkung auf den alten Freund versprach, und stieg dann in die Wohnung des Kastellans hinab, um ihm dort gleichsam zufällig zu begegnen.

Als sie ihn aber auch da nicht traf und Niemanden nach ihm fragen mochte, lief sie in den Park und suchte ihn dort an allen den Plätzen auf, die er früher mit ihr und Magnus so gern betreten hatte. Aber auch da war ihr Suchen und Harren vergebens. Unwillig wandte sie sich zum Schlosse zurück, ging vor Waldemar's Fenster mit stolzen Schritten auf und nieder und dachte ihn auf diese Weise endlich herauszulocken. Als er auch da nicht erschien, erreichte ihr Zorn seine höchste Höhe. Wie sie sich dem unhöflichen

Menschen, wie sie ihn jetzt nannte, bisher genähert, so beschloß sie nun, sich von ihm zu entfernen, um ihn dafür, daß er sie so gänzlich vernachlässigt, zu bestrafen. Eine Stunde später endlich war sie am Wendepunkte ihrer Laune angelangt, denn als sie zu der Ueberzeugung gekommen, Waldemar habe ihr überhaupt nichts Wichtiges mitzutheilen, da er sie sonst wohl aufgesucht haben würde, fing sie an, ihn zu vergessen, und als nun der Gedanke an ihn sie nicht mehr beschäftigte, fiel ihr plötzlich ein, daß sich überhaupt Niemand um sie bekümmere, und ein Gefühl des Alleinseins und der Langeweile ergriff sie, wie sie es lange nicht empfunden hatte. Mit dieser Empfindung verband sich der Trieb, Zerstreuung zu suchen, und so rief sie Gysela herbei und bat sie schmollend, ihr bei'm Umkleiden zu helfen, was diese alle Tage that. Sie wählte ihr Reitkleid, ließ, als die kokette Toilette beendet, ihr Pferd satteln und ritt in den Wald, um dort vielleicht Jemanden zu treffen, der weniger Bauer und mehr galanter Mann war, als dieser junge Mensch, der, man sage was man wolle, trotz des ihm aufgedrungenen Firmisses der Bildung, immer nur ein Mann sei, dem man sein Herkommen an der Nase ansehe und der die Sitten und Gewohnheiten nicht verläugnen könne, die er mit der Muttermilch eingesogen habe.

Wenn Gylfe den Weg nach Sagard zufällig einschlug, so war ihr das Glück in einer Beziehung wenigstens wohlgesinnt, denn in der Nähe von Bobbin begegnete ihr Captain Caillard mit sämmtlichen Officieren seiner Escadron, die er zum Schmause in dem Schlosse, worin er als unumschränkter Herrscher über Küche und Keller gebot, aus dem Stegreif eingeladen hatte. Was die fremden Herren anbelangt, so überschütteten sie die schöne Diana von Spyker,

wie sie sie nannten, mit den süßesten Schmeicheleien; die also Gefeierte selbst aber, sich hoch beglückt fühlend, von einem so großen Schwarme glänzender Cavaliere umgeben zu sein, kehrte, reizender denn je in ihrer Liebenswürdigkeit und unübertrefflich an Laune, mit ihnen nach dem Schlosse zurück. So hatte sie sehr bald nicht nur alle Sorgen der Welt, sondern auch die Grafen Brahe, Vater und Sohn, also gewiß auch den strengen Waldemar Granzow vergessen, der so wenig verdiente, wie einer, der Gegenstand ihres kostbaren Nachdenkens zu sein. Lachend und Worte um Worte tauschend, ritt sie mit der überlauten Gesellschaft in den Spyker'schen Hof ein, und als sie scherzend vom Pferde stieg, wo ein Dutzend hilfreicher Hände ihr zu Gebote stand, ahnte sie nicht, daß das gespensterhaft bleiche Gesicht des heimlichen Bewohners des Spukthurmes auf sie und ihr Treiben niedersah, und daß dieser traurige Bewohner selbst dabei fühlte, daß zu der Wunde, die ihm der Feind geschlagen, noch die viel größere gekommen sei, die seine Freundin ihm im Herzen aufgerissen.

Diese Wunde aber war noch lange nicht so tief und schmerhaft, als sie im Laufe dieses Tages zu werden bestimmt war, denn zu dem Gifte, welches bereits in sie geflossen, sollte bald noch ein tödtlicheres geträufelt werden. Gysela nämlich war, wie wir wissen, von ihrem Vater angewiesen worden, am Nachmittage dem Grafen einige Stunden Gesellschaft zu leisten, während Gylfe allein in ihrem Zimmer saß und vor ihrem Klavier sehnüchtige Klagelieder erschallen ließ, Alheid aber am Bette der Mutter Platz genommen hatte, um ihr etwas vorzulesen, da die nothwendige Komödie ihrer Krankheit bereits eingeleitet war.

Gysela also nahm verschiedene Bücher unter den Arm, die der Graf aus der Bibliothek seines Vaters erbeten hatte, und stieg aus des Kastellans Schlafzimmer die geheime Treppe hinauf, die in den Spukthurm führte – Gysela, die Mitwisserin aller Gedanken und Wünsche Gylfe's, ihre Gefährtin bei Tag und Nacht, ihre Zofe und Gesellschafterin in einer Person. O, wie bald hatte der bleiche Bewohner des Thurmes alle diese Verhältnisse ergründet, nachdem er das Gespräch auf das Mädchen seiner Liebe zu lenken gewußt! Wie bald hatte Gysela, ohne Ahnung, was und wem sie es sage, Alles enthüllt, was Magnus ihr kluglich zu entlocken verstand, denn sie war kein plauderhaftes, böswiliges Mädchen, das damit der Dame des Hauses Schaden zufügen wollte, nein, sie war nur ein offenes, ungekünsteltes Naturkind, das jeder ernsten Frage zugänglich, jedem Wunsche des verehrten Herrn zu genügen sich für verpflichtet hielt. So war es denn kein Wunder, daß Gylfe's Leben und Treiben, ihre Neigungen und Bestrebungen in kurzer Zeit offen vor den erstaunten Augen Magnus Brahe's ausgebreitet lagen und daß der gute Doctor Piper aus Sagard, als er am nächsten Morgen kam, in's Vertrauen gezogen und in den Thurm geführt ward, einen viel kränkeren Patienten vorfand, als man ihm denselben geschildert hatte. Die Wunde zwar flößte ihm keine große Kümmerniß ein, – das werde sich bald machen lassen, sagte er, – aber das Fieber des Kranken, das ihm heiß aus den Augen sah, als wäre seine ganze Seele davon entzündet, das krampfhafte Spiel seiner zerrütteten Mienen, die gebrochene Kraft, die aus den eingefallenen Wangen sprach, Alles das waren Symptome, die den wackeren Mann in Wahrheit besorgt machten. Diese Besorgniß sprach sich auch verständlich genug in seinem

Schweigen aus, als er mit Waldemar wieder zu dem Kastellan hinabgestiegen war und in dem kleinen Kreise der mit allen Vorgängen vertrauten Familie saß.

»Nun, was sagen Sie, Herr Doctor?« fragte ihn der bestürzte Freund, der das Ungewitter der Bedenklichkeit über des Arztes Stirn ziehen sah und unter allen Umständen über den Zustand des Grafen aufgeklärt sein wollte.

»Was soll ich sagen,« lautete die Antwort, die mit Achselzucken und einer gewissen Bewegung der Hände gegeben wurde, »ich sehe ihn heute zum ersten Mal und da kann man sich leicht täuschen. – Hat er schon früher an der Brust gelitten?«

»Wie? Leidet er denn an der Brust?« fragte Waldemar mit der Miene heftigen Erschreckens. »Davon weiß ich ja gar nichts.«

»Lieber Granzow,« unterwies ihn der ehrliche Landarzt, »Sie wissen manches nicht. Aber daß es mit dem Sohne und Erben des Besitzers dieses Hauses nicht zum Besten steht, daß er wahrscheinlich ein tiefes organisches Brustleiden hat, das glaube ich bestimmt annehmen zu können, ohne eine Meile weit von der Wahrheit entfernt zu sein.«

»Nein!« rief Waldemar, entflammt von einem neu in ihm auftauchenden Schmerz, »nein, Sie irren sich doch! Dies Uebel liegt gar nicht in der Brahe'schen Familie!«

»So,« sagte der in seiner Wissenschaft gekränkte Doctor Piper, drückte seine silberne Brille mit den großen runden Gläsern fest auf die Nase und klopfte mit der andern Hand dem jungen Manne vertraulich auf die Schulter, »nicht wahr, Sie sind ein Seemann, wie es Ihr guter Vater ist, den ich so herzlich lieb habe. Nicht?«

»Ja, Herr Doctor, das bin ich.«

»Nun wohl, so wissen Sie es besser als ich, was ein Bram- und ein Klüversegel, eine Deining und eine Sturzwelle, ein stehendes oder ein laufendes Tau ist – ich aber, das sage ich Ihnen, bin ein Arzt und so weiß ich besser als Sie – muß es besser wissen, was eine Lungen- und eine Leberkrankheit, was eine Gehirn- und was eine Bauchaffection ist. He! Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, ja, und doch sind Sie im Irrthum!«

Der Arzt in seinem wissenschaftlichen Selbstgefühle tief verwundet, was bei den Dienern Aeskulaps einer allgemeinen Niederlage gleichkommt, richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf, die nicht eben besonders hoch war, und schaute Waldemar so vorwurfsvoll und verwundert an, als ob ihm der Verstand still stände, wobei sich allmählig sein Mund weit öffnete und seine drohenden Augen vom Kastellan auf dessen Frau und wieder zurückliefen.

»Sie sind im Irrthum,« fuhr Waldemar immer erregter fort, »denn Sie wissen, wenn Sie auch viel wissen, doch bei Weitem nicht Alles, wie ja kein Mensch Alles weiß. Graf Brahe ist nicht lungenkrank, vielmehr ist er herzkrank, denn in diesem seinen Herzen, Mann, da steckt die gefährlichste Kugel, die der böse Feind auf ihn abgeschossen hat.«

»Bah!« machte der Arzt und fing an, im Stillen an einen doch wohl möglichen Irrthum zu denken. »Ja, wenn das ist,« sagte er, mit dem Kopfe bedeutsam nickend, »so wäre es allerdings ein schon dagewesener Fall und das ist eine ver-teufelte Krankheit, die aller Welt Weisheit und Wissenschaft spottet. Aber wer, zum Satan, ist die vermaledeite Hexe, die diesen Nimrod mit ihren Pfeilen verwundet hat?«

In diesem Augenblick ging die Thür auf und Gylfe, in rauschende Seide gehüllt, hüpfte knixend und lächelnd mit fliegenden Locken in's Zimmer herein, um sich nach dem Befinden der Mutter Heylike zu erkundigen.

Alles schwieg, aber aller Augen waren wie durch einen geheimnißvollen Antrieb auf ihr verwundertes Gesicht und die seltsame Geberde gerichtet, die sie blicken ließ, als sie den versammelten Hausrath vor sich sah. Der Arzt wollte sich hochachtungsvoll verbeugen, allein er vergaß es. Denn Waldemar's Gesicht wurde plötzlich finster wie die Nacht und seine Augen schossen Blitze, die unheimlich auf der Person wurzelten, die zu so ungelegener Zeit das wichtige Gespräch unterbrach.

Jetzt erst gingen dem Doctor über manches die Augen auf, was er bisher noch nicht gesehen und gewußt, obwohl er sich erinnerte, hie und da schon ein gewisses Flüstern über dies und das im Spyker'schen Schlosse gehört zu haben, und er beeilte sich, nachdem er schnell die nothwendigsten Rathschläge ertheilt, ganz kleinlaut sein altes Pferd zu besteigen, um, in tiefes Nachsinnen über die bodenlose Wissenschaft des Menschen versunken, nach Hause zu reiten.

FÜNFTES KAPITEL. DIE ERBIN VON BAKEWITZ UND DIE EINQUARTIERUNG.

Verlassen wir jetzt auf einige Zeit Schloß Spyker und seine heimlichen und offenkundigen Bewohner, und wenden wir uns wieder nach dem Kiekhouse auf der Anhöhe bei Sassenitz zurück, wo während unsrer Abwesenheit mancherlei vorgefallen war, was der Leser nothwendig wissen muß.

Das friedliche Stilleben, während die ganze Umgegend von feindlicher Einquartierung und kriegerischer Thätigkeit erfüllt war, hatte nach Waldemar's Abreise auch bald in diesem abgelegenen Hause aufgehört, denn wenige Tage nach dem unverhofften und um so erfreulicheren Besuche brachte das Gerücht von Bergen herüber die alle Welt erschütternde Nachricht, daß Graf Magnus Brahe verwundet aus Stralsund entflohen sei und zwar mit Hülfe Waldemar Granzow's, und daß sich beide wahrscheinlich nach Rügen begeben hätten, um dort an irgend einem Orte ein heimliches Unterkommen zu finden.

Dies völlig unerwartete Ereigniß, dem man mit ziemlicher Sicherheit Glauben schenken konnte, obwohl von amtlicher Seite noch keine Bestätigung erfolgt war, beunruhigte den Strandvogt und Mutter Ilske außerordentlich, denn seitdem sie ihren Sohn den Gefahren der See und der dänischen Gefangenschaft entronnen gesehen, hatten sie ihn allen weiteren Fährlichkeiten entrückt geglaubt, zumal vorauszusetzen war, daß er sich mit dem Grafen Brahe in seiner Heimat ruhig verhalten und nicht mehr in das Getriebe des unseligen aller Kriege mischen würde, der für ganz Deutschland und alle Nachbarstaaten so unglücklich begonnen hatte und sobald kein erfreuliches Ende hoffen ließ.

Traurigen Herzens und niedergedrückten Geistes, aller äußerlichen Tröstung bar, saßen die beiden Alten eines Mittags in ihrem Stübchen, fühlten keinen Appetit, von den aufgetragenen Speisen etwas zu genießen, und keine Neigung, sich das schwere Herz durch Worte zu erleichtern, als – wer beschreibt ihr Erstaunen und ihre Freude – die Thür aufging und unverhoffter Weise Hille hereintrat, mit ihrer schönen

Gestalt und ihrem mild freundlichen Gesicht sogleich Leben und Freudigkeit in dem stillen Zimmer verbreitend.

Da war denn mit einem Male die traurige Miene der guten Alten aufgeheiterd, und mit strahlenden Augen flogen sie dem lieben Mädchen entgegen, das ihnen wie ein göttlicher Trost zur Milderung ihres irdischen Schmerzes gesandt schien. Waren sie aber schon über ihr bloßes Erscheinen erfreut, so klärte sich ihr ganzer Gedankenhorizont auf, als sie vernahmen, daß Hille von nun an wieder ein Mitglied ihres Hauses sein und daß sie für's Erste nicht wieder nach Mönchgut zurückkehren werde, da ihre Pflicht dort erfüllt sei, indem der gute alte Lachmann das Zeitliche gesegnet habe, womit denn auch, wie man jetzt erst sah, die Trauerkleidung übereinstimmte, die Hille trug, die jedoch weniger in Anlegung neuer Gewänder, als in Ablegung jener bunten und glänzenden Zierrathen bestand, die an den Genuß des Lebens und seiner Freuden zu erinnern pflegen.

»Aber, mein gutes Kind,« rief die erfreute Mutter Ilske, nachdem sie das geliebte Mädchen zum zehnten Mal geküßt und geherzt hatte, »wer wird denn die Wirthschaft in Bakewitz führen, wenn Du nicht mehr da bist und nach dem Rechten siehst?«

»Mein Pächter, Mutter, und seine Leute.«

»Dein Pächter? Hille, wie soll ich das verstehen? Zum ersten Mal sprichst Du, was ich nicht fassen kann.«

»Es ist, wie ich sage, Ihr könnt es mir beide glauben,« erwiderte Hille, als sie die großen Augen der beiden Alten voller Spannung auf sie gerichtet sah. »Denn Ihr müßt wissen, daß mein Pathe, bevor er aus diesem Leben schied, mir sein ganzes Hab und Gut vermachte hat, daß ich aber, als

ledige Person, es für gerathen hielt – zumal in diesen unruhigen Zeiten – lieber einen mäßigen Pachtzins zu nehmen, als mich den Gefahren auf einem abgelegenen Gute auszusetzen, so war ich denn so glücklich, in einem Nachbar meines Pathen einen redlichen Pächter zu finden, wir machten Alles schriftlich ab, und ich behielt mir nur zwei Stübchen im Hause vor, damit ich doch ein eigenes Dach hätte, wenn ich einmal Neigung verspürte, nach Mönchgut zu wandern, oder falls Ihr – was Gott verhüte! – meiner überdrüssig würdet und mir den Abschied gäbet.«

»Hille!« riefen der Strandvogt und seine Frau zugleich mit vorwurfsvollem Tone, aber weiter konnten sie nichts sagen, denn das Mädchen sprang auf beide zu, umschloß sie eins nach dem andern und vergütete damit reichlich, was sie mit ihren scherzenden Worten verbrochen hatte.

So zog denn Hille wieder wie früher, fast mit den Rechten einer Tochter begabt, in das einsame Haus, und noch einmal waren daselbst, wenigstens auf kurze Zeit, innerlicher Friede und allgemeines Behagen eingekehrt.

Indessen war es doch bald zu bemerken, – wenigstens von Seiten Mutter Ilske's müssen wir das behaupten, während der Strandvogt in dieser Beziehung sich gleichgültiger und vorsichtiger verhielt, – daß Hille gegenwärtig im Kiekhause ein ganz anderes Verhältniß zu den beiden Alten als früher annahm. Denn sie war jetzt keine verlassene Waise mehr, sondern besaß sogar, wie sich bald erwies, mit einem schuldenfreien Gute in einer hübschen Gegend, ein ganz ansehnliches Vermögen und konnte also Ansprüche erheben, die sie früher nicht hatte machen können. Zwar erhab sie auch jetzt in der That keine, aber in Mutter Ilske's Augen

war sie doch eine ganz andere Person geworden, und demnach richtete sich das Verfahren derselben ein und sprach sich auch in ihrer Gesinnung gegen die Nichte aus. Und namentlich gingen der guten Frau erst dann recht die Augen über Hille's Vermögen auf, als am Tage nach ihrer Ankunft ein Wagen, mit Kisten und Koffern beladen, angefahren kam und das bewegliche Gut der jungen Erbin nun sichtbar vor ihren Augen lag. Da entwickelte denn die thätige Hausfrau einen Eifer im Verpacken, Aufstellen und Ordnen der verschiedenen Gegenstände, wie sie ihn noch nie gezeigt, und einmal über das andere erhob sie ein Freudengeschrei über das Glück ihres Kindes, wie sie Hille nannte, das diese, nach ihrer Meinung, wie kein anderer Mensch auf Erden verdiente.

Wir wollen indessen hiermit nicht gesagt haben, daß ihre Liebe sich plötzlich gegen sie vermehrt habe oder vielleicht gar aus Gründen persönlichen Eigennutzes über Nacht gewachsen sei, nein, das war in Wahrheit nicht der Fall, denn mehr lieben, als es bisher geschehen, konnte sie das schöne Mädchen nicht, allein jedenfalls war Hille in ihren Augen doch nun eine bedeutende Person geworden, der man nothwendig eine größere Aufmerksamkeit schenken müsse, da man ja nicht wissen könne – und wer vergiebt dem zärtlichen Mutterherzen nicht solchen kühnen Gedanken! – was in dem Hintergrund der Zeiten schlummere und welche näheren Verhältnisse sich noch mit ihr knüpfen ließen.

Wundersam genug erschien es Mutter Ilske allerdings, daß Hille im ersten Augenblick sich durchaus nicht nach Waldemar erkundigte, wie sie nicht einmal aus eigenem Antriebe erwähnte, daß er in Bakewitz gewesen sei und sie ihn bei seiner Abreise bis Reddevitz begleitet habe. Erst am

späten Abend, als sie alle Drei auf der Bank unter den Bäumen am Strande saßen, über das friedliche Meer hinauschauten und dabei die Verhältnisse der Gegenwart besprachen, brachte Mutter Ilske das Gespräch selbst auf ihren Sohn, und nun erst erfuhren die Eltern, obgleich mit zögerner Langsamkeit der sonst so flüssig redenden Pflegetochter, was sie von dem Abwesenden wußte, wogegen sie denn nun auch des Gerüchtes Erwähnung thaten, das von Bergen her über Waldemar und seinen Freund zu ihren Ohren gedrungen war.

Da aber geschah etwas von Seiten der liebenden Eltern ganz Unerwartetes. Sie hatten sich nämlich gedacht, Hille müsse erschrocken sein und ihre Empfindung in lauten Worten äußern. Aber nein, Hille äußerte gar nichts, und den beiden Alten entging sogar, dank der Fassungsgabe Hille's, der wahre Grund dieses Schweigens. Denn diese war nicht nur erschrocken über das, was sie hörte, sondern ihr verging in der That der Athem, und es war ihr zu Muthe, als ob das Herz in ihrer Brust stillstände und alles Blut in den so lebenswarmen Adern stockte. Erst nach geraumer Zeit schöpfte sie wieder Luft und stieß einen leisen Seufzer aus, obgleich es ihr noch immer an Worten fehlte, ihren Gefühlen den rechten Ausdruck zu geben.

»Nun,« sagte Mutter Ilske und wandte verwundert ihr Gesicht nach dem niedergebeugten Antlitz des Mädchens um, »nun, Hille, was sagst Du dazu? Kannst Du Dir denken, wie uns diese Nachricht gequält hat und in welcher Sorge wir um unsren guten Waldemar sind?«

»Ja,« stieß Hille mit Mühe hervor, »ich kann es mir denken, und ich sinne eben nach, wie man etwas Gewisses darüber erfahren könnte.«

»O,« nahm der Strandvogt das Gespräch auf, »darauf werden wir nicht lange zu warten brauchen. Die Herren Franzosen legen ihrer Willensmeinung keinen Zügel an, und ich sehe schon den Tag voraus, wo sich Alles aufklären wird, was uns jetzt noch dunkel ist. Wartet die Zeit ab, Graf Brahe ist ein großes Wild, und der Jäger wird es genug geben, die danach trachten, es zu erlegen.«

»Mann!« rief Mutter Ilske schmerhaft ergriffen, »wie sprichst Du das Schreckliche mit so großer Ruhe aus! Sie werden ihn doch nicht jagen, wie das Thier des Waldes, das kein Gesetz und keine Menschenpflicht beschützt, und unsern Sohn obendrein?«

»Nun, wie soll ich mich denn geberden, indem ich dies sage, Ilske? Soll ich mir etwa die Haare ausraufen und in's Gesicht schlagen, wie die Türken es thun, wenn ihnen ein Unglück begegnet ist! Nein, Frau, ich liebe es, dem Unvermeidlichen mit ruhigem Auge in's Antlitz zu blicken und geduldig zu erwarten, was der Herr über mich verhängt. So hab ich's gehalten mein Leben lang, und so werd' ich's auch ferner halten.«

»Ach! Ja, Du hast gut reden, Du bist ein Mann, aber ich, ich bin seine Mutter und kann nicht finden, daß er so viel Böses verbrochen hat.«

»Nein,« nahm Hille zum ersten Mal wieder das Wort auf, »in unserm Sinne, nach unserm Gefühle hat er nichts verbrochen, im Gegentheil, er ist aufgestanden zum Besten des Vaterlandes, er hat den Weheruf seines Volkes gehört und dann seine Rechte erhoben, um als Mann gegen den Unterdrücker unserer Freiheit zu handeln, wie und wo es auch sei, und das kann ich auch nur billigen.«

»Du hast Recht, Mädchen, wie Du so muthig und nach meinem Herzen sprichst,« sagte schließlich der Strandvogt. »Ich mag das Winseln und Wimmern nicht leiden, wo nur männliche Entschlüsse und die Kraft der Faust zum Ziele führen. Da hast Du meine Hand, und ich drücke die Deine, zum Zeichen, daß ich mit Dir einverstanden bin. Jetzt aber kommt und laßt uns zur Ruhe gehen, die Sonne ist schon lange in's Meer gesunken, und morgen werden wir Zeit genug zur weiteren Ueberlegung haben.«

So muthig Hille an diesem Abend vor der verzagten Mutter gesprochen, um ihre ermattende Seele von der Sorge, die sie umspinnen, aufzurichten, – in ihrem Herzen, das sie Jedermann verschleierte, sah es ganz anders aus, und sie konnte in der nächsten Nacht die süße Ruhe nicht erringen, die sie in dem traulichen Kiekhause sonst zu finden gewohnt war. Vor ihren geschlossenen Augen, als sie in dem stillen Giebelzimmerchen im Bette lag, dämmerte ein schreckliches Bild herauf, dasselbe Bild, auf welches der Strandvogt so zufällig ihre überreizte Phantasie geführt hatte. Immer sah sie vor sich das gehetzte Wild, von blutdürstigen Jägern umstellt, hörte die todbringenden Büchsen knallen und das wilde Geheul der schnaubenden Meute näher und näher dringen. Mit zerrissenen Kleidern, bleich vor Ermattung und Entsetzen, mit vor Uebermüdung schlitternden Gliedern und angstschweißtriefenden Stirnen sah sie Magnus Brahe und Waldemar Granzow von Wald zu Wald, von Baum zu Baum flüchten, ein Versteck nach dem andern

suchen und immer aus einem in das andere getrieben werden. Von einer unerhörten Angst gequält, lief sie im Geiste mit, ihr Athem keuchte, immer wollte sie ihre Hülfe anbieten, ihre Hand zur Stütze reichen, aber die Gejagten sahen sie nicht, sie wandten nicht einmal das verstörte Antlitz herum, so sehr sie auch nur einen einzigen Blick von ihnen zu erhaschen bemüht war. Immer dunkler, düsterer sank die unholde Nacht herein, immer wilder heulte der ächzende Wind durch die Bäume, und das Grollen der beweglichen See drang feindselig aus der Ferne zu ihr herüber. Da, endlich – was war das? Da wurde es wunderbar ruhig um sie her, der helle Mond brach mit sanftem Schimmer aus den zerrissenen Wolken hervor – er beleuchtete freundlich die moosige Haide – und da saß, den Kopf in die Hand gestützt, aber das blaue Auge fest und doch milde nach ihr gewandt, ein lächelnder Mann – lächelnd, wie sie nur je einen lächeln gesehen – und gerade sie lächelte er an. Ach, aber es war nur der Schlummer mit seinem lieblichen Begleiter, dem Traume, der sie doch endlich überrascht hatte, es war keine Wirklichkeit, er lächelte sie noch nicht in Wahrheit an. Doch, o Täuschung, Täuschung, wie lieben wir Dich, wenn Du uns nur den Schein der Wahrheit malst, wie oft segnen wir nicht den Traum, wenn er eine süße Wirklichkeit ersetzt, wie sind wir nicht dankbar, daß wir wenigstens etwas haben, woran wir uns klammern können, das wie Hoffnung aussieht, wenn es auch nur ein blasser Schatten einer möglichen fernen Hoffnung ist!

Das oder wenigstens Aehnliches sagte sich Hille, als sie am nächsten Morgen das Bewußtsein dieses Traumes hatte, und fest stand in ihr der Entschluß, in den Wald zu gehen, den sie im Traume betreten, und das milde Auge des

lächelnden Mannes zu suchen, um ihn zu warnen, zu schützen, so sehr sie, das schwache Weib, nur warnen und schützen konnte. Aber dieser Entschluß sollte noch nicht so rasch zur That werden, wie sie es wünschte, denn es sollten Verhältnisse eintreten, die sie fest an das Haus schmiedeten, um zunächst den bedrängten Eltern des verfolgten Tugendbündlers, des Verräthers am französischen Uebermuth, in ihrer kummervollen Lage beizustehen.

Einige Tage vergingen, ohne daß das von Bergen nach Sassenitz herübergekommene Gerücht auf irgend eine Weise bestätigt oder widerlegt worden wäre; in banger Sorge verbrachte Mutter Ilske die trägen Stunden, in strenger Schweigsamkeit und innerlichem Brüten und Grübeln der Strandvogt. Jetzt erst sahen beide recht ein, wie wohlthätig das Schicksal für sie gesorgt hatte, indem es ihnen die Pflegetochter in's Haus zurückgeführt, die zwar nicht munter und fröhlich wie sonst mit den Vögeln des Waldes sang, denn auch sie hatte ja Trübseligkeit genug im Herzen, aber doch mit ihrer muthigen Haltung, ihrem festen Gottesvertrauen, das sich in jedem ihrer Blicke aussprach, ihnen zum wahren Troste gereichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig, förderte sie aus freien Stücken Alles, was sonst der Mutter im Hause zu thun obgelegen hatte, und immer war sie freudig bei der Hand, nie ermüdet oder zur Ruhe geneigt, wenn es draußen oder drinnen zu schaffen gab.

Da aber sollte die durch ihre Anwesenheit einigermaßen beruhigte Familie plötzlich wieder in neue Bedrängniß versetzt werden. Denn eines Mittags erschien, zu Wagen von Sagard her kommend, der Kriegspolizeibeamte Dübois, noch von denselben Brigadiers begleitet, die wir in Hiddensöe und Wittow an seiner Seite sahen. Er hatte bis hierher seine Rundreise vollendet und überall den kaiserlichen Verhaftsbefehl ausgestreut. Im Hause des Strandvogts freilich kehrte er nicht ein, da er eben so wenig selbst Häscher war, wie er es liebte, den Kummer der vom Unglück Verfolgten mit eigenen Augen zu sehen, aber in Sassenitz hielt er sich mehrere Stunden aus und bot große Belohnungen an, wenn man die Entwichenen finge und ausliefere, auf deren Kopf, wie er sagte, der Kaiser einen Preis gesetzt habe, wie es in ganz Deutschland mit allen bekannten Mitgliedern des Tugendbundes schon längst geschehen war, um so mit allem Nachdruck der wachsenden Hyder der Rebellion auf den Kopf zu treten.

Natürlich dauerte es nicht lange, so wußte man auch im Kiekhause, was unten im Dorfe vorgefallen war, und fast alle Lootsen und Fischer kamen herauf, dem biederem Strandvogt die Hand zu schütteln und ihm zu sagen, daß keiner von ihnen das Blutgeld verdienen wolle, so groß die gebotene Summe auch sei, daß sie im Gegentheil Alles aufbieten wollten, um ihm zu helfen, seinen Sohn wie den Grafen Brahe aus dem Lande zu schaffen, sobald sie nur wüßten, wie sie es anfangen sollten.

Dieselbe Gesinnung, wir brauchen es kaum anzuführen, theilten alle männlichen Bewohner Rügen's, ob sie nun den Strandvogt und seine Familie genauer kannten oder nicht. Denn es ging nur ein einziges Gefühl durch die Seele aller

dieser harten aber biederen Männer: das Gefühl der Entrüstung gegen die Fremdlinge, die das stille Eiland in Unruhe versetzt und den lange bewahrten Frieden mit schändender Hand gebrochen hatten. Was der französische Gouverneur in Stralsund also hauptsächlich bezweckt, die Beutelust der Insulaner aufzuregen, gelang ihm nicht, im Gegentheil, alle wurden nur aufmerksam gemacht, die Verfolgten zu schützen und aus den Klauen ihrer Hässcher zu befreien, sobald sie nur aus ihren Verstecken hervortreten und sagen würden: »Da sind wir, Männer von Rügen, nun greift uns und holt Euch das Geld, welches man auf unsere Köpfe gesetzt hat!«

Ja, die genaueren Mittheilungen des Dübois hatten erst recht dazu beigetragen, die von Magnus Brahe und Waldemar Granzow vollbrachten Thaten an's Licht und zur Kenntniß der Bewohner Rügen's zu bringen, sie also populair zu machen, was bis dahin noch nicht in so hohem Grade geschehen war. Erst jetzt erfuhr man, daß die beiden Männer nicht allein gegen Napoleon mit den Waffen in der Hand gekämpft, nein, daß sie es auch gewagt hatten, durch alle Länder zu reisen und den Geist des Widerstandes aufzustacheln, die Flamme des erstorbenen Nationalgefühls anzufachen, um endlich alle Geister in Lohe zu versetzen und dadurch den Schlag vorzubereiten, den Jeder voraussah, jeder herbeisehnte und der dennoch immer nicht gewagt wurde, weil man sich noch zu schwach, zu verlassen dünkte und den Knechter der Völker mit zu ungeheurem Maaße zu messen gewohnt war.

Waren die letzten Tage im Kiekhouse nun schon sorgenvoll genug dahin geschlichen, sie sollten noch friedlich und

sonnenhell gegen den sein, der nach dem Besuch des Polizeibeamten heraufdämmerte. Es war Morgens gegen elf Uhr, als der Vogt vom Strande kam und den Frauen ein Gericht eben gefangener Fische mitbrachte, unter Andern eine herrliche Steinbutte, die Mutter Ilske vortrefflich zuzubereiten verstand. Er fand die Frauen in einer Gartenlaube beschäftigt, auf einem Tische Wäsche zu ordnen, und nachdem er der alten Trude den Korb mit Fischen übergeben hatte, holte er seine Pfeife aus dem Zimmer und ließ sich neben ihnen auf einer Bank nieder.

»Nun,« sagte er, als die Pfeife genügend in Brand gesetzt war, »Ihr schweigt ja mit einem Mal, da ich zu Euch komme, was habt Ihr denn Heimliches zu flüstern gehabt?«

»Wir haben nicht geflüstert, Alter,« sagte Mutter Ilske trocken, »sondern laut genug gesprochen, so daß es jedes Menschenkind hören kann, das mit Ohren begabt ist.«

»Hoho! Ja, aber meine waren nicht so lang, vom Strande herauf bis hierher zu reichen. Es scheint mir doch, als wäre von etwas die Rede gewesen, was ich nicht hören soll.«

»Nein,« erwiderte Hille mit ihrer sanften Stimme, in der dennoch eine gewisse überzeugende Bestimmtheit lag, »das war es nicht. Wir sprachen von Waldemar.«

»Aha, also das alte Lied!«

»Immer das alte, Oheim. Und es klingt nicht übel, meine ich.«

»Hm! Nein! Ihr möchtet wohl wissen, wo er steckt?«

»Weißt Du es?« fuhr Mutter Ilske heraus und warf halb vor schreck, halb vor Freude ein schönes Stück schneeweisser Wäsche weit von sich auf den Sand.

»Sachte, Mutter, sachte! Woher sollt' ich das wissen? Und wenn ich es wüßte, ich sagte es vielleicht doch nicht.«

Hille horchte hoch auf. Es kam ihr vor, als wisse der Strandvogt, was ihr Herz schon lange in Unruhe versetzt hatte. »Warum nicht?« fragte sie, ihn mit ihren schönen blauen Augen voll ansehend.

»Weil Ihr es ausplaudern würdet.«

»Alter, Du bist nicht gescheit. Wir sollten es ausplaudern?«

»Nun ja, seid Ihr nicht Weiber?«

Hille warf nur einen Blick auf den Vogt und es that ihm schon leid, die beiden Frauen geneckt zu haben, die seinen Spott so wenig verdienten. »Kinder,« sagte er, »ich weiß wirklich nicht, wo sich die Flüchtlinge aufhalten, oder ob sie überhaupt noch auf der Insel sind.«

»Auf der Insel sind sie!« sagte Hille bestimmt. »Wo giebt es bessere Verstecke für sie, als hier, wo treuere Herzen, wo hilfreichere Hände?«

»Du hast Recht, Kind, das sage ich auch, obwohl die Lootsen unten am Strande wissen wollten, sie seien nach Schweden gesegelt.«

Hille legte ihre Arbeit hin und sann nach. Sie sah unendlich lieblich dabei aus, obwohl ihr Gesicht bleicher als gewöhnlich war. »Nein, nein,« sagte sie, sanft mit dem Kopf schüttelnd, »in Schweden sind sie noch nicht.«

»Woher willst Du das so genau wissen, Mädchen?«

»Ich weiß es!« wiederholte sie mit einer so sicheren inneren Ueberzeugung, daß beide Zuhörer große Neigung verspürten, ihr zu glauben. »Ich weiß es, und das sei Euch genug.«

»Dann stehst Du wohl im geheimen Bunde mit ihnen? Wie?«

Hille wurde blutroth und wußte nicht, ob sie Ja oder Nein sagen sollte, faßte aber in diesem Augenblick den festen Entschluß, auch ihrerseits sich zu bemühen, um über den Aufenthaltsort der Verfolgten in's Klare zu kommen, den sie längst im Stillen vermutete.

»Nun?« drängte sie der Alte.

»Ihr mögt Recht haben,« sagte sie endlich, »in einem gewissen Bunde stehen alle Menschen mit einander, die auf irgend eine Weise geistig oder leiblich zueinander gehören. Waldemar ist *Euer* Sohn und so ist er mein Bruder.«

»Wacker, Mädchen, wacker – o ich gäbe was darum, wenn ich wüßte, wo die Jungen sind.«

»Sie sind in Spyker!« sagte Hille mit tiefem Brustton, der aus ihrem Herzen hervorzuandrängen schien.

»In Spyker? Hille, woher willst Du das wissen? Da sind ja die Franzosen, und sie werden ihnen doch nicht gerade in's Garn laufen?«

»Vielleicht erst recht. Spyker ist des Grafen Brahe Eigentum, er hat dort feste Verbindungen, die Leute sind ihm treu ergeben, das Schloß ist groß und man wird Mittel gefunden haben, ihn zu verbergen, wenn er an das Thor seiner Väter geklopft hat.«

»Aber Teufelsmaid, wie werden sie so tollkühn sein, dahin zu gehen?«

»In Spyker wohnt ein Weib, welches Magnus Brahe vergöttert. Es ist Gylfe Torstenson, die ihn dahin gezogen hat – ich glaube es einmal und kann es mir nicht aus dem Sinne schlagen.«

Der Strandvogt wurde wirklich ernstlich bedenklich. Er wollte eben etwas erwidern, als ein Geräusch außerhalb

des Gartens seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes lenkte. Rasch wandte er den Kopf nach dem Landwege, der von Norden her an seinem Grundstück vorüberführte, und horchte scharf nach dieser Richtung hin. »Still,« sagte er, »ich höre Pferdegetrappel – man reitet scharf, um an Ort und Stelle zu kommen.«

Alle drei erhoben sich von ihren Plätzen und lauschten mit einiger Spannung dem Geräusch entgegen, das, je näher es kam, immer deutlicher das regelmäßige Gestampfe erkennen ließ, welches allein der Galopp geschulter Pferde hervorbringt. Der Strandvogt, so gefaßt er gewöhnlich war und ganz der Mann, jeder Gefahr kühn in's Auge zu sehen, wechselte doch bei dieser Gelegenheit etwas die Farbe und sagte leise: »Das ist die Cavallerie, Kinder! Bei Gott, ich glaube es sind Franzosen!«

Kaum hatte er ausgesprochen, so wurde ein Trupp Reiter vor dem Garten sichtbar, der kein Ende nehmen zu wollen schien, aber sogleich die schnaubenden Pferde anhielt, als der Führer durch sein Beispiel dazu den Anlaß gab. Dieser Führer aber war kein Anderer als unser galanter Capitain Caillard aus Spyker, der von einigen Officieren, einem Trompeter, einem Sergeanten und etwa dreißig Gemeinen begleitet war, alle feldmäßig ausgerüstet, scharf bewaffnet und trefflich beritten.

»*Bon jour!*« rief der im Anfang immer höfliche Franzose vom Sattel aus über den Gartenzaun herüber. »Wem gehört dies Haus?«

»Mir, Herr!« antwortete der Besitzer und lüftete seinen Seehut ein wenig von dem grauen Haar, das jener kaum zur Hälfte bedeckte.

»Wer seid Ihr?«

»Ich bin Strandvogt in diesem Bezirk und im gräflich Spyker'schen Dienst.«

»Oho? Und Euer Name?«

»Daniel Granzow, Herr!«

»Daniel Granzow?« rief der Franzose aufgeregt und beinah freudig aus. »*Voilà, Messieurs*, da haben wir sie alle beisammen. Steigen wir ab und machen wir diesem Manne unsere Aufwartung!«

Diesen höflichen, aber doch in befehlendem Tone gesprochenen Worten wurde sofort von allen Seiten Folge geleistet, und der Capitain, zwei Lieutenants und schließlich der Sergeant traten der Reihe nach, wie wir sie nannten, durch die Gartenpforte ein und stellten sich ohne Zeitverlust um die drei Bewohner des Kiekhauses im Kreise auf, als wollten sie eine Mauer um sie schließen, aus der sie nicht entschlüpfen könnten.

»*Monsieur*,« begann der Capitain mit gerunzelter Stirn und schnarrender Nasenstimme das Verhör, »Ihr sagt, Sie sind der Strandvogt Granzow.«

»Jawohl, Herr, der bin ich mit Eurer Erlaubniß.«

»Seid Ihr der Vater des Waldemar Granzow, den man, wie Ihr wissen werdet, seit einigen Tagen auf der ganzen Insel sucht?«

»Was weiß ich, ob man meinen Sohn sucht, wenn man einen Menschen seines Namens sucht. Meines Wissens hat mein Sohn sich keines Verbrechens schuldig gemacht.«

»Aha! Also Ihr gesteht doch ein, einen Sohn zu haben?«

»Das würd' ich selbst vor keinem Chinesen läugnen, mein Herr, und Sie sind nur ein Franzose!«

»Aha, nur! Attention, messieurs, c'est drôle! So wahr ich lebe! Wie heißt Euer Sohn, der keine Verbrechen begangen hat?«

»Waldemar ist sein Name!« sprach der alte Strandvogt mit einer festen orkanartigen Stimme und schnitt ein Gesicht, als trotze er dem ganzen französischen Kaiserreich.

»Mort de ma vie, c'est ici! – Wo ist er? Ist er auf dieser Insel?«

»Das weiß ich nicht. Vor Jahren war er in Schweden, Deutschland und England – wo er jetzt sein mag, weiß der Himmel!«

»Eh bien! Mit allen drei Ländern führen wir Krieg, also ist Euer Sohn jedenfalls unser Feind. Und diesen Euern Sohn, unsern Feind, verfolgen wir gerade. Wißt Ihr was? Ich werde Euch so lange vier Mann Einquartierung geben, bis wir ihn haben oder Ihr uns sagt, wo er zu finden ist. – Armand!« Hier wandte er sich an den Sergeanten, der etwas hinter ihm stand und ein kleiner, aber stämmiger Mann mit krausem schwarzem Haar und echten Säbelbeinen war, »Ihr bleibt mit drei Mann hier und haftet für diese Familie. Euern Dienst zu Hause wird Larrüe versehen. Niemand von den Bewohnern dieses Hauses verläßt diesen Garten. Jeden Morgen und jeden Abend durchsuchen zwei Mann die Umgegend. Punkt zwölf Uhr Mittags schickt Ihr mir täglich einen Mann zum Rapport. – Ihr aber, mein Herr Strandvogt, werdet diese Leute wie Freunde verpflegen, oder der Teufel soll Euch mit Euerm Schuft von Sohn zugleich holen.«

»So,« erwiderte der unerschütterliche Strandvogt, trotzdem ihn der Sergeant mit einer abmahnenden Geberde vom Sprechen zurückhalten wollte. »So, Ihr habt gesprochen, Herr, nun laßt auch mich einmal zu Worte kommen. Bin ich

verpflichtet, Eure Befehle zu erfüllen, wie? Ich bin gewohnt, dergleichen Aufträge von meiner Behörde zu empfangen, und nur meine Behörde hat das Recht, mich mit Einquartierung zu belegen.«

»Schweigt, alter Narr,« donnerte der Capitain, »oder Ihr reitet Euch noch tiefer in's Verderben. Wenn wir fort sind, tobt, schreit und brüllt, so laut Ihr wollt, jetzt aber haltet das Maul. – Vor allen Dingen, Sergeant, durchsucht das Haus, ob der verfolgte Bursche vielleicht darin versteckt ist. Außerdem, Granzow, zahlt Ihr, weil Ihr so viel Gold im Munde habt, jedem meiner Leute täglich einen schwedischen Thaler, und wenn Euer Sohn in acht Tagen nicht entdeckt ist, hundert Thaler Contribution dafür, daß Ihr Eurer Schuldigkeit nicht nachkommt, was ein Beweis für Euren bösen Willen ist. Abgemacht!«

»Herr!« schrie der Strandvogt empört auf, »wie soll ich das zahlen? Und wo soll ich die Einquartierung lassen? Ich bin darauf nicht eingerichtet.«

»*Silence Monsieur! Mort de ma vie!* Wollt Ihr noch eine bessere Rechnung haben? – *Adieu, mes amis, faites votre devoir!* – Challier, was giebt's?«

Bei diesen Worten, während er schon einige Schritte nach seinem Pferde gethan, drehte er sich nach dem jungen Lieutenant um, der im Garten stehen geblieben war und einen Ausruf des Wohlbehagens ausgestoßen hatte.

»Ein prächtiges Mädchen, Capitain, voilà!«

Der Capitain wandte sich nun auch nach Hille um, die während der militairischen Scene, die der kleine Tyrann von Spyker mit großer Würde aufführte, sich ruhig abgewendet und ungestört ihre Arbeit fortgesetzt hatte, als ginge sie der traurige Vorfall nicht im Geringsten an. »Eh bien!« rief er,

sein großes schwarzes Auge bohrend auf das Mädchen richend, »*c'est vrai. Mais en avant, Messieurs, une autre fois. Il est déjà trop tard aujourd'hui!*«

Und ohne den drei mehr niedergedonnerten als überraschten Bewohnern des Kiekhauses einen Gruß zu spenden, traten die Herren aus dem Garten, bestiegen ihre Pferde und gallopierten in südlicher Richtung davon, um ihren Morgenritt noch etwas weiter auszudehnen.

Der alte Strandvogt stand schweigsam, in einer Art Erstarrung seinen Platz behauptend und mit verglasten Augen den Abreitenden nachschauend, da. Mutter Ilske saß auf einer Bank, hatte den Kopf in die Hände auf den Tisch gelegt und weinte; nur Hille allein bewahrte ihre Fassung, obgleich sie ganz bleich geworden war, raffte schnell die ausgelegte Wäsche zusammen und trug sie in's Haus, ohne nur einen Blick auf den zurückbleibenden Sergeanten und die drei reitenden Jäger zu werfen, die schon Anstalt trafen, ihre Pferde durch die Gartenpforte zu führen.

»Hört mal, guter Freund,« sagte nun der Sergeant, der seine Herrscherstunde gekommen sah, in gutem Deutsch, denn er war ein Elsasser von Geburt und seinen Stammverwandten nicht persönlich abgeneigt. »Sie sind ein recht großer Narr! Mit Capitain Caillard von den Kaiserlichen *Chasseurs à cheval* spricht man nicht, wie Ihr gesprochen habt. Der ist der Mann dazu, Euch und Eure ganze Sippschaft in's Loch zu stecken und vier Wochen lang kalt Wasser saufen zu lassen. Wohlan, zeigt mir Eure Zimmer, und wenn Ihr mir was Gutes zu essen gebt, will ich Euch den Rath ertheilen, mit den hundert Thalern Euch nicht zu übereilen, vorausgesetzt; daß wir viere den unsrigen alle Tage richtig erhalten. Was

den Speisezettel anbelangt, so esse ich sehr gern Gebratenes, darum aber braucht die Suppe und das Gemüse nicht zu fehlen. Nur verbitte ich mir alle Tage Fische als Zwischengericht; zweimal wöchentlich, das mag genügen. Wenn Ihr Wein habt, so werdet Ihr mich sehr erfreuen, sonst aber habe ich auch in diesem Lande gelernt einen süßen Punsch zu trinken. Die Kühе, die ich in dem Stalle da brüllen höre, treibt auf die Weide, das ist ihnen gesunder; dafür werde ich unsre Pferde dort einstellen, und wenn Ihr ihnen gut Futter gebt, so will ich mir es gern ein paar Wochen bei Euch gefallen lassen. Wohlan denn, nun geht mir in's Haus voran und spielt einen liebenswürdigen Wirth.«

»Ihr habt gut reden,« erwiderte der Vogt, der schon merkte, daß sich mit diesem kleinen Befehlshaber werde auskommen lassen und dem jetzt erst die Sprache wiederkehrte, »aber woher soll ich das nehmen, was von mir so ungerechter Weise verlangt wird?«

»Nun, aus Eurem Säckel, Freund, oder wollt Ihr vielleicht gar meinen auf Borg haben?«

»Ich bin aber kein reicher Mann!«

»Das hat der Capitain auch gemeint, sonst würde er Euch mit zehn Mann beglückt und tausend Thaler abgefördert haben..«

»Es ist gut,« rief der Strandvogt mit grimmigem Gesicht, indem er sich der gemeinen Inselsprache bediente, die kein Franzose verstand, »wozu das Gewäsch! Ich sehe schon, in wessen Krallen ich bin. Hier gilt nur das Wort, daß unsere Eltern bei solchen Gelegenheiten gebrauchten: das walte Gott und ein kalt Eisen! Und dahin wird's kommen mit Euch, Ihr Halunken, ich prophezeie es Euch!«

So schickte er sich als Mann in das Unvermeidliche und trat mit dem Sergeanten in's Haus, wo sich dieser, der ein vernünftiger Mann war, mit des Strandvogts bester Stube begnügte und keinen Marmorsaal mit Sammetteppichen verlangte. Die frühere Schlafstube wurde von jetzt an der beständige Aufenthalt der ganzen Familie, wenn sie nicht im Freien war, und Hille trennte sich fast keine Minute von ihnen, nachdem sie jede Schmeichelei der galanten Franzosen mit so kernigem Blicke ein für alle Mal beseitigt hatte, daß man bald einsah, mit der Dirne sei nicht zu spaßen.

Noch bevor aber die vier Krieger Besitz von ihrer Stube oder eigentlich vom ganzen Hause nahmen, denn sie benutzten Alles, Großes und Kleines, nach ihrem Gefallen, trug der Strandvogt die kleine eiserne Kiste, in der sich Hille's erbtes baares Vermögen befand, in seine Schlafkammer herab, verbarg sie tief unter dem Kopfkissen und legte ein haarscharf geschliffenes Entermesser daneben, mit ganzer Seele bereit, es dem ersten Besten, der es wagen würde, sich an diesem Heilighum zu vergreifen, bis an den Griff in's Herz zu stoßen.

SECHSTES KAPITEL. DER BELOHNTE KIRCHGANG.

Daß das Leben im Kiekhouse in den folgenden Tagen unter den obwaltenden Umständen nicht mehr so harmlos und angenehm war, wie früher, bedarf wohl kaum der Erwähnung, und doch war es noch erträglich genug, da die einquartierten Soldaten umgängliche Menschen waren und namentlich der Sergeant mit sich sprechen ließ, wenn er gut gefüttert wurde, was Hille unter Anderm vortrefflich verstand. Ueberhaupt bemächtigte sich dies kühne und hochherzige Mädchen in diesen trüben Tagen, ohne daß man

wußte, wie es geschah, der Zügel der Herrschaft im Hause, und da Mutter Ilske halb gebrochen und der Strandvogt vor verhaltenem Zorn kaum einer ruhigen Ueberlegung fähig war, so that ihre Hülfe in der That Noth und bald hatte man sich dergestalt an ihr Schalten und Walten gewöhnt, daß man sie nicht mehr entbehren zu können glaubte. Da her war es denn auch kein Wunder, daß die Neigung der Alten zu ihr immer tiefere Wurzeln schlug und ihr Vertrauen immer größer und begründeter wurde.

Hille brachte ihnen nun aber nicht bloß ihre ganze geistige Kraft dar, nein, sie opferte auch ihre materiellen Mittel, um dem Oheim in der Noth beizustehen. Aus ihrer Tasche erfolgten die Zahlungen an die Soldaten, da der geringe Besitz des unbegüterten Vogts für die Ernährung der Männer und das Futter der Pferde gänzlich in Anspruch genommen wurde. »Ihr könnt es mir künftig wiedergeben,« sagte Hille lächelnd, als der Vogt sich anfangs sträubte, das Geld von ihr anzunehmen und es lieber von einem Bekannten in Sagard oder Sassenitz borgen wollte, »wenn Ihr durchaus darauf besteht, jetzt aber hab' ich's einmal bei der Hand und so braucht Ihr nicht den schweren Gang auf Borg zu thun.«

Nur selten sprach sie mit den fremden Männern im Hause; wenn sie aber mit ihnen sprach, so geschah es in einem Tone und mit einer Miene, die allen Vieren gewaltig impo nирte, wie es fast immer der Fall ist, wenn ein Weib, das sei ner Bildung, seiner Würde sich bewußt ist, Männern gegen über steht, die nicht allzu roh sind und neben ihrer größeren physischen Kraft Ehrgefühl und Rechtlichkeitssinn besitzen. So geschah es denn, daß namentlich der Sergeant einen gewaltigen Respect vor dem Mädchen bekam und ihr sogar eine stille Verehrung widmete, die auch einst ihre Früchte

tragen konnte, wie Hille ganz richtig bemerkte. So milderte sie auch sein Verfahren, als er nach drei Tagen vom Capitain Caillard den Befehl erhielt, dem Vogt die Waffen abzunehmen, die er vermutlich besäße, und nach Spyker abzuliefern, wo sich schon ein ganzes Arsenal von auf ähnliche Weise erbeuteten Vertheidigungsgegenständen angehäuft hatte. Als der Commandirende im Kiekhouse durch eine Ordonnanz obigen Auftrag empfing, erfuhr ihn Hille zuerst, und als nun nach einer halben Stunde der Sergeant nach den Waffen forschte, ergab es sich, daß nur zwei unbrauchbare Pistolen und ein stumpfes Dolchmesser vorhanden waren, die denn auch eiligst nach Spyker wanderten, worüber der Strandvogt beinahe ein heiteres Kichern hören ließ.

Trotzdem nun die Verhältnisse unter den erwähnten Umständen noch immer erträglich genug waren, Hille zum Guten riet und selbst Gutes that, wo sie nur konnte, und dabei ruhig und heiter wie immer erschien, so fraß doch insgeheim ein nagender Wurm an ihrem Herzen und sie schaute oft betrübt über die stille See hinaus, wenn sie einen Augenblick allein oder unbeobachtet war. Am härtesten aber litt sie Nachts, wenn sie allein auf ihrem wohlverschlossenen Giebelzimmer im Bette lag und, nachdem sie ihr Gebet zu Gott gesprochen, in Gedanken sich Alles klar zu machen suchte, was jetzt in ihr und um sie her vorging. Daß sich die Gedanken viel mit dem jungen Mann beschäftigten, der augenblicklich der Hauptgegenstand der allgemeinen Zärtlichkeit oder von anderer Seite des lebhaftesten Ingrimms war, wer wollte das zu läugnen versuchen? Nein, sie gestand sich auch selbst ein, daß sie um ihn besorgt war, fast noch mehr und in einem ganz anderen Sinne als die zärtliche Mutter, und gerade dieses Eingeständniß, dieses allmäßige

Bewußtwerden ihres seit jenem Besuche Waldemar's auf Bakewitz neu erwachten Gefühls flößte ihr den meisten Kummer und die größte Sorge ein, da sie sie leider keinem von allen ihren Angehörigen offenbaren konnte. Denn wie sollte sie dieses Gefühl vor den Ohren der Menschen benennen? Ach, einen Namen hatte sie ja selbst noch nicht dafür, und den gewöhnlichen Namen, mit dem man dergleichen Gefühle zu benennen pflegt, wagte sie sich selbst nicht auszusprechen, da sie nicht die geringste Hoffnung hegte, daß es von Waldemar erwidert würde. Und doch mußte sie endlich zu einem Entschlusse schreiten, der ihr schon lange vor der Seele schwelte, wenn sie Gewißheit erhalten wollte, ob Waldemar wirklich in Spyker war; dazu trieben sie zwei Beweggründe unwiderstehlich an.

Erstens jammerte sie das leise Schmerzgestöhnen der betagten Mutter und das beklommene Athmen des alternden Vaters, wenn sie von dem Schicksal ihres einzigen Sohnes sprachen; beide mit der Nachricht zu trösten, daß dieser Sohn in Sicherheit sei, schien ihr von Tag zu Tag immer nothwendiger zu werden. Sodann aber besorgte sie auch von Waldemar's Seite ein unvorsichtiges Handeln, wenn er in seinem Verstecke etwa zufällig erfähre, was die Eltern in Sassenitz seinetwegen zu leiden hätten. Ach, sie kannte den kühnen Unternehmungsgeist des jungen Mannes sehr wohl und wußte, daß er seine eigene Sicherheit vergessen würde, wenn es galt, seinen Eltern von Nutzen zu sein, und ihm begreiflich zu machen, daß er jetzt für sich allein sorgen müsse, um alle die Seinen für künftig nicht noch mehr zu betrüben, das war die Aufgabe, die sie sich bei dem Unternehmen gestellt hatte, das ihr allmählig näher und näher vor Augen rückte.

Immer stiller, nachdenklicher, schweigsamer wurde sie um diese Zeit, immer häufiger zog sie sich nach vollbrachter Arbeit in ihr Giebelstübchen zurück, immer sehnsgütiger schaute sie in die Richtung, wo Spyker lag, und immer höher hob sich ihr Busen von bangen Seufzern, wenn sie dachte, daß es vielleicht in ihrer Macht liege, das herbe Geschick der drei Menschen zu erleichtern, die ihr jetzt die theuersten auf der Welt waren.

Dachte sie auch wohl ein wenig an sich selbst dabei? Wer mag das nicht zugestehen? Aber sie dachte an sich nicht in vorderster Reihe, ihre Wünsche waren die letzten, die sie zu befriedigen hoffte, wiewohl dieselben, eben weil es die ihrigen waren, sie ohne Zweifel befeuerten, die That zu unternehmen, die sie sich nicht vorgesetzt, nein, die unter den obwaltenden Verhältnissen sich ihr förmlich aufgedrungen hatte.

Endlich aber war sie zum Handeln entschlossen, nur das Wie der Ausführung war ihr noch nicht ganz klar geworden. Waldemar mußte seiner Eltern wegen gewarnt werden, und um die Eltern zu beruhigen, mußten sie wissen, daß dies geschehen wäre. Wer aber sollte diese Warnung übernehmen? Eine hilfreiche Hand hatte sie nicht, unter den jetzigen Umständen war auf keinen männlichen Beistand von Außen her zu rechnen, jeder ihrer Schritte wurde beobachtet, und der Vogt selber oder einer der Seinigen durfte nur unter Begleitung eines der Jäger an den Strand hinabgehen, um irgend einen Menschen zu sprechen. So mußte sie denn also allein die Warnende sein, und daß sie es sein wollte, stand bereits bei ihr fest. Aber die Ausführung, wie sollte die möglich werden? Zwei Nächte lang dachte sie darüber ununterbrochen nach. Alles erwog sie im Geiste, und endlich glaubte sie

einen Schimmer von Möglichkeit tagen zu sehen, das Werk gelingen zu machen, welches sie nun einmal mit eiserner Beharrlichkeit in's Auge gefaßt hatte.

Als sie am Morgen nach dieser Nacht in's Frühstückszimmer zu den Alten trat, war es das erste Mal, daß sie heiter lächelnd der Mutter die Lippen und dem Vater die Stirn zum Kusse bot, was auch sogleich beiden zu Herzen ging.

»Na, Kätzchen,« sagte der Alte, einen seiner Lieblingsausdrücke gebrauchend, wenn er bei guter Laune war, »was giebt's denn? Warum denn so munter bei diesen Zeiten?«

»Ich habe gut geschlafen, Oheim,« erwiderte sie leicht erröthend, »und Gott hat mir einen guten Gedanken eingegeben..«

»Gott giebt nur gute Gedanken, mein Kind,« sagte die fromme Mutter, »und es wundert mich also nicht, daß er sich diesmal gerade an Dich gewandt hat.«

»Sprich ihn aus, sprich ihn aus, Hille!« rief der Alte. »Ich höre gern etwas Gutes, wenn Alles um mich her schlimm ist..«

»Ich werde morgen die Kirche in Sagard besuchen,« sagte Hille ernst und fest, und vermied dabei, ihr sanftes Auge zu den verwunderten Mienen der alten Leute zu erheben.

»Die Kirche in Sagard?« fragte erstaunt der Strandvogt. »Wie willst Du denn dahin kommen, da Du das Haus nicht verlassen darfst?«

»Das soll einmal meine Sorge sein,« scherzte beinahe Hille. »Ihr werdet sehen, daß ich dahin gelange, wie es auch sei..«

»Nun, das walte Gott, mein Kind, dann bete für mich mit!« rief die Mutter mit schon durch diese frohe Aussicht erquicktem Herzen.

»Für mich kannst Du auch ein paar Worte hinzufügen, Mädchen,« sagte freundlich der Alte, »das heißtt, wenn Du erst da bist, woran ich noch zweifle.«

»Heute abend, noch ehe Ihr zu Bett geht, werdet Ihr nicht mehr daran zweifeln. Jetzt aber schweigt davon, da klopft der Sergeant an's Fenster und ruft Dich hinaus, Oheim.«

Der Abend dieses Samstags war ein so lieblich warmer und windstiller, wie er auf Rügen im Juni nur selten gefunden wird. Alles, was im Kiekhause lebte, hatte das Freie aufgesucht, theils um sich an der sommerlichen Luft zu erquicken, theils aber auch, um den Anblick der spiegelglatten Meeresfläche zu genießen. Lebhaft plaudernd, wie dies Volk es kaum anders kann, saßen die drei französischen Reiter auf der Grasbank zwischen den Bäumen und machten die herrliche See und das, was darin und darauf sein Wesen trieb, zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Nicht weit von ihnen entfernt, bald nach der Landseite des Gartens, bald nach der See hin sich wendend, wandelten der Strandvogt und Mutter Ilske, in leisem Gespräch begriffen, während Hille auf einer kleinen Bank in der Fliederlaube des Vorgärtchens saß und ihren träumerischen Gedanken Raum ließ, zu flattern, wohin sie wollten, obwohl sie sonst nicht zu den Leuten gehörte, die in dieser mühelosen Beschäftigung einen Zeitvertreib finden.

Mit auf den Rücken über einander geschlagenen Händen ging dagegen der Sergeant Armand zwischen den kleinen Beeten des Gartens vor dem Hause hin und her, grübelnd

und schwankend, welcher von den drei verschiedenen Parteien er sich anschließen solle. Er wäre recht gern zu den beiden Alten gegangen, aber da Hille allein in der Laube saß und ihre Gesellschaft nicht theilte, so zog er es vor, noch eine Weile allein zu bleiben, bis diese Vereinigung später erfolgt sei, denn dem jungen Mädchen aus freier Hand nahe zu kommen, war ihm noch nie geglückt, da dasselbe einen wunderbaren Takt und die Fähigkeit besaß, sich von solchen bei Männern seiner Gattung beliebten Unterhaltungen frei zu halten.

Wie verwundert war er daher, als er plötzlich seinen Namen von der einsamen Hille rufen hörte und, seinen Kopf erhebend, ob er auch recht gehört, sich überzeugte, daß sie wirklich diesmal gesagt, was aus ihrem Munde dem eitlen Franzosen außerordentlich lieblich klang.

Mit einem kühnen Satze, wie ihn nur ein Reitersmann unternehmen kann, sprang er über die Beete fort, die ihn von Hille trennten, und seinen Schnurrbart lebhaft streichend, befand er sich augenblicklich an des schönen Mädchens Seite.

»Ein schöner Abend, Monsieur Armand, wie?«

»Herrlich, göttlich, unbezahltbar!« rief der entzückte Elsasser, dem das Glück, so vertraulich angeredet zu werden, noch nicht zu Theil geworden war.

»Setzen Sie sich zu mir, ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden.«

Der Sergeant hatte so schnell Platz genommen, wie wenn er einen Befehl seines Generals zu befolgen gehabt hätte. »Womit kann ich Ihnen zu Diensten stehen?« fragte er galant.

»O, ich wollte nur ein wenig plaudern, weil ich den ganzen Tag beschäftigt gewesen bin.«

»Das ist wahr, ich habe es wohl gesehen. Sie geben sich viele Mühe mit dem Hauswesen.«

»O, das scheint Ihnen nur so; ich ordne ja nur an, was die Trude nachher ausführt. – Sagen Sie einmal, Herr Sergeant, sind Sie verheirathet?«

Der verliebte Reiter spitzte nicht allein die Ohren, sondern auch etwas voreilig den Mund. »Verheirathet?« fragte er beinahe verschämt. »Ach Gott, nein, bei diesen Zeiten darf man daran nicht denken. Wenn aber einmal erst Friede unter den Völkern ist, dann bin ich gewiß der Erste, der sich ein Weib sucht.«

»So theilen Sie Ihrem Kaiser Ihren Wunsch mit, vielleicht erfüllt er ihn, denn er macht ja Krieg und Frieden, wie er will.«

»*Parbleu, ma chère!* Das sagt man einem Kaiser nicht und am allerwenigsten dem großen Napoleon.«

»Er ist wohl ein gestrenger Herr, Mr. Armand?«

»Das wollt' ich meinen, aber das steht ihm auch an, denn er ist der größte Mann auf der Welt.«

»So. Ist er auch fromm?«

Der Sergeant kniff seine kleinen schwarzen Augen etwas zu, als wäre er nicht recht in der Lage, darüber zu urtheilen. »Warum wird er nicht fromm sein?« fragte er dann etwas leise.

»Ich dachte mir nur, daß er es nicht ist, weil er die Leute vom Kirchgange zurückhält.«

»Wie, das thut er? *Mon dieu!* Davon habe ich aber noch nie etwas gehört.«

»Sie können es aber sehen – sehen Sie nur mich an.«

»Ah! Hält Sie denn der Kaiser vom Besuche der Kirche zurück?«

»Versteht sich! Er hat Sie hierher geschickt, und Sie gestatten mir nicht einmal, die Kirche zu besuchen.«

Der überlistete Elsasser spielte eine komische Figur. Er wand sich wie ein Aal und wußte nicht, wie er die Grausamkeit von sich abstreifen sollte, die ihm so ganz wider Vermuthen aufgebürdet war. Endlich hatte er sich besonnen und einen großen Entschluß gefaßt. Zuerst schmunzelte, dann lächelte er stolz: endlich warf er sich in die Brust und sagte mit wichtiger Miene, wie immer, wenn er von seinem Kaiser sprach:

»Seine Majestät ist gnädig und großmüthig, man wende sich an ihn, wenn man eine Bitte hat.«

Hille hob mit rührender Geberde beide Hände empor, legte die Handflächen zusammen, neigte etwas den Kopf und sagte schalkhaft lächelnd:

»Majestät, lassen Sie mich morgen die Kirche in Sagard besuchen, ich muß einmal eine Predigt hören und vor einem Altare beten.«

Seine Majestät war vollkommen erweicht, aber zugleich auch in die fröhlichste Laune versetzt. »Das ist charmant, das ist charmant!« rief er, sich schüttelnd vor Lachen. – »So bin ich doch auch einmal ein Kaiser gewesen! Ja, mein Kind, gehen Sie in Gottes und des Kaisers Namen morgen zur Kirche – in Sagard, sagen Sie?«

»Ja, in Sagard.«

»Wieviel Zeit nimmt das hinweg?«

»Mindestens zwei und eine halbe Stunde.«

»Bah! da brauchen Sie viel Zeit, um zu beten. Wir gehen bei uns in die Kirche, beugen ein Knie, besprengen uns

mit Weihwasser, sagen ein Gebet her, besprengen uns wieder und – fertig sind wir.«

»Es läßt sich hier nicht anders machen, da die nächste Kirche so weit entfernt ist.«

»Ich sehe es ein, ich sehe es ein. Meinetwegen bleiben Sie vier Stunden aus, wenn Sie überhaupt nur wiederkommen.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Armand, und jetzt will ich meinem Oheim und der Tante von Ihrer Güte Mittheilung machen.«

Sie stand auf, knixte und begab sich zu den alten Leuten, die eben im Begriff standen, in das Haus zurückzukehren, und mit Staunen die Nachricht in Empfang nahmen, die Hille ihnen triumphirend mittheilte. –

Am nächsten Morgen Punkt neun Uhr war Hille zum Kirchgange gerüstet. Der Sergeant bot sich zur Begleitung, wenigstens auf eine Strecke durch den Wald an, aber Hille dankte mit ihrer bestimmten, ablehnenden Miene und sagte, sie sei gewohnt, allein in diesem Lande zu gehen, die Hirsche und Kühe thäten ihr nichts.

»Aber die Menschen?«

»Die sehe ich nicht und an die denke ich nicht, wenn ich zu Gott gehe.«

Mit den Worten schlug sie den Weg nach Westen ein, der nach Sagard führt, und in dem köstlichen Gefühl, einmal nach längerem Zwange frei wie der Vogel in den Lüften zu sein, eilte sie mit ihrem elastischen Schritte flüchtigen Laufes davon, so daß der Sergeant nicht unterlassen konnte, ihr mit Vergnügen nachzublicken, so lange er sie unter den Bäumen mit den Augen erreichen konnte.

Hille dagegen, voller Eifer, den frischen Athem der freien Gottesnatur einzusaugen, blickte sich nicht einmal nach

dem Sergeanten um, wie er doch ganz gewiß erwartet, sondern hatte nur Augen für den Glanz und die Herrlichkeit, die über die Waldung und den Moosteppich ausgegossen waren, auf dem sie hinschritt. Prachtvoll funkelte der Morgen-sonnenschein aus den azurblauen Höhen hernieder, und die Sänger in den duftenden Büschen verkündeten wetteifernd ihre Lust und Fröhlichkeit darüber.

Wohl eine Viertelstunde brachte Hille damit zu, dem lieblichen Sange der Vögel zu lauschen und die grünen Blätter zu begrüßen, die sich über ihr wölbten, und die einmal Ruhe hatten vor dem Winde, der fast täglich durch sie strich, und ihnen ein wehklagendes Rauschen abzwang; dann aber, als sie sich vollgesogen von der balsamischen Luft, fing sie langsamer an zu gehen und kam in ihren sie durchbeben- den Empfindungen plötzlich auf die Ursache zurück, die sie zu dem heutigen Kirchgange veranlaßt hatte. Bereits in der vergangenen Nacht hatte sie ihren Plan zu Stande gebracht, und um die Ausführung desselben tummelten sich jetzt alle ihre Gedanken. So war sie denn mit sich dahin übereingekommen, zuerst die Predigt anzuhören, dann aber zu dem guten Pastor von Willich oder dem Diakonus Wohlfahrt zu gehen, wer nun die Predigt halten würde, und einen von ihnen um Rath zu fragen, wie sie am besten erfahren könne, ob Waldemar Granzow im Schlosse Spyker wäre. Was dann geschehen würde, wußte sie noch nicht, aber darum bangte sie auch nicht. War nur erst wieder ein Schritt vorwärts gethan, so würde der nächste schon von selbst folgen.

Hille's Plan, wie ihr Zweck, mußte ein guter sein, sonst hätte ihn die Vorsehung gewiß nicht so sehr und so rasch begünstigt, wie es wirklich geschah, und dabei bediente sie

sich ganz anderer Mittel, als auf welche Hille in ihrer einfachen, Sinnesweise verfallen war.

Denn als sie auf dem einsamen Wege, den heute kein Mensch außer ihr betrat, fortgeschritten war und sich dem Flecken Sagard bis auf wenige Minuten genähert hatte, so daß sie schon die Glocken läuten hören konnte, die zur Kirche riefen, sah sie auf demselben Wege einen Reiter daherkommen, der eben erst das Städtchen verlassen haben mußte. Er hatte seinem ruhigen Pferde die Zügel auf den Hals gelegt, hielt den leichten Strohhut in der Linken und trocknete sich mit der Rechten den Schweiß von der Stirn, denn es war schon am frühen Morgen gewaltig heiß. Als er mit diesem Geschäfte zu Ende gekommen, steckte er das Tuch in die Tasche und holte eine große Brille hervor, die er mit möglichster Genauigkeit fest auf die Nasenwurzel setzte. Erst als dies geschehen war, ergriff er die Zügel wieder und wollte eben sein steifes Pferd in Trab bringen, als er Hille auf sich zu schreiten sah.

»Ha!« rief er ihr schon von Weitem entgegen. »Sehe ich recht? Ist das nicht Hille, des Strandvogts aus Sassenitz Nichte? Ja, fürwahr, ich irre mich nicht. O, guten Morgen, mein schönes Kind, wo soll die Reise so eilig hingehen?«

»Nach Sagard, zur Kirche, Herr Doctor! Ich wünsche Ihnen auch einen guten Morgen.«

»Prächtig, prächtig, mein Mäuschen, aber wart' einmal ein Bischen, ich hätte wohl ein Wort mit Dir zu sprechen.«

Er hielt sein fortstrebendes Pferd fest und beugte sich etwas zu Hille herunter, die erwartungsvoll am Sattel stand, denn des guten Doctors Piper Miene glänzte von einer gewissen heimlichen Freude, die ihrem scharfen Auge nicht entging.

»Was machen die Alten im Kiekhouse, he, mein Kind?«

»Sie sind gottlob gesund, Herr Doctor, was viel sagen will in diesen traurigen Zeiten.«

»Sehr viel, sehr viel, ja wohl. Es geht nicht allen Leuten so gut. Ich habe außerordentlich viele Patienten, trotz des schönen Wetters. Höre mal, Hille, da fällt mir ein, was hat denn der Alte zu der Verwickelung gesagt, in die sein Sohn, der Waldemar, gerathen ist, he?«

»Ach, Herr Doctor, er ist sehr betrübt darüber, und wir alle sind es nicht minder.«

»Das dachte ich mir wohl. Weiß er denn, wo der Junge steckt?«

»Wenn er das wüßte, würde er nicht halb so traurig sein.«

»Nun, höre mal, komm' mal ganz dicht heran, Kind, so – da kann ich Euch etwas trösten.«

»Wie? Sie wüßten, wo er ist?«

»Gewiß weiß ich das, und ich habe ihn erst gestern gesprochen und spreche ihn alle Tage. Er ist ganz wohllauf und sitzt im Trocken.«

»Wo, wo? o bitte, sagen Sie es mir.«

»Still, nicht so laut – es ist ein Geheimniß – von Wichtigkeit, Hille!«

Hille sog jedes Wort von seinen Lippen, wie die Biene eifrig den Honig der Blumen schlürft. »Sagt schnell, wo er ist!« flüsterte sie mit bebender Stimme und klopfendem Herzen.

»Er ist in Spyker, auf dem Schloß, mit dem jungen Grafen Brahe, der sicher geborgen im Spukthurm sitzt, wo niemand ihn sucht.«

»Ah, ich dachte es mir!«

»Wie, Du dachtest es Dir?«

»Ja, ja, so sage ich, aber sprecht – er ist gesund, ungefährdet?«

»Gesund ist er wie ein Fisch im Wasser.«

»Aber ist er vor jeder Entdeckung geschützt?«

»Hm! Hm! das hat so seine Bedenkliekeiten. Ich wenigstens würde mich an seiner Stelle eben nicht bombenfest halten, aber der Junge ist ein Wetterkerl und sieht der feindlichen Breitseite wie ein Wallfisch in's Gesicht..«

»Wieso denn, was thut er?«

»Nun, er geht frank und frei unter den Franzosen herum, die nicht wissen, wer er ist, und ihn Georg Forst nennen und für den Neffen des Herrn von Bagewitz auf Kloster halten.«

Hille's Gesicht überströmte ein Freudenstrahl, so rosig, so golden, wie ihn selbst die Junisonne nicht schöner hervorzaubern kann. »Ist das Alles wahr, was Ihr mir da sagt?«

»Auf mein Gewissen, ich werde doch dem alten Granzow und Dir keine Lüge aufbinden? Aber halt, mein Kind, jetzt muß ich weiter, ich habe einen Patienten in Sassenitz und hatte schon gedacht, einen Augenblick bei dem Alten vorzusprechen und ihn von seinem Kummer zu kuriren. Nun brauche ich es nicht, Du kannst es jetzt selbst thun.«

»Wann seid Ihr wieder zurück, Herr Doctor?«

»Spätestens in einer Stunde, mein Kind.«

Hille bedachte sich im Fluge; sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihr die Gedanken in voller Fluth zuströmten.

»Hört,« sagte sie eilig, »seid Ihr nach der Kirche zu Hause?«

»Bis Mittag zwei Uhr, Kind – warum?«

»Dann komme ich zu Euch, sobald die Predigt vorbei ist, denn ich habe eine Bitte an Euch.«

»Aha, ich kann es mir schon denken. Na, komm in Gottes Namen, ich erwarte Dich. Mit Gott!« –

Bei den letzten Worten hatte er seinem Gaule die Sporen eingesetzt und trabte nun eilig dem Walde zu. Hille aber, die Hand fest auf das Herz gedrückt, das so stürmisch pochte, als ob es seine Bande sprengen wollte, stand geraume Zeit auf derselben Stelle, wo er sie verlassen, und sprach mit sich selbst, auf eine so ernste, bedachtsame Weise, und so voll ermuthigender Zuversicht, wie sie noch nie in ihrem Leben mit sich gesprochen. Dann aber, als die Glocken der nahegelegenen Kirche noch einmal ertönten, wachte sie wie aus einem unwillkürlichen Traume auf, und sich zu raschem Gange anschickend, schritt sie dem kleinen Flecken zu, der trotz seiner damaligen Dürftigkeit ihr doch diesmal wie ein in der Sonne blitzender Tempel von Gold erschien, in dem ihr die Erfüllung aller ihrer augenblicklichen Wünsche zu Theil werden sollte.

Die Kirche, oder vielmehr das Schulhaus, worin der Gottesdienst abgehalten wurde, da die Kirche selbst auch hier zum französischen Hospitale diente, war, wie immer zur Franzosenzeit, sehr gefüllt, und alle Anwesende, Alt und Jung, schauten mit Theilnahme auf Hille hin, als sie sie in ihrer rosig blühenden Schönheit, die ihre innere Aufregung noch blendender machte, eintreten sahen. Als nun aber der Pastor von Willich selber mit seiner unnachahmlichen Würde die Kanzel bestieg und im Verlauf der Predigt der wohlverstandenen Anspielungen auf das Schicksal der *vorzüglich* Heimgesuchten sich nicht enthalten konnte, dabei sein redliches Auge auf Hille wandte und den göttlichen Beistand auf das Haupt der Gerechten und unschuldig Leidenden herabflehte, da lief ein leises Gemurmel des Beifalls durch

den kleinen Raum, und von allen Seiten nickte man dem allgemeinen Lieblinge Grüße und Wünsche zu, so daß die vater- und mutterlose Waise, von diesen seltenen Beweisen der Theilnahme tief ergriffen, ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, obgleich ihre starke Seele nur selten die Tropfen vergoß, die ein Zeugniß unserer menschlichen Schwäche sind.

Ob Hille, wenn diese Hindeutung auf ihre persönlichen Verhältnisse seitens des menschenfreundlichen Pfarrers ihre Aufmerksamkeit nicht angeregt hätte, jedem Worte der Predigt an diesem Tage gefolgt wäre, bezweifeln wir fast; denn weit davon ab waren ihre Gedanken zu schweifen geneigt, und nur mit Mühe hafteten sie anfangs auf den Dingen, die sie vor sich sah, und bei den Worten, die sie vernahm.

Nachdem nun die Predigt beendet, der Gottesdienst geschlossen war, und die Anwesenden ihre Plätze verlassen hatten, wurde sie von Neuem durch die Begrüßung ihrer Freunde und Bekannten in Anspruch genommen. Alles schaarte sich um sie her, und als endlich der edle Pastor selbst herbeikam, ihr die Hand reichte und persönlich Worte der Theilnahme und Tröstung sprach, auch viele Grüße an Oheim und Tante bestellte, die er in den nächsten Tagen zu besuchen gedenke, da war es, als ob das schöne Mädchen von Sassenitz heute die Hauptperson von Sagard geworden wäre, und kaum konnte sie sich den hunderterlei Fragen entziehen, die über sie hereinstürmten, um endlich zu dem Doctor Piper zu eilen, nach dem jetzt ihr Herz allein Verlangen trug.

Der gute Mann stieg soeben aus dem Sattel, als Hille sein kleines Haus erreichte, und nachdem er sich einige Minuten

geruht und abgekühlt, kam er zu ihr in's Zimmer, wo seine Frau dem wohlbekannten Mädchen einen erfrischenden Imbiß vorgesetzt hatte.

»Nun müßt Ihr mir Alles noch einmal erzählen,« rief ihm Hille entgegen, sprang auf ihn zu und zog ihn an den Händen auf einen Stuhl nieder, »aber auch Alles haarklein, wie es gekommen, was geschehen ist, und was zu befürchten steht.«

»Ja, Kind, ja; laß mich nur erst recht zu Athem kommen, dann will ich Dir sagen, was ich weiß.«

Er hielt Wort. In wenigen Minuten war Hille von allem unterrichtet, was wir selbst bereits wissen, und wenn sie auch nicht die verschiedenen Einzelheiten erfuhr, die wir berichtet haben, so blieb ihr doch auch nichts Wichtiges verborgen. Als sie so in die ganze Lage des Grafen Brahe und seines Freundes hinreichende Einsicht gewonnen, überströmte sie eine neue Fluth höchst bedeutsamer Gedanken, wenigstens glaubte der Doctor das aus ihrem Benehmen schließen zu müssen. Den Zeigefinger der rechten Hand auf die frischen Lippen gedrückt, mit der Linken noch immer ihr laut schlagendes Herz haltend, ging sie geneigten Kopfes im Zimmer hin und her. Schweigend saß der Arzt in ihrer Nähe, beobachtete sie scharf, wie es seine Gewohnheit war, und las aus ihren blitzenden Augen und ihrer gespannten Miene, daß sie sich innerlich bedenke und einen heraufdämmern- den Entschluß nach allen Seiten überlege.

Plötzlich trat sie vor den Doctor hin, legte ihre Rechte auf seine Schulter und sagte: »Lieber Herr Doctor, noch eine Bitte habe ich an Euch, vielleicht sogar zwei. Zuerst nun sagt mir, aber genau, es hängt viel davon ab – wo stehen die Franzosen auf dem Lande zwischen hier und Spyker?«

»Oho!« rief der gutmüthige Arzt, »willst Du sie attackiren, Mädchen? Das laß nur bleiben, denn das ist kein Handwerk für so schmucke Weibsbilder, wie Du eins bist.«

»Sagt es geschwind, ich muß es wissen.«

»Nun, wenn Du es durchaus wissen mußt, dann werde ich wohl auch mit der Sprache heraus müssen. Aber das ist sehr einfach, Kind. Zunächst von hier stehen einige Mann, vielleicht ihrer zwanzig, in Capelle, dann erst in Promeusel wieder; dann in Neddesitz, Falkenburg und Hagen – Du siehst, kreuz und quer haben sie Grund gefaßt, wo sie gerade ein saftiges Stück Erde und ein frisches Laib Brod vorfanden.«

Hille lächelte. »Ja,« sagte sie, »sie stehen sehr kreuz und quer – und wäre ja wohl der gerade Weg von hier bis Spyker, außer Capelle und Neddesitz, unbesetzt?«

»Halt, Mädchen, in Bobbin stehen sie auch, ich darf Dir das nicht verheimlichen.«

»Vielleicht auch in Quoltitz?«

»Ei warum nicht gar – in Quoltitz! Sie werden sich hüten, in die Nähe der Gräberstadt zu gehen, wie sie sie nennen, nein, davor haben sie einen heiligen Respect. Die Kerle sind abergläubisch und fürchten sich vor Gespenstern, wie die Kinder, es ist beinah zum Lachen – und wenn sie von Jasmund's Ostküste nach Spyker wollen, machen sie immer einen Umweg von anderthalb Stunden bis Ruschwitz, um nur das Todtenfeld zu vermeiden.«

»Ist das richtig, ganz richtig, lieber Herr Doctor?«

»Ich werde Dir doch nichts Falsches sagen, da ich alle Tage die Stubnitz kreuz und quer durchreite! Aber wozu willst Du das Alles wissen, Du willst doch nicht etwa die Jungfrau von Orleans auf Rügen spielen?«

»Keinen Scherz jetzt, Herr Doctor!« rief Hille und streckte ihre Hand mit einer so sprechenden Geberde nach ihm aus, daß er sogleich verstand, daß er wieder schweigen solle, was er auch sofort that.

Hille ging jetzt noch einmal innerlich mit sich zu Rathe, und überaus wichtig war für sie, was sie in diesem Augenblick dachte. Das mochte dem guten Doctor auch wohl einleuchten, denn er wurde plötzlich ordentlich ernsthaft, was selten bei ihm der Fall war, und betrachtete das schöne Mädchen mit einer so respectvollen und theilnehmenden Miene, wie noch nie zuvor.

Endlich war Hille mit sich auf's Reine gekommen. Sie schöpfte tief Luft, warf einen Blick durch das Fenster nach dem gütig lächelnden Himmel und, gleichsam von ihm Stärke und Beistimmung empfangend, kehrte sie sich zu dem Arzte um und sagte mit viel leiserer Stimme als vorher und mit bittendem Tone: »Herr Doctor, könnt Ihr mir ein Blatt Papier, Feder, Tinte und Siegellack geben?«

»Ein ganzes Buch, Mädchen, wenn es nöthig ist. Da, da liegt gleich etwas in dem Kasten. Aber ich werde selber in meine Stube gehen, so lange Du schreibst, damit ich Dich nicht störe.«

»Nein, Ihr könnt hier bleiben, ich schreibe nur wenige Worte, und was ich schreibe, sollt Ihr heute mit nach Spyker nehmen, da Ihr doch hiniüberreitet, wie Ihr gesagt habt.«

»Nach Spyker? Ich? Den Brief mitnehmen? Aber an wen wird er denn gerichtet sein?«

»Das werdet Ihr sehen, wenn Ihr ihn empfangeß.«

Gleich darauf begann Hille rasch einige Zeilen auf das Papier zu werfen, und in wenigen Minuten war sie damit

fertig. Dann schrieb sie etwas langsamer ihren Namen darunter, streute Sand darauf, faltete den Bogen und fing an, ihn von allen Seiten zuzusiegeln, wie es Frauen thun, wenn sie beabsichtigen, recht sicher zu Werke zu gehen.

»Nun, nun,« sagte schmunzelnd der alte Doctor, indem er näher an den Tisch trat, auf dem Hille schrieb, »es ist genug damit. Du kannst versichert sein, daß kein sterbliches Auge da hinein schauen kann, und darfst immerhin meinen Siegellack etwas verschonen. – Nun aber die Adresse, Kind!«

Hille besann sich wieder. »Nein,« sagte sie, »es ist besser, ich schreibe sie nicht darauf. Der Brief könnte verloren gehen.«

»Verloren? Ja, wenn ich mit verloren ginge, da ich ihn bestellen soll.«

»Ihr sollt ihn bestellen, aber man muß heutzutage vorsichtig sein.«

»Aber dann muß ich doch wissen, an wen ich ihn abliefern soll.«

»Ja, ja – da – da habt Ihr ihn, ich binde ihn Euch auf die Seele.«

»Nun, wenn Du ihn in meine Tasche legst, ist er auch schon sicher genug. Und wer soll ihn erhalten?«

»Der Sohn des Strandvogts auf Sassenitz.«

»Das heißt Waldemar Granzow auf Spyker.«

»Derselbe, der sich jetzt Georg Forst nennt,« fügte Hille mit hoch gerötheten Wangen hinzu, da sie die Luchsäugen wohl bemerkte, mit denen sie der Doctor durchforschte.

»Hm, hm!« sagte er. »Ja, ja, er soll ihn haben. Vor fünf Uhr schon ist er in seinen Händen, ich reite um drei. – Willst Du schon fort?«

Hille hatte ihr Tuch bereits in der Hand, das sie zusammengefaltet über den Arm legte. »Ja,« erwiderte sie, »ich muß fort, es ist die höchste Zeit, man erwartet mich gewiß schon lange zu Hause. – Herr Doctor, da, nehmt meine Hand ich danke Euch von Herzen für Eure Freundschaft. Wenn ich kann, will ich sie vergelten. Lebt wohl – lebt wohl!«

Sie flog zur Thür. Der Arzt begleitete sie bis vor das Haus, kaum im Stande, ein Wort zu sprechen, weil er sich die eigenthümliche Stimmung des sonderbaren Mädchens, ihre Hast und die Flammen, die ihr Auge aussprühte, nicht recht erklären konnte.

»Hm!« sagte er zu sich, als er in seine Stube zurückgekehrt war und den kleinen Brief wohl zehnmal von hinten und vorne besah – »bin ich doch meine Lebtage nicht so neugierig gewesen, wie heute. Wenn ich doch wüßte, was in diesem Briefe steht! Es waren nur zwei Zeilen, die sie mit sicherer Hand, obgleich innerlich tief bewegt, schrieb. Ja, ja curiose Zeiten bringen curiose Verhältnisse zuwege. Am Ende – wer kann es wissen, und wer sollte nicht daran denken – hat sie mich zu ihrem Liebesboten gedungen – haha! in meinen alten Tagen! Das ist mir noch nie passirt! – Aber ein Mädel ist sie, wie ich noch keins in meinem Leben gesehen habe, weiß es Gott! Ein paar Augen hat sie – und eine Taille und ah, bah! Was geht das mich an! Sie ist gesund, und ich bin nur für die Kranken!« –

SIEBENTES KAPITEL. DAS TODTENFELD IN QUOLTITZ.

Als Hille das Haus des Doctors und endlich ganz Sagard hinter sich hatte, eilte sie mit beflügelten Schritten dem Walde und seinen Schatten zu. Sie fühlte die Hitze nicht, die Blumen und Gräser beugte, sie war stärker als diese, denn

in ihrem Geiste thronte ein kühner Gedanke, und in ihrem Herzen brannte ein tiefes Gefühl, und beides hat schon manchen sengenden Sonnenstrahl bewältigt und manchen eisigen Windhauch bezwungen. Sie wußte nicht, auf welchem Wege sie schritt, denn sie hatte bereits einen Weg im Auge, der weit ab von diesem lag; so schwand der Moosteppich auf dem Fußsteige, den sie gewählt, unter ihren Füßen, und die Bäume tanzten an ihr vorbei, ohne daß es ihr auffiel, daß die Vögel in den Zweigen jetzt schwiegen, und die Sonne beinahe senkrecht über ihrem Scheitel stand.

Erst eine kurze Strecke vor'm Kiekhouse ward sie aus ihren Träumen gerissen und an die Wirklichkeit des Lebens erinnert, als sie auf dem Wege von Sassenitz her die Gestalt Mr. Armands unter den Bäumen auftauchen sah, der die Zeit nicht abwarten konnte, bis sie wieder unter seinen Befehlen stand, da er während ihrer Abwesenheit an die Folgen gedacht hatte, die sein willkürliches Schalten und Walten herbeiführen könne, wenn Capitain Caillard oder ein anderer Officier nach dem Kiekhouse käme und eine Person weniger darin vorfände.

»Na,« rief er ihr schon aus der Ferne entgegen, »es ist gut, daß Ihr wieder da seid. Ich habe Angst genug ausgestanden..«

»Warum denn? Gab es denn etwas zu fürchten?«

»*Sacrebleu!* Genug! Ihr konntet mir ja entwischen, und ich wäre dann der geprellte Kerkermeister gewesen..«

»Da Ihr seht, daß Ihr es nicht seid, könnt Ihr Euch rasch zufrieden geben..«

»Ja, ja, aber Ihr sollt mir so bald nicht wieder zur Kirche gehen..«

»Ich habe auch keine Lust dazu – es ist sehr heiß..«

»Hat der Mann gut gepredigt?«

»Vortrefflich!«

»Wovon hat er denn gesprochen?«

»Von – von der Pflichterfüllung der Menschen untereinander. Einer müsse dem andern helfen, wo er es nur vermöge, da wir alle einmal in Nöthen gerathen könnten.«

»Ha! Das paßt auch auf mich. – Hat er noch etwas Anderes gesagt?«

»Ja. Die Menschen sollten sich wie Brüder lieben und den bösen *Feinden* vergeben, was sie Uebles thun; denn schon der Heiland hätte gesagt: vergebet ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, und erst recht nicht, wenn sie im Argen befangen sind.«

»Im Argen? Hat er das gesagt? *Sacre dieu!* das ist ein kühner Mann, in dieser Zeit und unter unsren Augen das zu sprechen! – Und was hat er noch gesagt?«

»Daß wir uns nur in der Heimat wohl befänden, und das würden die Franzosen auch noch einmal einsehen, wenn sie erst wieder nach Hause wären, was ihnen Gott in seiner Gnade zu Theil werden lassen möge.«

Mr. Armand seufzte. Er mochte denken, daß der heilige Mann in vielen Dingen recht habe, also auch in diesen.

»Und da – da ist meine Heimat, Mr. Armand. Jetzt bin ich wieder zu Hause und recht froh darüber. Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung und will nun zu meinen Verwandten gehen. Guten Morgen!«

Und rasch vor ihm in die Thür schlüpfend, schlug sie ihm dieselbe vor der Nase zu und war auf diese Weise flugs seinen verlangenden Augen verschwunden.

»*Mille tonnerres!*« fluchte der französische Reiter, »das ist ein Blitzmädel, aber sie hat ein Auge auf mich, oder ich will kein Franzose sein!«

Hille's sofortige Mittheilung, daß Waldemar unter dem Namen Georg Forst in Spyker geborgen und Graf Brahe im geheimnißvollen Spukthurm heimlich versteckt sei, brachte, wie es nicht anders sein konnte, bei den Eltern des Ersteren anfangs eine außerordentliche Freude hervor. Kaum aber war der erste Rausch derselben vorüber, so stellte sich ihre Kehrseite im menschlichen Leben, die Sorge, ein, daß dieses gefahrvolle Verborgensein denn doch nicht lange dauern werde und könne, da es zu viele Möglichkeiten gebe, den wahren Namen des jungen Mannes zu entdecken und ihn dann um so schonungsloser den feindlichen Gerichten zu überliefern.

Obgleich Hille einsah, daß die Besorgniß der Eltern um Waldemar nicht unbegründet sei, tröstete sie sie doch, so viel in ihren Kräften stand, indem sie den Glauben zu erwecken suchte, daß Waldemar selbst sich nicht für allzu sicher halten und für alle Fälle auf einen guten Ausweg bedacht sein werde. »Es wird aber doch gut sein,« fügte sie mit eigenthümlicher Wärme hinzu, »wenn man ihn warnt vor jeder Uebereilung und ihm den Rath giebt, ebenso an Eure wie seine Zukunft zu denken, denn Vorsicht ist in allen Dingen die Mutter der Weisheit.«

»Ja, ja,« bestätigte der alte Strandvogt ihre Ansicht, »man muß ihn warnen, der Junge ist trotzig auf sein Glück. Von Jugend an dachte er immer mehr an den Angriff als an den

Rückzug und ging mit kecker Stirn auf jedes Hinderniß los. Kein Wetter war ihm dick genug, keine Welle zu hoch, kein Wind zu unbändig, wenn er ein Ziel auf der See vor Augen hatte, und darum war ich froh, als er aus dem Hause kam und den Gefahren meines Berufes und Amtes entrückt wurde. Nun aber walten die Sterne des Himmels wunderbar! Wer auf dem Meere umkommen soll, verbrennt nicht, und umgekehrt, und meinen Jungen verfolgte die Gefahr auf jedem Schritte seines kurzen Lebens, auch auf dem Lande. Jetzt sehen wir ihn wieder darin, Hille, Du bestätigst es, und lerne dabei, wieviel Kummer dem Menschen zu Theil wird, wenn ihm auch Freude und Hoffnung von Gott geschenkt ward. Es ist ein wahrer Segen, daß Du dem alten Doctor begegnet bist, aber Du hättest ihm nur empfehlen sollen, den Jungen tüchtig in's Gebiß zu nehmen, damit er nicht durchgeht in seinem Uebermuthe.«

»Uebermüthig ist er nicht, Oheim, ach nein! Nur zu kühn, und das ist eher eine Tugend, als ein Fehler. Auch wird ihm,« fügte sie mit gesenktem Kopfe hinzu, der Doctor ein paar Worte in meinem Namen sagen, und ich werde weiter darüber nachdenken, wie man ihm die Warnung zu Theil werden läßt.«

»Thu' das, Kind, Du beglückst uns damit. – Und nun, Ilske, laß uns etwas Warmes genießen. Zum ersten Mal seit den zwölf Tagen, daß die Franzosen uns den Daumen auf's Auge halten, fühle ich Appetit und den danke ich dem guten Mädel da.«

So war denn dieser Tag ein kleiner Freudentag im Kiekhause geworden, und weder der Strandvogt noch seine Frau ahnten in ihrer Herzenseinfalt, daß eine unter ihnen lebte, deren Sorge noch größer und lebendiger war, als die ihrige

je gewesen, wenngleich im Kopfe jener sich schon Gedanken regten, auch diese Sorge abzuschütteln und mit Aufopferung ihrer eigenen Ruhe über die Ruhe der Uebrigen zu wachen.

Da Hille diese Gedanken nur im Stillen hegen und im eigenen Herzen verarbeiten konnte, so war es natürlich, daß sie an diesem wie an dem folgenden Tage sich so viel als möglich von den andern abgesondert hielt, um keine Minute entschlüpfen zu lassen, die vorliegenden Verhältnisse mit aller Sorgfalt zu erwägen. Stundenlang blieb sie in diesen beiden Tagen auf ihrem Giebelzimmer eingeschlossen, und wenn Mutter Ilske kam, um nachzusehen, was sie treibe, so fand sie sie in der Bibel lesend, obgleich die gute Alte, wenn sie genauer hineingeblickt, wohl hätte wahrnehmen können, daß die zuerst aufgeschlagene Seite noch immer nicht umgeblättert war.

Endlich am Abend des folgenden Tages, es war ein Montag, war Hille mit ihrem stillen Grübeln auf's Reine gekommen, jetzt wollte sie sogar nicht mehr länger nachdenken, da sie sich selbst gestehen mußte, daß das nichts mehr helfe, da ja die Stunde gekommen war, den Vorsatz, den sie in glühender Aufregung gefaßt, mit kaltem Blut auszuführen. So stand sie denn, eben als die Sonne, die am Nachmittage einige Wolken bedeckt, sich dem westlichen Horizonte zu neigte, an ihrem Fenster, blickte auf das still wogende Meer hinaus, hielt die Hände vor sich gefaltet und sagte:

»Nun, mein Gott, nimmst Du die Sonne vom Himmel, deren Scheiden ich heute mit Sehnsucht erwartet habe. Laß es recht dunkel werden auf den Pfaden, die ich zu wandeln gesonnen bin, aber sende mir weder Regen noch Sturm von Außen, da genug Sturm in meinem Innern ist. – Ob ich nicht

vielleicht thöricht handle? Ob ich auch in allen Dingen recht thue? Wer weiß es und kann es ergründen? Ich nicht, denn niemand kann sich und seine Handlungen selbst richtig beurtheilen. Und doch sagt mir ein wogendes Gefühl in meiner Brust, daß ich in einem Punkte recht thue und nicht unklug handle, und das ist der Punkt, daß ich meine eigene Sicherheit so wenig bedenke, um einem anderen von Nutzen zu sein und seinen Anverwandten den Kummer zu verscheuchen suche, der sie für spätere Tage bedroht. Was er selbst davon denkt, das darf mich nicht kümmern, und sollte er meine Einmischung in sein Schicksal sogar verdammen, ich würde dennoch auf meinen Vorsatz bestehen, den ich ja jetzt nicht mehr ändern kann. Freilich, wenn ich es recht bedenke, so hätte ich ihm die Warnung auch schreiben können, wie ich ihm die Einladung schrieb, aber das konnte ich nicht, ich weiß so schon nicht, woher ich die Fassung genommen, die paar Zeilen an ihn zu Stande zu bringen. Nun ist es zu spät, etwas Anderes zu ersinnen, ich bin fertig mit mir, und Gott wird sorgen, daß ich auch mit ihm fertig werde.«

Als sie dies zu sich gesprochen, stieg sie in das Unterhaus hinab, setzte sich mit dem Strandvogt und seiner Frau auf die Bank unter den Bäumen und betrachtete das wallende Meer, über welches die Abenddämmerung langsam herabsank, wobei sie mit Vergnügen die Aeußerung des Oheims vernahm, daß die Nacht finster zu werden und der Nebel wiederzukommen drohe, der ihr Heimatland so oft in seine Schleier hüllt.

»Wird es stürmen und regnen, Oheim?« fragte sie rasch, als sie den Sergeanten herankommen sah.

»Ich nehme kein Anzeichen davon wahr, Kind,« lautete die Antwort, »aber wer kann es wissen, der nicht weiß, wo

die Stürme gebraut und die Regengüsse gesammelt werden!«

Die Nacht war gekommen, finster und doch dabei windstill, wie es der Strandvogt vorhergesagt. Als ob der Himmel über die vergängliche Schönheit eines nordischen Sommertages traure, war er mit einem düstren Flore überzogen, kein Stern ließ sich blicken, so weit und scharf das Auge des zu einer ernsten That entschlossenen Mädchens auch rings herum am Horizonte spähen mochte.

Gegen zehn Uhr erklärte sich Hille ermüdet und ging in ihr Stübchen hinauf, nachdem sie den Verwandten eine gute Nacht gesagt und Mr. Armand heimlich eine Flasche Rum, ein großes Stück Zucker und ein paar Citronen aus den Vorräthen des Hauses verabreicht hatte, mit dem Hinzufügen: es sei eine trübe, schlafelige Nacht im Anzuge, und es werde ihm wohlthun, vor'm Schlafengehen eine angenehme Stärkung zu genießen.

»Sie hat wahrhaftig ein Auge auf mich!« dachte der Sergeant frohlockend im Stillen, »ich sage es ja! Mag der Teufel wissen, wie es zugeht, aber sie gehört mir, wenn ich will. Armand! Armand! Sei gescheit! Fange es vernünftig an, wenn Du die Forelle fangen willst, die wunderbar schmiegksam, aber auch wunderbar lecker ist!« Und er strich den schwarzen Schnurrbart noch einmal so hoch hinauf und schlürfte mit doppeltem Behagen das starke Getränk ein, das er mit lüsterner Zunge für sich und seine Kameraden bereitet hatte.

Aber gegen halb elf Uhr spürte er schon die Wirkung dieses Getränks. Er fühlte sich entsetzlich müde und suchte tappend seine Streu, auf welcher die drei anderen Jäger schon ausgestreckt lagen, um bald mit ihm um die Wette zu schnarchen und nicht eher als bis kurz vor Anbruch des Tages aufzuwachen.

Auch der Strandvogt schlief schon fest, nachdem er noch einmal nach dem Wetter geschaut und mit halbem Ohr den Abendsegen angehört hatte, den ihm seine Frau regelmäßig vor dem Zubettgehen vorzulesen pflegte.

Nicht so Hille. Nachdem sie ein paar feste Schuhe angezogen, ihre Kleider, um recht bequem zu gehen, hoch geschrüzt und ihr Windtuch über den Arm genommen hatte, löschte sie ihr Licht, öffnete die Thür und horchte hinaus. Da sie nichts hörte, was ihrem Thun hinderlich sein konnte, schlich sie auf den Zehen hinaus und schloß ihre Thür von Außen zu, worauf sie schon am Tage das Schloß durch säuberliche Oelung vorbereitet hatte. Leise nun die Treppe hinunterschleichend, an deren Fuße auf dem Flur sie die Schnarchtöne der vier Franzosen vernahm, glitt sie zur Hinterthür, öffnete den Riegel und schlüpfte hinaus, worauf sie sie wieder fest einklinkte, ohne sie jedoch von Außen zuschließen, um jedes unnütze Geräusch zu vermeiden. So stand sie im Freien, und nun erst athmete sie froh und leicht auf, denn der erste Schritt ihres kühnen Unternehmens war geglückt.

Leise dann um das Haus herumhuschend, trat sie in den Garten, öffnete behutsam die Gatterthür und schloß sie wieder. Lächelnd nach dem stillen Hause zurückblickend, wandte sie sich dann schnell um, als dürfe sie keine Zeit verlieren, und eilte mit behenden Schritten weiter, bis sie

tiefer im Walde war und den Pfad erreichte, der mitten durch den wildesten Theil der Stubnitz an der Försterei Werder vorbei nach Promeusel führt.

Im Walde war es noch viel finsterer als auf freiem Felde, denn kein Licht erleuchtete seine an und für sich schon dunklen Pfade, da auch der Himmel diesmal seine nächtliche Spende versagte. Nur ein sehr genau mit den verwickelten Wegen vertrauter Wanderer mochte sich in diesen labyrinthartigen Waldungen zurechtfinden, welche die ragenden Bäume, die mit Moos bewachsenen Steingerölle, die hier und da auftauchenden düsteren Gräber der Vorzeit und das dicht wuchernde Farnkraut nebst den übrigen dornigen Gebüschen noch unzugänglicher machten. Aber Hille brauchte keinen Wegweiser, ihr Licht brannte in ihrem muthigen Geiste, und mit einer zur zweiten Natur gewordenen Sicherheit bewegte sie sich leicht aus dem beschatteten Pfade dahin, bald an dieser, bald an jener Stelle irgend ein Zeichen wahrnehmend, was ihr verrieth, wo sie war und welche Richtung sie ferner einzuschlagen habe.

Sie mochte wohl nicht ahnen, daß der Weg, den sie in dieser stillen Nacht wandelte, in späterer Zeit gelichtet und häufig betreten würde, denn sie durchschnitt einen Theil der Stubnitz, der ebenso reich an Denkmälern der Vorzeit, wie schön und herrlich an weitreichenden Fernsichten ist und bis zum heutigen Tage alljährlich unzählige Wanderer anlockt, die nun nicht mehr mit den Windungen des schmalen Weges, mit dem dornigen Gestrüpp und dem fast zu üppig wuchernden Moose zu kämpfen haben, wie sie noch zu Hille's Jugendzeit jenen Theil der Jasmunder Halbinsel bedeckten.

Wir erwähnen also auch von diesen schönen Punkten nichts und überlassen es dem Leser, der Richtung zu folgen, die Hille in dieser Nacht einschlug, wenn er einmal das schöne Land besucht, in das wir seine Phantasie eingeführt haben.

Anfangs war der Weg bergig, den Hille verfolgte, und da sie von Hause aus den Gang mit hastigen Schritten begann, keuchte ihre Brust bald, und ihr Herz schlug fühlbar gegen die Hand, womit sie es zu beschwichtigen versuchte. Als sie aber ihre Eile mäßigte, beruhigte sich das bewegliche Organ wieder, und so setzte sie ungehindert ihren Weg fort. Das Gut Lanken mit seinen Wiesen zur Linken lassend und das quellenreiche Bruch bei Clementelwitz vermeidend, hielt sie sich so viel wie möglich im Walde, da sie hier am wenigsten einem Menschen zu begegnen vermeinte und sich leicht verborgen konnte, wenn etwa zufällig Jemand des Weges zöge. Aber sie sah und hörte Niemanden, und nichts hinderte sie, ruhig fortzuschreiten. Nur bisweilen vernahm sie das Gackern einer munteren Holztaube oder das tiefe Balzen des Auerhahns, der sein Weibchen ruft, oder das Hämmern eines ruhelosen Spechts, der auch Nachts auf Beute ausgeht. Selbst die bei'm dämmernden Nachtlichte in noch tieferem Schatten ruhenden riesigen Grabhügel hatten für sie nichts Störendes, sie war von Kindesbeinen daran gewöhnt, sie zu besuchen, zu erklimmen und von ihrer beträchtlichen Höhe auf das tiefer liegende Land hinabzuschauen. Einmal sogar, als sie an eine Stelle im dichtesten Waldberge kam, wo, wie sie wußte, ein bequemer Sitz zur Ruhe einlud, setzte sie sich einen Augenblick, um über den eigentlichen Zweck ihres Vorhabens noch einmal nachzudenken.

Aber wunderbar, so sehr sie sich auch bemühen mochte, im Stillen Alles zu wiederholen, was sie sprechen wollte, wenn die Gelegenheit dazu gekommen wäre, es war ihr jetzt nicht möglich, das so oft Bedachte noch einmal in geordneter Folge vor ihre Seele zu rufen, da ihr die Gedanken seltsam verworren im Kopfe schwirrten. Seufzend erhab sie sich wieder und setzte um so eifriger ihren Weg fort, um das noch ferne Ziel zur rechten Zeit zu erreichen.

Hille war, wie wir wissen, ein kräftiges und geschmeidiges Mädchen, sie ging daher keinen schläfrigen Schritt, wie wir es jetzt an vielen ihrer Landsmänninnen wahrnehmen, auch merkte sie bald, daß sie warm wurde, denn die Nacht war überaus mild, und kein Wind kühlte die stechende Luft in der Waldung ab, auf welche die Sonne den ganzen Tag ihre heißen Strahlen herniedergesandt hatte. Aber je wärmer sie sich werden fühlte, um so leichter wurde ihr das Gehen, um so flüchtiger trat sie einher, und sie hatte kaum eine gute halbe Stunde gebraucht, um bis zu dem Dorfe Promeusel zu gelangen, von dem sie wußte, daß es Franzosen beherbergte. Sie umging es daher, überschritt einen der höchsten Berge der Insel, auf dem, in zwei Reihen geordnet, zehn weithin sichtbare Kegelgräber ragen, von denen die Franzosen, nach Schätzten wühlend, in ihrer vandalischen Vertilgungswuth schon mehrere zerstört hatten, und kam hinter Promeusel auf den befahrenen Weg, der über Beustrin und Falkenburg nach Vietzke führt, wo die Berge flacher werden und theilweise sogar die Waldungen aufhören. Als sie aber eine Strecke über den letztgenannten Ort hinausgekommen war, schauerte sie zusammen; nicht aus Furcht, obwohl sie in der Nähe eines kleinen Erlengebüsches den großen Granitblock liegen sah, den man den Opferstein

mit der berühmten Blutrinne nennt, und der alljährlich Hunderte von wißbegierigen Reisenden anzieht. Nein, darum schauerte sie nicht, sondern darum, weil sie jetzt in die Nähe des Ortes gelangt war, wohin sie denjenigen beschieden, um dessentwillen sie die nächtliche Reise unternommen hatte. Wird er kommen? Wird er auch nicht zürnen, daß sie ihn der Gefahr ausgesetzt, verfolgt zu werden? Wird er ihre Bit-ten ruhig anhören, ihre Wünsche erfüllen und sein Leben – seiner Eltern wegen – schonen?

Ach! Alle diese Gedanken flogen jetzt blitzschnell durch ihr Gehirn und regten abermals das arme Herz zu heftigerem Schlag auf. Sie drückte beide Hände gegen die klopfenden Schläfe und fühlte zum ersten Mal dabei, daß ihr der Schweiß in hellen Strömen von der Stirn niedertropfte.

Dachte sie auch an sich in diesem Augenblick? Vielleicht! Wahrscheinlich sogar! Denn welches Mädchen von Hille's heißen, obwohl tief verborgenen Gefühlen weiß nicht, ahnt wenigstens nicht, daß ein noch süßerer Beweggrund ihre Thatkraft in Bewegung setzt, als der ist, einen Mann – seiner Eltern wegen – vor einer drohenden Gefahr zu warnen?

Ja, o ja, sie dachte an sich, und gerade weil sie an sich dachte, fürchtete sie, Waldemar Granzow, der immer in seiner ganzen ernsten männlichen Würde vor ihren Augen stand, könne zürnen, daß sie ihn aus seinem sicheren Versteck an diesen abgelegenen Ort gelockt habe, aus keinem anderen Grunde, als um eine halbe Stunde mit ihm zu – sprechen.

Sie stand also an dem alten, einsamen, in so tiefes Dunkel gehüllten Opferstein und lehnte sich fest an ihn an, denn da, dort drüber, ihr zur rechten Hand, dehnte sich in

seiner öden Weite, in seiner trüben Verlassenheit das Todtenfeld von Quoltitz aus. Schon ein düsterer Ort bei hellem Tagessonnenlichte, der, sobald man ihn nur sieht, an eine heidnische Begräbnißstätte oder, wie andere wollen, an eine finster drohende Gerichtsstätte erinnert, ist er mit seinen unzähligen, regelmäßig aufgerichteten Gräbern, die der dunkle Wachholderstrauch bekränzt oder der stachliche Dornstrauch unnahbar macht, in einer dämmerigen Nacht ein grausiger Aufenthaltsort, über dem die Schauer des Todes einer längst vergangenen Zeit zu schweben scheinen. Todtenstille breitet sich über das ganze Thal aus, in welchem das Todtenfeld selbst verborgen vor den Blicken der umwohnenden Menschen liegt, kühl saust allein der furchtlose Wind über das dürre Haidekraut, womit die Gräber und der Boden, in dem sie wurzeln, bewachsen sind. Wenn die Menschen, die unter diesen Steinen schlafen, mit einem Male erwachten aus ihrem tausendjährigen Schlummer, und geharnischt, wie sie zur Ruhe gingen, hervorträten aus ihren Gräbern, wenn sie uns Kunde brächten von ihren Tagen, die uns im trübsten Dunkel liegen, wenn sie wieder ihre Mordlust und heidnisches Gelüsten ausgössen über die durch das Christenthum so licht und heiter gewordene Welt – was würden wir sagen, was denken, was thun, falls sie mit ihrer herkulischen Kraft und ihrer vernichtenden Thatenlust überhaupt uns Zeit ließen, etwas zu denken, zu sagen, zu thun?

Aehnliches mochte vielleicht Hille denken, als sie an dem Steine lehnte, der noch warm war, nicht von dem Menschenblut, das einst an ihm herabgeflossen, sondern von den heißen Strahlen der gütigen Sonne, die den ganzen Tag über ihm gelächelt hatte, aber plötzlich fuhr sie zusammen, denn

es däuchte ihr, sie hätte das Grollen und Rauschen des Meeres vernommen, das nicht weit von ihr an die Küsten von Jasmund brandet, und dieses Grollen einer großen unermesslichen Gewalt, die nur der Athem Gottes aufzuregen braucht, um aller Menschen Werke in Trümmern zu schlagen, erinnerte sie an das Grollen der Menschen selber, die nicht der Athem Gottes aufzuröhren braucht, um ihre Mitmenschen zu hetzen, zu fangen, zu richten – zu richten – o! dieser Gedanke jagte sie in Angst, wie sie noch keine heute empfunden hatte, und fort von dem Steine, wo sie so Schreckliches gedacht, floh sie thaleinwärts über das kahle Feld des Todes von Quoltitz hin.

Athemlos gelangte sie so endlich an eine Stelle, die sie Waldemar genau bezeichnet hat; rasch setzte sie sich, innerhalb eines Kranzes von Wachholdersträuchern, die in dieser thauigen Nacht einen balsamischen Geruch aushauchten, auf einen der kleinen bemoosten Steine, die unregelmäßig durcheinander geworfen darin umherlagen. Hier, verborgen vor jedem Späherblick, selbst wenn es Tag gewesen wäre, suchte sie zum letzten Mal ihr Herz zu beruhigen, und doch sollte es ihr nicht mehr gelingen, denn aus einer Angst verfiel sie jetzt in die andere. Hatte sie bisher nur an die Menschen gedacht, die ihr fern waren durch Zeit und Raum, durch Gesinnung und Gefühl, jetzt dachte sie an einen Menschen, der ihr nahe war, vielleicht an Zeit, an Raum, durch Gesinnung gewiß – aber auch durch das Gefühl? Ach nein, davon hatte sie keine Kunde, denn Waldemar war nicht der Mann, seine Gefühle einem Mädchen gegenüber zu zeigen, das wußte sie, und eben weil sie es wußte, war er ihr vielleicht um so theurer.

»Wird er kommen? Wird er ausbleiben?« Das war der Hauptgedanke, der sie jetzt durchbebt. Erst in zweiter Linie kam der Gedanke: »Wird Dein Handeln ihm recht und eines Mädchens würdig scheinen? Was werde ich ihm zuerst sagen – o mein Gott, ich weiß nichts mehr, gar nichts, was ich ihm sagen wollte – und wo sind meine Gedanken geblieben! Wenn er nur jetzt noch nicht kommt, nein, nein, noch nicht!«

Da rauschte, nur wenige Schritte von ihr entfernt etwas in den Gebüschen. Sie sprang auf, sie horchte mit dem Ohr und dem Herzen zugleich – es war ein Mensch, ja, denn erkennbar war sein wuchtiger Tritt und ein einziger Mensch konnte es nur sein, der in dieser Stunde den Todtenkranz auf dem Todtenfelde bei Quoltitz aufsuchte.

Der durch die Schatten der Nacht und die Gebüsche verdunkelte Eingang zum sogenannten Todtenkranze wurde plötzlich noch dunkler gemacht durch einen tieferen aber beweglichen Schatten, der einer Gestalt angehörte, die auf dem schmalen, gewundenen Wege durch die Dornbüschre rasch dahertrat, einen vom schnellen Laufe keuchenden Athem hören ließ und, als sie den Todtenkranz selbst erreicht hatte, bedachtsam den Kopf vorstreckte, um innerhalb des duftenden Wachholdergebüsches genaue Umschau zu halten.

Hille sprang auf, ihr vor Aufregung überlaut schlagendes Herz hatte ihr den Liebling – Mutter Ilske's verrathen. Sie trat ihm schwankend einige Schritte entgegen und, unvermögend, ein einziges Wort hervorzubringen, streckte sie nur die Hand der anderen Hand entgegen, welche die ihrige schon zu suchen schien. Dann aber, einen Augenblick gleichsam innerlich von Aufregung gebrochen, geknickt, beugte

sie sich vorn über, als wolle sie ihren Kopf auf seiner Schulter ruhen lassen, plötzlich aber, alle geistige Kraft zusammenraffend, erhob sie ihn wieder und trat zurück, hielt jedoch immer noch seine Hand mit der ihrigen fest.

»Hille,« sagte Waldemar mit seiner festen, klangreichen Stimme, »Du bist es, ja, ich fühle es mehr, als ich es sehe! Und auch ich bin hier, wie Du mir geheißen – sprich, was willst Du von mir?«

»Waldemar, ich grüße Dich zuerst – doch, was ich von Dir wollte? Ich weiß es wahrhaftig nicht, jetzt nicht – doch ja, ich wollte Dich zunächst fragen, ob Du mir zürnest, daß ich Dich hierher rief und der Gefahr aussetzte, von Deinen Feinden verfolgt und ergriffen zu werden?«

Waldemar lächelte. »Nein,« sagte er leiser, »ich zürne Dir gewiß nicht, obgleich ich Dich fragen sollte, wie Du dazu kommst, mir einen so kurzen und Dir einen so weiten Weg aufzuerlegen, da doch das Umgekehrte viel angemessener und ausführbarer gewesen wäre.«

»Nein, Waldemar, das bestreite ich Dir. Ich laufe keine Gefahr, wenn ich auch am hellen Tage durch ganz Rügen wandle, Du aber darfst Dich vor Niemandem sehen lassen; diesen Ort aber wählte ich, weil er der sicherste von allen und außerdem so nahe bei dem unbekannten Ausgange des Spyker'schen Schlosses gelegen ist.«

Waldemar lächelte abermals, was hinreichend bewies, daß er nicht im Geringsten zornig sei. »Bei Tage durch ganz Rügen!« wiederholte er nachdenklich. »Aber Du bist nicht bei Tage gegangen, Hille, sondern bei Nacht, und das ist für Frauen, wie Du eine bist, keine Zeit, einen mehr als meilenweiten Weg zu wandeln.«

»Warum nicht, Waldemar, wenn die Noth drängt? In der Nacht sieht mich niemand, ich kenne meine Wege und über mir wacht das Auge eines, der mich immer sieht, wenn auch ich ihn nicht sehe – meinst Du nicht auch?«

Waldemar faßte ihre Hand fester und zog sie dann an seine Seite auf einen zerbröckelten Grabstein nieder, der mit dem weichsten Moose bewachsen war und einen herrlichen Ruhesitz bot. »Komm, laß uns niedersitzen,« sagte er, »Du wirst müde sein.«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Aber Du sprachst davon, daß ein so weiter Weg zu entschuldigen wäre, wenn die Noth drängte. Welche Noth drängte Dich denn, mich so eilig zu sprechen?«

»Ah, ja, jetzt weiß ich es wieder, was ich Dir sagen wollte, nun ist mir Alles klar vor den Augen, vor der Seele. Deine Mutter, Waldemar – denke einmal an Deine Mutter – ist in großer Sorge um Dich, da sie, wie Dir der Doctor gesagt haben wird, durch mich gehört hat, in welchen Verhältnissen Du auf Spyker lebst.«

»Meine Mutter bloß! Sorgt sich mein Vater nicht auch?«

»Auch Dein Vater, Waldemar, ja, sehr!«

»Aber warum hat er Dich denn allein gehen lassen? Wäre es nicht passend gewesen, wenn er Dich begleitet hätte?«

»Wie konnte er denn? Sind doch die Franzosen im Kiek-hause und bewachen jeden seiner Schritte –«

»Was – im Kiekhouse sind sie? Warum denn?«

»Weil sie Dich suchen und nicht finden können. Und so lange sollen sie im Hause bleiben, hat der Capitain von Spyker befohlen, bis Du gefunden bist.«

Waldemar biß die Zähne zusammen und schüttelte die Faust gegen das in der Ferne liegende Schloß hin. »Der Schurke!« sagte er, »ich dachte es mir!«

»Und nun,« fuhr Hille rasch fort, indem die Worte sich jetzt ungehindert vom freigewordenen Herzen lösten, »nun läßt Dich der Vater und die Mutter bitten, Dich um Gottes Willen nicht preiszugeben, Dich sicher zu stellen, so sehr Du kannst, er wolle gern – die Franzosen ertragen, und das schreckliche Leid, was sie dem Lande anthun, werde doch auch einmal ein Ende nehmen. Vor allen Dingen aber, wenn Du Spyker verlassen willst oder mußt, läßt er Dir sagen, wende Dich nicht nach Sassenitz, dort passen sie Dir scharf auf, sondern wende Dich – und diesen Rath gebe ich Dir – lieber nach der Insel Pulitz.«

»Nach Pulitz? Wie kommst Du denn darauf?«

»Das will ich Dir sagen. Du weißt doch, der Pächter von Pulitz, der gute alte Schwede Adam Sturleson, hat meine und Deiner Mutter Base zur Frau. Zwar ist die Domaine Pulitz von dem Kaiser Napoleon ungerechter Weise an einen französischen General verschenkt, und dieser Herr hat sie auch in Besitz genommen und Sturleson beauftragt, nach seinen Befehlen zu handeln und das Gut in seinem Namen einstweilen zu verwalten. Auf Pulitz selbst aber ist er noch nicht gewesen und was soll er auch auf der einsamen Insel machen, die ihm viel zu langweilig ist? Nun ist Pulitz ganz frei von Franzosen, denn sie werden doch nicht das Gebiet eines der Ihrigen aussaugen, nicht wahr?«

»Das ist ein trefflicher Einfall, Hille, und ich danke Dir aufrichtig. Vielleicht bleibt die Noth nicht aus und dann werde ich mich Deines Rathes erinnern.«

»Siehst Du, das wollte ich Dir sagen. Erinnerst Du Dich des alten Schweden noch?«

»O ja, obwohl ich ihn lange nicht gesehen habe. Auch glaube ich, wird er dem Grafen Brahe als seinem Landsmann sehr zugethan sein.«

»Ganz gewiß, und Deinen Eltern und mir auch. Wenn Du nun nach Pulitz gehst, so grüße meinen Vetter von mir – denn so nenne ich ihn, obwohl er mein Großvater sein könnte – und er wird Dich aufnehmen, als wärest Du sein eigener Sohn, denn sein Herz schlägt groß und voll für die Sache des Vaterlandes und er hat seine Mitmenschen lieb, wie ein wackerer Mann es muß. Auch hat er mir einmal gesagt, er habe einen Versteck, den niemand kennt; dahin wird er Dich bringen, wenn Du verfolgt werden solltest.«

Waldemar rückte näher an Hille und faßte leise ihre Hand wieder, die sie ihm willig ließ. Eine Weile sann er nach, dann sagte er: »Da hast Du mir ein schönes Geschenk gemacht mit Deinem Besuche auf dem Todtenfelde – in Wahrheit! und ich weiß nicht, wie ich Dir danken soll. Magnus wird sich freuen, wenn ich ihm Deinen Rath mittheile, denn mit der Zeit hält er es nicht aus auf Spyker.«

»Warum denn nicht?«

»Der Gylfe wegen, die ein leichtsinniges Mädchen ist und es mit den Franzosen hält. Brahe weiß jetzt Alles von ihr: Gysela hat ihm mitgetheilt, was ich ihm niemals gesagt hätte, denn es fällt mir schwer, über einen Menschen, zumal über ein Weib, etwas Schlimmes zu sagen und den Stab zu brechen, selbst wenn ich das größte Recht dazu hätte.«

»So beeilt Euch, daß Ihr fortkommt. Sie sind dort nicht sicher, glaube mir. Der erste beste Fremde, der zufällig dahin kommt und Dich kennt, kann Dich verrathen, selbst wenn er

es nicht wollte, und dann, nicht wahr, würde es schlimm um Dich stehen?«

Waldemar senkte den Kopf. »Es ist, wie Du sagst, wir haben es auf Spyker schon alle bedacht. Aber erst muß Magnus gesund werden.«

»Ist er es nicht bald?«

»Seine Armwunde ist der Heilung nahe, ja, aber sein Herz ist todkrank.«

»Das wird da auch nicht besser werden, darum muß er erst recht fort. Ein Weib, das seine Jugendliebe vergißt und verräth, verdient nicht, von einem edlen Manne noch ferner geachtet und geliebt zu werden.«

»Du hast wohl recht, ich fühle auch so, aber bei Magnus ist es anders, wie es scheint. Ich werde ihn also zu unserer Ansicht zu bewegen suchen.«

»Beeile Dich damit, es wird Zeit, glaube mir. Aber vorher sagtest Du: Du wüßtest nicht, wie Du mir danken sollst – ich weiß es.«

»Nun, wie denn?«

»Nimm Dich in Acht – denke an Deine Mutter!«

»Und an meinen Vater, nicht wahr?«

»An uns alle, Waldemar.«

»Ich denke schon daran – ach ja! Aber nun erzähle mir genau, was zu Hause vorgeht.«

Hille erzählte es, aber nicht, daß den Eltern eine Contribution auferlegt sei, die sie aus ihrer eigenen Tasche bezahlte, und eben so wenig, daß sie den alten Lachmann beerbt habe, obwohl Waldemar erfuhr, daß derselbe gestorben war. Als nun Waldemar alles einzelne ziemlich genau wußte, erhob er sich von seinem Sitze, und Hille stand sogleich auch auf.

»Hille,« sagte er warm, »ich bin Dir zu großem Danke verpflichtet, daß Du Dich meiner alten Eltern angenommen hast, nachdem der alte Lachmann gestorben ist. Gott wird es Dir einst lohnen.«

»Ich habe den Lohn schon in mir – glaube mir das.«

»Gut, aber wir müssen aufbrechen, Du hast einen weiten Weg.«

»O, der ist mir nicht schwer geworden, und jetzt wird er es noch viel weniger werden, da ich mit leichterem Herzen zurückgehe, als ich gekommen bin.«

»So komm, laß uns aufbrechen.«

»Wo willst Du hin? Dort hinaus liegt das Schloß Spyker.«

»Nun, ich werde Dich doch nicht allein gehen lassen? Ich begleite Dich.«

»Du – mich? Nein, das gebe ich nicht zu, Du müßtest dann den weiten Weg allein zurück.«

Waldemar lächelte. »Bist Du nicht allein hierher gegangen, und bin ich nicht stärker als Du?«

»Du bist aber gefährdeter als ich.«

»Nun und nimmermehr dulde ich es diesmal. Komm, laß uns gehen.«

Beide schritten jetzt eine Zeit lang schweigend neben einander her, denn Jedes von ihnen mochte wohl mancherlei zu bedenken haben. Hille durchwogte dabei eine süße innerliche Gluth, denn sie konnte sich gestehen, daß ihr Unternehmen geglückt sei, und daß sie erreicht habe, was sie erreichen gewollt, und wenn Waldemar bei der sparsamen Beleuchtung, die sie umwob, seiner Nachbarin genau in's Gesicht hätte blicken können, so würde er ein strahlendes Lächeln und eine süße Befriedigung auf demselben wahrgenommen haben.

Aber auch Hille wäre vielleicht durch den Ausdruck auf ihres Begleiters Antlitz befriedigt worden, wenn sie es hätte beobachten können. Der strenge Ernst, der in den letzten Tagen darauf gethront, war einem milden Lächeln gewichen, und sein Auge blickte viel sanfter vor sich nieder als gewöhnlich, denn der Horizont seines Lebens, der ihm bisher so düster vorgeschwebt, schien plötzlich aufgehellt zu sein. Den stolzen Kopf gleichsam in Demuth etwas niedergebeugt, schritt er automatenartig neben dem edlen Mädchen her, und nur bisweilen erhob er das sinnende Auge, um einen raschen Blick über ihre Gestalt gleiten zu lassen, die sich so leicht und voll unbewußter Grazie, wie lebensfrischer Energie an seiner Seite dahin bewegte.

»Eigentlich,« sagte Waldemar nach längerem Schweigen, »sollte man nicht immer an die Zukunft denken, es ist eine ganz vergebliche Mühe. Es kommt doch Alles anders, als man denkt, und man wird frühzeitig genug belehrt, wo man sich befindet, wenn man durch das Thor des Glücks oder des Unheils schreitet.«

»Ich denke auch nicht an die Zukunft, Waldemar, meine Gegenwart genügt mir.«

»Mir nicht ganz, Hille. Du glaubst nicht, wie schwer es mir fällt, Magnus zu besänftigen und von thörichten Schritten abzuraten. Er will dem Räuber seiner Liebe mit Gewalt zu Leibe, und ich halte ihn nur noch mit Mühe zurück.«

»Er mag allerdings in einer schlimmen Lage sein, und ich bedaure ihn. Die Gylfe aber könnte ich ordentlich hassen.«

»Ich nicht; sie ist ein Weib wie viele ihresgleichen. Man muß sich vielmehr freuen, wenn man einmal das Gegentheil von ihr findet.«

Hille wollte bei den ersten Worten fragend ihren blühenden Kopf erheben, bei den letzten aber ließ sie ihn wieder sinken und schwieg. – »Ist sie denn wirklich so schön, wie man sagt?« fragte sie nach einer Weile.

»Ich finde das gar nicht, wiewohl andere darin einen besseren Geschmack haben mögen. Sie ist immer sehr prachtvoll gekleidet, und das mag die Leute berücken. Aber ihr Gesicht, obwohl jugendlich, frisch und lebhaft, ist mir zu keck, zu scharf, zu spitz, und ihr Auge hat einen unangenehmen Lauerblick, selbst wenn sie lacht.«

»Aber ihre Figur, wie ist die?«

»O, die ist mir viel zu dünn, zu zerbrechlich und darin läßt sie sich nun gar nicht mit Dir vergleichen.«

Hille stieß einen leisen Ausruf des Erstaunens aus, und Waldemar, augenblicklich bemerkend, was er so ganz ohne Absicht gesagt, schwieg ebenfalls in einiger Verlegenheit.

So setzten sie ihren Weg bis gegen Prometheus fort. Der Zeit nach hätte es schon längst heller werden müssen, aber es blieb dunkel, weil der Nebel, der den Himmel umzogen, sich allmählig verdichtete und in trübe Wolken zusammenballte, die sich endlich in Regen auflösten, dessen Tropfen hörbar auf die Blätter fielen, unter denen die beiden Nachwanderer hinschritten.

Als sie dieses leicht zu erklärende Geräusch vernahm, blieb Hille stehen und wandte sich zu Waldemar um. »Bis hierher nur dulde ich Deine Begleitung,« sagte sie fest. »Hier trennen wir uns.«

»Noch nicht,« erwiderte Waldemar mit seiner bestimmten Art, wenn er keinen Widerspruch duldete. »Ich muß einmal den alten Thurm von Sagard sehen, das habe ich mir vorgenommen. Darum komm nur weiter.«

Hille wußte, daß hier keine Gegenrede half, und so entschloß sie sich zur Fortsetzung ihrer gemeinsamen Wanderung, was ihr sogar ein geheimes Vergnügen gewährt hätte, wenn Waldemar's Rückweg dadurch nicht immer länger geworden wäre. Endlich war man doch an den Punkt gekommen, von wo aus der Thurm von Sagard zwischen den Bäumen sichtbar ward, und hier blieb sie stehen, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Waldemar sah ein, daß er nun keinen Grund mehr habe, seinen Weg neben ihr noch weiter zu verfolgen. Nachdem er daher einige Worte über die vor ihm liegende Kirche gesprochen, wandte er sich zu seiner Gefährtin, ergriff ihre Hand und sagte:

»Es wird trotz der Regenwolken heller, Hille, und ich sehe Dein Gesicht schon ganz genau. Es ist ein freundliches Gesicht, das mir wohlthut, wenn ich es anschau, und Dein Auge ist nicht wie Gylfe's Auge. Gott erhalte es Dir so und beglücke Dich sonst noch auf allen Deinen Wegen. Nun aber wollen wir scheiden. Ich danke Dir noch einmal, Hille, für Deinen guten Rath und werde bei Gelegenheit seiner eingedenk sein. Grüße meine Eltern herzlich und sage ihnen, sie mögen nicht in so großer Sorge sein, ich gedächte ihrer und – und – aller Meinigen. Nun lebe wohl, und Gott geleite Dich, wackeres Mädchen!«

»Lebe wohl, Waldemar, und halte Dein Versprechen. Laß uns morgen durch den Doctor Botschaft sagen, ob Du glücklich heimgekommen bist.«

»Und Du mir auch, und ob Dir der nächtliche Spaziergang nicht geschadet hat.«

»Mir schadet dergleichen nicht, im Gegentheil, er hat mir genützt.«

»Wieso?«

Hille schwieg. »Er hat mir bewiesen,« sagte sie endlich, »daß auch ein einfaches Landmädchen, wie ich es bin, Eingebungen haben kann, die anderen von Vortheil sind.«

»Ah, ich verstehe Dich; ja, Du bist nur ein einfaches Landmädchen, aber wollte Gott, es gäbe ihrer recht viele dergleichen – *eine* solche wiegt zehn Gylfes auf.«

Hille glühte vor heimlicher Freude in Purpur auf. Sie fühlte es und wandte den Kopf ab. »Geh, geh,« sagte sie, »da schlägt es halb drei Uhr – um drei muß ich zu Hause sein, Dein Vater steht früh auf.«

»Wie gern ginge ich mit Dir, Hille –«

»Dein Weg liegt dort, der meine hier –«

»Werden unsere Wege noch einmal zusammentreffen?«

»Gott gebe es! – Ich wünsche es.«

»Auch ich, Hille, und nun – lebe wohl!«

Ein kräftiger Händedruck, von beiden Seiten wiederholt erneuert, verzögerte die Trennung noch einige Augenblicke. Dann aber war es geschehen, und bald lagen weite Strecken und finstere Waldungen, über die ein warmer Regen herniederströmte, zwischen den beiden jungen Leuten, die gleich rüstig an Kraft und mit neuer Lebenshoffnung erfüllt, ihren verschiedenen Zielen zustrebten.

ACHTES KAPITEL. UEBERALL STURM.

Auf dem ziemlich weiten Wege vom Sagard bis Spyker hatte Waldemar, zumal ihn kein äußerlicher Vorfall störte, Zeit genug, über die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen er sich nach zweierlei Richtungen befand, reiflich nachzudenken. Wenn er dabei zunächst Hille's gedachte, deren lieblisches Bild soeben erst seinen Augen entschwunden war,

und deren glühenden Händedruck er noch immer in seiner davon brennenden Hand zu fühlen glaubte, so wollen wir ihm das nicht verargen. Ein solcher Gedanke war ihm so neu, die Empfindung, die sich damit verband, so eigenthümlich angenehm, daß er schon aus einer gewissen Neugierde lebhaft darüber zu brüten begann. Der Rath aber, den sie ihm ertheilt, war von so großer Wichtigkeit für ihn und Magnus – er hielt ihn wenigstens dafür – daß er schon allein deshalb ihr eine dankbare Gesinnung bewahren mußte.

»Sie ist doch sehr gut,« sagte er zu sich, »und muß meinen Eltern außerordentlich zugethan sein, daß sie Ihretwegen den weiten Weg nach Quoltitz in so unheimlicher Nacht allein zurücklegt. Und was sie für ein liebliches Gesicht und eine anziehende Art hat, wenn sie Jemandem den Grund ihrer Handlungsweise auseinandersetzt – wahrhaftig, ein braues und schönes Mädchen, und o, wie weit von Gylfe in jeder Beziehung entfernt! Ich brauche bloß ihr treues, blaues Auge anzusehen, um zu wissen, daß sie mich nicht verrathen würde, wenn ich ihr nachlief, wie Magnus der blonden Schwedin nachläuft. O nein, das würde sie nicht, und an ihrem Herzen ruhte man sicher und warm in allen Lebensverhältnissen. – Ach, aber was für Gedanken in dieser Zeit! Wir haben Krieg und Streit, und da soll man an das selige Glück der Häuslichkeit nicht denken. Erst hinaus muß der Feind aus unserem Lande, zu unseren Füßen muß er liegen und wir die freie Rechte hoch über ihn schwingen! Allein gedulde Dich, Waldemar, dazu ist noch keine Aussicht vorhanden. Ich darf mir nicht läugnen, daß Magnus' Verwundung mich in böse Verwicklungen gebracht hat, und daß noch nicht abzusehen ist, wie sie sich lösen werden. Wird er sich freiwillig

entschließen, jetzt Spyker zu verlassen, wo diese verführe-
rische Gylfe ihn mit ihren Blicken, ihren glänzenden Locken
und ihrer schwebenden Gestalt umgarnt, trotzdem sie nicht
einmal in seine Nähe kommt? Beinahe möchte ich es jetzt
für ein Glück halten, daß er noch krank, noch schwach, noch
nicht angethan ist, einen verzweifelten Kampf zu kämpfen,
denn wäre er frisch wie sonst, dann würde seine leiden-
schaftliche Heftigkeit bald alle Riegel der Zurückhaltung
und weisen Vorsicht sprengen, er würde sich Gylfe zu erken-
nen geben, gegen die glatten Verführungen dieser galanten
Tyrannen in die Schranken treten und sein Recht als Mann
und Edelmann geltend machen. Aber was würde dann aus
uns? Wohin führt es uns? – Ist das das ruhige Leben auf der
heimatlichen Insel, wie wir es uns in Deutschland ausgemalt
haben, als wir überall von ränkesüchtigen Verfolgern und
Spionen umgeben waren? Führt das zum stolzen Vernich-
tungskampfe gegen den großen Tyrannen, den wir uns in
unserer vor Grimm kochenden Brust als das einzige Ziel un-
seres gegenwärtigen Strebens vorgesetzt haben? Ach nein,
ach nein, zum Ziele kommen wir jetzt noch nicht; gefan-
gen, eingesperrt und meuchlings gerichtet können wir hier
werden, aber kämpfen, siegen, befreien werden wir weder
uns, noch einen Anderen! O, es ist fürwahr eine trostlose La-
ge, in die wir gerathen sind, und doch, doch kann ich mich
ihr nicht entziehn, denn ich bin mit tausend Gefühlen an
Magnus gebunden, seine Sache ist meine Sache, er ist mein
Freund, mein innigst geliebter Freund, ich muß also an sei-
ner Seite stehen und bei ihm aushalten. Wen hätte er auch,
wenn er mich nicht hätte? Auch darin, wenn ich es recht
bedenke, erfülle ich meine Pflicht, ja, mehr als das, mein

Versprechen. Habe ich nicht seinem alten ehrwürdigen Vater, dem ich so viele Wohlthaten verdanke, feierlich gelobt, von seinem einzigen Sohn und Erben nicht zu weichen, ihm beizustehen in allen Gefahren des Leibes und Lebens? Ja, das habe ich gethan und werde es also halten. Er ist zu schwach, zu heftig, zu sehr von seinen traurigen Schicksalsgedanken beherrscht, um seine eigene Lage beurtheilen und weise handeln zu können. Also Geduld, also Ruhe und Ausdauer, Waldemar! Wem wollte ich auch augenblicklich meine Hülfe anbieten? In Deutschland ist jetzt nichts zu wagen, da ist man ruhig, man wartet ab, quält sich in Hoffnungen und Wünschen hin; der Kriegsvulkan schweigt, höchstens dampft er hier und da eitel Rauch, und die großen Männer, die ihre Völker leiten, sind noch zu keinen durchgreifenden kühnen Entschlüssen gekommen, sie beugen sich noch immer, anstatt sich zu erheben, sie schlafen noch immer, anstatt zu wachen – was also nun? Wohlan denn, ergreifen wir die Gelegenheit, wo sie sich bietet. Wagnisse giebt es überall und hier also auch. Bestehen wir dieses, wie es Männern geziemt, so werden wir unsre Zeit nicht verloren, so werden wir auch hier unsre Kraft geübt, unsern Muth gestählt haben. Also vorwärts! Sehen wir zunächst, ob wir diesen Brahe nicht von seinem Schicksal retten, von dieser Gylfe abtrünnig machen können, die sein Herzblut vergiftet, denn es wird Zeit, daß er zur Einsicht kommt und seine Gefühle nicht wegwarf, wo sie niemand sammelt und schätzt, wie sie zu schätzen sind.«

Als er diesen Entschluß nach allen Seiten hin verarbeitet hatte, sah er, daß er dem Todtenfelde bei Quoltitz schon wieder nahegekommen war, auf dem jetzt bereits das falle Morgenlicht ruhte, das der Nebel dämpfte und der Regen

nicht zur belebenden Wirkung gelangen ließ. In unendlicher Oede, noch viel öder als in der vergangenen Nacht, die mit ihren sanften Schatten noch das Grausige des Orts verschleiert hatte, lagen die Strecken da, unter deren Oberfläche die lange begrabenen Todten ruhten, und fröstelnd von unheimlichen Empfindungen eilte Waldemar an der einsamen Stelle vorbei, wo er vorher gesessen hatte und durch Hille's süße Gegenwart von den Erinnerungen an die Begrabenen abgezogen war.

Es mochte vier Uhr Morgens sein, als er den geheimen Gang des Spyker'schen Schlosses erreicht hatte, und nun, ohne sich weiter mit Gedanken zu plagen, schlüpfte er so schnell wie möglich in sein Zimmer, um noch einige Stunden zu ruhen, wonach er in Folge der geistigen Aufregung, die er im Laufe dieser Nacht bestanden, eine große Sehnsucht fühlte.

Kehren wir jetzt zu Magnus Brahe zurück, der immer noch in dem geheimnißvollen Thurmzimmer wohnte, mit dem aber in den vierzehn Tagen, die er darin verlebt hatte, eine große Umwandlung vorgegangen war. Diese Umwandlung betraf nicht allein sein physisches Befinden, wie man es erwarten durfte, nein, sie war auch geistiger Natur, denn gerade seine allmählig vorschreitende Genesung erweckte die Thätigkeit seines Geistes und stachelte ihn zu neuer leidenschaftlicher Unternehmungslust an. Wie Waldemar schon Hille angedeutet, war seine Wunde der Heilung nahe, aber das Herzweh, das alle Tage neue Nahrung erhielt, hatte von Stunde zu Stunde zugenommen. Von dem

Augenblick an, wo Gysela's Enthüllungen der Wünsche und Hoffnungen Gylfe's ihm das Gift der Eifersucht und des daraus hervorgehenden Rachegefühls eingeflößt hatten, war die angeborene Milde und Sanftmuth aus seinem Geiste gewichen. Mit glühender Hast sprang er Morgens vom Lager auf und spähte im Parke unter seinem Fenster umher, ob er nicht irgend eine Spur von der vertraulichen Annäherung seiner Jugendgeliebten an den ihm jetzt doppelt verhafteten Feind entdecken könne, und oft genug war ihm hierin der Zufall günstig. Er sah sie mit dem Capitain spazieren gehen und reiten und stets erschien sie ihm in solchen Momenten lachend und scherzend, zufrieden und glücklich. Sie spielte und tändelte in's Leben hinein, als hätte dieses Leben keinen Ernst und ihre Jungfräulichkeit keine Würde, sie gab sich ganz dem lockenden Vergnügen hin, mit dem der leichtfertige Franzose sie im Schlosse ihres Wohlthäters umgab und half ihm selbst die Güter verschwenden, zerstückeln, die Magnus' Vater mit sparsamem Geiste gesammelt und seinem einzigen Erben zum Eigenthum bestimmt hatte. Und wenn sie auch nicht an den rauschenden Festen theilnahm, die der mit fremden Mitteln so gastfreie Capitain seinen Gefährten in den Sälen des einsamen Herrensitzes gab, so halfen doch ihre dem alten Ahlström zugefertigten Befehle, diese Feste so glänzend wie möglich zu machen. Bis tief in die Nacht schallte das Gelächter und Gebrüll der zechenden Feinde laut durch das ganze Schloß; Jagd wurde auf Jagd veranstaltet, und Gylfe schoß mit das edle Wild nieder, welches Besitzer und Pächter des Gutes so sorgsam aufgezogen und zur Zierde ihrer Waldungen gehütet hatten. Auch diese Waldungen selbst endlich tasteten die schonungslosen Hände der Frevler an, sie hieben die alten ehrwürdigen Bäume

um, die schon von Generationen der Schloßahnen erzählen konnten, und verkauften das Holz oder vergeudeten es, wo sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bot.

So war es denn natürlich, daß der Ingrimm des gräflichen Erben, als er dies wüste Treiben sah und hörte, alle Tage mehr wuchs, und nur mit großer Mühe hatte es Waldemar bisher vermocht, diesen Ingrimm zu bewältigen und den Unternehmungsgeist des gereizten jungen Mannes zu zügeln.

Aber nicht allein gegen den Capitain wollte Magnus losbrechen, auch gegen Gylfe hatte sich ein namenloser Groll in seinem Herzen angehäuft. Hundertmal hatte er sich vorgenommen, in einer Stunde, wo der Capitain abwesend war, zu ihr zu dringen, ihr die Schmach vorzuhalten, die sie sich und ihren Landsleuten mit ihrem Betragen anthat, und nebenbei – o Schwäche des menschlichen Herzens! – noch einmal sein Glück bei ihr zu versuchen und zu sehen, ob es nicht möglich sei, ihre Neigung zu wandeln und wieder auf ihn selbst zurückzuführen.

Waldemar aber, der die Unfruchtbarkeit aller dieser Bestrebungen einsah, weil er mit natürlich richtigem Takt Gylfe's Charakter erforscht und auch von Gysela erfahren hatte, daß jene nie mehr an Magnus Brahe denken werde, lehnte sich mit seiner ganzen Ueberredungskunst gegen solches Beginnen auf, und bis jetzt war es ihm immer noch gelungen, das heiße Verlangen seines Freundes zu beschwichtigen und ihn auf eine mildere Ausgleichung zu vertrösten. Er hatte dabei einen schweren Stand, und alle diese Bemühungen machten seinen erzwungenen Aufenthalt im Schlosse nicht angenehmer und erträglicher. Er ließ sich so selten als möglich vor dem Capitain wie vor Gylfe sehen, ging ihnen aus

dem Wege, wo er nur konnte, denn er ahnte, daß das Pulverfaß, welches zwischen diesen beiden Menschen und ihm lag, leicht einmal plötzlich durch einen hineingeworfenen Funken Feuer fangen und dann alle dabei Beteiligten rettungslos in die Luft schleudern könne.

Gylfe selbst fühlte einen Schauer durch ihre Adern rieseln, wenn sie dem jungen Manne zufällig begegnete; auch sie mochte ahnen, in welche unangenehme Verwicklung sie gerathen könnte, wenn der Capitain erfuhr, wer Waldemar sei, denn daß dann die kühle Neigung dieses zweifelhaften Verehrers dem Zorne des leidenschaftlichen Soldaten über ihre Verheimlichung des wahren Sachverhalts nicht werde die Waage halten, war leicht vorauszusehen.

So standen die Sachen am Morgen nach der Nacht, in welcher wir Waldemar von dem Todtenfelde bei Quoltitz nach Hause begleitet haben, und wir nehmen jetzt den Faden unserer Erzählung im Schlosse selbst wieder auf.

Der sanfte warme Regen, der in der Nacht gefallen war, hatte sich gegen Morgen in einen stürmischen kalten Regenguß verwandelt und die stille Ruhe, die in den Lüften geherrscht, war einem heftigen Winde gewichen, der in gewaltigen Stößen von Nordosten daher fuhr und dumpf brausend durch die Wälder fegte. Die schöne Fernsicht vom obersten Fenster des Spukthurmes war dadurch verschwunden und rings, so weit das Auge reichte, war nichts als der dichte Nebelschleier zu sehen, der zwischen Himmel und Erde ausgebreitet lag und beiden den heiteren Glanz und ihre Farbenpracht entzogen hatte.

An dem Fenster, das den heftigsten Angriffen des Unwetters preisgegeben war, stand der Bewohner des geheimnißvollen Thurmes und schaute von Zeit zu Zeit durch die

kleinen Oeffnungen, die an verschiedenen Stellen des dicht schließenden Vorhangs angebracht waren. Er war völlig angekleidet und trug das vom Kastellan Ahlström herbeigeschaffte Jägergewand, welches er gewöhnlich auf Spyker ließ, wenn er den Aufenthalt wechselte; nur sein verwundeter Arm ward noch von einer leichten Schlinge gestützt, obgleich er ihn schon frei bewegen und sogar zu leichten Verrichtungen gebrauchen konnte. Mag diese kecke, seinem hohen Wuchse nicht übel stehende Tracht dazu beitragen, oder mag ein von Innen herauswirkender Anreiz die Ursache davon sein, genug, der junge Graf macht heute einen ganz anderen Eindruck auf uns, als damals in Stralsund, wo wir ihn zum ersten Male verwundet auf dem Krankenlager erblickten. Schon in seiner Haltung sprach sich ein gewisses Mißfallen an der ihm aufgezwungenen Lage aus, das neben anderen Einflüssen vielleicht auch der Langeweile seinen Ursprung verdankte, aber noch mehr war der Ausdruck seines Gesichts verändert, seitdem wir es nicht wiedersahen. Statt des schwärmerischen, duldenden Zuges um Augen und Mund, der ihm früher den Anstrich physischer Schwäche und geistiger Abspannung verlieh, loderte die Flamme einer mit Mühe unterdrückten Ungeduld und ungestümen Verlangens darauf. Sein mattblaues Auge rollte unstät in seiner Höhle und blickte weniger feurig denn unwillig um sich her.

Dennoch können wir nicht läugnen, daß in diesem jetzigen Körper- und Gemüthszustande Graf Magnus Brahe uns besser gefällt, als in dem früheren apathischen und nur auf unerreichbare Dinge gerichteten Brüten seiner Seele. Selbst sein Gesicht, wegen seiner Blässe und der etwas gedehnten Züge, die noch dazu ein mattblondes langes Haar umrahmte, von wenig belebender Wirkung, erschien dabei im

Ganzen voller und schöner als früher, denn der Ausdruck männlicher Kraft und energischen Willens, wenn er auch nur flüchtig und leicht vergänglich auftritt, verleiht jedem nur einigermaßen wohlgebildeten Antlitz einen angenehmen Firniß, der sogar hinreißend werden kann, wenn er mit Geist und Gemüth gepaart ist. Allein dieser festere Trotz, der heute auf diesem Gesichte lag, war leider kein anhaltender, er wurde immer nur vorübergehend wachgerufen, je nachdem das Gemüth des Patienten in Anspruch genommen oder sein Geist durch irgend einen vorherrschenden Gedanken in Aufregung gesetzt war.

Nachdem er eine Zeit lang am Fenster gestanden und das ungestüme Wetter beobachtet hatte, trat er, schon dadurch empfindlich berührt, von seinem Beobachtungsposten fort und, langsam auf- und niederschreitend, fiel er allmählig wieder in jenen brütenden, mehr passiven Zustand zurück, der das natürliche Element war, in dem sein Geist sich tummelte.

Um diese Zeit machte ihm Waldemar den ersten Morgenbesuch, um ihm das Ergebniß seiner nächtlichen Wanderung mitzutheilen, von der sich Magnus, als er sie am Abend vorher vernommen, keinen sonderlichen Erfolg versprochen hatte. Dennoch blickte er neugierig dem Eintretenden entgegen, da ihm sein Besuch doch einige Zerstreuung verhieß.

»Guten Morgen, Magnus,« sagte Waldemar erfreut, ihn schon in den Kleidern zu finden, und in der Zuversicht, ihm eine angenehme Nachricht zu bringen. »Du hast gut geschlafen, hoffe ich, und befindest Dich kräftiger noch als gestern, obgleich das böse Wetter Deiner frischeren Gemüthsstimmung nicht sonderlich günstig ist. Wie?«

»Ich habe geschlafen, ja, und fühle mich kräftig genug, um bald an meine Arbeit zu gehen. Doch was hast Du erfahren auf dem Todtenfelde? Es muß etwas Gutes sein, wenn ich nach Deinem frohlockenden Gesicht urtheilen soll?«

»Ach nein, zum Frohlocken ist es leider nichts, und doch beruhigt es mich einigermaßen. Wir haben noch einen Zufluchtsort, wenn wir es hier nicht mehr aushalten können.«

Magnus zog die Augenbrauen empor und nahm eine Miene an, als glaubte er nicht, daß dieser Zeitpunkt jemals eintreten könne, doch äußerte er nichts und hörte ruhig die Mittheilung Waldemar's an, die dieser ihm aus dem Gespräch mit Hille zu machen hatte. Als er aber fertig war, runzelte Magnus die Stirn und sagte fast hastig:

»Was sollen wir auf Pulitz? Ich bin hier noch lange nicht fertig und habe noch nichts gethan, was mich einst mit Befriedigung auf diesen Aufenthalt zurückblicken ließe. Ehe ich diesen bald kriechenden, bald übermüthigen Franzosen, der halb ein Geck und halb ein Räuber ist, nicht gedemüthigt und diese – o Gott! – diese Gylfe nicht seinen Klauen entrissen habe, verlasse ich nicht mein väterliches Dach. Und dazu ist leider die Zeit noch nicht gekommen.«

Waldemar raffte sich zusammen, denn er sah, daß es auch in seinem Freunde wie draußen in der Natur stürmte und daß er also heftigen Widerspruch zu erwarten habe. »Wie willst Du denn diesen französischen Officier demüthigen?« fragte er mild. »Du, der einzelne Mann, gegen eine ganze Schwadron wohlgerüsteter und tapferer Soldaten? Wenn es möglich wäre, würde ich diesen Gedanken so bald wie möglich zur That machen, da es aber nicht möglich ist, kann ich ihn nicht anders als ein bloßes Hirngespinst betrachten.«

»Ein Hirngespinnst? So! Dann wären also alle erhabenen Gedanken Hirngespinnste, wenn wir sie nicht augenblicklich zur That machen können?«

»Ja, wenn wir uns sagen müssen, daß sie unter gewissen, gegebenen Verhältnissen, wie sie zum Beispiel hier stattfinden, unausführbar sind.«

»Gut, ja, Du magst Recht haben, in Bezug auf diesen Mann. Aber Gylfe – die will ich ihm dann wenigstens entreißen.«

»Und was willst Du mit ihr beginnen?«

»Sie mit mir nach Schweden nehmen und ihr beweisen, daß ich hundertmal so viel werth bin, als dieser eitle Soldatengeck.«

»Und wenn Dir das nun nicht gelänge?«

»Daran ist kein Zweifel, es muß mir gelingen.«

»Gut. Was aber dann, selbst *wenn* es gelingt?«

»Dann werde ich sie heirathen, und sie wird mit mir leben.«

»Wie!« rief Waldemar, lebhaft erschrocken, »Du wolltest mit einem Weibe leben, das Du Dir auf diese Weise erworben hast, das Dir nicht aus eigenem Triebe seine Hand gereicht?«

»Dieser Trieb wird sich ändern; sie wird mich lieben, so, gerade so, wie ich sie jetzt liebe!«

»O, welche Verblendung!« rief Waldemar, ohne den düsteren Blick zu beachten, den Magnus über ihn gleiten ließ. »Wie kann sich ein Mann von Deinen Verhältnissen, Deinen Kenntnissen, Deinen Aussichten so sehr von der Larve eines verzogenen Mädchens berücken lassen! Nein, höre mich an, ich muß Dir endlich meine ganze Meinung sagen, es ist Zeit dazu. Gylfe wird, so weit ich sie kenne, in ihren Gesinnungen und Gefühlen gegen Dich sich niemals ändern. Sie ist

ein leichtsinniges Mädchen, durchweg, und leider hat sie Charakter in ihrem Leichtsinn. Am wenigsten aber wird sie Dir nach Schweden folgen, das sie als ein großes Grabmal betrachtet, in dem die Gebeine ihres verurtheilten Vaters modern. Ja, wenn Du sie nach Paris führen wolltest, wie ihr dieser Franzose vorgelogen hat, dann möchte sie vielleicht, um der Lust willen an der neuen reizenden Welt um sich her, an Deiner Seite einhergehen und Dir eine Neigung vorlügen, die nicht in ihrem Herzen lebt. Aber so – nein, das thut sie nicht. O Magnus, ich beschwöre Dich bei dem grauen Haupte Deines Vaters, gieb dieses Weib auf, das nicht verdient, von einem Manne, wie Du bist, geliebt zu werden, da es alle Rücksicht, die es sich selbst und andern schuldig ist, so keck und frech außer Augen setzt. O, sie weiß, daß ich hier bin, daß ich Dein bester Freund, Dein treuester Gefährte bin, und sie liebäugelt vor meinen Augen mit diesem Gecken fort, trotzdem sie besorgen muß, daß jeder ihrer Tritte Dir mitgetheilt wird. Ist das nicht hinreichend, Deine Augen zu öffnen? Willst Du noch sprechendere Beweise, daß sie Dich nicht liebt, Dich nie lieben wird?«

»O Waldemar, höre auf, Du zerreißest mir das Herz! Wenn sie wüßte, daß ich hier bin, wenn sie mich sähe, mich sprechen hörte, sie würde anders handeln, anders sein – es ist nur eine Maske, die sie vor diesem Capitain trägt, um ihr wahres Gefühl dahinter zu verbergen. O glaube mir, wie würde denn sonst mein Herz so fest an ihr hängen? Laß mich mit ihr reden, wie ich schon lange gewollt, und Du wirst sehen, daß ich im Rechte bin gegen Dich.«

Waldemar stellte sich mit zusammengeschlagenen Armen an das Fenster und nagte an der Lippe. »Armer Freund!« sagte er endlich, »Du dauerst mich, denn Du lebst beständig in

phantastischen Täuschungen. Aber ich darf nicht zugeben, daß Du sie sprichst, da niemand für den Erfolg dieser Unterredung bürgen kann. So weit ich davon den Erfolg sehe, so wendet er sich gegen Dich, denn Gylfe wird den Capitain zu ihrem Schutze herbeirufen, und Du wirst augenblicklich in seinen Händen sein.«

»Was? Sie würde mich verrathen, meinst Du?«

»Ja, das meine ich, denn so viel ich weiß, hat sie ihr Schicksal an das dieses Mannes geknüpft und wird ihm nach seinem Vaterlande folgen, sobald er dahin zurückkehrt.«

»Waldemar! Ist das wahr?« schrie Magnus entsetzt.

»Ja, es ist wahr, ich muß es Dir endlich sagen. Sei also ein Mann, Magnus, gieb Deine Jugendliebe auf, sie ist eine Blüthe, die in schönster Frische ein Wurm genagt hat, die nie Frucht ansetzt und also keinen inneren Werth mehr für Dich hat. Blicke Dich um, Magnus, in der ganzen großen weiten Welt – es giebt so viele schöne und edle Jungfrauen – und es wird viele unter ihnen geben, die es sich nicht allein zur Ehre schätzen, sondern auch ihr Glück darin finden, an Deiner Seite, mit Deinem Namen geschmückt, durch das Leben zu gehen und auch Dich darin glücklich zu machen.«

»O, Waldemar!« stöhnte Magnus, seinen starken, willenskräftigen Freund, der wie eine unbeugsame Eiche neben ihm stand, liebevoll umfassend, »wie sprichst Du so süß von einem Leben, das mir nie blühen wird! O, Du kennst das Gefühl der Liebe nicht, welches mir die Seele zerfleischt, Du hast keine Ahnung davon, wie ein zweites menschliches Wesen sich hier in unsre Brust hineinwühlen und darin thronen kann, wie ein Gott in unserm Heiligsten. O, Du bist ruhig, kalt, unverwundbar vor solchen Gefühlen, ich aber, ich bin tief verwundet, und so sehr ich an dem Schaft des Pfeiles

zerre, ihn herauszuziehen, er dringt immer tiefer hinein, bis er mir das Herz zerreißen wird.«

Waldemar stand mit gesenktem Kopfe und hochathmender Brust vor dem in Schmerz aufgelösten Freunde. Es ging etwas Eigenthümliches in ihm vor. Eine warme Blutwelle nach der andern schoß ihm durchs Herz und färbte seine Wange höher und höher. »O ja,« sagte er langsam und so milde, wie er an diesem Tage noch nicht gesprochen, »ich glaube doch eine Ahnung von dem menschlichen Gefühle zu haben, was Dich so schwach, so unglücklich macht – aber ich sehe keinen Trost für unsere gegenwärtige Lage darin. Nein, nein, nein, Magnus, es ist dies ein trügerisches Gefühl, es paßt für die Stunde, den Tag, die Zeit nicht, in der wir leben, – reißen wir uns also los von Allem, was uns schwach und unmännlich macht, wir haben eine Aufgabe vor uns, die nur mit Aufwendung aller menschlichen Kräfte gelöst werden kann, und dieses Gefühl raubt uns die Lust und den Muth dazu. Jetzt ist die Zeit der Thaten gekommen und nicht die Zeit, schwelgerische Gefühle zu hegen und zu pflegen. Auf, Magnus, auf, ermanne Dich, sei wieder ein Brähe, wie Deine Väter es waren, und zeige Dich als ein ihrer würdiger Sohn!«

»Waldemar! Du edler, braver, heldenmüthiger Freund! Und glaubst Du, daß ich nicht einsehe, daß ich das muß? O, wohl weiß ich, was ich mir und Euch allen schuldig bin – aber was kann ich thun mit einem gebrochenen Herzen, wie das meine ist? Es ist schwer, damit große Thaten zu vollbringen. O, laß mich im Herzen glücklich sein, laß mich jenes Weib, das Du verurtheilst, errungen haben, und Du wirst sehen, wie ich ein Mann bin, der da weiß, wofür er zu

kämpfen und zu siegen, oder – wenn das Schicksal es will – auch zu fallen hat.«

»Wir denken doch nicht an das Fallen, Magnus. Wir liegen tief genug, um erst auf das Auferstehen zu hoffen. Mit solchen Klagen und Bestrebungen, wie Du sie entwickelst, ist der großen Sache des blutenden Vaterlandes nicht geholfen. Wir müssen uns für die Zukunft bewahren und stärken, die Männer genug auf ihren Kampfplatz fordern wird. Und Du hast hier Zeit genug, Dich zu bewahren, zu stärken. Warte Deine Zeit ab, sie wird kommen. Dein erstes kühnes Unternehmen ist leider mißlungen, und Du mußt Sorge tragen, Dich vor der Hand den bewaffneten Armen der Tyrannie zu entziehen und alle Aufmerksamkeit von Dir abzuleiten. Wenn ich etwas Großes wüßte, was an einem von hier erreichbaren Orte unternommen wird, so würde ich der Erste sein, der Dich spornt, dahin aufzubrechen, und ich würde in jedem kühnen Wagniß an Deiner Seite stehen. Aber es giebt in der unruhig gärenden Welt ein solches Wagniß jetzt nicht. Darum spare Dich auf. Du hast jetzt ein Asyl, eine Heimat, und so beschränkt es ist, begnüge Dich damit, es ist wenigstens sicher. Die Franzosen werden nicht immer hier stehen bleiben, und Du wirst bald einen größeren Spielraum finden. So denke ich es mir, und in diesem Gedanken raste und ruhe ich nicht, nein, ich arbeite für den heimatlichen Heerd, für mein Volk, für meine Eltern, für mich selber.«

Magnus seufzte, aber schon nachgiebiger, überzeugter von der nicht sprühenden, aber ergreifenden Beredtsamkeit Waldemar's. »O,« sagte er mit matter Stimme, denn seine Aufregung war geschwunden, und seine kaum errungene Männlichkeit schien in Erschöpfung überzugehen, »ich kämpfe auch für mein Volk, meinen heimatlichen Heerd,

wenn ich diesen großsprecherischen Franzosen, der mir das Kostbarste meines Lebens stahl, und die Hallen meiner Väter entweiht, züchtige, und wäre er es auch nur allein, den ich bezwänge und in den Staub würfe, so hätte ich schon genug gethan. Doch Du willst es nicht, nein, Du willst es nicht – es ist mein Schicksal, das mich ohnmächtig macht und dem ich nicht widerstehen kann.«

Er ließ sich kraftlos auf das weiche Daunenlager fallen, welches unter dem Portrait des Generals Wrangel stand, bedeckte die Augen mit der Hand und gab sich schrankenlos den auf ihn einstürmenden Phantasiegebilden hin.

Waldemar stand mitleidig an seiner Seite; er kannte diesen Umschwung in den Gefühlen seines Freundes schon, denn er hatte oft etwas Aehnliches an ihm erlebt und bekämpft.

»Magnus,« sagte er sanft und schüttelte seine Hand, die er ergriff. »Hörst Du mich und verstehst Du, was ich sage? Ermanne Dich – sprich!«

»Ich höre, rede weiter!« murmelte der junge Edelmann dumpf.

»Der Mensch ist recht thöricht, Magnus, trotzdem er sich so oft das klügste und weiseste erschaffene Wesen zu sein dünkt. Immer bangt und härm̄t er sich um das, was kommt, was vor ihm liegt, und sei es auch noch so wenig der Rede, des Kummers und Bangens werth. So siehst auch Du, mein armer Freund, immer drohende Gebilde vor Deinen Augen auftauchen und hältst sie für riesige wirkliche Gestalten, da sie doch nur winzige, vorübergleitende Phantome sind. Erhebe einmal Deinen Geist und öffne Deine Augen, um die Dich bedrängenden Schreckbilder in ihrer wahren Gestalt

und Größe zu betrachten. Hast Du irgend einen bestimmten Anhalt, daß sie Dir Wahrheit für Lüge geben? Sind die Wolken am Himmel, die uns so oft bedrohen, nicht leere Dünste, die rasch an unserm Horizont vorüberfliegen und uns nur kurze Zeit den Anblick der klaren Sonne verhüllen? Und vor denen wolltest Du Dich fürchten, da sie so weit von Dir entfernt sind und so rasch in die Ferne rauschen? O nein, Magnus, das kannst Du nicht, Du müßtest denn eine kleinemüthige und verzagte Seele sein und nicht an den göttlichen Lenker aller unserer Schicksale glauben. Nein, nein, alle Deine Schicksalsträume sind ähnliche Wolken und leere Dünste, die Dein Gehirn umflattern und den klaren Blick Deines Geistes trüben, so schüttele sie von Dir ab und stehe frei und kühn da, wie ein Mann es im Sturme des Lebens muß, wenn die Wellen um ihn rauschen, der Wind um ihn brüllt und er weiter nichts hat, den Sturm zu beschwören, als sein muthiges Herz, sein Vertrauen auf Gottes Führung, und Geduld und Ausdauer. Denn ach, mein Freund, bis auf diesen Tag hat kein Sturm ewig gewüthet, noch haben sie sich alle ausgetobt – und auf dunkle, bittere Tage sind immer heitere, süße gefolgt. Das muß uns eine Lehre sein, Magnus, und wenn Du daraus nicht schöpfen willst, dann gieb Dich Deiner Schwäche hin, aber daß Du dann ein Mann bist, das sage nicht, denn das glaubt Dir keiner, und ich am wenigsten. Sei mir nicht böse, Magnus, wenn ich so herbe spreche; ich muß Dir das sagen, wenn ich wirklich Anspruch darauf machen will, Dein Freund zu sein. Es hat mir lange genug auf der Seele gelegen, und nun danke ich Gott, daß es herunter ist.«

Magnus nahm die Hand von den Augen, und Waldemar sah, daß darin eine Thräne schimmerte. Sein mildes Herz –

denn das Herz dieses rauh erscheinenden Mannes war mild – ward tief bewegt. Er streckte seinem Freunde die Hand hin, und dieser ergriff sie sogleich.

»Waldemar,« sagte Magnus leise, »Du hast Recht, ich sehe, ich fühle es, aber dennoch kann ich nicht anders handeln, als ich handle. Du bist stark, und ich bin schwach, das ist der große Unterschied zwischen uns, und so ist es immer gewesen, mein Vater hat es mir oft genug gesagt. Hoffe Du – ja, hoffe Du, und Deine Hoffnung wird Dich nicht trügen. Ich aber, ich hoffe nichts mehr, und dies Bewußtsein wird mich auch nicht trügen. Ich sage es Dir, und so wird es sich erfüllen. Das Ende unseres Unterliegens wird eines Tages kommen, und wir werden uns wieder erheben. Du wirst mit unter den Auferstandenen stehen, Du wirst Dich mit ihnen freuen, mit ihnen jubeln, mit ihnen das neue Leben genießen, aber ich – Magnus Brahe – ich werde nicht unter Euch stehen, denn ich werde mit zu denen gehören, über deren Leiber Ihr zum Siege schreitet!«

Er sprach dies mit einer so wehmüthigen und doch so sicheren Stimme, daß sie tief in Waldemar's Seele drang. Dieser wandte sich ab und schaute fast unwillig und beinahe die Prophezeiung fürchtend in sein Inneres hinein. Sein Vorrath an Worten war erschöpft, er konnte keines mehr den gesprochenen hinzufügen, aber sein männlicher Wille war nicht gebrochen, seine Kraft stand unangetastet da und es war gut, daß es so war, denn die Lüfte, die draußen rauschten, der Sturm, der auf dem Meere wüthete, wehten schon das Verhängniß heran, in dem er diese Kraft gebrauchen und die Probe bestehen sollte, ob er ein Mann sei, wie er glaubte, oder ein willenloses Werkzeug, das dem Winke eines herrschenden Fatums knechtisch gehorcht.

NEUNTES KAPITEL. DIE TROMPER WIEK.

Die Schwadron reitender Jäger, die Capitain Caillard befehligte, hatte an diesem Morgen einen größeren Uebungsritt unternommen, der sich fast über die ganze Halbinsel Jasmund ausdehnte und theilweise mit den Zweck hatte, eine allgemeine Haussuchung an den Orten abzuhalten, wo man bisher dem Grafen Brahe und seinem Mitschuldigen, die man ohne Unterlaß verfolgte, noch nicht nachgespürt hatte. Der Befehl dazu war wiederholt von Stralsund gekommen und zugleich der Preis für den Entdecker der beiden Männer erhöht worden, da man um so ernstlicher gegen die Mitglieder einer gefürchteten Verbindung vorzugehen die Absicht hatte, als, wie man sich zuflüsterte, an verschiedenen Orten Verschwörungen gegen das Leben des Kaisers enthüllt wären, die man unterdrücken müsse, koste es, was es wolle. So waren denn die Befehlshaber kleinerer Truppentacaments auf Rügen angewiesen, alle Mittel anzuwenden, jener beiden Männer habhaft zu werden, ja, es war ihnen zur Ehrensache gemacht, den von oben her gehegten Erwartungen zu entsprechen, da man die Ueberzeugung aufrecht erhielt, daß Graf Brahe, als einer der Anhänger des Banditen Schill, nothwendig auch ein Kaisermörder sein müsse.

Capitain Caillard hatte diesen erneuerten Befehl mit Zähnekirschen empfangen, denn gerade er hätte den größten Ruhm darin gefunden, von sich sagen zu hören, er habe die Ehre verdient, das gräfliche Schloß zu bewohnen, an welches sich so viele historische Erinnerungen knüpften, indem er am meisten dazu beigetragen, den jungen Drachen zu

fassen, der darin ausgebrütet war. Vierzehn Tage lang hatte er sich schon unsäglich bemüht, die irgend wo Versteckten – das wurde allgemein für gewiß angenommen – aufzusuchen, auch hatte man hier und da Spuren zu finden geglaubt, die unseres Wissens zwar falsch waren, aber in den Augen der Verfolger doch immer für sehr wichtig gehalten wurden. Weil der Capitain nun bisher immer unglücklich in seinen Unternehmungen gewesen war, trotzdem er, als Bewohner Spyker's, doch so viel Anspruch auf das begehrte Glück zu haben vermeinte, so hatte sich seiner schon seit einigen Tagen eine sehr üble Laune bemächtigt, und sogar der schönen Gylfe Torstenson war es nicht gelungen, seine zürnende Stirn vollkommen zu glätten. In dieser Laune war der großsprecherische Franzose um so eher geneigt, Gewaltthätigkeiten zu üben, gegen wen es nun eben sei, und so hatten die armen Eltern Waldemar's zunächst darunter leiden müssen, indem man sie mit Gewalt dahin gebracht, die hundert Thaler Contribution zu zahlen, die wir schon früher ihnen auferlegen sahen. Auch diese hatte Hille aus ihren Mitteln gezahlt, aber in ihrem Zartgefühl Waldemar nichts davon gesagt. Größere Strafen nun konnte der kleine Tyrann über den armen Strandvogt nicht verhängen, und obgleich er sich so heftig und zornig wie möglich gegen ihn an diesem Tage geberdet, er hatte endlich doch wieder das kleine Haus verlassen müssen, ohne es vom Erdboden verschwinden zu machen, wie er in seinem Zorne wiederholt gedroht hatte.

Grollend über sein abermaliges vergebliches Suchen und noch mehr erbittert durch das abscheuliche Regenwetter,

welches ihn an diesem Tage verfolgt, ritt er mit seinen Leuten nach Spyker zurück, wo er etwa um zwei Uhr Nachmittags eintraf und mit heftiger Geberde ein kräftiges Mahl verlangte, um seinen Appetit zu stillen und für den beschwerlichen Morgenritt hinreichend entschädigt zu werden.

Zufällig hatte er bei'm Eintreten in den Schloßhof Walde-mar am Fenster des Kastellans stehen sehen und auf seinen Zügen, indem er die vom Regen triefenden Reiter und ihre Pferde betrachtete, ein heimliches Lächeln wahrzunehmen geglaubt. Dieses Lächeln nun war dem Herrn Capitain als eine Verletzung seiner Würde erschienen, und er hatte den Vorsatz gefaßt, sein Müthchen wenigstens an einem scheinbar Unschuldigen zu kühlen, da ihm der Schuldige für dies-mal wieder entgangen war.

Sobald er sich daher in trockne Kleider geworfen und noch bevor er den Speisesaal betrat, ließ er den Kastellan Ahlström vor seinen Richterstuhl fordern. Der alte Mann erschien alsbald und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er die zornige Miene seines gegenwärtigen Gebieters sah.

»Monsieur,« fuhr er ihn heftig an, »was macht der Maulaf-fe noch hier, der schon seit vierzehn Tagen vor meinen Au-gen in diesem Schlosse faullenzt und Fratzen schneidet, sobald er einen französischen Soldaten seine Pflicht thun sieht? Ist die Werbung um Eure Tochter noch nicht zu Ende oder beliebt es dem Herrn, hier den Tagedieb oder gar den Spion noch länger zu spielen?«

»Gnädigster Herr,« erwiederte zitternd der alte Kastellan mit seiner so milden und demüthigen Stimme, »ich glaube nicht, daß Georg Forst den Namen eines Spions verdient. Worauf sollte er auch spioniren? Ich weiß es wahrlich nicht. Was aber die Bewerbung um meine Tochter betrifft, so – so

habe ich ihm zugesagt, für den Fall, daß er ein gutes Stück Brod ausfindig macht, was allerdings noch eine Weile Zeit haben mag, fürchte ich.«

»So jagt ihn zum Teufel und laßt ihn das Brod suchen. Ich habe es satt, ihn hier herumlungern zu sehen. Wenn ich ihn morgen noch im Schlosse finde, lasse ich ihn nach Stralsund transportieren, um ihn außer Sehweite zu bringen. Nun habt Ihr Euern Bescheid und richtet Euch danach.«

Der alte Ahlström erschrak und konnte vor Aufregung kaum die rechten Worte zur nothwendigen Erwiderung finden. »Gnädigster Herr,« sagte er stammelnd, »soll ich ihn noch in dieser Stunde von meiner Thür weisen, wo es stürmt und ein gewaltiger Orkan im Anzuge ist, oder gestatten Sie mir, ihn bis morgen oder übermorgen zu behalten?«

»Bis morgen – spätestens bis Mittagszeit und, treffe ich ihn eine Stunde später hier, so wandert er mit vier Mann nach Stralsund hinüber. – Heute mittag will ich Champagner trinken, versteht Ihr?«

»Gnädigster Herr, ich bedaure, diesem Ihren letzten Befehle nicht entsprechen zu können. Es ist schon seit vier Tagen kein Champagner mehr vorhanden. Wir hatten keinen so großen Vorrath davon auf Spyker.«

»So schafft welchen an, mir ist es gleich, woher. In drei Tagen will ich ihn haben, oder ich werde ihn auf Eure Kosten aus Stralsund beziehen.«

Er winkte gebieterisch mit der Hand, und der Kastellan schlich zur Thür hinaus. Betrübt und fast außer Fassung gebracht über die alle Tage wachsenden Ansprüche, die oft in der That Unausführbares verlangten, kam der Alte bei seiner Familie an, bei der er noch Waldemar traf, der im Kreise der guten Leute seine Mittagsmahlzeit eingenommen hatte.

Hier entledigte er sich denn gleich seines doppelten Auftrages, gerieth aber in neue Verwunderung, als er seinen jungen Gast über die ihn betreffende Ausweisung sehr wenig besorgt fand. Waldemar zuckte sogar spöttisch die Achseln und sagte ruhig, wobei ein stilles Lächeln seine kräftigen Züge überflog: »Um diesen Befehl härmst Euch nicht, Ahlström, ich werde heute Abend oder morgen Früh vor aller Augen das Schloß verlassen und in der Nacht darauf zu Magnus ziehen. Der Spukthurm hat Raum genug für zwei Gäste. Und was den Wein anbelangt, ohne den die Herren Franzosen nun einmal nicht leben können, so dächte ich, wäre das ganze Unheil mit einer mäßigen Summe abgewandt. Laßt einen Wagen anspannen und nach der alten Fähre fahren; in wenigen Stunden habt Ihr aus Stralsund so viel Champagner bezogen, als für's Erste erforderlich ist. Graf Brahe wird die Rechnung nicht viel größer finden, die er zu zahlen hat, ob nun dieser Wein darauf steht oder nicht.«

»Ja, ja doch, das macht mir auch den geringsten Kummer. Also Du willst auch in den Spukthurm?«

»Wo soll ich denn hin? Bin ich darin nicht am sichersten?«

»Ich weiß es nicht,« sagte der Alte achselzuckend. »Bisweilen kommt es mir vor, als wäre auch der Spukthurm nicht mehr sicher genug.«

»Uns genügt er, Alter. Niemand kennt seine Ein- und Ausgänge, selbst Gylfe nicht, wie sollte man also in sein Inneres gerathen?«

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, aber mir ist es so, als hätte er die längste Zeit seine Dienste geleistet.«

»Noch leistet er sie, und nun guten Muth, Ahlström. Wenn auch Ihr noch furchtsam und trübselig werdet, dann stehe

ich zwischen zwei Feuern, und wahrlich, ich habe schon mit dem einen da oben genug.«

»Ich glaube es, ich glaube es. Ach, wie wird das Alles enden? fragt mich alle Tage mein Herz, und ich kann ihm nie eine vernünftige Antwort darauf geben!« —

Es war Nachmittags gegen vier Uhr. Auch die französischen Herren hatten gespeist und hielten sich nun beieinander im Zimmer des Capitains auf, da das Wetter ihnen keinen Schritt aus dem Hause zu gehen gestattete. Der gießende Regen zwar ließ mehr und mehr nach, aber der Wind war zum Sturm angewachsen, der alle Augenblicke heftiger wurde und in einen Orkan überzugehen drohte, wie er Jahre lang nicht auf dem »Eiland der Stürme« gewüthet hatte.

Zu solcher Zeit bot Spyker einen unheimlichen Aufenthalt. Von dem düsteren Gemäuer hernieder ergossen sich ganze Ströme von Wasser, die alten Dachziegel polterten krachend von der Höhe und das Gekrächz der Dohlen, die sich vor Angst nicht zu lassen wußten, schallte trübselig auf den wüsten Hofraum herab. Knarrend in ihren rostigen Angeln trieb der Wind die Wetterfahnen um, das Vieh brüllte in den nahegelegenen Ställen, und die Bäume beugten ihre ehrwürdigen Wipfel seufzend gegen die Erde hin, die ihrer überhängenden Wucht oft nachgab und die alten Wurzeln zu Tage treten ließ, wenn der heftige Luftdruck einen Riesen des Parkes umfegte. Am schauerlichsten aber hörte sich der Sturm an, der über die See her und durch die Wälder heulte, alle Frucht der Felder knickte und Splitter und Trümmer jederlei Art in tollem Wirbel durch die Lüfte jagte. Nehmen

wir dazu einen nächtigen Himmel, düster drohende Wolken, die, wie von Gespensterfurcht ergriffen, kopfüber durch die Höhe stürzten und dann und wann einen eiskalten Hagelschauer herniedersandten, so kann man sich eine Vorstellung von den Empfindungen machen, die die Bewohner des einsamen Schlosses zu solcher Zeit ergriffen.

Ein Einziger war im Schlosse, dem dieses Wüthen der Elemente weder Sorge machte, noch Angst einflößte, ja, der vom Wiegenlied des Sturmes befeuert, in seiner männlichen Seele ein wahres Behagen daran fand, auch einmal die Natur in ihrem entfesselten Stolze, ihrer angeborenen Würde wüthen zu sehen, wo so viele winzige Menschen in ihrer Einbildung und Eitelkeit wütheten. Waldemar Granzow, der kühne Seemann, der von Jugend auf an Gefahren Gewöhnte, dessen physische Kraft seiner geistigen Furchtlosigkeit gleichkam, freute sich auch diesmal, als er den reinen Athem der Natur durch die Wälder fegen sah; mochten die Bäume brechen und die Wellen der See weit über ihre Ufer schlagen, gerade in seiner heutigen Stimmung war er geneigt, in dem schauerlichen Heulen des Windes nur eine Musik zu hören, die sein Herz mit Wonneschauern erfüllte und den Wünschen entsprach, die schlummernd in seiner Seele nisteten.

In seinen Sturmrock gehüllt, den wasserdichten Hut fest unter dem Kinn zugeschnürt, schritt er in den Spyker'schen Park und am Ufer des Sees entlang, um hier die Schneekronen des Wassers tanzen und die kleine Brandung an den Wurzelstöcken der Gartenriesen nagen zu sehen.

»Hei!« rief er fröhlich aus, »das ist ein prächtiges Wetter. So ein Sturm muß einmal unter die Franzosen fahren und

sie wie Spreu in alle Winde jagen. Geduld, mein Herz, Geduld, es wird auch noch kommen. Dann aber wollen wir hinterher sein und die Gelegenheit bei'm Schopfe fassen, und wen ich dann mit dieser meiner Faust packe, der soll nicht zum zweiten Mal nach solchem Händedruck verlangen. — Aber halt, da fällt mir ein, daß der arme Gefangene da oben allein ist. Da von der Höhe herab muß sich das Spiel der Natur noch besser ausnehmen, und man kann aus nächster Nähe das Pfeifen und Brüllen des Windes genießen. Also hinauf zu ihm, um ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten.«

Mit diesen Worten schlug er den Weg zum Schlosse ein. Noch langsamer und sinnender, als er gewöhnlich ging, schritt er auch diesmal einher; unbekümmert um den heulenden Sturm, der die Zweige von den Bäumen brach und rings um ihn her streute, zeigte er dabei eine Miene, als wäre er aus Stein gemeißelt, und trotzte der Gewalt der Elemente, wie er so oft der Menschen getrotzt hatte.

Wie er so langsam und ruhig auf dem Platze vor'm Schlosse anlangte, standen gerade am Fenster des Jagdzimmers Capitain Caillard und sein Lieutenant Challier, um die Verwüstungen des Unwetters von ihrer behaglichen Stellung aus zu beobachten.

»Voilà,« sagte der Vorgesetzte zu seinem Untergebenen, »da sehen Sie, Challier, den Menschen dort. Schreitet er nicht so gemächlich einher, als ob eine süße Mailuft ihn umfächelte?«

»Er ist ein Seemann, Capitain, und an Sturm und Wogen-drang gewöhnt.«

»Ja. Aber trotz seines Muthes und seiner augenscheinlichen Kraft, trotz seiner bescheidenen und unterwürfigen Miene, kann ich ihn nicht leiden und möchte ihn lieber weit

von hier fort als in meiner Nähe haben. Darum hab' ich ihm auch befehlen lassen, das Feld zu räumen, und morgen schon wird er uns nicht mehr belästigen.«

»Aber er ist doch ein hübscher Kerl, und ich möchte wohl ein Regiment commandiren, das aus lauter solchen Eichbäumen besteht.«

»Ja, wenn er unter meiner Fuchtel stände, wie meine Jäger, und ich ihm jederzeit den Daumen auf's Auge drücken könnte! Denn das scheint mir bei ihm nöthig zu sein. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber hinter dieser stillen Miene däucht mir etwas Tigerartiges zu lauern, was mir alle Behaglichkeit nimmt. Wenn ich seinen stolzen Gang und sein blitzendes Auge sehe, habe ich immer das Gefühl, als packte mich eine unsichtbare Faust im Genick. In dem Burschen steckt etwas, was mich zurückschreckt. Gut, daß er mir bald aus den Augen kommt, sonst vergriffe ich mich noch an ihm. Mir prickelt es in den Fingern, als müßte ich ihn zeitig an der Gurgel fassen. Seht – da steht er und sieht sich den Wolkenzug an, als ob er ihm Stillstand gebieten könnte.«

»Er ist wirklich ein hübscher Kerl, Capitain, bei alledem. Aber halt – er sieht uns und nickt uns beinahe vertraulich zu – er ist wahrhaftig frech, der Bursche!«

»*Tonnerre!*« schnarrte der Capitain mit angeschwollener Stirnader und flammenden Augen, »das geht mir zu weit!« Und das Fenster aufreißend, schrie er hinunter, fast blau vor Anstrengung, um den brausenden Sturm zu übertönen:

»Heda! Warum zieht Ihr den Hut nicht, wenn wir Euch ansehen?«

»Das ist nicht Seemannsbrauch!« schallte eine Donnerstimme herauf. »Man zieht den Hut nicht, wenn er unter dem Kinn festgeschnallt ist.«

Der Capitain wollte wieder herbe und heftig antworten, als er durch etwas Unerwartetes unterbrochen wurde. Von Norden krachte ein dumpfer Kanonenschuß herüber, dem alsbald ein zweiter und dann ein dritter folgte.

»Was ist das!« sagte er zu dem Officier an seiner Seite.

»Man schießt!«

»Ja, aber zu welchem Zweck und wo?«

Der junge Seemann auf dem Hofe, der die Schüsse ebenfalls vernommen, wandte sein Haupt in die Richtung, woher sie kamen. Dann streckte er die Arme dahin aus und rief:
»Dort oben!«

»Kommt einmal herauf!« rief der Capitain hinab.

Waldemar schien nur ungern dem Gebote zu gehorchen, und erst nachdem er sein Ohr noch einmal den sich wiederholenden Schüssen zugeneigt, stieg er langsam die Treppe des Schlosses hinan.

»Was haltet Ihr von den Schüssen, die Ihr eben vernommen?« fragte der Capitain mit etwas aufgeklärter und wißbegieriger Miene den Eintretenden.

Waldemar machte mit dem abgenommenen Hute eine seemännische Bewegung, die man als Gruß hinnehmen konnte, und sagte dann fest und sicher: »Die Schüsse röhren von einem Schiff her, das wahrscheinlich in Noth ist und bei dem Sturme einen Lootsen verlangt, damit er es sicher in einen Hafen bringe.«

»*Sacre dieu!* Das ist interessant, Challier. Wollen wir hin?«

»Ich bin dabei, Capitain.«

Der Capitain wollte eben die Glockenschnur ergreifen, um seinen Diener herbeizurufen, als eine neue Erscheinung sein Vorhaben unterbrach. Ein Chasseur ritt gestreckten Gallops in den Hof ein, sprang vom Pferde, und ohne sich um

dasselbe zu bekümmern, rasselte er wie ein kleines Ungewitter die Schloßtreppe herauf. Auch den meldenden Diener erwartete er nicht, stieß vielmehr ohne Zögern die Thür auf und stand nun, die üblichen Honneurs machend, vor seinem Befehlshaber.

»Was giebt's?« fragte dieser mit leidenschaftlicher Hast.

»Capitain, ich komme von der Strandwache bei Ruschwitz, eine Viertelmeile von hier. Lieutenant Chaumont schickt mich her. Es ist ein Schiff in Sicht, das Schiffbruch erleiden wird, und die Leute meinen, es habe den Grafen Brahe und seinen Begleiter am Bord, die darauf flüchten wollten.«

»*Cent mille tonnerres!*« brüllte der Capitain. »*Sacre bleu, Messieurs, c'est un jour bonheur aujourd'hui. En avant, Messieurs!*« Und er riß so heftig an der Glockenschnur, daß ihm der abgesprungene Griff in der Hand verblieb. Als darauf der Diener angstvoll hereinstürzte, schrie der Capitain nach einem Pferde, wandte sich aber sogleich nach Waldemar um, der, wie man sich vorstellen kann, in höchstem Erstaunen und doch innerlich über den Irrthum triumphierend, noch in seiner vorigen unbeugsamen Stellung verblieben war.

»Könnt Ihr reiten, Forst?«

»Ich habe es in meiner Jugend öfters versucht —«

»Zwei Pferde!« schrie der Capitain dem Diener nach, der schon auf der Treppe war, »und Ihr, Challier, laßt satteln, laßt satteln! Alles, was an Mannschaft im Schlosse ist, soll mit hinaus an's Meer.«

Der Befehl war ertheilt und wurde unverzüglich vollstreckt. In wenigen Minuten war Alles bereit. Lieutenant

Challier erhielt den Auftrag, die Mannschaft, sobald sie fertig sei, im Galopp nach Ruschwitz zu führen, und der Capitain schritt, unmittelbar von Waldemar gefolgt, in den so plötzlich belebten Hof hinab, auf den alle Bewohner des Schlosses mit unruhiger Miene herniederschauten.

Wenn man bei dieser Gelegenheit den quecksilbernen Capitain der berittenen Jäger, der in seiner glänzenden Uniform hin und her trippelte, tausend verschiedene Rufe und Flüche hören ließ und doch nichts damit zu Stande brachte, mit dem unscheinbaren Seemann verglich, der mit unbeweglicher Miene, aber blitzendem Auge auf die von allen Seiten übereilten Vorbereitungen schaute und dabei den inneren Jubel mit Gewalt unterdrückte, der sein Herz erbeben machte, so konnte man nicht in Zweifel bleiben, auf wessen Seite hier eigentlich das geistige Uebergewicht war. Diese Ruhe, die feste Selbstbeherrschung des Letzteren imponirte selbst dem Capitain, der kurz vorher so ergrimmt gegen ihn gewesen war. Er hatte bereits das Pferd bestiegen, das man zuerst herbeigeführt, und wartete nur noch auf das zweite, das für Waldemar bestimmt war. Endlich kam es und ward dicht vor ihm hingestellt.

Der Capitain hielt sein Auge wie gebannt auf ihn; er freute sich schon, welche armselige Figur ein Seemann als Reiter spielen würde. Aber er hatte sich umsonst gefreut. Waldemar ergriff die Zügel des wiehernden und steigenden Rosses kunstgerecht, und ohne sich wie der kleine Franzose an die Kammhaare zu klammern, schwang er sich blitzschnell in den Sattel, sobald er den Bügel gefaßt hatte. Der Capitain nickte beifällig, obgleich etwas verwundert; dieser Satzschwung kam ihm wie der eines wohlgeschulten Ritters des Mittelalters vor. Aber schon lenkte er den Rappen nach

dem Ausgang des Hofes, und ihm dicht auf den Fersen folgte Waldemar, sein Pferd ebenfalls in Galopp setzend.

Um den Spyker'schen See herumjagend schlugten sie den nächsten Weg nach dem Strande ein, und da die Pferde tüchtig ausgriffen, so erreichten sie ihn in zehn Minuten, trotz des sausenden Windes, der ihnen unhold entgegenstürmte.

»Wo habt Ihr reiten gelernt?« fragte der Capitain unterwegs seinen Gefährten, der ihm dicht zur Seite ritt, und betrachtete mit wohlgefälligem, aber immer mehr verwundertem Auge die Art und Weise, wie derselbe mehr mit mächtigem Schenkeldruck als mit den leicht gehaltenen Zügeln das muthige Thier lenkte.

»Auf Hiddens-öe, Herr Capitain, wo ich in meiner Jugend lebte.«

»Ihr reitet aber nicht wie ein Bauer, sondern wie ein Cavalier.«

»Ich bin auch kein Bauer, wie Sie denken mögen,« entgegnete der Seemann stolz und schleuderte einen flammenden Blick auf seinen Nachbar.

Der Capitain schwieg, er konnte im Sturme nicht mehr sprechen, aber er wunderte sich im Stillen fort, da ihm das Gebahren dieses Georg Forst immer mehr wie das eines verkappten Ritters vorkam.

Die Freude des französischen Officiers, endlich den lange vergeblich gesuchten Feind, noch dazu in einer so gefährlichen Lage zu ertappen, wie sie ihm geschildert worden

war, oder wie er sie sich wenigstens vorstellte, glich dem Triumph, der schon die Anstrengung des Kampfes hinter sich hat. Lange hatte sein Herz nicht so frohlockt, lange nicht so schöne Hoffnungen gehegt, wie heute, wo ihm, wenn er die Geächteten ergriff, der Majorsrang und bald auch ein Regiment sicher war. Mit ganz entgegengesetzten Gefühlen und doch auch nicht weit von einem freudigen Triumph entfernt, galloppierte Waldemar an seiner Seite. Er fragte sich nicht, was für eine Scene in der nächsten Viertelstunde vor seinen Augen entrollt werden, welcher Anteil ihm bei der Entwicklung derselben zufallen, und welches Ende sie nehmen würde, nein, daran dachte er gar nicht. Begegnete ihm eine Gefahr, ein schwieriges Unternehmen, so würde er es mit beiden Armen anfassen, das wußte er bestimmt, aber die Freude, die er darüber empfand, daß der Capitain so vergeblich frohlockte und so siegesgewiß einem unvorhergesehenen Abenteuer entgegenging, ließ sein Herz zittern und blitzte aus seinen Augen, die er schon von Weitem mit aller Sehkraft auf das Meer gerichtet hielt, sobald es in seinen Gesichtskreis gelangt war. Und bald lag der Strand und das Meer dicht vor ihm. Beide Männer waren zur Stelle, und kurze Zeit nach ihnen langte die sämmtliche berittene Mannschaft auf Spyker an.

Auf dem bezeichneten Küstenpunkte ging es heute etwas lebhaft her. Einige zwanzig Männer aus den nahegelegenen Dörfern sammt der Strandwache der Franzosen standen am Gestade und betrachteten mit überlauter Theilnahme das große Schauspiel, das sich vor ihren Augen in der Richtung von Arkona auf der so berüchtigten Tromper Wiek entwickelte.

Folgen wir Waldemar's Falkenauge und beschreiben wir der Reihe nach die Vorgänge, auf die er sein Augenmerk zunächst richtete. Zuerst, als er vom Pferde gesprungen war, wandte er den Blick nach dem Himmel und überflog ihn prüfend fest und rasch. Der Wind, oder vielmehr der Orkan, kam stoßweise aus Nordosten und mischte sein donnerartiges Brüllen mit dem Wogengebrause, das hohl, klagend und doch schreckenerregend klang. Der Himmel war grau umwölkt, nur wurden an einzelnen Stellen rabenschwarze Wolken nach Süden gerissen, die sich unaufhaltsam spalteten und wieder vereinten, je nachdem der Sturm sie trennte oder zu einander trieb. Die Beleuchtung war daher matt, aber doch hell genug, um Alles genau erkennen zu lassen, da es erst etwa fünf Uhr Nachmittags an einem der letzten Tage des Juni war.

Von diesem düsteren, gefahrdrohenden Himmel stieg Waldemar's Auge auf das Meer hinunter und hier bemerkte er eine noch drohendere Aufregung. Das ganze Meer, bis zum fernsten Horizonte hin, war mit einem schneeweissen Gischt bedeckt, über dem ein Dampfwirbel feinzerriebener Wassertropfen von beträchtlicher Höhe toste. Dieser Gischt aber brodelte nicht in ruhiger oder ebener Fläche heran, nein er ward bald haushoch emporgesleudert, bald sank er wieder in ein gähnendes Grab, dessen Tiefe kein menschliches Auge erreichen konnte. An den Strand selbst aber herangespült, überdeckte er mannshoch die gewöhnlichen Ufer und schleuderte die Gewässer so heftig über die Aecker und Waldungen, daß er nicht nur den losen Sand in gewaltigen Stücken fortschwemmte, sondern auch uralte Bäume entwurzelte, centnerschwere Felsblöcke in tanzende Bewegung setzte und die kleineren Steine, die am Strande lagen, wie

Erbsen klirrend durcheinander warf. Wenn man zur Rechten an dem nördlichen Außenstrande von Jasmund entlang sah, wo die Felsen nach Osten allmählig immer höher steigen und sich aufthürmen, so gewahrte man, wie das entfesselte Element mit noch wüthenderer Anstrengung dagegen tobte, als fühlte es und zürne darüber, daß es sie nicht zertrümmern und zerstückeln könne. Daher aber donnerte es dort auch um so gewaltiger und strömte unwillig und mit wachsender Wuth hochauf schäumend wieder in sein Bette zurück, um, von neuen herangewälzten Wogen getrieben, sich noch einmal zum nutzlosen Angriff zu rüsten.

Als Waldemar Alles dies mit fliegendem Blick überschaut und bedacht, richtete er sein Auge nach Nordwesten, wo die hohe Küste Wittow's endlich in Arkona auslief, gegen das der rasende Sturm noch heftiger als gegen das flache Ufer der Schabe wüthete, die er ganz mit Schaum bedeckte und von Zeit zu Zeit dem Anblick völlig entzog.

Eine halbe Meile ostwärts von Arkona, von Norden nach Süden, also den am Strande von Ruschwitz Versammelten entgegensegeln, schwebte ein Schiff augenscheinlich in großer Gefahr, denn der volle Nordoststurm traf auf sein Backbord und warf es, ungeachtet aller Anstrengung der Mannschaft, es mehr ostwärts zu bringen, gewaltsam nach Westen hin, also den gefährlichen Dünen der Schabe entgegen, wo an beiden Seiten der Tromper Wiek Sandbänke über Sandbänke in der Tiefe lauern und ihr Opfer, wenn sie es einmal haben, unwiderstehlich halten und rettungslos verderben. Es war ein schön gebauter schlanker Schooner, ein Kriegsschiff, mit zehn Kanonen bewaffnet, jetzt aber nur noch ein Wrack, obgleich sein Rumpf noch unverletzt schien. Aber sein Vordermast war mit einer Menge Menschen

schon lange über Bord gegangen und hatte auch ein Boot in die Wellen geschleudert, das man, Arkona gegenüber, bereits zur Rettung eines Theils der Mannschaft in Ordnung gebracht und ausgerüstet hatte. Vor seinem großen Mast, der sich noch mit Mühe aufrecht erhielt, trug es eine Art Sturmsegel, zwar nicht regelrecht aufgehißt, aber in der Noth doch immer noch seine Pflicht erfüllend, nachdem es die Gewalt des Windes schon mehrmals zerrissen hatte. Von Zeit zu Zeit feuerte das Schiff Nothschüsse ab, aber wie sollte man ihm helfen, da bei diesem Orkan kein Boot mit einem Lootsen herankommen, und wenn er auch glücklich an Bord gelangt wäre, doch das unlenkbare Wrack nicht gegen den Sturm von den Küsten Rügen's wegbringen konnte. Der Schnabel des Schooners, der schon sein Klüver verloren, dessen Baum es an dem zerrissenen Takelwerk noch eine Strecke hinter sich herschleppte, war gegen die felsige Küste von Jasmund gerichtet; an dem übriggebliebenen Maste wehte, angstvoll wirbelnd im Sturme und nur selten ganz sichtbar, ein langer Wimpel. Auf der zerbrochenen Gaffel flatterte ein Stück Flagge, dessen Hauptzeichen nicht mehr zu entziffern war und höchstens nur noch einen Lappen rothen Tuches erkennen ließ. An den Wanten und dem stehenden Takelwerk des übrig gebliebenen Mastes sah man Menschen angeklammert hängen, während auf der gefährdeten Mars desselben zwei kühne Männer sich bemühten, einige Fetzen Segel zu beschlagen, deren Reefe gesprungen waren und die der Wind zu Schaden des ganzen Schiffes von Zeit zu Zeit aufblähte. Das Schiff selbst schlingerte heftig, sank mit seiner Backbordseite bald so tief in die Wogenthäler, daß man seine ganze Steuerbordflanke der Länge nach hoch auf einem Wellenkamm blitzen sah, und stürzte dann wieder

mit dem Steuerbord so tief in den Grund, daß man im Stande war, sein ganzes Verdeck, das dadurch immer mehr aufgeräumt und in Verwirrung gebracht wurde, zu übersehen. Aber auch stampfend bewegte sich das unglückliche Schiff von Zeit zu Zeit vorwärts, denn man sah bald den Bug mit seinem Rest von Bugsprieth hoch emporschießen, als wollte es seine Rettung in den Lüften suchen, bald wieder tauchte er so tief in die Wogen hinein, daß man glauben mußte, er müsse jetzt auf den Grund der See gestoßen sein, da man zeitweise nichts als den Mast mit seinen Trümmern von Tkalwerk über dem Schaumkessel schweben sah.

Alle Zuschauer, die zitternd und zagend am Strande standen, blickten mit wachsender Spannung auf das unglückliche Schiff, dessen Schicksal vorherzusehen war, wenn der Sturm nicht bald nachließ oder der Wind eine andere Richtung nahm; die meisten von ihnen bemühten sich, mit ihren gesunden Augen den Gang des Schiffes und seine Manöver an Bord zu verfolgen, so weit dies möglich war; einige aber, unter denen sich Waldemar befand, der stets sein Glas bei sich trug, schauten mit bewaffneten Augen hinüber, waren also besser als jene unterrichtet. Neben Waldemar, der unbeweglich wie eine Säule auf einer erhöhten vorspringenden Uferspitze stand, hielt sich Capitain Caillard auf, wiederholt fragend, wie es stehe, aber immer noch keine befriedigende Antwort erhaltend. Endlich ermüdete Waldemar's Arm, womit er das Glas hielt, er setzte es daher ab und sagte:

»Es steht schlimm, Capitain, sehr schlimm. Es ist ein schönes Schiff, aber es ist so gut wie verloren, wenn keine höhere Macht hilft. Aus ihren Manövern schließe ich, daß sie ihr

einziges Rettungsmittel, ihre Anker, bereits eingebüßt haben, auch sehe ich sie nicht, sonst könnte ich nicht begreifen, warum sie das Schiff nicht festlegen, da der Ankergrund auf ihrem Strich gut ist und selbst im Sturme festhält, vorausgesetzt, daß ihre Ketten stark genug sind, was ich bei einem so stattlichen Kriegsfahrzeuge nicht bezweifle. Ha! Vielleicht wollen sie dem Lande näher kommen, um mit ihren Booten sicherer zu gehen – wenn sich die Herren nur nicht verrechnen und festsitzen, ehe sie es denken.«

»Was für ein Landsmann ist es?« fragte der Capitain eifrig.

»Es scheint ein Däne zu sein, wenn ich meinem Urtheil über die Bauart des Schiffes trauen kann, obgleich ich den Fetzen Flagge bis jetzt nicht genau erkennen konnte – etwas Rothes sehe ich allerdings daran, aber es kann auch ein Engländer sein.«

»Gott gebe das Letzte, denn dann wäre es unser Feind! – Wenn er aber ein Däne wäre, wie käme dann Graf Brahe an seinen Bord?«

»Das weiß ich so wenig, wie Sie selber.«

»Kann man ihm auf keine Weise zu Hülfe kommen?«

»Ich kenne keine. Mit einem Boote ohne Segel bei diesem Sturm so weit in die See zu stechen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, und sonst giebt es außer seinen Ankern keine Hülfe.«

»Ha! Sie schießen immer noch – was wollen sie damit sagen?«

»Es sind Nothschreie, die ihnen die Verzweiflung auspreßt, aber sie sollten sich keine unnütze Mühe machen, wir sehen sie ja. Auch verschwenden sie ihr Pulver – doch das thut jetzt nichts mehr, es wird doch naß werden, wenn es den Grund der See schaut.«

»Meinen Sie?« fragte der Capitain, in dessen Geltung der junge Seemann von Augenblick zu Augenblick stieg.

»Es wird Alles auf den Grund der See gehen, wenn der Sturm noch eine halbe Stunde so fortwüthet, und wenn sie, was ich glaube, ihre Anker verloren haben.«

»Wirklich? O, das ist schrecklich. – Schauen Sie zu, ist es nicht doch am Ende ein Engländer?«

»Ich weiß es nicht, das zersplitterte Takelwerk lässt kein Zeichen mehr erkennen. – Ha, sie rücken verdammt schnell vorwärts, als ritten sie mit dem Winde durch die Luft – zu ihrem Verderben – aber sie kommen näher – an den Felsen Jasmund's werden sie nicht zerschellen.«

»Wo dann, wo dann?«

»Sie werden hier vor unsren Augen auf irgend eine Sandbank laufen, die Sturz- und Stampfseen werden über Bord schlagen, das Schiff auseinanderreißen und Mann und Maus ersäufen.«

»Das darf nicht geschehen, das darf nicht geschehen, wenn meine Flüchtlinge an Bord sind.«

»So hindern Sie es, wenn Sie können. – Aber hier hilft weder der Befehl eines Generals noch eines Admirals.«

»Wie lange kann es noch dauern, ehe es auf die Sandbank geräth?«

»Höchstens noch eine Viertelstunde, dann werden wir mehr oder weniger vom Schiffe sehen.«

»Weniger? Wieso weniger?«

»Weil es bis dahin vielleicht schon unter Wasser liegen wird.«

»Ha! Das macht mich schauern. Dergleichen habe ich nie gesehen.«

»Ich oft genug und bin schon an Bord eines Schiffes in ähnlicher Lage gewesen.«

»Aber Ihr wurdet doch gerettet? denn Ihr lebt.«

»Ja, als das Schiff auf der Sandbank fest saß, gelang es uns, ein Boot flott zu machen, und Gott stand uns bei und trug uns glücklich durch die Brandung.«

»Kann das hier auch geschehn?«

»O ja, wenn es nicht zu weit vom Strande fest geräth, obgleich der Sturm heute beinahe übermächtig ist.«

Der schmächtige Capitain bewies die Wahrheit dieses Ausspruchs, denn er hielt sich schon lange an einer gewaltigen Buche fest, die ihren Wipfel wild über ihn hin und her schüttelte, aber dem Andringen des Sturmes kraftvoll widerstand, eine Hülfe, deren Waldemar nicht bedurfte, da er mit weit auseinandergebreiteten Schenkeln wie fest gewurzelt am Boden stand.

»Es kommt näher!« rief dieser plötzlich. »Es hält sich noch wacker genug – da – geht das Sturmsegel hin –«

»Was war das?« fragte der Capitain erschrocken, als eine Art Donnerschlag, aber mit ganz anderem, viel hellerem Gebrüll, als die von Zeit zu Zeit abgeschossenen Kanonen es hören ließen, durch den Aufruhr der Elemente scholl.

»Das war ihr letzter Trost, ihre letzte Hoffnung, um weiterzukommen,« sagte Waldemar; »ihr Noth- und Sturmsegel. Der Orkan hat es zerfetzt wie Spreu – da gehen die Lappen über Bord – sehen Sie sie?«

»Ja, ja – was geschieht nun?«

»Nun entwickelt sich die vorletzte Scene. Der Rumpf, der ohne Segel und Maste nur noch ein Wrack ist, treibt willen- und kraftlos gegen die beiden Ungethüme: See und Sturm,

gerades Weges auf den Strand – das nennt man vor Top und Takel treiben, Herr Capitain. Gott stehe ihren Seelen bei!« –

»Wahrhaftig, ist es schon so weit?«

»Noch nicht ganz, aber bald. – Wo haben sie den Pflichtanker – jetzt ist es die höchste Zeit – tausend Schwerenot!«

Das arme Schiff, vom wüthenden Sturm und Wogen-schlag dem Lande zugetrieben, kam rasch näher in Sicht. Aber es ging nicht in gerader Richtung mehr seinem Schick-sal entgegen. Bald schlingernd, bald stampfend, war es ein Spielwerk der Wellen; bald drehte sich sein Spiegel, bald sein Bug landwärts, und immer wiederholt tauchte es un-ter, von einer Sturzsee nach der andern überspült, was es aber nicht hinderte, immer von Neuem aufzutauchen und emporzuklimmen, wie ein ertrinkender Mensch oder ein ge-waltiges Thier, das so oft Luft schnappen will, als es geht, ehe es leb- und widerstandslos in die Wassergruft sinkt.

»Es kommt näher und näher,« rief der Capitain athemlos, »ich sehe die Menschen einzeln schon mit bloßen Augen – was machen Sie da?«

»Ich ziehe meinen Regenrock aus, um besser arbeiten zu können, wenn es Noth thut.«

»Was wollen Sie arbeiten?«

»Menschenleben retten, Herr Capitain, wenn die Zeit da-zu kommt, und sie kommt bald.«

Der Capitain warf einen Blick der Bewunderung auf den jungen Mann, der jetzt in seiner kurzen Seemannsjacke, schlank und doch überaus kräftig gewachsen, dicht an sei-ner Seite stand.

»Können Sie denn heran?«

»Ich muß – wenigstens will ich es versuchen. Da liegt ein vortreffliches Boot mit hohem Bord auf dem Sande, gerade

gebaut für solchen Sturm – und, wie Sie sehen, hat man schon Alles darin in Stand gesetzt. Männer sind genug hier und in wenigen Minuten rollen wir es hinab in's Meer.«

»Sind Sie sicher, Ihr Leben zu bewahren, wenn Sie das anderer zu retten versuchen?«

»Das kann kein Mensch mit Bestimmtheit vorher sagen. Wie die Sachen hier stehen, ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß Retter und Schiffbrüchige zugleich zu Grunde gehen.«

»Aber dann begehen Sie eine Tollkühnheit –«

»Nur eine Pflicht, Herr Capitain; das ist so Seemannsbrauch.«

Der Capitain war ganz bleich geworden und hatte schon lange vergessen, seinen schönen Schnurrbart zu drehen, was eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war. Aber das Schauspiel auf dem Schiffe zog ihn wieder von Waldemar ab. »Was machen sie da am Bord?« fragte er, auf das Wrack hinweisend.

»Ha! Sie wollen ihren Pflichtanker auswerfen – endlich! Na, es ist die höchste Zeit. Ja, sie haben ihn noch. Alles ist auf dem Buge dabei, Hand anzulegen – auf Steuerbord, sehn Sie? – Da geht er hinab – er faßt – das Schiff schwaiht – nein, o weh! Der Anker ist trifftig – das Schiff treibt vor ihm her – nun ist Alles vorbei – – ha, sie erkennen es, sie machen die Boote zurecht – das ist verständig – flugs, flugs Leute, Ihr habt nur noch wenige Minuten übrig – dort kommt die wilde Bank – da, ich sag's ja – sie sitzen fest!«

Kaum hatte der Seemann, mit glühenden Augen den Manövern der gefährdeten Schiffer Schritt für Schritt folgend, es ausgesprochen, so sah man den Rumpf des Schiffes vom Kiel bis in die Spitze seines wankenden Mastes erzittern,

— eine Bewegung, die alle Sachverständigen am Lande in ihrer eigenen Brust mitzufühlen glaubten – dann aber wie angenagelt auf einer Stelle stehen bleiben. Gleich darauf schwankte der Mast, hing noch einen Augenblick an seiner Backbordwant, dann schlug er über Bord in See, wieder ein Dutzend Menschen mit sich fortreißend. Der Bug drang schon tief in den weichen Sand, die Stampfseen stürzten wild darüber hin, und sein Achterdeck hob sich in die Höhe, als wolle es noch einmal um Hilfe gen Himmel schreien. Aber da gab es keine Hilfe mehr. Von allen Booten, die der Schooner gehabt, war nur das große noch allein übrig und auch das war schon halb mit Wasser gefüllt. Mit Verzweiflungskräften arbeitend, ließ die Mannschaft es hinten am Steuerbord des Achterdeckes hinab, es schwankte neben dem Wrack hin und her, nichtsdestoweniger kletterten und sprangen einige zwanzig Menschen hinein.

»So,« rief Waldemar mit bleichem Gesicht, »das ist vernünftig – aber zu spät – ha, was ist das? Sie kommen nicht wieder empor – weg sind sie, Capitain, zwanzig Menschen sind wieder weniger auf der Welt – nun ist es Zeit für uns – wollen Sie mit, Herr?«

»Nein, ich danke. Ich bin Soldat zu Lande und nicht zur See..«

»Ich bin zu Zeiten beides!«

Mit diesen Worten sprang Waldemar, voll kühnen Entschlusses, den steilen Uferrand hinab und trat an das Boot, bei dem schon zwanzig Hände hülfreich beschäftigt waren.

»Vorwärts!« schrie er mit einer Donnerstimme, die verständlich durch das Geheul des Windes drang – »die höchste Zeit ist da! Es sind noch Menschen an Bord – wer geht mit mir – wer, frage ich?«

Acht wackere Männer aus Ruschwitz antworteten, nicht mit ihren Stimmen, wohl aber mit ihren Händen. Von einigen französischen Reitern unterstützt, rollten sie das Boot an die Brandung, die ihnen schon entgegen zu kommen schien, und in wenigen Minuten schwamm es, die kühnen Männer tragend, die lange Riemen ergriffen hatten und mit furchtlosem Sinn, aber gewaltiger Arbeit damit ausstri-chen. Waldemar, hinten an der Ruderpinne stehend und sie mit mächtigen Händen umklammernd, lenkte das Fahr-zeug den Wogenbergen entgegen, und die erste Welle glücklich durchschneidend, auf dem Rücken der zweiten schon hoch emporgetragen, kam er mit dem Boote immer weiter vom Ufer ab. Bald schwebte es hoch, allen Blicken der am Strande Stehenden erkennbar, bald war es verschwunden, und schon glaubte man, auch dies werde das Schicksal des großen Bootes des Schooners theilen und sein Grab in den Wellen finden. Allein es kam immer wieder zum Vorschein, langsam aber sicher vorrückend: mochte es nun sein, daß es mit größerer Geschicklichkeit gelenkt oder mit ruhigerem Nachdrucke vorwärts getrieben wurde.

Zehn Minuten vergingen den am Lande Stehenden in banger Erwartung, dann aber, in einer Pause, die der abnehmende Sturm, der seine größte Wuth ausgetobt hatte, eintreten ließ, sah man, wie es von einem vom Wrack ausge-worfenen Tau an dasselbe herangerissen ward und nun Sei-te an Seite des versinkenden lag. Es befanden sich nur noch zwölf Mann an Bord, alle Uebrigen waren mit den fallenden Masten über Bord gerissen oder mit den weggeschwem-mten Booten umgekommen, die man theils vor Arkona, theils hier auf der Sandbank ausgesetzt und verloren hatte. Die-se zwölf Männer nun, athemlos, keuchend vor Todesfurcht

und übermäßiger Anstrengung, kletterten mit fieberhafter Eile in das rettende Fahrzeug hernieder, und als es sie alle aufgenommen, halfen sie es wieder vom Wrack abstoßen, worauf es mit derselben Ruhe, mit der es gekommen, und mit derselben Umsicht wie vorher gesteuert, dem schon von Schiffstrümmern bespülten Strande zueilte.

Unterwegs erfuhr Waldemar Granzow von den dankbaren Geretteten, daß das gestrandete Schiff der königliche dänische Schooner Island, vor wenigen Tagen erst von Kopenhagen ausgelaufen und zum Kreuzen auf der Ostsee bestimmt gewesen sei. Seinen Capitain hatte er schon bei Arkona verloren, wo derselbe von dem vorderen Mast erschlagen und über Bord gerissen worden, war. Von der Besatzung waren 188 Mann umgekommen und nur zwölf gerettet, die ebenfalls dem Tode verfallen wären, wenn Waldemar nicht den Muth besessen hätte, sie mit eigener Lebensgefahr dem sinkenden Wracke zu entreißen, da sie kein Boot mehr an Bord hatten, nachdem das letzte in der Tromper Wiek zu Grunde gegangen.

Das war die Erzählung, die Waldemar, wie gesagt, schon unterwegs mit halbem Ohr vernahm, denn wenn seine ganze geistige und leibliche Kraft auch nicht von der Führung des Bootes in Anspruch genommen worden wäre, er würde doch nur oberflächlich jenen Worten gelauscht haben, da seine Aufmerksamkeit von dem Augenblick an, wo er an die sinkende Schiffswand gelangt war, auf eine besondere Weise abgelenkt ward. Denn der Mann, der ihm das Tau zugeschleudert, der, als der letzte der lebenden Officiere an Bord des königlichen Schiffes, auch zuletzt in das rettende Boot gestiegen und durch einen Zufall von Waldemar, der am Helmstock saß, getrennt blieb, dieser Mann war ihm

bekannt, und gerade diese Bekanntschaft erschien ihm im gegenwärtigen Augenblick nicht bedeutungslos. Der dänische Steuermann – diesen Rang bekleidete der Gerettete – der, von mancherlei Kummer über den Verlust des schönen Schiffes, der vielen Kameraden und vielleicht auch manches eigenen Besitzes bedrückt, noch kein Wort zu seinem Retter gesprochen hatte, schien Waldemar ebenfalls wieder erkannt zu haben, denn sein bleiches Gesicht haftete mit einem schwer zu schildernden Staunen auf dem Führer des Rettungsbootes, als könne er sich nicht gut die Anwesenheit eines Mannes an einem Orte erklären, den er wegen der anwesenden Franzosen gerade meiden müssen.

Eine Erklärung zwischen beiden fand leider nicht statt und konnte nicht stattfinden, denn als man glücklich gelandet war und das Boot wieder auf den höheren Strand gezogen hatte, mischten sich die Geretteten unter ihre Freunde, die Franzosen, und Capitain Caillard selbst war es, der sich den einzige übriggebliebenen Officier des gestrandeten Schiffes vorstellen ließ und eine ziemlich lange Unterredung mit ihm führte, die sich jedoch nicht auf den Grafen Brahe und Waldemar Granzow bezog, da der Capitain sofort erfahren, daß das dänische Schiff erst am vorigen Tage aus Kopenhagen abgesegelt sei und keinen Fremden an Bord gehabt.

Während dieses Gesprächs schüttelten die Geretteten den Bewohnern von Ruschwitz dankend die Hände, die, obgleich sie jetzt ihre politischen Feinde waren, doch ihr Leben für sie in die Schanze geschlagen hatten; nur Waldemar entzog sich den Aeußerungen des Beifalls dadurch, daß er den Fischern einige Andeutungen über die an den Strand geworfene Beute gab, auf welche die ehemaligen Besitzer nach den damaligen Strandgesetzen keinen Anspruch mehr

hatten, trotzdem sie noch an Ort und Stelle waren und die Trümmer ihrer Habe nach und nach in kleinen Brocken und Stücken an's Ufer spülen sahen.

Mittlerweile hatte sich der Capitain satt gefragt; der kalte Sturm, der jetzt, nachdem er sein Opfer empfangen, bedeutend nachgelassen, hatte ihn bis in's Mark durchwühlt, und er sehnte sich nach seiner behaglichen Wohnung, um Fräulein Gylfe seine Heldenthat zu berichten, die im Ganzen darin bestand, daß er einige Stunden am Strande zugebracht und dem brausenden Winde sich ausgesetzt hatte, um zwei Männer zu fangen, die ihm wider alles Vermuthen jetzt abermals entschlüpft waren. Erst als er sein Pferd heranführen ließ, fiel ihm sein früherer Begleiter ein, und er wandte den Kopf nach allen Seiten, um ihn unter den mit allerlei Verrichtungen Beschäftigten aufzusuchen.

Da sah er ihn oben auf dem Strande stehen, wie er mit unterschlagenen Armen an der Buche lehnte, die ihm selbst vorher Schutz geboten hatte. Träumerisch, was sonst nicht seine Art war, blickte er über die wogende See hinaus und haftete mit seinem Falkenauge auf den Trümmern des Schooners, die immer tiefer in ihr nasses Grab sanken. »Das Schiff dort,« sagte er zu sich, »ist gestrandet, der Mann aber, den ich gerettet, ist geborgen. Hat er mich erkannt? Wird er mich verrathen? Soll ich das Pferd, das hier neben mir ruhig an den Sträuchern nagt, besteigen und davonjagen, um so rasch wie möglich zu Magnus zu kommen und ihm das neue Unheil zu verkünden? Oder soll ich ruhig warten, bis ich sehe, daß diese Flucht nothwendig wird, bis der französische Officier, der mich heute aus meinem warmen Schutze vertrieben, seinen Schergen einen Wink giebt, sich meiner zu bemächtigen? – Ich werde das Letzte thun, denn

noch steht er ruhig unter den Leuten da und läßt sich den Hergang ihres Schiffbruchs berichten, und wenn jener Steuermann auch mein Feind, ein Däne ist, so ist er doch ein wackerer Seemann, ich habe ihm das Leben gerettet, und er wird mich nicht verrathen, selbst wenn er meinen Namen und mein Gesicht in seinem Gedächtniß bewahrt haben sollte.«

In diesem Augenblick sah er den Capitain gelassen sein Pferd besteigen und sich dann nach ihm selber umschauen, den er endlich unter der Buche entdeckte. Langsam ritt der Franzose auf ihn zu und sagte lächelnd: »*Eh bien, mon ami,* beschauen Sie Ihr Werk und haben Sie Lust, noch einmal die Fahrt nach dem Wrack zu unternehmen, um noch Dinge von Werth zu bergen?«

»Nein, Herr Capitain, ich habe meine Schuldigkeit gethan, und um Beute war es mir nicht zu thun. Leider habe ich wenig erreicht, denn beinahe 200 Menschen haben ihr Leben verloren.«

»*Parbleu!* Ja, aber zwölf haben Sie gerettet, und damit würde ich schon zufrieden sein. *Allons*, reiten wir nach Hause, Sie triefen von Seewasser, und eine warme Suppe wird Ihnen wohlthun. *Vraiment, mon ami*, Sie haben sie wohl verdient!«

Waldemar, der seinen Regenrock schon wieder übergeworfen hatte, grüßte auf Seemannsweise und ging dann zu dem grasenden Pferde, machte es zügelrecht und stieg langsam auf, um im Schritt neben dem Capitain den Rückweg nach Spyker anzutreten.

Diesem fiel seine Schweigsamkeit und seine, ein grübelndes Sinnen ausdrückende Miene auf. Eine Weile dachte auch er über etwas nach, dann wandte er sich nach ihm um und

sagte: »*Monsieur Forst*, ich habe Ihnen heute sagen lassen, daß Sie Ihren Aufenthalt bei Ihrem künftigen Schwiegervater verkürzen sollen. Ihr heutiges Benehmen hat meinen Entschluß geändert, und ich gestatte Ihnen hiermit, so lange auf Spyker zu verweilen, wie es Ihnen beliebt.«

Hatte der Capitain erwartet, dieses großmütige Zugeständniß werde den jungen Mann in eine freudige Stimmung versetzen, so hatte er sich geirrt. Waldemar schwieg noch einige Augenblicke, dann aber sagte er in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise, die jedoch mit einiger Bitterkeit gemischt war:

»Ich danke, Herr Capitain; aber Ihr heutiger Befehl, den Sie mir durch den Kastellan zugefertigt haben, stimmt zu sehr mit meiner eigenen Neigung überein, als daß ich ihn nicht ungeachtet Ihres Widerrufs befolgen sollte. Es lag in meiner Absicht, schon morgen oder übermorgen von Spyker zu scheiden und nach Greifswald zurückzukehren, wo ich meine Studien fortsetzen will, die ich aus Liebhaberei begann, da ich in diesen Kriegszeiten meinen Beruf nicht erfüllen kann, weil Deutschland keine Marine hat.«

»*Eh bien!* Thun Sie, was Ihnen beliebt. Das Vernünftigste, was ein junger Mann, wie sie einer sind, in diesen Zeiten thun kann, ist, zu studiren und sich nicht um die Streitigkeiten der Nationen zu kümmern. Wenn alle Deutschen so klug gewesen wären, würden sie von den Franzosen nicht für ihren Uebermuth geübtigt worden sein.«

»Hm!« dachte Waldemar. »Der Deutschen Uebermuth also war es, der die Franzosen über den Rhein rief? Das ist eine neue Auslegung der neuesten Kriegsgeschichte – und sie ist würdig, von deutschen Bajonetten und Kanonen beantwortet zu werden. Geduld! Wer sieht dem Himmel an,

ob er morgen Regen oder Wind bringt, und leicht könnte es geschehen, daß über kurz oder lang auch ein Ungewitter über Frankreich hereinbricht, wie diese Herren es jetzt über uns gebracht haben.«

So ritten die beiden Männer schweigend dem Schlosse von Spyker zu, in dem sich während ihrer Abwesenheit eine Scene ereignet hatte, die weder Waldemar noch der Captain ahnen konnte, und zu deren Beschreibung wir uns jetzt wenden wollen.

ZEHNTES KAPITEL. DER SPUK.

Nachdem Waldemar seinen kranken Freund nach der von uns mitgetheilten Unterredung am Vormittag verlassen hatte, blieb Magnus anfangs in einem Zustande stumpfer Gefühllosigkeit sitzen und ließ die von Jenem heraufbeschworenen Gedanken einen nach dem andern an seinem Geiste vorüberziehen. Nur allmählig gelangte er so zur klaren Einsicht des Vorliegenden, erkannte aber leider dabei zur Genüge, daß er kaum die Fähigkeit und Kraft besaß, mit einem Schlag den Knoten zu lösen, der seine Seele gefesselt hielt. Während sein Verstand auf Waldemar's Seite trat, dessen Rathschläge gut hieß und sie zu befolgen rieth, bäumte sein Herz sich mit seiner ganzen natürlichen Leidenschaftlichkeit dagegen auf, und er konnte es nicht über sich gewinnen, die Einwürfe des ehrlichen Jugendfreundes auch in dieser Beziehung für gerechtfertigt zu erkennen. Lange schwankte er so zwischen den Eingebungen des Verstandes und den Neigungen des Herzens hin und her, sich vergeblich bemühend, einen Ausgang aus diesen Verwicklungen zu finden und den ganzen martervollen Zwiespalt durchlebend,

den Jedermann kennt, der zwischen diesen beiden Potenzen einmal zu wählen verurtheilt gewesen ist.

Wie aber selten Jemand, und sei er auch noch so sehr von seinen Gefühlen bestrickt oder von der nothwendigen Befolgung der Eingebungen des Verstandes überzeugt, sich entschieden gleich auf die eine oder andere Seite dieser beiden Großmächte wirft, so suchte und fand auch Magnus endlich einen ihm genügenden Ausweg, der ihn mitten zwischen beiden Klippen hindurch zu einem erwünschten Ziele zu führen verhieß, und diesen zu betreten, war er zuletzt völlig entschlossen. Er wollte wirklich Waldemar's Rath befolgen und Spyker verlassen, um sich aus den Schlingen dieses verführerischen Ortes zu ziehen, aber nicht eher, als bis er die vollste Ueberzeugung gewonnen, daß ihm keine Hoffnung mehr auf Wiedergewinnung Gylfe Torstenson's übrig bliebe, – ein Ausgang, den er noch keineswegs als unausbleiblich annahm, da er sich viel von einer mündlichen Besprechung mit dem wankelmüthigen Mädchen versprach. Die Besprechung mußte also nothwendig erfolgen, und zwar sobald wie möglich, denn die Zeit drängte, und Waldemar drängte in seiner Ungeduld nicht minder. Aber wie zu ihr gelangen, ohne daß die Bewohner des Hauses davon Kunde erhielten? Sollte er sie um eine Unterredung angehen, nachdem ihr seine Anwesenheit gemeldet war? Nein, das wagte er nicht, das könnte schlimme Folgen haben, sie konnte sich durch Ueberlegung gegen seine Angriffe waffen oder gar die Hülfe seines bittersten Feindes, ihres jetzigen Liebhabers, in Anspruch nehmen. Um dies zu vermeiden, mußte die Unterredung also ohne jede Vorbereitung von Gylfe's Seite erfolgen, sie mußte mit einem Worte überrascht werden und, – auf

diese Ueberraschung, als das letzte aller erwogenen Hilfsmittel, bereitete sich Magnus regelrecht wie auf eine Belagerung und Ueberrumpelung einer Festung vor. Er wog Alles ab, was er ihr vorhalten, womit er ihr Herz bestürmen, ihr Rechtlichkeitsgefühl erwecken und somit den Sieg erringen wollte, und als er erst so weit gekommen, beschloß er die Gelegenheit zu ergreifen, sobald sie sich darbieten würde. Diese Gelegenheit aber sollte sich ihm sehr bald darbieten, viel früher wenigstens, als er es in seinen kühnsten Erwartungen für möglich gehalten hatte.

Um vier Uhr Nachmittags, als sich im Schlosse die Vorfälle zutrugen, die wir berichtet haben und die Magnus in seinem abgelegenen Zimmer sich nicht recht erklären konnte, obwohl er die Schüsse vom Meer her vernahm und den Capitain mit Waldemar abreiten sah, denen bald alle Reiter folgten, erschien der alte Ahlström bei ihm und setzte ihn von dem Vorgehenden in Kenntniß.

Als Magnus diese unerwartete Nachricht empfing, schoß ihm das Blut in's Gesicht, und die plötzliche Aufregung lähmte beinahe seine Ueberlegung. Der alte Freund seiner Familie wußte erst gar nicht, was dieses Erschrecken, wofür er es hielt, bedeute, bis Magnus mit zitternder Stimme die Frage laut werden ließ, ob Gylfe im Schlosse sei.

»Wo soll sie sonst bei diesem Unwetter sein, Herr Graf? Sie hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen, was sie immer thut, wenn sie ungestört sein will, und da liest oder stickt sie, oder thut sonst etwas, was ihr gerade beliebt.«

»Befindet sie sich in dem Zimmer, welches an die Treppe dieses Thurmes stößt und durch den geheimen Knopf an der bewußten Stelle geöffnet werden kann?«

»Ja, Herr. Wollen Sie etwa zu ihr?«

»Das ist meine Sache, Ahlström. Würdest Du etwas dagegen haben, wenn ich es thäte?«

»Ich habe nichts gegen Euer Gestrengen Thun, gar nichts – aber – aber ist der Herr Granzow von diesem Schritt unterrichtet?«

Magnus fühlte sich getroffen, da er hier auf einen Mann stieß, der im geheimen Bunde mit seinem redlichen Freund zu stehen schien. »Wie meinst Du das, Alter?« sagte er verwirrt. »Darf ich in diesem Schlosse nur das unternehmen, womit Granzow einverstanden ist?«

Der Kastellan senkte den grauen Kopf. »Herr Granzow meint es gut mit Ihnen, Herr Graf, besser kann es kein Mensch auf der Welt meinen.«

»Ich weiß es und schätze und liebe ihn deshalb sehr; aber mit Gylfe zu reden ist Sache meines Herzens – und das hat seinen eigenen Pulsschlag.«

Der Alte wußte nichts mehr zu erwidern oder wollte seinem jungen Herrn nicht länger entgegentreten, da er ihm von ganzem Herzen die Erfüllung seiner Wünsche gönnte. »Wissen Sie noch den Knopf zu finden, Herr Graf,« fragte er, »der die getäfelte Thür in der jungen Dame Zimmer öffnet? Sie haben ihn lange nicht benutzt und möchten die richtige Handhabung vergessen haben.«

»Ich habe nichts vergessen, was sich aus meiner Jugendzeit herschreibt und auf die Geheimnisse meiner Familie Bezug hat. Ist die Stelle der Wand frei, wo sich die schmale Thür nach Innen öffnet?«

»Sie ist ganz frei, denn die Thür öffnet sich in der Ecke, wo kein Möbel Platz findet, und über der einzigen vom Zimmer aus sichtbaren Spalte hängt ein altes Bild, das fest an die geheime Thür selbst genietet ist, so daß es nicht leicht

abgenommen werden kann. Wie Sie wissen, röhrt diese Einrichtung noch aus alten Zeiten her.«

»Ich weiß es. So laß mich allein und sorge, daß mich niemand bei Gylfe stört. Sollte unterdeß der Capitain von seinem Ausfluge zurückkehren, so gieb mir mit der Glocke, die von Deinem Zimmer in alle Gemächer des Thurmes führt, ein Zeichen, und ich werde die Warnung verstehen.«

Ahlström versprach, genau nach diesen Befehlen zu handeln, verbeugte sich ehrfurchtvoll und verließ das Zimmer, nicht ganz ohne neue Sorge seine eigene Wohnung aufsuchend.

Der Sturm tobte um das alte Schloß und drang pfeifend durch die Spalten der Thüren und Fenster, die schon so lange ihre Schuldigkeit gethan, daß es ihnen nicht zu verdenken war, wenn sie endlich dem Andringen der Zeit und Witterung nachgegeben hatten und hier und da etwas lockerer geworden waren. Von dem wolkenbedeckten Himmel strahlte wenig Licht, aber dafür eine um so düstere melancholische Färbung aus und ließ trotz der frühen Stunde Schatten in die hochgewölbten Zimmer fallen, die schon durch die dicken Mauern einen Theil des Himmelslichtes einbüßten. Gylfe Torstenson befand sich allerdings in ihrem Zimmer, das auf der östlichen Seite des Schlosses, dem sogenannten Spukthurm zunächst und zwar mit dem mittleren Stockwerk desselben in gleicher Linie lag; sie befand sich darin, sagen wir, aber sie arbeitete weder, noch las sie, sondern von einem innern dunklen Triebe aufgescheucht, ging sie unruhig und ängstlich auf und nieder und schaute von

Zeit zu Zeit durch die Fenster nach Jasmund hinüber, um die Wirkungen des Sturmes zu beobachten, der um diese Stunde gerade seine größte Heftigkeit erreicht hatte.

Wer so die hohe gebieterische Gestalt in den kostbaren Kleidern von schwerem Seidenstoff, die lang hinter ihr herschleppten und bei jeder Bewegung ein wogendes Rauschen hören ließen, wer sie so sah, das bleicher gewordene Gesicht ängstlich nach den Fenstern gewendet, mit der feinen weißen Hand oft über die umwölkte Stirn fahrend oder nach dem widerspenstigen Herzen greifend, der hätte sie leicht für ein von Liebe und Leidenschaft verzehrtes Ritterfräulein aus dem Mittelalter halten können, zumal wenn er das geräumige Zimmer, in dem sie verweilte, und alle Geräthe und Möbel von alter Arbeit und veralteten Formen an dem mit Holzgetäfel bekleideten Wänden mit in Betrachtung zog. Und in der That, Gylfe glich in mehr als einer Beziehung einem Ritterfräulein des Mittelalters, das, sich verzehrend in leidenschaftlicher Gluth, zwischen Neigung und Pflicht schwankend, in der Mitte einer alten und neuen Zeit stand, rathlos, an welche sie sich anlehnen, zu welcher sie sich wenden solle, da ihre Gefühle ihren Pflichten schnurstracks zuwider liefen.

Woran dachte sie wohl in diesem Augenblick, als sie, selbst nicht wissend, womit sie sich beschäftigte, unruhig aus einem Winkel in den anderen schritt, hierhin und dorthin blickte, Dies und Jenes anfaßte und doch durch nichts befriedigt wurde, was sich ihren Blicken, ihren Aussichten, ihren Hoffnungen bot? O, sie dachte nur an Eins, und gerade dieses Eine war nicht dazu angethan, ihr wünschevolles Herz zur begehrten Ruhe und Zufriedenheit kommen zu lassen. Dieses Eine war ihre seltsame, abenteuerliche, fast

unerklärliche Liebe zu jenem Manne, den wir schon so oft in diesen Blättern genannt haben und leider noch öfter nennen werden, dem bösen Dämon, den das Verhängniß Magnus Brahe's in das Schloß seiner Väter geführt und dazu aussehen hatte, ihm die größten Schmerzen seines Lebens zu bereiten. Denn mochte Gylfe sich sagen und vorspiegeln, was sie wollte, mit goldenen Träumen in ein künftiges Paradies sich einnisten, so tief es ging, sie war der Neigung dieses doppelgestaltigen Mannes keineswegs so sicher, wie sie vor Waldemar Granzow sich das Ansehen gegeben hatte. Heute freilich glaubte sie überzeugt zu sein, er liebe sie und sei vollständig geneigt, sein Schicksal auf ewig mit dem ihrigen zu verbinden, sie nach dem schönen Frankreich zu führen und ihr dort ein Eden auf Erden zu bereiten – morgen aber schon kam sie von diesem holden Gedanken sehr weit zurück. Capitain Caillard's Benehmen gegen sie war bisweilen etwas unbegreiflich, das heißt in ihren Augen, da wir ja wohl wissen, daß der kalte und egoistische Franzose scheinbar sich um Gylfe bewarb, nicht um sein ganzes Leben, sondern nur ein paar vergnügte Stunden in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Bisweilen zwar behandelte er sie so zart, so echt ritterlich, so milde, war so liebenswürdig, ja, wohl zärtlich gegen sie in Worten und Werken, daß kein Zweifel an seiner Neigung in Gylfe's Herzen aufkommen konnte, aber immer wieder gab es Momente, wo er sie absichtlich zu vermeiden oder sogar ganz aus den Gedanken zu verlieren schien. Und das waren die Momente bei ihm, in denen er einzusehen glaubte, daß die Festung, die er belagerte, nur bis zu dem Punkte zu gewinnen sei, bis wohin er sie wirklich bereits in Besitz hatte, daß aber alle weitere Mühe vergeblich,

also eine unnütze Anstrengung für einen Mann sein würde, dem die Pflicht obliege, Zerstreuung, Abwechslung und Vergnügen jederlei Art zu suchen, wo er sie eben finden könne. Daß Gylfe ihre Neigung so weit treiben wolle, ihm mit Aufopferung aller ihrer bisherigen Verbindungen bis an das Ende der Welt zu folgen, war ein Act weiblicher Hingebung, der weit über seine Absichten hinaus ging. Ja, wenn sie die Tochter des Grafen Brahe gewesen wäre und ihm eine Mitgift von zwanzig Gütern und eine Million Francs zugebracht hätte, dann freilich wäre die Sache einer Ueberlegung werth gewesen, und es hätte sich vielleicht verlohnt, sein hochgebildetes Vaterland mit der barbarischen Insel zu vertauschen, auf welcher diese Erbin als kleine Königin waltete. So aber war sie nur des Grafen Pflegetochter, das Kind eines anrüchigen Vaters, güter- und besitzlos, und was sie etwa zubrachte, wäre nur als ein Almosen zu betrachten gewesen, welches anzunehmen er in seiner Stellung als kaiserlicher Officier mit seiner Ehre für unverträglich halten mußte.

Nun aber war Gylfe's Neigung zu ihm etwas zu offenbar an's Licht getreten, seine ritterlichen Huldigungen, bei denen er sich nichts dachte und die ihm, wie manche andere alltägliche Redensarten gegen alle Damen zu entschlüpfen pflegten, waren diesmal mit zu großem Enthusiasmus aufgenommen worden, und das verträgt ein stolzer, herrschsüchtiger Mann, wie er einer war, selten, ohne dadurch einigermaßen belästigt oder abgekühlt zu werden. So waren denn die Momente einer rauheren Galanterie seinerseits sehr leicht zu erklären, und nur Gylfe verstand sie nicht, da sie längst darüber hinaus war, an seiner wahrhaftigen Liebe zu zweifeln und nur die Art der Darlegung derselben ihr noch zuweilen trübe Stunden verursachte.

Eine solche trübe Stunde nun durchlebte sie heute, und der Himmel wollte auch gar nichts thun, um sie zu erheitern, zu beglücken; er war so kalt, so finster, so grollend, kein einziger freundlicher Blick von oben, von Außen fiel in ihr Inneres, und das vermehrte die herbe Stimmung, in der sie sich gerade befand, als wir zu ihr getreten sind.

»Was hat das zu bedeuten,« sagte sie in ihrem kummervollen Selbstgespräch, »daß François – so nannte sie den Capitain, wenn sie mit sich selbst von ihm sprach – mit diesem, diesem Waldemar Granzow so eilig fortgeritten ist? Doch, das werde ich schon erfahren, wenn sie wieder zurückkommen, er hat ja versprochen, heute Abend mit mir zu musiciren, zu lesen, und da wird er mir das Neueste seiner Erlebnisse mittheilen. Aber dieser finstere Waldemar – wie quält mich doch dieser Mensch, so lange er in diesen Mauern ist! Welcher Dämon hat ihn auf den Schwingen der Nacht herbeigeführt und was brütet er im Geheimen gegen alle aus? Denn daß er etwas Unheimliches im Schilde führt, sagt mir sein Auge, wenn es mir zufällig begegnet. Es blitzt rachsüchtig gegen mich auf, als wollte er mich einem verhängnißvollem Gerichte überliefern – warum? Weil ich diesen Franzosen liebe, diesen wirklichen Mann, gegen den alle, die ich bisher kennen gelernt, nur Kinder oder Puppen sind. Und mit diesem Schwächlinge, diesem Magnus will er mir drohen? O, Magnus ist mir schon als Knabe widerwärtig gewesen! In seinem Auge lag für mich eine dunkle, düstere Warnung, welche mich stets erbeben machte, als lockte er ein schweres Verhängniß herbei, an das er selber glaubte; das er mit Gewalt heraufbeschwor, wenn es ihm nicht aus freien Stücken zu erscheinen geneigt war. Welche traurige Vereinigung so weit von einander stehender Gefühle

und Personen! Die Erinnerung an diesen Grafen Brahe besucht mich wie ein Schatten aus schmerzenreicher Nacht, und dieser Caillard tritt als herrliches Lichtbild vor meine wonneschauernde Seele! Wie konnten sich diese beiden Extreme in meinem Herzen zusammenfinden, das eine mit Abneigung und Widerwillen, das andere mit Freude, mit Wünschen, mit Hoffnungen mich erfüllend! Hu, wenn ich an diesen Magnus denke, wie er als bleicher trauriger Knabe immer an meiner Seite stand, dann wird es mir zu eng in diesem weiten Raume, und der alte Spuk, der in jenen finstern Thurm gebannt ist, tritt aus meiner Kinderzeit mit entsetzlicher Lebendigkeit vor meine Seele. – Horch, Gylfe, horch, wie der Wind um die Giebel dieses Schlosses heult, wie es in den Kaminen klagt und stöhnt mit Geisterstimmen, wie die Windfahne auf der alten Kuppel des Spukthurmes ächzend sich in ihren Angeln dreht – o mein Gott, wie schrecklich, wie öde, wie traurig ist das!

Ich wohne recht einsam hier in dieser Höhe – recht verlassen von aller Hülfe! Gott sei Dank, daß der Capitain den Flügel da drüben lebendig macht mit seinem Sang und Klang, sonst würde ich mich ängstigen Tag und Nacht. – Ob es wohl wahr sein mag, daß in diesem Thurm einst Verbrechen begangen sind, daß Blut seine Wände bespritzt hat? Etwas ist gewiß darin geschehen, was das Licht des Tages zu scheuen hat, denn sonst würde man seine Thüren nicht vermauert und seine Fenster nicht verriegelt haben. Doch was geht das mich an – es ist nicht meine Familie, an der diese Gräuel haf-ten – und doch, doch bin ich durch den Zufall sehr eng damit verknüpft. Bin ich nicht Diejenige im Schlosse, die diesem gottverlassenen Thurme in nächster Nähe wohnt? Sind meine Wände hier nicht auch seine Wände? Wenn nun einmal

mitten in der Nacht sich die verborgenen Thüren öffneten, die von ihm aus in alle Gemächer des Schlosses münden sollen, und das Gespenst von Spyker, wie man es nennt, an mich heranträte – hu! – mich mit seinen kalten Armen erfaßte – mir den Kuß seiner Vermählung auf die Lippe drückte – mein Gott, wie wird mir? Meine Stirn ist kalt wie Eis – meine Hände zittern – meine Füße bebен –«

So weit konnte sie nur zusammenhängend denken und sprechen. Sie sank auf einen seidenen Sessel, der mitten in dem großen Gemache stand, und starrte kalt und bleich nach der Thurmseite des Zimmers hin, als könnten seine Wände sich spalten und der kalte Bewohner desselben, das viel beregte Gespenst von Spyker, mitten in ihr warmes Leben treten. Wie sie so dasaß, zitternd und bebend, und einen Frostschauer nach dem andern über den zarten Körper rieseln fühlte, der sich mit kaltem Angstschnaib bedeckte – wer hätte nicht an den Besuch der Erinnyen denken sollen, jener Rachegöttinnen des Alterthums, die das verletzte Gastrecht, die Undankbarkeit, jeden Frevel am häuslichen Heerd bestrafen und in das Gewissen des Menschen einziehen, der sich irgend einer Schuld bewußt ist, wer, sagen wir, hätte nicht an den unaufgeklärten Zusammenhang von Herzen und Herzen, Seelen und Seelen denken sollen, wenn er wußte, was wir wissen, daß das nur in der Einbildung der Bewohner von Spyker existirende Gespenst des Spukthurms sich in ein lebendiges verwandelt hatte, daß es umging an diesem Tage, in dieser Stunde, daß es schon nahte – langsam, aber sicher, selbst mit zagendem Tritt, aber noch größeres Zagen vor sich hertreibend?

Die langen, blaß goldenen Locken vom bleichen Gesicht zurückgeworfen, das furchtblickende Auge starr auf die

dicken Mauern gerichtet, mit den weißen bebenden Händen bald hier, bald dahin fahrend, als könnten sie nirgends eine Stütze gewinnen, oder als bemühten sie sich, eine unbestimmte heranschreitende Gefahr abzuwehren – so saß Gylfe Torstenson, das schöne Fräulein von Spyker, wie auf einem Folterstuhle, den ihr das vergeltende Schicksal angewiesen, allein in der Mitte des abgelegenen, öden, mit seinem weiten, leeren Raume sie bedrückenden Gemaches.

Angstvoll, keiner Worte, keines Rufes mächtig, lauschte sie so auf das Brüllen des Sturmes, der sich in dem hohen Kamin zu einem leiseren Aechzen und Stöhnen abstumpfte, als wollte sie den Geistertritt der Vergangenheit vernehmen, der doch mehr der Warnungsruf der Zukunft war da, da schrak sie zusammen, denn draußen, dicht an ihrem Zimmer, in der Ecke, die dem Thurm zunächst lag, krachte es leise, wie wenn Jemand vorsichtig die Treppe herunterstiege und doch dabei das schlafende Echo der Wände weckte. Dann aber rauschte es um sie her wie mit unsichtbaren Fittigen, und nie gehörte Geräusche schienen in allen Winkeln und Ecken laut zu werden.

Gylfe stiegen die Haare zu Berge, ihr Busen hob sich ungestüm, sie keuchte beklommenen Athems einer unbekannten Gefahr entgegen. Da kam es ihr vor, als taste eine suchende Hand an den Wänden draußen herum, ein rasselnder Ton ließ sich hören – und wie – thun sich wirklich die geschlossenen Wände auf? – Naht das Gespenst? – Denn in der Ecke am Fenster – Gylfe kam es erst wie eine Täuschung ihrer Sinne vor – entstand plötzlich eine Spalte – immer weiter und größer gähnte sie auf – und mit vorgestrecktem Kopfe, bleich wie er immer gewesen, aber höher,

viel höher gewachsen und stärker geworden – trat Magnus Brahe selber herein.

Gylfe stieß einen Angstschrei aus, wollte aufstehen, fliehen, wenigstens die hinterste Ecke des Zimmers erreichen, aber sie vermochte es nicht, eben so wenig, wie sie ein verständliches Wort hervorbringen konnte, denn ihre Lippen waren sprachlos vor Erstaunen, wie ihre Füße von Furcht gefesselt.

Als Magnus, von der verborgenen Thür aus einen Blick durch das ganze Zimmer werfend, dann langsam gegen die Mitte desselben vorschritt und die selbst in ihrer Todesangst ihm so schön erscheinende Gestalt Gylfe's vor sich sah, stockte auch ihm die Sprache, aber schnell sich fassend, brachte er mit heiserem Tone die Worte hervor: »Gylfe Torstenson – warum erschrickst Du? Kennst Du Deinen alten Freund Magnus Brahe nicht mehr?«

Als Gylfe diese ihr so wohlbekannte Stimme vernahm und vor ihren weit aufgerissenen Augen das gefürchtete leblose Gespenst des Thurmes in einen lebenden und noch dazu ihr bekannten Menschen sich verwandelte, belebten sich auch ihre erstorbenen Geister allmählig wieder. Sie schöpfte tief Luft, drückte die Hand auf ihr Herz und, nicht wissend, was sie sagen sollte, hatte sie nur Augen, um sie wieder zu öffnen und damit wie in ihre unschuldsvolle Kindheit zurück in das mattblaue, schüchterne Auge Magnus Brahe's zu blicken.

»Gylfe!« wiederholte dieser seine Anrede, noch näher an sie herantretend und sein Herz an ihrem sich belebenden und erwärmenden Antlitz weidend, »ich frage Dich, sprich, wenn Du reden kannst, kennst Du mich nicht mehr?«

»Magnus Brahe,« lautete ihre Antwort, die wie aus der tiefsten Tiefe ihrer Brust tonlos hervordrang – »bist Du es

wirklich? O, was willst Du von mir und warum erschreckst Du mich so, daß Du wie ein Gespenst aus dem geisterhaften Thurme Deiner Vorfahren zu mir trittst – sprich, warst Du der Bewohner desselben und flößest Du den Menschen den abergläubischen Schrecken ein?«

»Nein, Gylfe, ich flößte Niemandem Schrecken ein, wenigstens hatte ich nicht die Absicht dazu, obgleich ich seit einigen Wochen den Thurm bewohne, da mir ein anderer Raum im Hause meines Vaters versagt ist. Du selbst aber beruhige Dich; ich komme nur, um mit Dir ein Zwiegespräch zu halten, das mir so lange nicht vergönnt war und nach dem ich doch so lebhaft getrachtet habe.«

Bei diesen Worten, die Magnus mit seiner gewöhnlichen ruhigen Milde vorbrachte, schwanden die Schrecken aus des geängstigten Mädchens Herzen völlig, alle übernatürlichen Vorstellungen, die sie soeben heimgesucht, sanken in ihr Nichts zurück, und so streifte ihr Geist alle Furcht ab, und Bewegung und Leben traten wieder in ihre ruhig pulsirenden Adern ein. Mit diesem neuen Leben aber kehrten leider auch die alten Neigungen und Abneigungen wieder, und da Gylfe zugleich fühlte, daß sie an die Schwelle einer wichtigen Stunde getreten sei, waffnete sie sich mit dem ganzen leichtblütigen Muthe, den Frauen ihres Charakters besitzen, und faßte auf der Stelle den Entschluß, diese Unterredung sollte die letzte sein, die sie mit dem Grafensohne hätte, daher müsse sie siegreich aus derselben hervorgehen, und Magnus müßten alle Wege abgeschnitten werden, sie noch einmal zu erschrecken und mit seiner leidenschaftlichen Verehrung zu verfolgen.

So nahm sie denn ihre Rolle wie eine geschickte Schauspielerin auf, und indem sie sich in ihrem Sessel zurechtsetzte und ihre Haare schnell in Ordnung brachte, nahm sie die Miene an, als sei sie zu dieser Unterredung aufgelegt oder habe sie vielleicht gar erwartet.

Magnus dagegen schaute sie wieder mit neuer Verwirrung an; die langen Vorbereitungen zu dem Gespräche, während derer sie sich auf ihre Rolle besann, flößten ihm eine unbestimmte Besorgniß ein, und so richtete er seine erstaunten Blicke fragend auf das immer noch schweigende Mädchen, das ihm noch viel schöner und reizender erschien, als es in seiner Einbildung bisher ihm vor Augen gestanden hatte.

»Gylfe,« bat er endlich mit flehender Stimme, »sprich, Du hast mich erkannt?«

»Warum sollte ich Dich nicht erkennen? Du bist Magnus Brahe, mein ehemaliger Gespiele, der seine knabenhafoten Scherze noch immer nicht vergessen kann und erwachsene Mädchen erschreckt, wie er einst Kinder mit seinen Spukgeschichten erschreckt hat.«

»Dein Gespiele!« sagte Magnus vorwurfsvoll. »Und weiter bin ich Dir nichts?«

»Ah, Du willst es also hören! nun, so will ich es Dir denn sagen: ja, Du bist auch der Sohn Graf Brahe's, Erbe dieses Hauses, einst vielleicht ein reicher und gewaltiger Mann, aber was will das sagen? Die Dankbarkeit, die ich Deinem Vater schulde, verpflichtet mich nicht, Dir die Wohlthaten zu vergelten, die er mir erwiesen – ich danke sie ihm, und das muß Dir genügen.«

»Was sprichst Du von Dankbarkeit, von erwiesenen Wohlthaten – wer denkt daran? Ich nicht. Ich denke vielmehr an

etwas Anderes. Erinnerst Du Dich nicht, mir einst noch etwas Anderes gewesen zu sein, wenigstens mir die Hoffnung gelassen zu haben, es werden zu können?«

»Was wäre ich Dir anderes gewesen und wozu hätte ich Dir Hoffnung gemacht?«

»Du warst schon in meiner Jugend meine Geliebte und ließest mir Hoffnung, es auch in meinem Mannesalter zu sein.«

»Ach, Magnus, laß uns ein ernstes Wort reden – die Zeit dazu ist gekommen. Laß die kindischen Possen fahren, denn wir sind keine Kinder mehr, die Zeiten sind ernst geworden, und Du wirst als Mann nicht von mir fordern wollen, was Du als Knabe zu besitzen – Dir eingebildet hast.«

»Was habe ich von Dir zu besitzen mir eingebildet?«

»Muß ich Dir auch das sagen: Ja, ich will es; vielleicht verstehst Du mich besser, als Du Dich selbst verstehst. Du wähntest, mein Herz zu besitzen, aber dies Herz, Magnus, hast Du nie besessen, und ich – höre es an und begnüge Dich damit – ich besitze es selbst nicht mehr.«

»Dein Herz? Wie, Du besitzest es nicht mehr?«

»Nein. Jetzt weißt Du es. Aber ich gestehe Dir kein Recht zu, danach zu forschen, wo es geblieben ist.«

Magnus schauerte unwillkürlich zusammen. Der kalte Ernst, mit dem Gylfe sprach, die ruhige Ueberlegung, die sich in ihrer frostigen Miene, in ihrem gleichgültig blickenden Auge zu erkennen gab, brachte ihn zur Besinnung, und zum ersten Male in seinem Leben, so bitter es ihm war, fühlte, begriff er, daß die vor ihm sitzende Tochter des gerichteten Schweden vielleicht nicht das Wesen war, dem er sich liebend und anbetend hätte nahen sollen. Wider Willen mußte er an den ehrlichen, geraden Waldemar Granzow

denken und sich dessen Warnung und Vorhersagung in's Gedächtniß zurückrufen. Er hatte Gylfe besser erkannt, als er, sie nach ihrem wirklichen Wesen richtiger gewürdigt, und was dem anwesenden Freunde nie gelungen, es gelang dem abwesenden – die Erinnerung an seine Warnung erweckten den angeborenen Stolz des Grafensohnes und ließ ihn erkennen, daß er außer dem Liebhaber auch ein Mann sei und als solcher handeln müsse. Aber nicht mit einem Male gab er sich gefangen, er wollte noch schärfere Einsicht in Gylfe's Stimmung und Gefühle gewinnen, denn er glaubte ihr immer noch nicht ganz.

»Ist dies das Ergebniß Deiner vollen Ueberlegung?« fragte er etwas herber und richtete sich stolz empor, wobei seine blasse Wange eine ungewöhnliche Röthe überstrahlte. »Wirst Du auf dieser Meinung beharren und mir keine Hoffnung auf eine Wandlung derselben lassen?«

»Nie und nimmermehr, Magnus, es ist eine Meinung, die Du schon früher hättest erfahren können, wenn Du mich ernstlich danach hättest fragen wollen.«

Magnus zitterte vor Aufregung; er las den kalten Hohn aus den Blicken ab, die ihn ohne alle wohlthätige Milderung des Gesagten anstarrten, einen Hohn und eine Kälte, wie er sie nie einem sterblichen Herzen zugetraut hatte, und diese Erkenntniß gab ihm vollends seine verlorene männliche Haltung und Würde wieder.

»Da Du so ernst und gebieterisch mit mir sprichst,« sagte er fest, »so zwingst Du mir die Nothwendigkeit, ja die Pflicht auf, ein Gleiches mit Dir zu, thun. So laß mich denn vor allen Dingen fragen: Was thust Du hier an diesem Orte und zu dieser Zeit?«

»Ich lebe hier, wie auch Du hier lebst, mit dem Unterschied jedoch, daß ich mich öffentlich zeige, wo Du Dich heimlich verbirgst.«

»Das ist freilich ein Unterschied, der aber *gegen* Dich spricht. Wer hat Dir die Erlaubniß dazu gegeben, öffentlich – wie Du es nennst – in dieser Zeit hier zu leben?«

»Dein Vater. Denn als er mich nach Schweden rief und ich mich dahin zu gehen weigerte, hat er mir keinen Ort bezeichnet, wohin ich mich begeben sollte, er gab also schweigend zu, daß ich hier bliebe.«

»Ach so! Er gab also nach Deiner Meinung wahrscheinlich auch zu, daß Du hier als Gebieterin und liebenswürdige Wirthin unter seinen – Gästen schaltest, ich aber, der Sohn des Hauses, als Gefangener unter denselben lebte? Das ist auch ein Unterschied, Gylfe Torstenson, den ich Dich mir zu erklären bitte.«

»Der Unterschied erklärt sich von selbst. Du bist der Feind der Franzosen, die dieses Land in Besitz genommen, und wirst von ihnen verfolgt. Ich bin ein Weib, das mit Niemandem kämpft, also auch nur Diejenigen zu Feinden hat, die sich ihm als solche offenbaren.«

»Ach so! Und die Franzosen haben sich nicht als Deine Feinde offenbart?«

»Niemals, im Gegentheil!«

»Und die Neigung ist gegenseitig, wie?«

»Ich gestehe Dir kein Recht zu, danach zu fragen. Meine Neigungen gehören mir, und ich bekümmere mich um die Deinigen nicht.«

»Das mag von Deiner Seite richtig sein, von der meinigen aber ist es nicht ganz richtig. Denn ich erkenne mir selbst die Pflicht zu, mich um *Deine* Neigungen zu kümmern.«

»Du giebst Dir eine vergebliche Mühe, sage ich Dir. Ich bin ich, und Du bist Du.«

»Kein Mensch könnte verständlicher sprechen, Gylfe, aber kein Mensch auch könnte über sich selbst den Stab schneller brechen, als Du ihn brichst. So höre denn an, was ich davon denke. Es ist Deiner nicht würdig, Deiner Mädchenehre nicht zuträglich, Deiner Vergangenheit nicht angemessen und Deiner Zukunft nicht förderlich, in Deinen verirrten Neigungen gegen diese Franzosen zu verharren. Denke vor allen Dingen an die Zukunft, Mädchen, wenn Du mit Deiner Gegenwart so zufrieden bist, und erinnere Dich, daß, wie es ein Verhängniß giebt, so auch eine Vergeltung existirt, die uns für unsere Handlungen früher oder später, einmal aber ganz gewiß, zur Rechenschaft zieht.«

Gylfe lächelte spöttisch. »Ich höre eine heisere Stimme aus alter Zeit zu mir herübertönen, aber diese Stimme hat keine Gewalt über mich. Dein Glaube an ein Schicksal oder ein Verhängniß, wie Du es so oft genannt hast und noch nennst, ist ein Schreckgespenst Deiner kranken Phantasie, welches mich weder blendet noch furchtsam macht; Deine Meinung von der größten Nation der Gegenwart aber ist ebenso irrthümlich, wie Deine Phantasie, und darin kannst Du viel von mir lernen, trotzdem ich weniger Erfahrung habe und an Jahren jünger bin als Du.«

»Wolltest Du mich vielleicht in meinem Irrthum belehren und mir *Deine* richtigere Erkenntniß enthüllen?«

»Gern. Wie Du so thöricht sein kannst, die Waffen gegen ein Volk zu ergreifen, welches das größte, mächtigste und ruhmreichste der Welt ist, begreife ich nicht. Wo Du gegen sie auftrittst, wirst Du immer der Besiegte, und sie werden immer Deine Besieger sein. Das liegt in Deiner Schwäche,

und das liegt in ihrer Stärke. So beherrschen die Franzosen jetzt schon einen großen Theil Europa's, und in wenigen Jahren werden sie es ganz unter ihre Füße getreten haben, wenn es sich nicht gutwillig fügt. Warum aber besiegt Frankreich das übrige Europa? Weil es das einzige Volk der Erde ist, welches einen wahrhaft großen Geist besitzt und darum verdient, an der Spitze der Nationen zu stehen. Dies, Herr Graf, ist eine Lehre, welche mir die Geschichte der Gegenwart aufgeschlossen hat.«

»Du versprichst Dich,« unterbrach sie Magnus, spöttisch lächelnd. »Du wolltest sagen: der herrliche Capitain Caillard.«

»Du hast Recht, auch dieser hochherzige Mann hat sein Theil dazu beigetragen, mich über mich selbst und die Welt außer mir aufzuklären. Und darum achte und liebe ich ihn und sein Volk, das von der Vorsehung – auch von der Deinigen, Magnus – die Mission empfangen hat, das Licht der Weisheit über die ärmliche Welt auszustreuen und die erhabenen Gedanken seines Herrschers zur Anerkennung zu bringen, soweit die schülerhaften Menschen die Gedanken eines solchen Meisters begreifen können.«

Magnus stand wie versteinert vor der mit hochgeröthen Wangen und blitzenden Augen sprechenden Prophetin, denn einen solchen Verfall ihres früher so gesunden Menschenverstandes hatte er ihr doch nicht zugemuthet. Zuerst erschrak er, dann aber wurde er unwillig, und zugleich fühlte er, wie der Altar seines Herzens, auf dem bisher eine so warme und helle Flamme gebrannt, plötzlich kalt und dunkel wurde. Aber dieses Gefühl des Unwillens löste sich in Spott auf, als er an den meisterhaften Franzosen dachte, der sich Capitain Caillard nannte, und von dem die Begeisterung

ausgegangen war, die er hier in dieser stillen Inselgegend ungehört und ungesehen verpuffen sah. »Gott ist groß und Napoleon ist sein Prophet!« sprach er lächelnd, »und dieser Prophet hat einen gottbesiegten Priester in diesen Tempel gesandt, und dieser Priester nennt sich *François de Caillard*.«

»Lästere einen Mann nicht, dessen Würdigkeit Du nicht kennst. Herr von Caillard ist nicht allein ein bedeutender, sondern auch ein liebenswürdiger Mann, eine Eigenschaft, die weder Du noch alle Deines gleichen besitzen, denn auch darin sind eure siegenden Feinde eure Meister.«

Magnus zuckte verächtlich die Achseln und wollte sich umwenden, um das verblendete Mädchen, dessen Verirrung ihm unheilbar schien, augenblicklich zu verlassen. Als er sich aber der nur angelehnten Thür zukehrte, erwachte noch einmal ein, wie er dachte, schon fast erstorbenes Gefühl in seiner Brust: die Erinnerung an seine glückliche Jugend in Spyker tauchte mit unendlicher Lieblichkeit vor seinen geistigen Augen auf, und er drehte sich noch einmal herum und trat einen Schritt auf Gylfe zu, die stolz und trotzig wie eine Königin sich auf ihren Sessel zurückgelehnt hatte.

»Gylfe,« sagte er mit mitleidigem Tone, »Du dauerst mich, denn Dein kindliches Herz ist durch die verführerischen Künste eines gewissenlosen Menschen aus seinen natürlichen Gränzen gerissen, und ein trauriger Wahn, der sich einst schwer bestrafen dürfte, hat Dein sonst so gesundes Urtheil in Fesseln gelegt. Gylfe, armes, verlassenes Mädchen, wenn ich mich Deiner nicht erbarmte, wer auf der Welt sollte es sonst thun? Besinne Dich also, ehe es zu spät ist, erkenne Deinen Irrthum und wende Dich von dem falschen Götzen ab, den Du in seiner krankhaften Gloire anbetest. Komm, laß den albernen Gecken, den Franzosen,

der Dein Herzblut vergiftet hat, fahren und werde wieder ein natürliches, gesundes Mädchen, wie Du es früher warst; komm und folge mir nach Schweden, zu meinem braven Vater, und dort werden Dir bald die Augen über Deine Verblendung aufgehen, die ich von diesem Augenblick an vergessen will.«

»Magnus! Scherzest Du oder sprichst Du im Wahnsinn? Denn eins von beiden kann ich nur annehmen.«

»Du irrst doppelt, wenn Du das thust, denn ich bin so geistesgesund, wie ich ernsthaft bin, und rathe Dir nur, was zu Deinem Besten ist.«

»So befolge Deinen Rath für Dich allein und segle nach Schweden, denn hier möchte die Luft bald zu erstickend für Dich sein.«

»Wie,« fuhr Magnus empört auf – »willst Du mir damit drohen?«

»Nein,« entgegnete Gylfe kalt und schneidend, »Du bist mir in keiner Weise fürchterlich oder gefährlich, also will ich Dir auch nicht drohen – nimm aber meinen Rath an, er ist gut und möchte nicht lange mehr auszuführen sein.«

»Welche Verblendung!« rief Magnus schmerzlich ergriffen aus. »Kaum traue ich meinen Ohren; dergleichen hören zu müssen, waren sie am wenigsten vorbereitet. Gylfe, ich beschwöre Dich, gehe in Dich! O, denkst Du daran, was mein alter Vater zu diesen Deinen Entschlüssen sagen wird, wenn ich sie ihm überbringe?«

»Ich werde nicht hören, was er sagt, denn ich werde ihn in diesem Leben wohl nicht wiedersehen. Ja, Magnus, staune nicht, es ist wahr, was ich sage, und nun höre an, was Dir den Schlüssel zu meinen Worten und Thaten geben wird. Meines Bleibens an diesem Orte, unter diesem Dache wird

nicht lange mehr sein, denn ich verlasse es, wenn Herr von Caillard es verläßt.«

»Ah, willst Du ihm etwa folgen, um den Duft seiner Herrlichkeit am Throne seines Herrschers einzusaugen, der von Menschenblut dampft?«

»Ich werde ihm folgen, ja, Du hast es gesagt.«

»Unglückliche! Und Du vergistest Dein Vaterland, die Pfleger Deiner unberathenen Jugend, die Gastfreundschaft, das Wohlwollen, die Liebe, die Dir die Rechte einer Tochter einräumten, die Du so wenig verdienst?«

»Ich vergesse sie, ja, wie ich Alles vergessen will, was mir Schmerzen und Unheil bereitet hat, also auch Dich!«

»Gut, ich ergebe mich darein, denn ich sehe, Du bist nicht zu retten. Aber gedenke dieser Stunde, arme Gylfe, wenn Du verlassen und einsam auf der Welt bist, wenn Dein jetziger herrlicher Freund und Beschützer Dich im Stiche gelassen und Deine Liebe mit Füßen getreten hat, wie Du eben die meinige niedertratst. Dann wird Niemand da sein, auf dem ganzen Erdenrund, Gylfe, der Dir, wie ich jetzt zum letzten Male thue, die Hand entgegenstreckt, dann wirst Du einsam und hülflos Deine Noth den Winden klagen und am öden Strande Deines Daseins stehen und vergebens nach dem Schiffe blicken, das Dich einst in den Hafen der Ruhe und des Glücks führen wollte. Der Tag des Lebens wird dann vor Deinen Augen verschwunden und Alles, was Du siehst, nur Nacht und Nebel sein. Gedenke dessen, ich präge es in Deine Seele ein. Mich hast Du vergessen, aber die Worte, die ich in dieser meiner qualvollsten Stunde zu Dir gesprochen, wirst Du nie vergessen.«

»Auch darin irrst Du, denn ich habe sie gar nicht gehört. Wenn Du mir aber nun noch eine Gunst erweisen willst, so

entferne Dich rasch, ehe der Mann zurückkehrt, den Du so schmachvoll verläumdet hast. Er könnte sich rächen, also Dich bestrafen wollen!«

»Unselige! Auch das noch? Fürwahr, der Becher Deiner Schuld und Verirrung häuft sich übervoll! Willst Du Deinem schnöden Handeln vielleicht damit die Krone aufsetzen, daß Du Deinem ritterlichen Freunde die Anwesenheit Magnus Brahe's verräthst?«

»Wenn ich es nicht thue, so wird es allein aus dem Grunde unterbleiben, weil ich Deinem Vater dankbar sein will und mich erinnere, daß wir zusammen Kinder gewesen sind. Was Du als Mann verbrochen hast, mag ein Anderer strafen, ich fühle keine Lust, über Dich die Peitsche zu schwingen.«

Sie machte eine stolze abweisende Geberde mit der Hand und deutete auf die angelehnte Thür. Magnus stand wie erstarrt, unbeweglich immer noch auf demselben Flecke und suchte ihrem Auge zu begegnen, mit dem sie ihm stets ausgewichen war. »Ich werde gehen, sogleich,« sagte er mit keuchendem Athem, »und die Luft um Dich her wird bald rein sein von denen, die es allein gut mit Dir meinten. Ich gehe, ja, ich gehe und kehre nimmer wieder. Es ist das letzte Mal, daß ich Dein Auge sehe, Dein blondes Haar und Deine glatte Wange, über die Gott der Herr Blumen und Duft ausgestreut, die mich irre geführt haben, da ich noch blind und taub war. Jetzt aber bin ich sehend und hörend geworden, und mich verlockt nichts mehr an Dir. Lebe wohl und vergiß diese Stunde nicht. Ach! schon sehe ich den Schatten sich zwischen uns breiten, der unsere Wege fortan trennen wird. Du hast ein treues Herz von Dir gestoßen, und Du wirst es allein zu büßen haben. Lebe wohl, lebe wohl, aber wehe Dir, wehe!«

Er wollte sich von ihr abwenden, aber es gelang ihm nur schwer. Immer wieder kehrten seine Augen nach der geliebten Gestalt zurück, die er nur noch mit Wehmuth betrachten konnte.

In diesem Augenblick vernahm man die Hufschläge der beiden zurückkehrenden Reiter. Fast zu gleicher Zeit ertönte ein starkes Glockengeläute, das in dem verschlossenen Thurm an mehreren Stellen wiederhallte. Magnus hörte und verstand den warnenden Ruf, den ihm der wachsamen Ahlström sandte. Wie er gekommen, gespensterartig, leise und langsam glitt er mehr zur verborgenen Thür als er schritt – und einen Moment darauf hatte sich die Wand hinter ihm geschlossen, und er schlüpfte eilig die verborgene Treppe in sein Thurmzimmer hinauf.

Hinter ihm aber sank Gylfe auf ihrem Stuhle zusammen. Von seinen letzten prophetisch klingenden Worten wie von einer Unheilsahnung getroffen, die kalt über ihre Glieder rieselte, schlug sie die Hände vor's Gesicht, als wollte sie so rasch wie möglich den Eindruck des schrecklichen Bildes loswerden, das ihr ein verzweifelter Mensch wie eine Vision der Zukunft gezeigt. »Wehe Dir, wehe!« klang es in ihrer Brust wieder, und im ganzen Bereiche ihres Leichtsinns gab es keine Kraft, kein Vermögen, die diesen Ton aus ihren Ohren, aus ihrer Seele hätten verwischen und verbannen können.

ELFTES KAPITEL. DER DÄNISCHE STEUERMANN.

Es waren die späteren Abendstunden gekommen. Der Sturm, der am Nachmittag draußen getobt, war zur Ruhe gegangen, bald nachdem er sein Opfer verschlungen hatte; nur die Menschen, die an den geschilderten Vorgängen Theil

genommen, konnten sich noch nicht ganz beruhigen, und wie das Meer seine Deining hat, große schwerwogende Wellen, die noch lange nach dem Sturm auf und nieder fluthen, ehe sie zur Spiegelfläche zurückkehren, so hatten auch die Herzen Jener – ein nicht weniger den Stürmen des Lebens preisgegebenes Meer – ihre lange nachhallenden Regungen, die oft schmerzlicher und gefährlicher als der Sturm selber sind.

Waldemar hatte, sobald er nach Hause gekommen war, Magnus aufgesucht, um ihm sein Erlebniß und den bedeutungsvollen Umstand mitzutheilen, daß er einem Feinde das Leben gerettet habe, der das seinige zu gefährden jeden Augenblick die Macht besaß. Er gab daher den Entschluß zu erkennen, daß er, um sich vor allen möglichen Folgen jenes Verrathes zu schützen, diese Nacht seines Freundes Zimmer theilen und am nächsten Tage oder in der Nacht schon Spyker verlassen werde, das ihm nun keinen sicheren Aufenthalt mehr bot. Zugleich wollte er noch einmal versuchen, Magnus zu überreden, der Theilnehmer seiner Flucht zu sein, was ihm, wie er glaubte, nicht eben sehr leicht werden würde. Aber wie erstaunte er, als er den Grafen durchaus dazu geneigt fand und auf Befragen nach der Ursache dieses so unvorausgesehenen Gesinnungswechsels die offenherzige Mittheilung der stattgefundenen Unterredung mit Gylfe vernahm. Magnus verhehlte ihm gar nichts, sogar nicht die Empfindungen seines auf's Tiefste verwundeten Herzens und zwar schilderte er die ganze unnütze Bemühung seinerseits und die daraus hervorgegangenen Folgen mit solcher ergebungsvollen Ruhe, daß Waldemar aufrichtig an das Aufgeben seiner unglücklichen Neigung zu glauben anfing und

kaum seine Freude zurückhalten konnte, daß die Leidensgeschichte seines Herzens ein so rasches Ende genommen habe. Als Magnus daher ausgesprochen, verhielt sich Waldemar schweigend, nur reichte er dem Trauernden die Hand, was nichts Anderes bedeuten konnte, als daß er ihm für seine Aufrichtigkeit danke und daß er, geneigt, sich fernerhin ganz seinen Entschlüsse hinzugeben, jeden Augenblick bereit sei, mit ihm einen Ort zu verlassen, der nun beiden weder die Sicherheit, noch die Annehmlichkeit verhieß, die sie früher von ihm erwartet hatten. Endlich aber kamen sie dahin überein, erst in der folgenden Nacht von Spyker aufzubrechen, da Magnus mit Ahlström noch einige Verabredungen für die Zukunft zu treffen hatte, die wohl der Ueberlegung Werth waren und je nach der Lage der Dinge einer wiederholten Prüfung bedurften.

Während die beiden jungen Männer auf diese Weise den Abend verstreichen sahen und die Nacht allmählig über Spyker herabsank, wurde in einem andern Zimmer desselben eine zweite Unterredung abgehalten, die nicht so befriedigend für die Beteiligten endete und durch einen Vorfall unterbrochen wurde, den kein Mensch im ganzen Schlosse hatte voraussehen können.

Bald nachdem Capitain Caillard von seinem Ausfluge an den Strand zurückgekehrt war, schickte er zu der Dame des Hauses und ließ anfragen, ob sie geneigt sei, ihn bei sich zu empfangen. Gylfe, von dem kürzlich Vorgefallenen noch bis in's Mark erschüttert und nirgends ein Milderungsmitel sehend, als in der Betäubung ihres Herzens durch aufregendere Gefühle, nahm des Capitains Besuch an und Gy-sela erhielt wie gewöhnlich die Weisung, die dritte Person in der Gesellschaft abzugeben, was indessen nur der Form

wegen geschah, denn Gysela, die bei dergleichen stets in französischer Sprache abgehaltenen Abendunterhaltungen sich höchst langweilte, saß in der Regel an einem Nebentische, mit einem Buche oder einer Arbeit beschäftigt, die ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm, als die beiden Hauptpersonen, deren überspanntes Geschwätz sie doch nicht verstand.

Sie kam also auch diesen Abend mit einer Stickerei zu Gylfe, um ihren gewöhnlichen Platz in derselben Ecke einzunehmen, durch die kurz vorher die Vision, die der Bewohnerin des Zimmers vorgeschwobt, entwichen war. Sie staunte über Gylfe's Aussehen, als sie bei ihr eintrat und ihr einen guten Abend bot, denn sie fand sie über die Maaßen erhitzt und aufgeregzt und von einem nervösen Zucken um Lippen und Augen befallen, was ihrer Schönheit eben keinen höheren Glanz verlieh.

»Sie sind krank, Fräulein?« fragte Gysela theilnehmend und näherte sich forschend der jungen Dame, die sich absichtlich so weit wie möglich vom Lichte hielt, welches bereits das Zimmer erleuchtete.

»Nein!« erwiderte Gylfe mit einem auffallend rauhen Tone, der ihr sonst nicht eigen war. »Frage mich nicht und laß mich in Ruhe, ich habe zu denken und werde bald damit zu Stande gekommen sein.«

Gysela nahm ihren Platz in der Zimmerecke vor einem Tischchen ein, das sie selbst dahin trug, holte ihre Arbeit hervor und vertiefte sich bald darin. Gylfe dagegen bemühte sich, mit ihren Gedanken zu Stande zu kommen, wie sie sagte, und lief mit eigenthümlich heftigen Schritten auf und nieder, bald mit bitterer Hast in den Erlebnissen ihrer Jugend

wühlend, bald die Zukunft mit schillernden Farben ausmalend, die ihr, sie wußte nicht wie es kam, plötzlich etwas verblichener erschienen. Diesem unbehaglichen Zustande machte der Eintritt des Capitains ein Ende, der, geschmückt und duftend wie immer, wenn er zur Dame seines Herzens kam, ihr mit gewöhnlicher Galanterie die Hand küßte und sie auf ihren Platz am Kamin führte, wo zwei Sessel nicht weit voneinander aufgestellt waren.

Wunderbar, höchst wunderbar! Der Mann, dem Gylfe kurz vorher noch das höchste Lob gespendet, den sie vor allen Männern bis in den Himmel erhoben, den sie als den Leitstern in allen Nöthen ihres Lebens geschildert hatte – er machte an diesem Abend nicht den vortheilhaften Eindruck auf sie wie sonst, und die Erquickung, die sie sich von seiner Anwesenheit versprochen hatte, wollte sich diesmal nicht so bald einstellen. Mochte das nun daher kommen, daß der Capitain heute nicht von sich, sondern von dem edelmüthigen Benehmen des jungen Seemanns Georg Forst sprach, dessen Handlungsweise er in allen Einzelheiten berichtete, oder kam es daher, daß Gylfe etwas ganz besonders Süßes und Schmachtendes von ihm erwartet hatte und also in ihren Hoffnungen getäuscht war. Möglich, daß beides der Fall, aber die Wirkung war sichtbar, und als der Capitain sie bemerkte, fühlte er sich selbst etwas verletzt, als ob die geringe Aufmerksamkeit, die Gylfe seiner Erzählung schenkte, seine eigene Person beträfe. So kam es denn, daß das in früheren Tagen zwischen beiden so laut und scherhaft geführte Gespräch mehrmals stockte und am Ende beinahe ganz aufhörte, so daß sogar Gysela ihren glänzenden Kopf nach dem seltsamen Paare umwandte, etwa wie man auf eine stillstehende Uhr blickt, an deren alltägliches Tiktak man gewöhnt

ist und die nun durch ihr plötzliches Schweigen uns in Unruhe versetzt.

Der gewandte Franzose, der mehrmals einen frischen Anlauf genommen hatte, um die junge Dame angenehm zu unterhalten und ihr ein warmes Interesse für das Erlebte einzuflößen, erstaunte endlich selbst über dieses seltsame Schweigen und erst jetzt wandte er sein Auge mit schärferer Aufmerksamkeit auf ihr Antlitz hin. Da sah er denn allerdings, daß dasselbe nicht in der gewöhnlichen heiteren Verklärung glänzte, sondern daß vielmehr eine ungewöhnliche Erregung ihre Miene trübte und ihr ganzes Wesen gleichsam verschleierte. Von einer falschen Idee geleitet, sann er nach, was wohl die üble Laune des schönen Fräuleins veranlaßt haben könne, und plötzlich fiel ihm ein, daß sein Gespräch selbst diese Wirkung gehabt haben möge.

»Sie verzeihen,« sagte er höflich, »ich sehe, daß ich Sie langweile, aber warum spreche ich auch Stundenlang von diesem Menschen, der keine Bedeutung für Sie haben kann. Oder sollte irgend ein Grund vorhanden sein, weshalb sie an seinem Schicksal einen höheren oder geringeren Anteil nähmen, als ich vermuthe?«

»Der Herr, von dem Sie reden, ist mir ziemlich gleichgültig,« erwiderte Gylfe verlegen und erröthete auffallend, da sie das Gespräch aus natürlichen Gründen ungern auf Waldemar gebracht und solange auf einen Punkt gefesselt sah.

»Aber wie denn – was meinen Sie denn?« fuhr der Capitain fort, »ich rede ja von keinem Herrn, sondern von dem Seemann, der um der Schwester des jungen Mädchens willen dort in diesem Hause seine Wohnung aufgeschlagen hat.«

Gylfe erschrak. Ihre Zerstreutheit hatte sie verleitet, nicht auf ihre Worte acht zu geben, was, einem scharfen Beobachter und Diplomaten gegenüber, schon oft zu unliebsamen Enthüllungen geführt hat. Um daher den schlimmen Eindruck, den sie hervorgebracht, zu verwischen, wollte sie eine rasche erklärende Antwort geben, fiel aber durch ihre Hast nur noch tiefer in den Fehler, den sie hatte verbessern wollen.

»Ah, ich verstehে wohl,« sagte sie. »Aber der junge Mann ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, und ich wundere mich, daß Alheid Ahlström so viel Zeit gebraucht, um seinen Wünschen Erhörung zu schenken.«

Der heißblütige Franzose fing Feuer bei diesen unklugen Worten. »Unter Umständen,« sagte er mit spitzem Tone, »würde er bei Ihnen wohl nicht so viel Zeit gebraucht haben, um zum Ziele zu gelangen?«

»Was denken Sie von mir, mein Herr!« fuhr nun auch die von einem Extrem in's andre gerathende Gylfe fort. »Haben Sie Grund zu glauben, daß es möglich wäre, daß dieser – dieser Georg Forst den geringsten Eindruck auf mein Herz hervorbringen könnte?«

Diese, mit noch größerer, fast überstürzender Hast gesprochene Frage, eine Hast, welche die alleinige Folge der Gemüthsregung Gylfe's war, reizte den Capitain noch weit mehr, als es das Wort »Herr« und die darauf folgende Bemerkung gethan. Er wollte eben etwas Beißendes erwidern, als sein Ohr einen lauten Ruf unter dem Fenster auffing, der von der Schildwache ausging, die vor der Thür des Schlosses aufgestellt war.

»Qui vive?« rief diese einen Ankommenden an, der nicht zu den Bewohnern von Spyker zu gehören schien.

Auf diesen Anruf antwortete eine fremde Stimme einige Worte, die der Capitain nicht verstehen konnte, worauf er indessen sogleich einen verwunderungsvollen Fluch aus dem Munde derselben Schildwache vernahm.

Darauf trat eine Pause in der Unterhaltung im Freien ein, aber die Hausthür ward rasch geöffnet, eilige Schritte ließen sich auf dem unteren Corridor vernehmen, und dann folgten wieder schnarrende Flüche, die auch der unterdeß herbeigekommene Kastellan mit einigen lauten Worten begleitete.

»Was giebt's da?« fragte der Capitain und trat horchend an die Thür, die nach der großen Treppe führte.

»Gysela, geh hinab und sieh, was es ist!« gebot Gylfe, und Gysela that auf der Stelle, wie ihr befohlen war und ging auf den Corridor hinaus.

Es verstrichen einige Augenblicke, nicht ohne Spannung für die im Zimmer Gebliebenen, dann aber wurden heftige Stimmen auf der Treppe laut und der Capitain unterschied deutlich das mit Flüchen untermischte Toben und Wettern der Schildwache, die mit ihrer französischen Lebhaftigkeit eine natürliche Kraft der Lungen verband.

Der Capitain, beunruhigt und neugierig zugleich, was es denn so Eiliges und Wichtiges in der späten Abendstunde gebe, trat zur Thür und wollte sie eben öffnen, als draußen heftig angepocht wurde.

Der Capitain öffnete sie und sah seine zürnende Schildwache mit gezogenem Säbel davor stehen, einen Mann am Rockkragen haltend, den man seiner Kleidung nach für einen Seemann halten mußte und der eine ganz verblüffte Miene zeigte, daß ihm hier ein so unerwarteter Empfang zu Theil wurde.

»Monsieur le Capitaine,« entschuldigte sich die Schildwache, »ich bitte um Verzeihung, daß ich meinen Posten verlasse und Sie in diesem Zimmer aufsuche, aber die Sache ist von Wichtigkeit und ich möchte mir nicht gern den Ruhm nehmen lassen, der Erste zu sein, der sie meldet.«

»Was giebt's denn, vite, vite!« rief der Capitain mit herbem Befehlshaberton.

»Hier ist ein Mann von dem gestrandeten Schiff. Er sagt, er sei Steuermann, und fragt bei mir an, ob er Herrn Waldemar Granzow sprechen könnte, dem er für die geleistete Hülfe danken wolle.«

»Höll' und Teufel!« donnerte der Capitain, der in seinem Eifer ganz vergaß, daß er im Zimmer der Dame des Hauses zu Gaste war. »Herein, Kerl, geschwind! Und bringt Euer Gesuch noch einmal bei mir selber an.«

»Sehr gern, Capitain,« erwiderte der Seemann bescheiden, der gar nicht ahnte, warum man ihn hier mit solchem Gelärm empfing, »aber es ist nur ein einfaches Gesuch, was ich vorzubringen habe, und wenn ich gewußt hätte, daß man hier Abends so ungnädig empfangen wird, so wäre ich erst morgen am Tage gekommen.«

»Heraus mit Eurem Gesuch, ich schnappe danach, wie ein Fisch nach Luft.«

»Ich bin der zweite Steuermann des gestrandeten Schooners, Herr Capitain. Der Mann, der mich und meine elf Kameraden gerettet hat und dem ich am Strande meinen Dank nicht sagen konnte, weil er sich zu rasch mit Ihnen entfernte, wohnt, wie ich von Ihren Reitern hörte, hier im Schlosse, und so kam ich hierher, um gut zu machen, was ich in der Noth und dem Drang der Umstände versäumt habe.«

»Welchen Mann meint Ihr?«

»Denselben, der das Rettungsboot steuerte und dann in Ihrer Gesellschaft davonritt – Herrn Waldemar Granzow aus Sassenitz, Herr Capitain.«

»Höll' und Teufel!« donnerte dieser noch lauter. »Foppt Ihr mich oder hat der Sturmwind Eure Zunge entfesselt? Sagt Ihr Waldemar Granzow aus Sassenitz mit Bedacht, oder versprecht Ihr Euch?«

»Warum sollt' ich das nicht mit Bedacht sagen oder mich versprechen, Herr Capitain?« fragte der Seemann naiv und drehte maschinenmäßig den Hut in den Händen, denn er wurde immer mehr über die eigenthümliche Wirkung verlegen, die sein so leicht erklärlches Erscheinen hervorrief.

»Woher wißt Ihr, daß jener Mann der Waldemar Granzow aus Sassenitz ist?«

»Ei, das weiß ich so gewiß, wie daß Kopenhagen auf Seeland liegt! Wir kreuzten vor einem Monat an der deutschen Küste, Herr, und lagen dicht vor der Swine-Mündung, als uns der Befehl zu Theil ward, auf ein Boot zu passen, das einen gefährlichen Mann – damals wenigstens schien er noch gefährlich – nach Rügen bringen sollte. Dieser Mann wurde als Waldemar Granzow aus Sassenitz bezeichnet und sollte ein Franzosenhasser, Spion und Aufwiegler sein, weshalb er von allen französischen Gerichten verfolgt und aufgesucht wurde. Wir paßten mehrere Tage und Nächte auf, aber erst am 28. Mai segelte das Boot von Swinemünde ab. Wir stachen dahinter her in See, aber der Wind war uns ungünstig und der Steuerer des Bootes schien mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Da wir ihn aber hart bedrängten und den Weg nach Rügen abschnitten, lief er auf der Greifswalder Oee an und versteckte sich daselbst. So viel wir ihn suchten, er war nicht zu finden, wahrscheinlich weil

er dort wie hier überall Freunde und Gesinnungsgenossen hat. Am folgenden Tage nun, kurz vor Ausbruch eines Gewittersturmes erwischtet ich selbst den Burschen, als er eben ein für ihn zugerichtetes Lootsenboot nehmen und damit entschlüpfen wollte. Ich dachte ihn zu greifen, aber es gelang nicht; er war stärker und schneller als ich, warf mich zu Boden und sprang in das Boot, das mit ihm davonging, als wäre er der Meister der Winde und Wellen. Unser gutes Schiff aber, es war die Corvette Skjold, auf der ich damals dritter Steuermann war, segelte hinter ihm her, um ihn von der Landung bei Peerd auf Rügen, wohin er steuerte, abzuschneiden, aber wieder kam der Sturm dazwischen und wir durften uns nicht zu nahe an die Küsten wagen, da der Wind stramm aus Osten wehte. So entschlüpfte er uns in der Gegend von Stubbenkammer und erst heute habe ich ihn wieder gesehen und auf der Stelle erkannt, denn Männer von solcher Gestalt und mit solchem Gesicht, auf dem der ganze Trotz ihrer Stärke liegt, vergißt man so leicht nicht, noch dazu, wenn man einmal von ihnen zu Boden geschlagen ist.«

»*Mort de ma vie!* Aber warum griffet Ihr ihn heute nachmittag nicht?«

Der Steuermann stand vollständig verblüfft vor dem stirnrunzelnden Officier und sah ihn dumm fragend in die drohenden Augen. »Heute,« sagte er, »wo er mich rettete und in Ihrer Gesellschaft war? Mußte ich nicht denken, daß er wieder Freund mit Ihnen ist, da er wie ein Bruder mit Ihnen davonritt?«

»Bei Gott, Ihr habt Recht, aber nun soll er uns nicht mehr entwischen. *Allons mon brave*, an die Thüren, und jeder wird niedergehauen, der entfliehen will. – Halt! Was war das?«

In diesem Augenblick ließ sich ein seltsames Klingeln durch das ganze Schloß vernehmen, wie wenn irgendwo eine stark tönende Glocke angezogen würde, die in allen verlorenen Winkeln und Ecken ihr Echo fand.

Des Capitains Auge wurzelte auf Gylfe, die angstvoll auf ihren Stuhl gesunken war und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, gleichsam als wolle sie nicht hören und sehen, was sich um sie her ereigne. »Madame,« sagte er fast rauh, »haben Sie dies seltsame Glockengeläute gehört? Was war das?«

Gylfe zog ihre Hände vom Gesicht und starrte ihn an, wie man einen Menschen anstarrt, wenn man ihm etwas Schreckliches sagen will oder von ihm zu hören erwartet. »Das ist mir nichts Neues, Herr,« erwiderte sie schaudernd, »es ist das Singen und Klingeln, was sich oft Nachts im Spukthurm hören lässt.«

Der Capitain schüttelte den Kopf, als zweifle er an der Wahrheit des Gesagten, und doch hatte er Mühe, das abergläubische Grauen zu bemeistern, für das auch er empfänglich war. Plötzlich aber sprang er auf Gylfe zu und sie mit einem durchbohrenden Blick betrachtend, rief er: »Nur eine Frage beantworten Sie mir noch – hat der Mann hier Recht gehabt? Beherbergt das Schloß des Grafen Brahe diesen Verräther Waldemar Granzow?«

Gylfe antwortete noch weniger, als die Gewölbe des Zimmers antworteten, zu denen der laute Schall der dröhnen- den Stimme des aufgeregten Capitains empordrang.

»Ich befehle eine Antwort!« kreischte er weiter. »Werde ich sie erhalten?«

Gylfe erhob mit einer unnachahmlich stolzen Würde den Kopf, sah ihn groß an und sagte langsam und bitter: »Sie haben mir nichts zu befehlen, Herr Capitain!«

»So wünsche ich sie!«

Gylfe sprang entsetzt auf und indem sie zu einer Thür schritt, die in ihr Schlafgemach führte, drehte sie noch einmal den Kopf nach dem Franzosen um und sprach mit höhnischem Lächeln über die Schulter: »Ich verlasse mein Zimmer, mein Herr, da Sie darin Ihr Feldherrnlager aufgeschlagen haben. Wenn Sie aber wissen wollen, ob Walde-mar Granzow in diesem Schlosse ist, so suchen Sie ihn, und wenn Sie ihn finden, so werden Sie wissen, was Sie zu wissen wünschen!«

»Peste!« knirschte der Capitain. »So stehen also die Sachen! Ah, dann wollen wir einmal Französisch mit diesen schwedischen und deutschen Hunden sprechen. *En avant, mes braves, en avant! Les diables sont déchainés dans cette maison et c'est à nous, de les enchaîner. Courage!*«

Die letzten Worte galten dem Lieutenant Challier, der in Folge des weithin schallenden Gelärms mit einigen Leuten in das ihm bisher unzugängliche Damenzimmer getreten war. In wenigen Minuten hatte sich das stille Schloß mit Aufruhr und Bewegung gefüllt. Geschrei von allerlei Stimmen durcheinander tönte von Zimmer zu Zimmer. Trepp auf, Trepp ab rasselten die bespornten Reiter, und kein Corridor, keine Nische, kein Winkel blieb unbeachtet. Unterdeß aber waren vor die Eingangsthüren Wachen gestellt und selbst vor jedem Fenster standen mit in die Höhe gerichteten Augen

zwei Reiter, als erwarteten sie, der verfolgte Flüchtling werde jeden Augenblick aus einem derselben herniederspringen. So war das ganze Schloß mit einem Kreise bewaffneter Soldaten umgeben, die es Jedermann unmöglich machten, daraus zu entschlüpfen, wenn er es etwa beabsichtigte. Aber so eifrig der Capitain und seine Getreuen suchten, so aufmerksam sie jede Kammer durchstöberten, jeden Winkel, jedes Möbel beleuchteten – den Gesuchten fanden sie nicht, und es schien, als wäre er durch die Luft entflohen, in die ihm selbst die überall siegreichen Franzosen nicht nachfolgen konnten.

Während dieses Suchen aber in Gang kam und überall Flüche, Zurufe und Befehle laut wurden, war Gylfe wieder in ihr Wohnzimmer getreten, wo sie den außer Acht gelassenen Steuermann noch vorfand, der, in Verzweiflung, wider Willen den Angeber gemacht zu haben, nicht wußte, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte.

Gylfe war leichenblaß geworden; widerstreitende Empfindungen zuckten durch ihr Herz, und vergebens arbeitete ihr Gehirn, einen Ausgang aus dem Labyrinth zu finden, in das sie so ahnungslos an diesem unheilvollen Tage von allen Seiten gestürzt worden war. In diesem Augenblick bemerkte sie den Steuermann, der hin und her trippelnd auf dem Teppich stand und nicht wußte, wie er ungehindert das Zimmer und mit ihm das Schloß verlassen sollte.

»Mann!« rief sie dem Verdutzten zu, »was wollt Ihr hier noch? Dort ist die Thür! Aber halt! Sagt mir erst, – habt Ihr mit Absicht diese Komödie aufgeführt oder hat Euch der Zufall dazu gebracht?«

»Weiß es Gott!« stöhnte der ehrliche Seemann und kratzte sich verlegen hinter den Ohren, »ich bin nicht schuld daran, das will ich beschwören. Ich kam ganz einfach hierher, um dem wackern Kerl, den sie hier suchen, für die Rettung unserer Mannschaft meinen Dank zu sagen. Wenn ich gewußt hätte, wie die Sachen hier stehen und was ich erleben sollte, ich hätte lieber noch einmal Schiffbruch gelitten, als hier einen am Lande angerichtet, wie ich nun leider zu spät sehe.«

»Macht Euch kein Gewissen daraus, mein Freund; Euer Lebensretter wird sich so leicht nicht greifen lassen, dafür stehe ich Euch. Denn vielleicht jetzt schon ist er jenseit jenes Waldes und flieht der Küste zu, wo ihn irgend ein Schiff aufnehmen und in Sicherheit bringen wird.«

Der Steuermann fiel aus einer Verwunderung in die andere. »Wie kommt er denn aus diesem Hause,« fragte er neugierig, »wenn es alle Reiter hier mit ihren Säbeln und Pistolen belagern?«

»Das laßt nicht Eure Sorge sein: aber wahrscheinlich reitet er wie der Sturm durch die Luft, denn das ist auf Spyker nichts Neues. Habt Ihr noch niemals von dem Spukthurm gehört, in dem die Geister der Verstorbenen umgehen und die, die sie retten wollen, auf den Flügeln des Windes forttragen?«

Dem abergläubischen Seemann klapperten die Zähne vor Grausen, denn das schöne Weib, welches diese Worte mit hohler Stimme zu ihm sprach, sah mit ihrem bleichen Gesicht und den fliegenden Haaren selber wie ein Gespenst aus, das vor seinen Augen den Spuk fortführte, den er selber wider Willen hier in Gang gebracht.

»Jetzt verlaßt dieses Zimmer,« fuhr Gylfe mit ihrer kalten metallenen Stimme fort und streckte gebieterisch die Hand nach der Thür aus.

Der Steuermann, von Neuem erschrocken, wankte dahin, wohin der von Ringen blitzende Finger deutete, aber nicht eher verließ er das Gemach, als bis er noch einmal mit gesträubtem Haar sich nach der seltsamen Bewohnerin des Spyker'schen Schlosses umgesehen hatte, die so lange die glühenden Augen auf ihn gerichtet hielt, bis er das Zimmer verlassen, worauf er nun zitternd und zagend die Treppe hinunterschlich, um auch da an der Verwirrung und dem Lärm Theil zu nehmen, den seine unberufene Einmischung heraufbeschworen hatte.

Alle Bemühungen aber, den mit hundert Flüchen verwünschten Verräther ausfindig zu machen, waren fruchtlos und selbst Capitain Caillard sah endlich ein, daß hier andre Mittel in Wirksamkeit sein müßten, die ihn begünstigten, und daß er daher mit Energie zu Werke gehen müsse, um Meister derselben zu werden. Der edle Herr hatte sich mit der Zeit in eine wahre leidenschaftliche Wuth hineingearbeitet, und sein Zorn kannte keine Gränzen, als er schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß er trotz seiner militärischen Gewalt weniger unumschränkter Herr der Ein- und Ausgänge des Schlosses gewesen sei, als er von sich die stolze Meinung gehabt hatte.

»*Monsieur le Capitaine,*« sagte zuletzt Lieutenant Challier in streng dienstlicher Haltung, als er vom Durchsuchen des

obersten Stockwerks mit einem Theil der Mannschaft zurückkam, »dort oben ist und kann er nicht versteckt sein; unsern Augen ist kein Winkel entgangen. Wenn Sie mir aber gestatten, eine Meinung zu äußern, so glaube ich einen guten Rath ertheilen zu können.«

»Welchen guten Rath könnten Sie geben?«

»Wir haben das ganze Schloß durchsucht, das Mittelgebäude sowohl wie die drei Thürme dort, denn zu allen von Außen sichtbaren Zimmern derselben führten Treppen und Corridore. Einen einzigen Theil des Schlosses aber haben wir nicht untersucht und untersuchen können, und das ist der nordöstliche, der sogenannte Spukthurm. Wäre es nicht möglich, daß derselbe verborgene Zimmer enthielte, da keine Treppe wahrzunehmen ist, die hineinführt, und kein Corridor vom Hauptgebäude sich bis dahin erstreckt?«

Der Capitain horchte lebhaft auf und nickte dann dem erfinderischen Lieutenant Beifall zu. »Sie haben recht,« sagte er, »der Thurm muß verborgene Zimmer haben, und darin allein kann sich der Bursche versteckt halten. *Eh bien!* Gehen wir zu dem Herrn Kastellan, oder vielmehr rufen wir ihn hierher – vorwärts! Man vollstrecke meine Befehle!«

Es dauerte nicht lange, so führten zwei Mann den alten Ahlström herbei, der wohl voraussehen mochte, welche ernsthafte Stunde ihm bevorstand, denn er schritt sehr langsam und bedächtig heran, seine gefaßte Miene jedoch verriet, daß er über seine Handlungsweise vollkommen klar und zu Allem entschlossen sei.

»*Eh bien, Monsieur!*« begann der Capitain das Verhör, »da sind wir an eine Klippe gelangt, und Sie, alter Mann, den ich

bisher in seiner Freiheit zu schalten und zu walten unangestastet gelassen habe, werden wohlthun, dieselbe zu vermeiden, ehe sie Ihnen den Untergang bereitet. Sie wissen ohne Zweifel, wen wir in dieser Gegend so lange vergeblich gesucht haben?«

»Ich habe es gehört!« lautete die bescheiden aber fest gesprochene Antwort.

»Wußten Sie von der Anwesenheit des Waldemar Granzow in diesem Schlosse?«

»Es würde mir nicht schwer werden, diese Frage zu verneinen, Herr Capitain, aber in meinem Alter und in meinen Verhältnissen spricht ein ehrlicher Mann keine Lüge mehr. So also sage ich Ihnen, daß ich von der Anwesenheit Granzow's wußte und daß ich ihn selbst auf die Gefahr aufmerksam gemacht habe, der er sich bei seinem kühnen Unternehmen aussetzte.«

Der Capitain schäumte vor Wuth bei diesen verständlichen Worten, und doch war er genöthigt, sich zu beherrschen, um nicht das Ziel zu verlieren, das ihm vor Augen lag.

»Wissen Sie,« rief er, »wessen Sie sich durch diese Verheimlichung schuldig gemacht? Wissen Sie das, mein Herr? Pfui! Sie sind ein Nichtswürdiger in meinen Augen, und ich werde die Strafe über Sie verhängen, die den Theilnehmern an den Verbrechen eines Verräthers zuerkannt ist.«

»Wenn Sie Macht über mein Leben haben, Herr Capitain, so wenden Sie dieselbe an – bedenken Sie aber, daß meine Tage gezählt sind und daß es meine, des alten Dieners dieses Hauses, Pflicht war, lieber Ihnen etwas zu verheimlichen, als das Vertrauen meines eigentlichen Herrn, des Herrn Grafen

Brahe, zu täuschen. Waldemar Granzow ist sein Pflegesohn, und ich durfte ihn also seinen Feinden nicht verrathen.«

»*Peste!* Wir werden noch weiter über Ihre Strafe reden, denn ich sehe, ich habe es mit einem unverbesserlichen und verstockten Sünder zu thun. – Wo ist dieser kostbare Pflegesohn des Herrn Grafen, Ihres *eigentlichen* Herrn, wie Sie sagen, geblieben?«

»Das weiß ich eben so wenig, wie Sie es wissen. Er hat in meinem Zimmer neben mir gewohnt – Sie haben es genau durchsucht – und da er nicht mehr darin ist, wird er es wahrscheinlich verlassen haben.«

»Das kann ein Kind einsehen, *diable!* Stand er vielleicht auch mit jenem Thurm in Beziehung und wußte er sich auf irgend eine Weise Eingang in denselben zu verschaffen?«

Der Kastellan hob seinen Kopf etwas in die Höhe und schaute in die Richtung, wohin der Capitain mit der Hand gewiesen hatte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß von dem Thurme nichts,« erwiderte er mit unnachahmlicher Ruhe. »Sein Inneres umschloß ein Familiengeheimniß, und mich hat man nie in dasselbe blicken lassen.«

Der Capitain besann sich einen Augenblick, ob er die Aussage des Kastellans für wahr halten solle, dann aber sagte er rauh: »Geben Sie mir die Schlüssel zu dem Thurm und führen Sie mich an die Eingangsthür.«

»Ich habe weder Schlüssel dazu, noch kenne ich eine Eingangsthür. Die Letztere ist seit vielen Jahren und schon vor meiner Zeit vermauert, und ich weiß nicht einmal den Ort, wo sie gewesen ist.«

»Ist eine Treppe im Thurm?«

»Wahrscheinlich, doch ich weiß es nicht.«

»Haloh!« rief der Capitain mit neuer Hoffnung. »In diesem Thurm steckt der Verräther, ich lasse mein Leben dafür! Wenn wir ihn aber da ertappen, so werden Sie als sein Hehler mit nach Frankreich gebracht. *En avant!* Man sperre diesen Schurken ein und bewache ihn! Und nun mir nach, *mes braves!*«

Der Kastellan, von den polternden Drohungen des Franzosen, dessen Art und Weise er schon kannte, weder eingeschüchtert, noch die Entdeckung seines jungen Herrn und Waldemar's fürchtend, ward von zwei Reitern nach seinem Zimmer geführt und dort mit Ausnahme Gysela's, die bei Gylfe blieb, in Gesellschaft seiner Familie streng bewacht; der Capitain aber begab sich mit Lieutenant Challier und dem größeren Theil seiner Leute in's Freie, um zunächst den Spukthurm von Außen zu betrachten und dabei die beste Art seiner Erstürmung zu überlegen.

Es war bereits Nacht geworden, und die Sterne funkelten am Himmel, nachdem der Sturm am Nachmittage die trüben Wolken verjagt hatte. Man fand die Fenster des Thurmes wie gewöhnlich dunkel und mit dichten Vorhängen verschlossen, und nichts verrieth, daß sein Inneres seit Jahren von einem Menschen betreten sei.

Nachdem man eine Weile damit zugebracht, ihn wiederholt zu umgehen und über die leichteste Art, in sein Inneres zu dringen, berathen, kam man zu dem Entschlusse, mittels Leitern in das unterste Stockwerk zu klettern, vom Fenster aus auf die Treppe zu gelangen und so weiter vorzuschreiten, bis man den beabsichtigten Zweck erreicht habe. Da das unterste Fenster nicht höher war als alle übrigen des ersten Stockwerks des Hauptgebäudes, so schien die Sache leicht

und schnell abgethan werden zu können. Einige Jäger begaben sich in die Ställe, wo man hinreichend lange Leitern aufbewahrte und, nachdem sie herbeigeschafft, stellte man sie an eins der Fenster, während andere Laternen und Windlichter holten, um bei der Erkletterung nicht des nöthigen Lichtes zu entbehren.

Als die Leitern fest standen, und die Laternen das Operationsfeld beleuchteten, befahl der Capitain einem seiner Leute, den Sturm gegen das Fenster zu beginnen, aber hier stieß er auf einen unerwarteten und beinahe unerhörten Widerstand. Niemand schien sehr geneigt, der Erste zu sein, den Spukthurm zu erklettern, und so muthig die anwesenden Chasseurs bei einem Gefecht mit sichtbaren Feinden sein mochten, hier im Kampfe mit einem unsichtbaren Feinde von gespenstischer Natur, waren sie feige, wie viele Leute damaliger und selbst jetziger Zeit.

Fluchend und eine strenge Strafe verheißend, wandte sich Capitain Caillard von den widerspenstigen Soldaten ab und sah Lieutenant Challier bedeutungsvoll an. Dieser verstand den Wink seines Vorgesetzten, schlug als guter Katholik sein Kreuz und zog dann den Degen, um darauf ohne Zögern den Fuß auf die Leiter zu setzen, die zwei Mann unterstützten.

Es war ein sehr natürliches Ereigniß, obwohl es von den Reitern kein einziger erwartet hatte, daß der junge Officier unversehrt auf der obersten Leitersprosse vor dem Fenster anlangte. Er versuchte darauf, es zu öffnen, allein es war fest verriegelt. »Es muß zerbrochen werden!« rief er schwer athmend herunter. »Es widersteht jedem mäßigen Druck!«

»So zerbrechen Sie es!« lautete der Befehl von unten her. Gleich darauf klirrten die Scheiben und fielen in das Innere

des Thurmes, denn Lieutenant Challier hatte sie mit seinem Degenknopf eingestoßen. Da aber zeigten sich unerwartet eiserne Stangen innerhalb des Fensters, die jedes Vordringen für den Augenblick unmöglich machten. Mr. de Challier rapportirte es und erklärte seine Kraft für unzureichend, die Erstürmung erfolgreich fortzusetzen.

»Herr!« rief ein gewichtiger Chasseur von unten her, der unterdeß Muth gefaßt hatte. »Lassen Sie mich das machen. Ich sehe, wie die Sachen stehen, die Gespenster thun einem Menschen nichts, der seine Pflicht erfüllt, und ich bin ein Schlosser, habe ein Brecheisen zur Hand und weiß mit Riegeln und Stangen von Metall umzugehen.«

Lieutenant Challier stieg, ohne Befehl dazu abzuwarten, etwas hastig von der Leiter herab, da er sich Ruhm genug erworben zu haben glaubte, und statt seiner kletterte der Schlosser hinauf, um seine Kraft zu versuchen. Allein obwohl er stark und geschickt genug war, er fand etwas mehr Arbeit vor, als er vermutet hatte, endlich aber gelang ihm sein Vorhaben, und ein Fensterflügel wurde zur Noth gangbar gemacht.

Als er so weit vorgerückt war, ließ er sich eine Laterne heraufreichen und leuchtete in das Innere des Thurmes hinein, worauf alsbald sein freudiger Ausruf verkündete, daß er eine schmale Wendeltreppe wahrnehme, die bis auf die Zinne zu führen scheine.

»Du bist einmal oben,« commandirte der Capitain, »steig hinein, ich werde Dir folgen. Lieutenant Challier, auch Sie folgen mir, und uns steigen dann vier Mann nach.«

Der Befehl war gegeben und wurde diesmal pünktlich vollstreckt. In wenigen Minuten waren die sechs Mann mit

drei Laternen im Innern des Thurmes und stiegen nun vorsichtig die Treppe hinauf, vergeblich rechts und links nach sichtbaren Thüren forschend.

»Das ist ein eigenthümliches Gebäude,« sagte Capitain Caillard mit seltsam bewegter Stimme, »es hat Treppen, aber keine Thüren.«

»Hier ist eine!« rief der Schlosser, der als der Muthigste, mit gezogenem Säbel in der Rechten und einer Laterne in der Linken, einige Stufen vorangeschritten war.

Sofort sammelte man sich um ihn und fand seine Entdeckung bestätigt. Man stand wirklich vor einer hölzernen Thür, aber das Schloß daran fehlte, um ihre Eröffnung zu bewerkstelligen.

»Brich sie auf!« befahl Capitain Caillard, dessen Muth sich verdoppelte, sobald er einen angreifbaren Gegenstand vor sich sah.

Das Werk ward rüstig begonnen und nachdrücklich fortgesetzt; in wenigen Minuten sprang die Thür auf, und man blickte in ein Zimmer hinein, dessen Inneres noch dunkler als die Nacht draußen im Freien war.

»*En avant, mes braves!*« lautete der stereotype Befehl des Capitains, und er ergriff selbst eine Laterne, worauf er zuerst in das Zimmer drang.

Es war dasselbe runde Gemach, in welchem Magnus Brahe bis vor kurzer Zeit gewohnt und in welchem ihm Waldemar Granzow bis zur Flucht Gesellschaft geleistet hatte. Man fand es gleichsam noch warm, wie ein Nest, dessen Bewohner soeben erst ausgeflogen sind, und verschiedene hier und da herumliegende Gegenstände verriethen, daß es in großer Eile verlassen war.

»*Voilà!*« rief der Capitain. »Hier hat das Gespenst gehaust. O, was sind wir geprellt! Ein schönes und sicheres Gemach, weiß es Gott, um ein ganzes Jahr lang vor aller Verfolgung gesichert zu sein. Ha! der Teufel hat uns eine charmante Nase gedreht. Was ist das?«

Er ergriff ein Stück Leinwand, an dem die unzweifelhaften Spuren sichtbar waren, daß es zum Verbande einer Wunde gedient hatte, und betrachtete es genau.

»*Au nom du diable!* Das Gespenst ist verwundet gewesen! Ha! Am Ende hat Graf Brahe selber unter seinem väterlichen Dache residirt und den Spuk getrieben, vor dem wir uns gefürchtet haben!«

Dieser Ausruf, der über die ganze Angelegenheit ein neues Licht aufleuchten ließ, erregte eine allgemeine Aufheiterung und Ermuthigung. Man durchstöberte jeden Winkel des Gemachs, aber nirgends fand man eine weitere Spur der Entwichenen, so wenig wie den Ausgang, den dieselben benutzt haben mußten.

»Das wird eine Arbeit für morgen sein,« sagte der löwenmuthig gewordene Lieutenant, »heute ist es zu spät dazu, und die Nacht ist nicht zu solchem Unternehmen geschaffen.«

»Aber unterdeß entkommen sie. Ha! Ich haue Alles in Stücke, was mir unter die Klinge kommt! Aber Ihr habt Recht, Challier, gehen wir hinunter und verhören wir die Verräther noch einmal, von denen wir hier, ohne es zu ahnen, umgeben gewesen sind.«

Hiermit wurde der wenig ruhmreiche Rückzug angetreten, leider aber zeigte sich bei dem neuen Verhör derselbe geringe Erfolg, den das erste gehabt hatte. Der Kastellan

wußte nicht, daß Jemand im Thurm gewohnt und blieb unerschütterlich bei seinen anfänglichen Aussagen, man mochte es mit Drohungen oder Bitten bei ihm versuchen. Gylfe Torstenson aber, als sie der Capitain noch einmal um eine Unterredung angehen ließ, antwortete: sie könnte heute niemand mehr sprechen, da sie sich krank fühle und zu Bett gelegt habe.

»*Eh bien!*« sagte Capitain Caillard zähneknirschend, als ihm diese Meldung gebracht wurde, »wir werden sehen, was sich ereignet. Challier, von diesem Augenblicke an lasse ich Ihnen das Commando in Spyker. Ich selbst werde morgen nach Stralsund gehen und dem Herrn General die Anzeige von den hiesigen Ereignissen machen. Ich werde eine großartige Untersuchung beantragen und ganz Rügen in Blockadezustand erklären lassen. Diesen Halunken Granzow muß ich haben, und sollte ich Tag und Nacht im Sattel sitzen. Denn wo er ist, ist der saubere Graf auch, das ist eine Ueberzeugung, die mir kein Mensch mehr erschüttern soll. *En avant, mes braves,* wir wollen sehen, was wir leisten können!«

Werfen wir, bevor wir dieses Kapitel schließen, noch einen kurzen Blick auf die Flüchtlinge selbst. Wir wissen, daß sich Waldemar gegen Abend zu Magnus begeben hatte, um ihm Gesellschaft zu leisten und den Umstand mitzutheilen, daß jener dänische Steuermann, den er gerettet, derselbe sei, der ihn auf der Greifswalder Oee verfolgt hatte. Ebenso wissen wir, daß Waldemar seinen Freund wider Erwarten bereit

fand, sich seinem Abgange von Spyker anzuschließen, da er sein Verhältniß mit Gylfe für vollständig zerrissen erachtete.

Als der dänische Steuermann zu dem Capitain in Gylfe's Zimmer geführt wurde, war Waldemar gerade dabei, Magnus' fast geschlossene Wunde nach der zuletzt erhaltenen Anweisung des Doctor Piper zu verbinden, und als man damit zu Stande gekommen, ertönte der Warnungsglockenzug des alten Kastellans, der der Verabredung gemäß nur dann sich hören lassen sollte, wenn wirkliche Gefahr für Magnus oder Waldemar vorhanden wäre.

Letzterer, der sogleich errieth, daß diesmal nur in Bezug auf seine Person der Warnungsruf erging und zufolge eines instinctartigen Vorgefühls das Geheimniß des dänischen Steuermanns damit in Verbindung brachte, beruhigte Magnus mit wenigen Worten, schlich zur Thür, betrat die Wendeltreppe und erschien kurz darauf in der Wohnung des Kastellans, wo er denn bald von dem Vorgehenden in Kenntniß gesetzt wurde. Jetzt freilich konnte jedes Säumniß von übeln Folgen sein. Er eilte daher zu Magnus zurück, benachrichtigte ihn von dem eigenthümlichen Verrath des Dänen und begann seine Habseligkeiten zusammenzuraffen und in das kleine Felleisen zu packen, das aus Stralsund mit ihnen hierher gewandert war.

Als sie damit beschäftigt waren, erschallte der zweite Glockenruf, der, wie sie wußten, nur in höchster Noth erfolgte und ihnen den Rath gab, die noch mögliche Flucht durch den nach dem Quoltitzer Felde führenden Ausgang auf das Schleunigste anzutreten.

Hierzu entschlossen sie sich ohne Zögerung. In wenigen Minuten waren sie fertig. Magnus trug die bereit gehaltene Laterne und Waldemar belud sich wieder mit dem Felleisen.

Ohne irgend ein Hinderniß gelangten sie so an die im Erdgeschoß des Thurmes befindliche verschlossene Eisenthür, öffneten sie mittels der ihnen bekannten Vorrichtung und traten nun in den kalten und ewig finsternen Gang ein.

Hier ließ Waldemar das Felleisen in einer Wandvertiefung zurück, um es zu gelegener Zeit wiederzuholen, da es ihm auf der Flucht nur hinderlich gewesen sein würde. Schweigend, bedrückt von den verschiedenartigsten Empfindungen, schritten sie nun bis zur Mündung des Ganges fort, und gelangten durch die schon früher beschriebene Thür in den freien Wald, der nach Quoltitz führt.

Es war seit beinahe drei Wochen das erste Mal, daß Magnus an die frische Luft kam, den nächtlichen Himmel mit seinen strahlenden Sternen sah und die Blätter der alten Bäume im Nachtwinde über seinem Haupte rauschen hörte. Alle diese ungewohnten Reize bestürmten sein Herz, so gequält und niedergeschlagen es auch war, mit wonnigem Schauer, und an Waldemar's Arme hängend, faßte er dessen Hand und sagte mit leiser, sein ganzes Wehgefühl aussprechender Stimme:

»Waldemar! Da stehen wir wieder wie die Thiere des Waldes unter Gottes freiem Himmel, verfolgt und geächtet, als hätten wir Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft begangen! Aber mir ist dennoch besser zu Muthe, als heute nachmittag, wo ich die verführerische und doch mein ganzes Herzblut erkältende Stimme Gylfe's vernahm und in ihre gleißnerischen Augen blickte. O, Freund meiner Seele, was habe ich in diesen Tagen erlebt und erlitten unter dem Dache dort, welches ich mein väterliches nenne, und unter dem ich nur die Wonnen des Paradieses zu erobern hoffte. Glaube mir, ich bin noch schwerer bedrückt, als ich es Dir

klagen, kann, aber ich preise nichtsdestoweniger die Güte des Himmels, daß er mir die Augen geöffnet und mein Herz in Stahl gepanzert, obgleich ich weiß, daß ich, auch also gerüstet, nur ein trauriges Dasein vor mir habe. O Waldemar, Waldemar, gieb Acht, meine Träume werden sich bewahrheiten und bald wird kein Mensch mehr am Leben sein, der sich der Erbe von Spyker nennt.«

Waldemar zuckte innerlich zusammen vor Schmerz, aber er wußte nicht, was er auf diese Klage erwidern sollte, die er in ähnlicher Weise schon oft vernommen hatte. Endlich sammelte er seine Gedanken und sagte ruhig: »Danke Gott, daß Du zur Erkenntniß der Unwürdigkeit dieser Gylfe gekommen bist, das scheint mir jetzt die Hauptsache zu sein. Was Deine traurigen Ahnungen betrifft, so fürchte ich sie nicht mehr, da sie Dich schon oft betrogen haben.«

»Wie? Ist das Dein Ernst?« fiel ihm Magnus in das Wort. »Sie hätten mich betrogen? Ist das Unglück nicht immer und überall auf meinen Fersen gewesen, und hat es mir nicht genommen, was mir das Liebste und Teuerste war: die Freiheit und das Glück der Liebe?«

»Ja, aber nicht das Leben. Und solange der Mensch lebt, kann er wieder frei und glücklich werden durch Liebe, denn groß ist der Raum der Welt, und es giebt der Menschen unzählige darin, die der Liebe eines Edlen würdig sind.«

Magnus seufzte, ob mehr über den immer so hoffnungsreichen Freund, dessen Voraussagungen er Täuschungen nannte, oder über sich selbst – wir wissen es nicht. –

Vom Quoltitzer Todtenfelde aus, das sie nun bald auf ihrer nächtlichen Wanderung erreichten, wandten sie sich südwestlich dem Wege zu, der von Bobbin nach Sagard führt.

Den letzteren Ort ließen sie zur Linken liegen und betraten in kurzer Zeit die hohe Bergwaldung, welche die Südwestspitze von Jasmund krönt. Hier an den Woßnitzer Teich oder See gelangt, überschritten sie den kleinen Bach, der aus diesem See in den großen Bodden fällt, und liefen nun rasch an dem flachen Ufer entlang, auf dessen südwestlichstem Punkte die Lietzower Fähre liegt.

In einem dichten Gestrüpp blieb Magnus hier zurück und Waldemar bewegte sich vorsichtig auf Kundschaft nach die Fähre hin. Wenn auch in diesem Landestheile Franzosen hie und da zerstreut lagen, sie schliefen alle in ihren Wohnungen, denn die Mitternacht war längst vorüber. Waldemar ging an den Strand hinab, wo eine kleine Hütte stand, in der ein Fährmann wohnte, der ein Unterthan des Grafen Brahe war, denn die Lietzower Fähre gehörte zu den Besitzungen desselben. Er klopfte an ein Fenster der Hütte und weckte den Fährmann. Als dieser erfuhr, um was es sich handelte, war er gern bereit, die beiden Flüchtlinge nach Pulitz zu bringen, ehe der Morgen im Osten graute. Während er sein Boot in Stand setzte, holte Waldemar den Grafen aus seinem Versteck.

Als sie über den kleinen Bodden ruderten, trat der Mond hinter einer düsteren Wolkenbank hervor und übergoss das weite Wasserbecken mit seinem strahlenden Lichte, bald aber, als hätte er nur einen Blick auf die Flüchtigen werfen und in ihnen Freunde erkennen wollen, verbarg er sich wieder, um ihren Pfad für jeden Verfolger zu verschleiern. Es mochte etwa zwei Uhr sein, als das Boot die Nordspitze von Pulitz erreichte, und nachdem der Fährmann versichert, daß gegenwärtig kein Franzose auf der Insel sei, fuhr er zurück und überließ die beiden Männer ihrem Schicksale.

»Komm,« sagte Waldemar getrost zu seinem Gefährten, »jetzt sind wir auf Pulitz, wozu uns Hille gerathen. Ich kenne hier jeden Pfad. Dort ragt schon der schöne Fichtenwald und gleich dahinter liegt der Hof des gastfreien alten Schweden, der eine Base unsrer guten Hille zur Frau hat. Er wird uns aufnehmen, wie ein Vater seine Söhne, denn ein treueres, redlicheres Herz als das seine, schlägt auf ganz Rügen nicht.«

Magnus nickte schweigend seinen Beifall zu und so schritten sie langsam durch die thauige Nacht dahin, noch einmal befreit von ihren Verfolgern und voller Hoffnung, endlich einen sicheren Zufluchtsort gefunden zu haben.

Ob sie sich darin täuschten und wie lange die Insel Pulitz ein wirklicher Zufluchtsort für sie sein sollte, wird die Zukunft lehren.

3. DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER ALTE SCHWEDE.

Das Eiland Pulitz, ungefähr in der Mitte des kleinen Jasmunder Boddens, der dicht bewaldeten Thiessower Landzunge auf der schmalen Haide gegenüber gelegen, ist eine gute Viertelmeile lang, etwas weniger breit und wird an seiner Nordwestseite von dem Stedar'schen Haken und der eigentlichen Insel Rügen nur durch eine schmale Meerenge getrennt, die an einer Stelle so seicht ist, daß sie mit einem Wagen sicher durchfahren werden kann, bei flachem Wasser sogar ganz austrocknet. Die Ostseite, dieselbe, wo unsere Freunde gelandet, ragt mit ihrem Sonnenhaken etwas hoch in den Bodden hinein und hier wie an der Nordseite liegen unterhalb der hohen Ufer ziemlich ansehnliche Granitblöcke, die dem kleinen Strande einen wilden und romantischen Charakter verleihen.

Diese hohen östlichen Ufer bedeckte zur Zeit, wo wir sie betreten, noch ein großer schöner Fichtenwald, der Hauptreichthum der ganzen Insel; Berg und Thal wechselte anmuthig darauf ab und bietet eine reiche Ausbeute für den Jagdliebhaber dar. Der entgegengesetzte, nach Westen gerichtete und ebenfalls bergige Theil war damals mit herrlichen Waldungen bedeckt, in der Mitte zwischen beiden aber flacht sich das Eiland allmählig ab und dehnt sich in hügelartigen Getreidefeldern aus, die einen ziemlich reichlichen Ertrag liefern. In diesem flachen Ackerlande liegt niedrig und unscheinbar der Pulitzerhof, wie fast alle Höfe der Insel Rügen ein Viereck darstellend, dessen eine Seite das Herrenhaus und die drei anderen Scheunen und Ställe einnehmen. Um dieses einsame Gehöft herum, den einzigen bewohnten

Ort der Insel, ziehen sich schmale und niedrige Wiesen bis zu dem gegenüber liegenden Stedar'schen Haken hin, wo sich das Land ebenfalls zuspitzt, gleichsam seinem Nachbar drüben die vorgestreckten Lippen zum Kusse reichend.

In alter Zeit gehörte Pulitz dem Berger Kloster, ward aber später landesherrliche Domaine und 1623 vom Herzog Philipp Julius an die Wittwe des Herrn von Norrmann auf Jarnitz verpfändet. Durch verschiedene Hände gehend, bald verkauft, bald verpfändet, ward es endlich wieder Domaine und als solche von Napoleon an einen seiner Officiere verschenkt, ein Schicksal, welches die beträchtlichsten Domainen der Insel mit ihm theilten.

Der jetzige Pächter, den wir sogleich näher kennen lernen werden, wohnte schon seit mehr als zwanzig Jahren darauf, und führte ein vollkommen patriarchalisches Leben. Abgesondert von der ganzen übrigen Welt, sich weder um Krieg noch Frieden kümmern, seinem Herrn und König mit voller Seele ergeben, trieb er allein Landwirthschaft und hatte seine Freude an dem Wachsthum der Früchte und dem Gedeihen der köstlichen Wälder, denen er die größte Sorgfalt zuwendete. Er hieß Adam Sturleson – wenigstens wollen wir ihn so nennen – stammte aus Schweden und war in früheren Zeiten Soldat gewesen, ohne sich aber jemals in die unglückseligen Parteikämpfe seines Vaterlandes eingelassen zu haben, da ihm dergleichen Gezänk ein Greuel war. Da er schon so lange auf Pulitz wohnte und sich durch vortreffliche Eigenschaften des Charakters und Herzens auszeichnete, so war er fast auf ganz Rügen bekannt, überall geliebt und wurde von groß und klein der alte Schwede genannt, eine Bezeichnung, die in der That nach jeder Richtung hin der Wahrheit entsprach. Einen vollkommeneren

Biedermann gab es in der ganzen Runde nicht, und wer einmal Gelegenheit gehabt, mit Adam Sturleson zu verkehren, der mußte bekennen, daß er niemals von einem Menschen seines Standes in höherem Grade befriedigt worden sei.

Von Gestalt war er ein Riese, über sechs Fuß hoch, von angemessener Breite in den Schultern und reich an Fülle des Leibes. Sein Kopf war, wie der ganze Mensch, originell, denn er erschien im Verhältniß zu seinem großen Körper viel zu klein; die Züge des Gesichts trugen einen leutseligen und sanften Ausdruck, entbehrten aber keineswegs einer stark ausgeprägten und charakterfesten Männlichkeit. Das größte an diesem Kopfe war die Stirn; wie der ganze Scheitel glatt und kahl, ohne jegliches Haar nach den Seiten hin, glänzte und leuchtete sie, wie wenn ein ewiger Sonnenschein darauf ruhte; nur an den etwas eingefallenen Schläfen wuchsen zwei starke Büschel schneeweisser Haare und zogen sich nach dem Hinterkopfe in einen schmalen ehrwürdigen Kranz zusammen. Aus seinen großen, hellblauen Augen strahlte dem Beschauer eben so viel Gutmäßigkeit, Wohlwollen, wie gesunder Menschenverstand entgegen, ein Ausdruck, dem der etwas breite Mund mit den kerngesunden Zähnen entsprach, obgleich er seit Jahren von einem ungeheuren Schnurrbart verdeckt war, der in langen und breiten Ringeln zu beiden Seiten des Kinnes herabfiel und sich mit dem nicht weniger ansehnlichen Kinn- und Halsbarde zu einem schönen und selten gesehenen Ganzen verband.

Vom Morgen bis Abend fand man Adam Sturleson auf seiner Pachtung beschäftigt. Ueberall sah er selbst nach dem Rechten und deshalb gedieh Alles unter seiner Hand. Mit einem gewaltigen Spatenstock bewaffnet, in einem härenen langen Rock, bis an den Hals zugeknöpft, den er Winter und

Sommer trug, sah man ihn durch Wald und Flur wandeln, und Niemand war auf dem ganzen Gute, der so früh aufstand und so viel im Freien wirthschaftete wie er, so daß auch Niemand wie er so vollkommen unterrichtet war, was im Großen und Kleinen auf seinem Territorium geschah.

Der alte Schwede lebte aber nicht als Einsiedler auf seinem einsamen Gehöfte. Zwar kinderlos, hatte er jedoch eine Frau, Talke mit Namen, die ihm in allem und jedem gewachsen war, an großem stattlichen Körperbau, Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, so daß man wohl schwerlich ein Paar finden konnte, das besser zusammen gepaßt hätte, als dieses. Diese beiden alten Leute in herzinniger Neigung mit einander verkehren zu sehen, gewährte einen hohen Genuß, denn selten geschah es, daß Adam allein das Haus hütete. Sobald er sich blicken ließ, war auch Talke neben ihm, und jeder seiner Wünsche ward auf das Eiligste erfüllt, wie jeder seiner Beschlüsse auf das Herzlichste getheilt.

Mutter Talke stammte aus Mönchgut her, und das verrieth sich in ihrer Tracht, die der Mutter Ilske's im Kiekhouse sehr ähnlich war. Mit dieser war sie auch in entferntem Grade verwandt, und daher schreibt es sich, daß Hille sie ihre Base und den alten Schweden Vetter nannte.

Eine solche Verwandtschaft aber, zumal es die einzige war, die er noch auf der Welt besaß, wurde von dem alten Schweden hochheilig gehalten, und wenn irgend Jemand von Granzows oder Hille Vangerow sprach, pflegte er immer zu sagen, indem er den rechten Zeigefinger emporhob und die Augen vor Freude blitzen ließ: »Es sind meine Vettern und Basen, mein Lieber!« Dennoch sahen sich die Vettern und Basen nur sehr selten, jedes hatte auf seinem eigenen

Hofe, in seinem Berufe zu thun, und nur bei wichtigen Gelegenheiten trafen sie zusammen, dann aber mit einer Einigkeit und Herzlichkeit sich begrüßend und bewirthend, wie man sie nur selten im Leben finden mag.

Da der alte Schwede den ganzen Tag auf den Beinen war und bei jederlei Arbeit mit Hand anlegte, so erfreute er sich eines vortrefflichen Appetites und eines gesunden Schlafes, und beide Lebenserfordernisse wurden denn auch auf Pultitz mit ungemeiner Gewissenhaftigkeit behandelt. Im Essen beobachtete Adam Sturleson, sowohl was die Zeit, wie die Fülle und Reihenfolge der Mahlzeiten betraf, noch immer genau die Sitten seines Vaterlandes, und wir haben vielleicht Gelegenheit, dem Leser davon eine kleine Probe zu liefern. Zu Bett gegangen wurde Sommer und Winter jeden Abend um neun Uhr, dafür aber stand der unermüdliche Landwirth schon wieder um zwei Uhr auf, denn länger als fünf Stunden bedurfte seine riesige Natur der erquickenden Stärkung nicht. Bisweilen jedoch im Ganzen nur selten – wurden auch diese fünf Stunden noch um ein Bedeutendes beeinträchtigt, und das war jederzeit der Fall, wenn irgend ein Herzeleid, ein Kummer, oder auch nur eine Besorgniß die Seele des alten Biedermanns bedrückte, oder wenn er, wie er sagte, Gesichter sah, eine Eigenschaft, die er also, obwohl in etwas abweichender Weise, mit seinem Landsmann Magnus Brahe theilte. Das Erscheinen eines solchen Gesichts pflegte der alte Schwede stets mit den Worten einzuleiten: »Talke, gieb Acht, es schwebt etwas in der Luft, ich rieche das Gewitter!« Wenn er das sagte, dann wußte Mutter Talke, daß sie die Nacht nicht würde schlafen können, denn den alten guten Adam eine Nacht allein wachen zu lassen, das wäre sowohl

gegen ihr Gewissen, wie gegen jede Sitte und Gewohnheit gewesen.

An dem Abende nun, bis zu welchem wir in unserer Erzählung gelangt sind, war Adam Sturleson ganz gegen den Gebrauch sehr spät nach Hause gekommen. Langsamem Schrittes, wie er immer ging, mit majestätischen Bewegungen seinen langen Stock in den Boden stoßend und den ausdrucksvollen Kopf, der fast nie eine Bedeckung trug, mit militairischer Haltung nach allen vier Windgegenden drehend, war er am östlichen Ufer der Insel spazieren gegangen, hatte das Wasser betrachtet und die Wolken gemustert, was eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war, und dabei die eigentümliche Lage in Betrachtung gezogen, in der er sich gegenwärtig befand.

Denn im Frühling dieses Jahres war ihm etwas begegnet, was seine ganze Philosophie in Bezug auf die Ruhe und Verträglichkeit der Welt beinahe über den Haufen geworfen hätte. Der Kaiser Napoleon, der Deutschland und die benachbarten Länder mit seinen Soldaten überfluthet hatte und dem er deshalb noch tausendmal mehr grollte als schon früher, hatte es gewagt, sein einsames, schönes Pulitz dem Könige von Schweden zu entziehen und einem seiner habsgüchtigen Officiere, dem Herrn von Chambertin zu schenken.¹ Als diese Nachricht auf Pulitz eintraf, schwirrte

¹Der Name Chambertin verdankte der poetischen Licenz seine Entstehung. Der eigentliche Donatar, der außer der Insel Pulitz noch zwölf andere Domainen im Gesamtertrage von 2355 Talern und $1\frac{3}{4}$ Schilling vom Kaiser Napoleon erhielt, war der Kaiserliche Staatsrath, Reichsgraf Pelet. Von Pulitz bezog derselbe allerdings nur 275 Thaler 24 Schillinge. Der Grund, warum wir bei der Schilderung dieser Verhältnisse einigermaßen von der historischen Wahrheit abgewichen sind, liegt nahe

die Luft so von Gesichtern und Gewittern, daß Mutter Talle besorgte, sie würde ein ganzes Jahr keine volle Stunde schlafen können, und Adam Sturleson lud alle seine Gewehre und Pistolen, mit der Drohung, jeden Fremden niederzuschießen, der es wagen würde, sein kleines Heilithum zu betreten. Allein die heranziehenden Gewitter zogen alle ohne Entladung wieder vorüber, wie sich auch diese Gewehre und Pistolen gegen Spatzen und Dohlen entluden, denn mit der Zeit sänftigte sich der Zorn des alten Schweden, da Monate vergingen, ohne daß *Monsieur de Chambertin* sich blicken ließ und als Besitzer des Pulitzer Eilandes vorstellte.

Durch diese Verzögerung seines Erscheinens war allmählig der irrite Gedanke in Adam's Hirn aufgestiegen, der edle Franzose beabsichtige überhaupt nicht, von seiner neuen Erungenschaft Besitz zu nehmen, und die Jahre würden verstreichen, wie die Monate verstrichen waren, bis der Krieg beendet und die Franzosen, wie Adam sich ausdrückte, zum Teufel gejagt wären, denn hier müssen wir bemerken, daß der Gebrauch von mächtigen Kraftwörtern und haarsträubenden Flüchen die einzige üble Angewohnheit war, die der alte Schwede im Laufe der Zeit angenommen, trotzdem seine harmlose Seele keinen Gedanken hegte, der diesen gottlosen Flüchen entsprochen hätte. Nun aber war gerade an dem Tage, der dem erwähnten Abend vorherging, ein

und bedarf wohl einer genaueren Erklärung nicht. Das Große und Ganze in unserer Erzählung ist vollkommen wahrheitsgemäß, in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse durften wir uns aber um so eher hier und da eine Modification erlauben, als die Prosa des Lebens nicht immer in den Rahmen einer poetischen Schilderung paßt, und nicht immer schön und wahrscheinlich erscheint, was wirklich wahr ist.

Brief aus Stralsund mit der Nachricht eingetroffen, Herr von Chambertin werde in den nächsten vier Wochen einen Besuch auf Pulitz abstatten und sein neues Reich besichtigen, desgleichen werde er den bisherigen Pächter über sein Verhalten zur Rechenschaft ziehen, und wenn er Ursache fände, nicht mit ihm zufrieden zu sein, ihm die Pacht abnehmen und einem Anderen übergeben, da er selbst nicht gesonnen sei, sein Leben in dem nebligen Windlande hinzubringen.

Diese Nachricht konnte natürlich keine andere Wirkung hervorbringen, als furchtbare Gewitter zu erzeugen und ungeheuerliche Gesichter heraufzubeschwören, und mit diesen kämpfte der alte Schwede auf seinem Spaziergange, ohne im Stande zu sein, sie ganz zu bewältigen. Dennoch hoffte er zuletzt, es werde ihm gelingen, die Begehrlichkeit des neuen Herrn, zu befriedigen, und er werde Pächter von Pulitz bleiben wie bisher, zumal er sich keine andere Existenz auf der Welt denken konnte als diese. Mit dieser Hoffnung ausgerüstet, begab er sich endlich nach Hause und beruhigte die verwunderte Talke, die sein langes Ausbleiben nicht begreifen konnte und in der genauen Kenntniß des Wesens ihres guten Adam's dasselbe nur übernatürlichen Dingen zuschrieb. Am leichtesten konnte er sie bei solchen Gelegenheiten beschwichtigen, wenn er von allen Speisen, die sie ihm vorsetzte, reichlich aß, und darum bemühte er sich, seinen natürlichen gesunden Appetit auch heute in vollem Glanze zu zeigen.

Mutter Talke war daher ganz erfreut, als sie diese unerwartete Huldigung ihrer hausmütterlichen Sorgsamkeit bemerkte, aber um so mehr verwunderte sie sich, als Adam um neun Uhr keine Anstalten zum Schlafengehen traf, sondern auf seinem gepolsterten alten Lehnsessel am Fenster, von wo

aus er den ganzen Hof übersah, sitzen blieb und von Zeit zu Zeit laut seufzte.

»Adam,« sagte die gute Mutter Talke endlich, trat an ihren Gatten heran und kraute ihm im Backenbart, was er überaus gern hatte, »Adam, guter Adam, wollen wir nicht zu Bette gehen, es ist schon lange neun Uhr vorbei.«

»Nein, Talke, nein, ich schlafe heute Nacht nicht, und am liebsten bliebe ich hier auf dem Sessel sitzen und sähe das Morgenroth dort über das Dach heraufsteigen.«

»Aber, mein Gott, warum denn das?«

»Warum? Du fragst noch, warum? Talke, ich sage Dir, wir werden wunderbare Dinge erleben. Es ist nicht richtig in der Luft, ein furchtbare Gewitter zieht heran, und ich habe Gesichter gesehen, so schaarenweise und mit so schrecklichen Mienen wie noch nie in meinem Leben.«

»Meinst Du diesmal ein wirkliches Gewitter, oder nur Eins in Deiner Einbildung, Adam?«

»Einbildung?« rief der ergrimmte Alte und sprang auf, wobei er beinahe mit seinem kahlen Scheitel an die niedrige Zimmerdecke stieß. »Willst Du mich kränken? Muß ich denn durchaus fluchen, so sehr ich mich auch bemühe, es nicht zu thun, da es gottlos ist, wie Herr von Willich sagt?«

»Nein, Adam, Du *mußt* nicht – ich schweige schon, verschlucke die Flüche, und ich – ich will meine Meinung verschlucken.«

»Bomben und Kartätschen, Talke, was sagst Du da? Du willst Deine Meinung verschlucken? Was heißt das?«

»Ich will schweigen, Mann, wenn Du sprichst, weiter will ich nichts.«

»Das hat Dir der Satan gerathen, Weib! Wenn Du wüßtest, wie mein Herz zerrissen ist, würdest Du mir keinen Possen

mit Worten spielen; und Weiberreden sind Posse, wo Männer, wie der kleine Napoleon, das Wort führen in der Welt.«

»Er ist groß, dieser Napoleon, Du versprichst Dich, Adam.«

»Er ist klein, sage ich. Der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist.«

»So mag er klein sein, ich bin es zufrieden. Jetzt aber gute Nacht, Adam, ich gehe zu Bett.«

»Halt da! Man lässt einen braven Mann im Gefecht mit seinen Feinden nicht im Stich – ich theile Dein Bivouak!« –

Aber obgleich Adam Sturleson der Ueberredung Mutter Talke's gefolgt und zu Bett gegangen war, er konnte kein Auge schließen. Von seinen Gesichtern verfolgt und von seiner Gewitterluft bedrückt, wälzte er sich hin und her, bis er es gegen zwei Uhr Morgens nicht mehr aushalten konnte, aufsprang, sich ankleidete und das Zimmer verließ, um den Tag über dem Meere anbrechen zu sehen, wie er sagte.

Um Mutter Talke's Ruhe war es nun in dieser Nacht geschehen. Auch sie erhob sich, aber nicht, um den Tag über dem Meere anbrechen zu sehen, sondern um ihrem Manne das Frühstück zu bereiten, damit er, wenn er zurückkehrte, Alles auf dem Tische und zur Befriedigung seine Appetits bereit fände.

Als Adam Sturleson sein Gehöft verließ und auf die Wiesen, die dasselbe umgaben, hinaustrat, war es gerade die Zeit, wo die Nacht mit dem Tage um die Herrschaft rang, und ein hellerer Schimmer, als bisher sichtbar gewesen, sich am östlichen Himmel auszubreiten begann. Es war das noch

nicht die junge Königin des Tages selber, sondern nur ihr Vortrab, der sie verkündigt und aller Welt auf ihr Erscheinen Hoffnung macht.

Der alte Schwede stand mitten auf der Wiese still und schaute nach diesem gelblichen Schimmer hinauf, denn er liebte es, auf irgend einem Theile seines Gebietes den Morgen zu begrüßen, wenn er frisch aus dem Meere hervorstieg und mit gebieterischer Schnelligkeit über das Land flog, um sich, immer siegreich, das größte Reich zu unterwerfen, welches auf diesem Planeten existirt. Adam war jedoch nicht der erste und einzige Beobachter, der sich an diesem königlichen Schauspiel weidete, hundert kleine Vögel waren ihm schon zugekommen, hatten auf den Baumwipfeln den ersten Platz besetzt und schmetterten nun mit gellender Kehle ihren Gruß dem ersehnten Morgen entgegen.

»Hei! wie das lustig ist!« rief der Pächter von Pulitz, indem er mit heiterem Auge Alles und Jedes rings herum betrachtete. »Hier freut sich schon Jung und Alt, und ich sollte mich nicht auch freuen? Warum nicht, und wenn ich auch nicht zwitschern kann, wie diese da, so kann ich doch beten: Herr Gott da oben im Himmel, gieb uns Frieden und Freude wie diesen da. Amen! – Schau, schau,« fuhr er im stillen Selbstgespräch fort, »wie es dort drüben heller und heller wird, ich bin wahrhaftig noch beinahe zu spät aus dem Bett gekrochen, um diesen Labetrunk vollständig zu schlürfen. Da – und da kommt mir mein Wald wieder entgegen. Guten Morgen, lieber Wald! Hast Du Dich auch recht ausgeruht und erfrischt? Nun ja, es scheint ja so, es ist Alles recht saftig und duftig an Dir, aber ich alter Knabe, sieh mich mal genau an, ich bin etwas müde auf den Beinen, denn ich habe gar nicht geschlafen, und daran sind die Gedanken schuld, die

mir gestern abend Deine Schatten eingeflößt haben – aber halt, was ist das? Hast Du auch am frühen Morgen schon Schatten?«

Verwundert stand der Alte still und schaute in den Föhrenwald hinein, durch den, gerade da, wo er am dichtesten stand, zwei Männer daher kamen, die, als sie seiner ansichtig wurden, mit beschleunigten Schritten auf ihn zutraten.

»Wer da?« rief der alte Schwede mit seiner donnerartigen Stimme die beiden jungen Leute an, die sich ihm, sobald sie ihn erkannt hatten, mit lächelndem Gesichte näherten. – »Wer seid Ihr?« fuhr er fort – »Ha! Seh' ich recht? Ist mein altes Auge nicht geblendet? Bist Du nicht ein Granzow aus Sassenitz – ein Vetter, he?«

»Ja, mein wackerer Ohm, der bin ich, Du hast mich erkannt, und Dein Auge sieht noch so scharf wie vor fünfzig Jahren.«

»Das nun wohl nicht, mein Junge, aber – halt einmal, zum Teufel! Was bist Du für ein Kerl geworden, seitdem ich Dich nicht gesehen – aber hol' Dich der Geier, was treibst Du Dich so früh in meinem Revier herum?«

»Sogleich, lieber Ohm, sogleich! Erst sieh Dir einmal diesen Herrn an – kennst Du ihn auch?«

Der alte Schwede war dicht an Magnus herangetreten, um auch ihn genau zu besichtigen, nachdem er Waldemar wiederholt die Hand geschüttelt hatte. »Nein,« sagte er dann, »ich kenne ihn nicht und erinnere mich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Aber sein Gesicht ist kein schlechtes, potz Wetter und Blitz! Er trägt zwar einen alten Jägerrock, aber daß er kein gemeiner Jägersmann ist, wollt' ich wetten. Er hat etwas vom Falken – nicht im Auge, mein Junge, nein, das gleicht mehr einer Taube, aber in der Haltung

und der ganzen Gestalt. He, ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, er ist ein junger Krieger, wie ich ein alter bin.«

»Deine Menschenkenntniß, Ohm, hat Dich auch diesmal richtig geleitet,« versetzte Waldemar ernst. »Sieh ihn Dir recht genau an und freue Dich dann doppelt. Du hast ihn doch wohl schon einmal gesehen, wiewohl nur als Knaben, und sogar hier auf Pulitz, wo er Dich mit mir besuchte. Doch, ich sehe, Du schweifst in der Irre. Gerade heraus gesagt, es ist Magnus, Graf Brahe, mein theuerster Freund und meines erhabenen Wohlthäters einziger Sohn.«

Der alte Schwede reckte seine herkulischen Glieder zurück, strich mit der Linken seinen weißen Schnurrbart und schwenkte mit der Rechten seine Mütze, wobei er zuletzt eine kerzengerade Haltung annahm. »Ah, da neige ich mein kahles Haupt, Junker,« sagte er mit ergebenem Tone, »denn Ihr Vater ist mein Landsmann und außerdem ein edler und vielgeliebter Mann in diesen Landen. Darf ich Ihnen meine Hand bieten? Sie ist rein, Herr, und keiner Taube Blut klebt daran.«

Herzlich schüttelte Magnus die Rechte des biederen Alten und wandte dann den Blick auf Waldemar, als wollte er ihn ermuntern, ihren frühen Besuch zu erklären. Aber der Pächter von Pulitz kam ihm zuvor und sagte: »Nun weiß ich, wer Ihr beide seid, aber nicht die Ursache, die mir so früh die Freude verschafft, Euch bei mir zu begrüßen.«

Waldemar's Stirn umwölkte sich etwas. »Das ist eine etwas traurige Geschichte, Ohm,« erwiderte er. »Aber bevor ich Dir unsere Schicksale enthülle, nimm einen Gruß von mir an, den Dir ein wackeres Mädchen schickt, mit der Bitte, Dich unserer in unsern Nöthen anzunehmen.«

»Junge, was sind das für Worte! Laß sie mich nicht noch einmal hören! Mag Euch der Teufel schicken, Ihr werdet mir immer willkommen sein! Aber nein, Euch braucht Niemand zu schicken, und am wenigsten der Teufel, Sie sind durch Euch selbst empfohlen, um nicht vergebens an meine Thür zu pochen. Ein für alle Mal, Sie sind Brahe und Granzow, und das sind zwei Namen, die bei allen rechtschaffenen Rügianern einen guten Klang haben.«

»Vielleicht doch noch einen besseren, wenn ich Dir sage, daß Hille Vangerow mit ihrem Gruß uns einen Geleitsbrief an Dich mitgegeben hat.«

»Ah, pfeifst Du *die Melodie, meine Lerche?* Hille Vangerow, sagst Du? Ja, das ist mein Liebling, weit und breit auf dieser Erde, und wenn die Euch schickt, dann bringt Ihr mir gewiß etwas Gutes, denn mit dem Bösen hat sie noch keinerlei Bekanntschaft gemacht. Heraus nun endlich damit, meine Ohren sind groß genug, Alles zu hören, was mir Euer Mund sagen kann.«

Trotzdem der Alte bei diesen Worten heiter lächelte, wurde seine Miene doch sehr bald ernst, als Waldemar ihm mit kurzen Worten seine und Magnus Brahe's Verhältnisse auseinandersetzte. Ohne ein Wort dazwischen zu sprechen, nur bisweilen die silberweißen Augenbrauen bis zur halben Stirn hinaufziehend und dabei kampflustig seinen dicken Schnurrbart streichend, hörte er aufmerksam zu: als aber Waldemar fertig war, pfiff er laut durch die Zähne und sagte derb:

»Donner und Wetter! Jetzt erkläre ich mir meine Gesichter, und warum die Luft gestern abend so voller Gewitter war. Das nenne ich mir ein Ereigniß! Da, Jungens – nehmen Sie es nicht übel, Herr Graf, aber Sie sind ja gegen mich noch

ein Kind – da habt Ihr noch einmal meine Hand, und nun heiße ich Euch erst recht willkommen, denn ich liebe Leute, die von ihren Feinden ungerechterweise verfolgt werden, und nehme sie in Schutz, wo ich kann. Jetzt aber folgt mir in mein Haus und frühstückt mit mir, und da wollen wir der alten Talke auch Eure Geschichte in's Ohr flüstern. Heda, Ihr Buben, weiß es Gott, Sie sind an den rechten Mann gekommen! Der alte Schwede ist noch jung genug, Euch zu helfen, und hat eine Festung für Euch, an die keine Maus heran kann. Immer zu, immer zu, geht etwas rascher, meine Herren, ich wittere einen grimmigen Appetit nach dieser Freude. Aber halt – da fällt mir eben etwas ein, was zu bedenken ist. Wißt Ihr denn, daß ich auch mit Nächstem die Franzosenkerle zum Besuch erwarte? Aber nein, wie könnt Ihr das wissen. Nun, da habt Ihr's.« Und er erzählte, was wir selber schon von der Liebesgabe Kaiser Napoleon's an Brigadier Chambertin in Erfahrung gebracht. »Aber Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen,« fügte er hinzu, als er mit der Erzählung seiner eigenen Lage zu Ende war, »wenn die Hundsfötter auch kommen, sie sollen Euch doch nicht kriegen, wenn sie nicht von allen vier Weltgegenden zu Wasser und zu Lande zugleich auf mich losfahren, so wahr ich Adam getauft bin. Denn wißt, ich habe einen Versteck, den General Chamberlin selbst nicht kennen lernen soll, und wenn er sich auch hundertmal Besitzer von Pulitz von Kaisers Gnaden nennt, er müßte denn ein Biber sein und eine Witterung haben, daß er meilenweit Menschen riecht. Doch nun laßt das Reden sein, da seht Ihr schon mein Haus liegen und, schaut einmal, da geht eben die Sonne drüber auf, mit Euch zugleich tritt sie ein, ha! mein niedriges Dach freut sich, Euch zu beschirmen. Hinein, Herr Graf, immer hinein, es ist klein

und eng, aber für Euch ist Platz genug darin, Sie sind ja noch einen halben Kopf kleiner als ich, und ich stoße noch nicht mal an die Deckbalken an.«

Der alte Schwede ließ seinem vornehmen Gaste, wie es sich gebührt, den Vortritt, dann trat Waldemar in das etwas enge aber behagliche und bequem eingerichtete Wohnzimmer, und gleich hinter ihm her polterte der Wirth hinein, laut nach Mutter Talke rufend, um ihr den unerwarteten Besuch vorzustellen. Endlich kam sie, schon vollständig in ihrer dunklen Tageskleidung angetrippelt, und die Freude war groß, als sie den so schön gewordenen Waldemar, wie sie sagte, vor sich sah, und sie drückte ihn wiederholt an die Brust, wie wenn er ihr eigener Sohn gewesen wäre, und gab ihm die süßesten Schmeichelnamen. Als sie nun aber seines Begleiters Namen nennen hörte, fühlte auch sie sich hoch geehrt, und sichtbar färbten sich ihre runzligen Wangen, als ihr der Erbe der Spyker'schen Güter freundlich die Hand reichte.

»Nun ist es genug der Worte, Talke!« rief der alte Schwede aus, indem er seinen Spatenstock in die Ecke stellte. »Nun nicht gezaudert mehr, hole uns einen Imbiß, Mutter, aber einen kräftigen, denn wir haben alle einen Appetit, daß Du Wunder erleben wirst. Unsre Gäste sind mit den Vögeln aufgestanden und haben nicht zu Nacht gespeist.«

Mutter Talke wollte sich entschuldigen, daß sie auf einen so hohen Besuch nicht genügend vorbereitet sei und nicht gleich ein ordentliches Mahl auftischen könne, aber der Alte schob sie zur Thür und sagte, die Entschuldigungen würden sich von selbst ergeben, wenn er und seine Gäste alle Vorräthe aufgegessen hätten.

Magnus nahm sogleich auf einem alten Ruhebett Platz, denn er fühlte sich ermüdet, da er seit langer Zeit keinen großen Marsch gemacht und die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. »Ruht Euch nur einstweilen auf dem Dings da aus,« sagte der Alte, »erst müßt Ihr essen, dann sollt Ihr eine Stube mit zwei Betten haben, die bis an die Decke reichen und mit lauter Eiderdaunen gestopft sind, die ich selbst aus den Lüften heruntergeholt. Hei! Aber Essen und Schlafen ist die Hauptsache in Schweden, das wißt Ihr ja, und Bei-des soll Euch nicht fehlen, da Ihr bei mir auf schwedischem Grund und Boden steht und ein schwedisches Herz zum Wirth habt.«

Er dauerte nicht lange, so kam eine scheu blickende Magd in's Zimmer und bedeckte den eichenen Tisch mit schneeweißem Linnen. Dann kam sie noch einmal und brachte eine große Flasche alten Kornbranntwein und eine kleinere mit dunklem portugiesischen Wein gefüllt, nebst drei Gläsern, die eher großen Humpen als Weingläsern heutiger Gattung ähnlich sahen. Sobald sie auf dem Tische standen, füllte Adam Sturleson die Gläser bis an den Rand mit der ersten Flüssigkeit und bot sie seinen Gästen an.

Magnus probierte ein Glas und nickte dann dem alten Schweden zu. »Es ist ächter Vaterländer,« sagte er lächelnd, »ich habe ihn lange nicht gekostet.«

»Alles ist ächt bei mir, wie ich selber!« rief der Wirth, »und nun heiße ich Euch noch einmal willkommen! Laßt es Euch gefallen in meinem schlichten Hause. Gott segne den Morgentrank!«

Die beiden jungen Männer thaten ihm nach Kräften Bescheid und langten dann auch von den festeren Speisen zu, die nach und nach auf den Tisch gesetzt wurden und die

aus einem großen grauen Brode, frischer Butter und einem reichlichen Vorrath von geräucherten Aalen, Kalbsbraten, Wurst, Zunge, Pökelfleisch und Schinken bestanden, wozu noch zuletzt ein ungeheurer Käse kam, den Mutter Talke, wie sie sagte, eigenhändig bereitet hatte.

Als das Frühmahl verzehrt war, führte der Wirth seine Gäste in ihre Stube, wo Magnus sogleich das weiche Lager aufsuchte; Waldemar aber, sobald er seinen Freund zur Ruhe gekommen sah, kehrte zu dem Ohm zurück und wanderte mit ihm in den Fichtenwald, um sich das Herz rein zu sprechen von den vielfachen Beschwerden, die darauf lasteten, denn Adam Sturleson war ein Mann, dem er Alles vertrauen konnte, und ganz dazu geeignet, ihm den besten Rath in jedem Nothwendigen zu ertheilen. So war der Alte denn bald genau unterrichtet und sprach seinem jungen Freunde die beste Hoffnung zu, denn an Hoffnung auf Besserwerden fehlte es dem ehrlichen Mann niemals, wie auch sein Herz noch nie verzweifelt war, mochte die Gefahr, die es umgab, noch so groß gewesen sein.

ZWEITES KAPITEL. MUTTER TALKE'S UNTERNEHMUNGEN.

Im harmloesten Stillleben verstrichen den beiden Freunden acht Tage auf Pulitz sehr rasch, und sie mußten eingestehen, daß sie seit langer Zeit nicht so ruhig gelebt hatten, und so wenig von den tausenderlei Streitigkeiten, die draußen die Welt erschütterten, berührt worden waren. Von allem äußerem Verkehr abgeschnitten, nur dann und wann das Hundegebell oder den Flintenschuß eines benachbarten Jägers vernehmend, wenn die stille Luft diese Geräusche von der Insel Rügen herübertrug, verbrachten sie ihre Zeit in ungestörtem Nachdenken, was freilich, wenigstens für Einen

von ihnen, auch nicht ohne Kampf und Sorge geschah. Am wenigsten aber hörten sie von den Franzosen, denn nach Pulitz kam weder Einquartierung, noch eine streifende Patrouille, da die kleine Insel als das Eigenthum eines französischen Generals betrachtet und als solches mit allen Heimsuchungen der Art verschont wurde. So erfuhren sie weder, was auf dem Festlande, noch was auf der Insel und ihren Nebeninseln vorging, und wäre der nagende Trieb in ihrer Brust nicht gewesen, wenigstens mit den Ohren und Herzen an den Ereignissen der großen Welt Theil zu nehmen, sie hätten sich verhältnismäßig ganz glücklich fühlen können.

Magnus war, seiner Gewohnheit gemäß und zumal in Folge seiner letzten Erfahrungen, in diesen acht Tagen sehr trübe gestimmt und nur wenig zur gesprächlichen Mittheilung aufgelegt. Er hielt sich gern allein, theils auf seinem Zimmer, theils auf einsamen Spaziergängen, verarbeitete innerlich die traurigen Gedanken, die seine Seele erfüllten, und war außerdem bemüht, so rasch wie möglich den Rest seiner Wunde zu heilen, die aber leider, je mehr sie sich am Arme schloß, um so weiter im Herzen klaffte, und jeden Tag mit neuen Schmerzen blutete. Zwar belebte ihn bisweilen das lebenskräftige und immer heitere Gespräch seines Wirthes, aber stets nur auf Augenblicke, und sobald die mit lächelndem Munde gesprochenen Worte in seinem Ohr verhallt waren, sank er immer wieder in die alte stille Träumerei zurück. Namentlich aber Nachts, wenn er, gleich sorgenvoll in die Vergangenheit und Zukunft blickend, schlaflos im Bette lag, war er die vollkommenste Beute der ihn umschwirrenden Phantasiegebilde, die ihm stets von Neuem das verlorene Paradies vorspiegelten, das er in diesem Leben nun nie mehr betreten sollte.

Waldemar dagegen fühlte sich während dieser acht Tage meist völlig zufrieden gestellt, und der Umgang mit dem wackeren Pächter, der ihm so mancherlei Unterricht und Belehrung aus seinem erfahrungsreichen Leben zu Theil werden ließ, behagte ihm von Tage zu Tage mehr; er lernte, indem er hörte und sah, auf allen Seiten und fing im Stillen an, ein ruhiges Landleben zu schätzen, wenn es mit Nachdenken betrieben und mit genügsamem Herzen genossen wird. Nur von Zeit zu Zeit tauchte in ihm der Wunsch auf, etwas mehr von dem Leben da draußen in der Welt zu hören, denn er konnte sich weder so schnell von der alten Gewohnheit loslösen, mit eigener Hand in die Weltereignisse einzugreifen, noch so leicht die Wünsche bemeistern, die er für das Wohl seines Vaterlandes bis dahin gehegt hatte. Fast noch mehr aber peinigte ihn in den letzten Tagen seines Aufenthalts auf der kleinen Insel der Gedanke an seine Lieben in Sassenitz. Seitdem er Hille gesprochen, und das war ja erst vor wenigen Tagen geschehen, und seitdem er von ihr erfahren, daß die Franzosen auch sein väterliches Haus bedrängten, war eine bisher unbekannte Sorge in seinem Innern erwacht, und um so rascher wuchs dieselbe zu einer schwindelnden Höhe auf, je öfter er sich wiederholte, daß er selbst an der Bürde schuld sei, unter der die armen Eltern in ihren alten Tagen seufzten. Hätte er gewußt, daß im Kiekhouse Alles wohlauf sei, daß man von dem unbemittelten Strandvogt nicht mehr verlange, als er leisten könne, er hätte sich eine Zeit lang ganz behaglich fühlen und auf Pulitz völlig zufrieden leben können.

Waldemar war kein Mensch, der die ihn quälenden Gedanken lange in seiner eigenen Brust verschließen konnte,

er war ein Mann der That, und was ihn drückte und peinigte, mußte sich zu Handlungen gestalten oder, wenn das unmöglich war, mußte er wenigstens in verständlichen Worten aussprechen, was er verlangte und erstrebte.

So fühlte er sich gedrungen, seine Besorgnisse über sein elterliches Haus eines Abends laut werden zu lassen, als er mit Adam Sturleson von einer kleinen Jagdpartie im Föhrenwalde nach Hause zurückkehrte und den alten Freund zum Gespräche über seine Familienangelegenheiten aufgelegt glaubte. Er fing damit an, die Aufmerksamkeit des Alten, der rüstig und wohlgemuth an seiner Seite schritt, auf die politischen Verhältnisse des Landes zu lenken, um so einen Uebergang auf die persönlichen zu gewinnen, allein er fand wider Erwarten nicht den rechten Anklang bei dem nur für seinen nächsten Kreis lebenden Einsiedler.

»Laß mich Dir offen sagen,« erwiderte derselbe, »daß ich mich wundre, wie Dich die Dinge da draußen so tief bekümmern können. Es ist eine fruchtlose Mühe, die Du Dir damit giebst, da Du durch Deine Theilnahme auch nicht das Geringste von allem, was sich begiebt, ändern kannst. Laß das, mein Junge, und beschau Dir vielmehr Gottes Himmel und seine Erde hier ringsum, und wenn Du damit zu Stande gekommen bist, wende Dein Auge auf Dein eigenes Herz und sieh, ob da drinnen Alles zum Besten steht.«

»Ach,« erwiderte Waldemar seufzend, »das ist auch nicht immer eine lohnende Arbeit. Du siehst, wie es dem armen Magnus bekommt, daß er sich nur mit den ihn allein betreffenden trüben Verhältnissen beschäftigt.«

»Halt, Junge, halt, das ist etwas ganz Anderes, und Du scheinst mir zu voreilig im Urtheil zu sein. Verwechsle den Baum nicht mit seinem Schatten. Erstens bist Du nicht zur

Melancholie geneigt wie er, sondern ein Kind der Sonne, wie er eins des blassen Mondes ist. Dann aber bist Du ein Sohn des Volkes, natürlich und gerade gewachsen, zur Arbeit geboren und mit stählerner Thatkraft ausgerüstet. Er aber ist ein vornehmer Herr, der sich mit seinen Phantasieen unterhalten mag, da er nichts Besseres gelernt hat und nichts Beseres zu lernen braucht. Ihn hat der liebe Gott auf die Träumerei angewiesen, er hat Geld und eine Zukunft, die von selbst kommt, während Du Dir die Deine erarbeiten sollst. Jeder halte seine Stellung fest, auf die ihn der Rathschluß Gottes gesetzt, und er hat es weise gemeint, indem er Leute des blassen Gedankens und der feurigen That schuf. Deine Aufgabe ist, mit der Hand zu Deinem Nutzen zu wirken, seine ist es, seine Zeit so leidlich wie möglich hinzubringen, um nicht ganz zu verderren und einzuschlafen. So versteh ich es und ich habe noch immer Nutzen von dieser Ansicht gehabt. Wir Leute von der Hand haben keine Minute Zeit zu verlieren, wenn wir leben wollen, das kannst Du jeden Tag von mir lernen. Sieh Dir an, wie ich's treibe, denn Du wirst doch nicht immer auf dem Meere herumschwimmen wollen, sondern wohl einmal in einen Hafen einlaufen, um Dein Feld zu bebauen und Dein eigen Haus zu bestellen.«

»Du magst in vielen Dingen recht haben,« erwiderte Waldemar sinnend, »und es mag wohl möglich sein, daß ich einmal den Wunsch hege, mich an irgend einem lieblichen Plätzchen dieses Landes niederzulassen und ein Haus zu gründen, allein es darf nicht zu weit von der See sein, deren Brausen und Summen zu hören mir so nothwendig ist, wie ihre brandenden Wogen oder ihren glatten Spiegel zu sehen. Dennoch aber haben wir Menschen von der Hand auch ein Herz, und mein Herz denkt an die Seinigen, die

meinetwegen leiden und Trübsal erfahren. Du wirst mir das hoffentlich nicht verargen, zumal Du auch ein Mann bist, der ein Herz und in dem Herzen Gefühle für seine Nächsten hat.«

»Ganz und gar nicht, mein Junge, im Gegentheil, ich denke sehr oft mit Liebe derer, die mir Gott zunächst an die Seite gestellt hat, und es giebt wohl keinen größeren Genuss auf Erden, als zu wissen, daß auch sie sich glücklich fühlen, wenn wir in der Ferne für sie sorgen und schaffen. Ich werde Dir hiervon den Beweis liefern, nur gönne mir Zeit, ruhig zu überlegen, was Dir frommt und mir ziemt, denn der alte Schwede hat von der Natur keinen so blitzschnellen Verstand erhalten, daß er, wie manche Leute, schon heute wüßte, was morgen geschieht oder nöthig wird, – nein, er muß haushalten mit seinen geringen Geistesgaben und reiflich überlegen, wozu er sich entschließen will. Hat er aber einmal etwas als gut und recht erkannt, dann führt er es auch ohne Zögern aus, selbst wenn Brauch und Gewohnheit dagegen sind.« –

Als Adam Sturleson an diesem Abend mit seiner Frau zu Bette ging, war er ungewöhnlich schweigsam und nachdenklich; als er aber eine Weile ruhig gelegen hatte, so daß Talke nicht einmal seinen kräftigen Atemzug vernahm, sagte er: »Talke, schlafst Du schon? Nein? So höre, was ich Dir sagen will. Ich habe heute mit dem Granzow über seine Verhältnisse und seine Eltern gesprochen. Der Junge hat Sehnsucht nach ihnen und möchte gern wissen, wie es ihnen ergeht. Ich verdenke ihm das nicht: er hat sie neulich nach so langer Trennung kaum einen Tag lang gesehen, und er dauert mich, denn er führt doch eigentlich dem Grafen Brahe zuliebe ein abenteuerndes Leben. Ach, wenn diese

Herren keine Freunde hätten, auf die sie sich stützten oder die für sie in's Feuer gingen, wie würde es ihnen ergehen, und wie oft würden sie sich die zarten Fingerchen verbrennen! Na, aber er liebt ihn einmal und thut für ihn, was man sonst kaum für einen Bruder thut. Mag es denn drum sein und mag ihm auch diese Liebe einst vergolten werden! Ich aber möchte dem Burschen für mein Leben gern eine Freude bereiten, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen sollte. Weißt Du es vielleicht, Talke?«

»Noch nicht, Adam, aber ich denke, es wird mir in dieser Nacht etwas einfallen, was Deine Beistimmung erhält.«

»Ja, ja, laß Dir was einfallen, aber was Gescheidtes, was den Nagel auf den Kopf trifft. Höre mal, Talke, und dann habe ich noch einen Gedanken. Ich möchte wohl einmal das Vergnügen haben, diesen Waldemar mit der Hille Vangerow zusammen zu sehen. Straf' mich Gott, Alte, das ist ein hübsches Paar, und wenn ich sie zusammenkoppeln könnte, es würde mir auf einen tollen Streich mehr oder weniger dabei nicht ankommen.«

»Was hast Du für seltsame Einfälle, Adam; schäme Dich, als alter Mann so gottlos zu reden! Gott muß Mann und Weib zusammenführen, und nicht der Mensch daran rühren. Wo er seidene Fäden zu spinnen glaubt, schlingt er oft eiserne Ketten, und in denen möchte ich weder die gute Hille, noch den wackeren Granzow schmachtend wissen.«

»Ich auch nicht, Alte, was denkst Du von mir! Aber ich müßte mich sehr irren, wenn hier nicht schon ein seidener Faden auf dem Webstuhl läge und wir bloß die Maschine ein bisschen rascher in Bewegung zu bringen hätten. He, was meinst Du? Willst Du mir helfen, Mutter? Meine alten Augen sehen gar zu gern so ein junges frisches Blut mitsammen

glücklich, das der liebe Herrgott auf Erden für einander geschaffen hat, und wenn ich so ein verliebtes Paar sich schnäbeln sehe, fällt mir immer die Zeit ein, wo wir —«

»Gute Nacht, Adam,« unterbrach ihn Mutter Talke, »wie gesagt, ich werde bis morgen drüber nachdenken.«

»Thu' das, Alte – aber Du sollst mir doch nicht meinen Schlußgedanken mit Deiner scharfen Zunge abschneiden – ich wollte sagen, wenn ich so ein verliebtes Paar sich schnäbeln sehe, so fällt mir immer die Zeit ein —«

»Na, was denn, Alter? Sprich es aus, wenn Du nicht eher einschlafen kannst.«

»Wo wir wie Adam und Eva im Paradiese glücklich waren. Nicht wahr?«

»So danke Deinem Gott dafür! Es ist ein Glück, jung und hoffnungsvoll zu sein, aber das Alter, in dem wir uns jetzt befinden, hat auch seinen Segen, und wenn man es recht bedenkt, ist ein ruhiges, sorgenloses Herz, wie wir es heute haben, besser als ein Herz voller Gluth und Bangen, wie es damals war. Gute Nacht, alter Adam!«

»Gute Nacht, weise Eva!«

Nicht am nächsten Morgen schon, erst am zweitfolgenden, denn so viel Zeit hatte sie zur völligen Ausarbeitung ihres Planes gebraucht, rüstete sich Mutter Talke mit Beistimmung ihres Mannes zu einem weiteren Ausfluge, was in Anbetracht ihrer Jahre und ihrer Schwerfälligkeit kein geringes Unternehmen war, zumal sie nur bei höchst wichtigen Vorkommnissen ihre einsame Insel zu verlassen pflegte. In

Gesellschaft ihres Mannes und von einem Knecht des Pacht-hofes begleitet, begab sie sich an den Strand, wo sie schon ein von letzterem zur Ueberfahrt nach Thiessow zugerichtetes Boot fand. Denn dahin wollte sie heute zunächst fahren, daselbst ein Fuhrwerk nehmen und dann so rasch wie mög-lich ihrem noch ferner liegenden Ziele zueilen.

Da es erst Morgens sechs Uhr war, als diese Reise begon-nen wurde, so schließt Magnus noch, Waldemar aber beglei-tete den Ohm, und so sah er Mutter Talke in das Boot stei-gen und die Richtung nach der schmalen Haide einschlagen, ohne daß er geahnt hätte, was denn eigentlich mit der so ge-heim gehaltenen Reise bezweckt werde.

Der Morgen war mild und fast windstill; in reiner Aether-bläue funkelte die Sonne am Himmel und goß ihre warmen Strahlen voll und segensreich über Land und Meer, so daß beide über die seltene Sommerlieblichkeit zu jauchzen und in Dankbarkeit zu wetteifern schienen. Als die Hausfrau mit wiederholtem Händedruck von ihrem Mann und Waldemar geschieden war und in dem Ruderboot nach einiger Zeit aus dem Gesichtskreise der Nachschauenden schwand, wandte sich Waldemar zu dem Pächter um, wobei man in seinen hellen Augen deutlich eine Frage schimmern sehen konn-te. Da der Alte aber, und wie es schien, vorsätzlich schwieg, so ließ er die Frage nicht laut werden, sondern blickte dem heimlich lächelnden Ohm nur forschend in das schlaue Ge-sicht.

»Nun, mein Junge,« sagte dieser endlich, als das Boot im-mer weiter auf der Spiegelfläche des stillen Boddens dahing-litt, »nun ist sie unterwegs, und wir wollen jetzt umkehren und sehen, was es im Hause zu thun giebt, nachdem die Alte uns allein das Regiment überlassen hat.«

»Wo will denn Mutter Talke eigentlich so früh hin?« fragte Waldemar nach einer Pause, als er zu bemerken glaubte, daß der schmunzelnde alte Schwede seine Frage zu erwarten schien.

»Haha! Ja, neugierig sind wir alle zusammen und Du auch, wie ich merke. Wo sie hin will? Sie will nach Jasmund, um einige Einkäufe zu machen.«

»Nach Jasmund?« fragte Waldemar mit unverholenem Staunen. »Ich denke, Ihr bezieht Eure Bedürfnisse aus Bergen, da habt Ihr sie ja auch viel näher und besser.«

»Nicht alle, mein Junge, nicht alle. Auch in Jasmund giebt es mancherlei Wünschenswerthes – noch dazu von bester Qualität. Es ist nicht immer Alles vom Auserlesensten, was man mit einer leicht ausgestreckten Hand erreichen kann.«

Er lächelte heiter, als er dies sagte, und bemühte sich augenscheinlich, Waldemar's spähenden Augen ferner nicht mehr zu begegnen.

»Ohm,« sagte dieser endlich, »Du verbirgst mir Etwas, ich merke es wohl. Wenn es was Freudiges ist, so sag' es, ich kann es brauchen, denn mein Herz hat lange keine rechte Freude erlebt.«

»Hoho! Was soll ich Dir verbergen? Freudiges giebt es jetzt nur wenig auf der Welt. Aber wenn Du Dir das denkst, so warte ruhig ab, wirkliche Freude kommt in keiner Stunde zu spät.«

»Ich weiß den Grund nicht davon,« fuhr Waldemar erregter fort, »aber ich muß diesen Ausflug Mutter Talke's mit Sassenitz in Verbindung bringen, obwohl ich nicht ahnen kann, was sie dazu vermocht hat.«

»Hoho! Du hast vielleicht nicht Unrecht, mein Junge. Die Alte ist unternehmend, wenn sie einmal in's Laufen geräth,

und da sie nach Sagard geht, macht sie vielleicht einen Abstecher und läßt sich nach Sassenitz kutschiren. Allein weiter weiß ich nichts, also warte ab, was geschieht, so gut wie ich. Die Welt hat einen geduldigen Mann aus mir gemacht und ich habe nie gesehen, daß Ungeduld den Hasen in den Schuß bringt, wenn man auf dem Anstand steht.«

Waldemar hatte genug gehört; er kannte den alten Schweden hinlänglich, um zu wissen, daß er der Mann war, Jemandem bei Gelegenheit eine heimliche Freude zu bereiten, und heute trug sein ganzes Wesen den Ausdruck davon. Um also auch ihm nicht die Freude der Ueberraschung zu rauben, schwieg er, im Stillen fest überzeugt, daß Mutter Talke nur nach Thiessow gefahren sei, um die Seinigen im Kiekhause zu besuchen und ihn bei der Rückkehr mit der Meldung ihres Wohlergehens zu beruhigen.

In dieser Hoffnung sollte er sich nicht betrogen haben, seine Erwartungen sollten sogar noch weit übertroffen werden. Am Abend, kurz vor Untergang der Sonne, forderte der Pächter von Pulitz die beiden jungen Männer auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten, und wie Waldemar es erwartet, schlug er den Weg nach der Landungsstelle am Strande ein, wo seine Boote lagen und Mutter Talke am Morgen abgesegelt war.

Schweigsam wie gewöhnlich, fast theilnahmlos erscheinend, schritt Magnus Brahe neben den beiden Freunden her; seine Gedanken waren, wo sie beständig weilten, nach Norden gerichtet und nahmen alle Zeit in Anspruch, die er nicht im Gespräch mit den anderen zubrachte; Waldemar dagegen ging mit höher klopfendem Herzen und unwillkürlich zu schnellerem Schritte treibend an Magnus' Seite, denn er wußte jetzt bestimmt, daß ihm in kurzer Zeit eine Kunde

von Sassenitz zu Theil werden würde. Adam Sturleson aber, immer gemessener schreitend, suchte die Gedanken Beider abzuleiten, und doch konnte er ein heimliches Lächeln nicht ganz unterdrücken, das ihm aus dem Herzen selbst hervorzudringen schien.

»Gemach, meine Herren,« sagte er endlich, »nicht so übereilt vorwärts gedrängt! Die junge Welt liebt es heutzutage, zu fliegen, wo nur ein mäßiger Schritt wohl gethan ist – es läuft uns nichts davon, was wir erstreben, und wir kommen immer zeitig genug am Ende aller Dinge an.«

»Ja, leider!« griff Magnus das Wort auf. »Doch wozu nützt auch das lange Zaudern? Es wäre manchmal besser, das Schicksal würde uns ohne Zögern bescheert, dem man doch nicht entgehen kann.«

»Oho!« erwiderte der alte Schwede mit Nachdruck. »Das klingt aus Ihrem Munde nicht christlich, Herr Graf. Der liebe Gott da oben hat allem auf der Welt seine rechte Zeit gegeben, um sich zu entwickeln, zu reifen und wieder seinem Ende anheimzufallen. Seht die Frucht des Feldes da an. Wie lange dauert es, ehe sie ein Zeichen des Lebens von sich giebt, nachdem man sie in die Erde gelegt hat! Langsam, langsam durchbricht sie die Erdrinde und streckt sich dann mit ihrem lieblichen Grün der Sonne entgegen, und wie lange dauert es, bis der Kern hart und voll geworden ist, um dann erst seine endliche Bestimmung zu erfüllen. So muß der Mensch auch langsam seinem Ziele zuwachsen, und wenn das Leben bloß aus Geborenwerden und Sterben bestehen sollte, wäre es ganz unvernünftig gewesen, den Menschen mit so vielen Kräften und Fähigkeiten zu begabt. Nein, nein, mein junger Herr, das war eine unbedachte

Rede, und ich kann mir nur sagen, daß Sie sie ausgesprochen haben, weil Sie jetzt nicht glücklich sind und in der Verbannung leben. Aber so wird es ja nicht immer bleiben – seit heute morgen haben wir schon wieder einen Tag hinter uns, und so werden ihrer mehrere kommen und verschwinden, bis endlich *der* Tag erscheint, wo auch das Glück und der Friede wieder mit der Sonne aus dem Meere auftaucht. Drum nicht kopflos und murrend voran, gut Ding will Weile haben. – Na, da sind wir ja!«

Bei diesen Worten stand er am Strande still, den sie jetzt erreicht hatten, und schaute sehn suchtvoll nach Thiessow hinüber, weder das Seufzen des Einen, noch die Beistimmung des Andern auf dessen blühendem Gesichte wahrnehmend. Aber sie sollten alle Drei noch eine gute Weile vergeblich harren, ehe sie das Pulitzer Boot zurückkehren sahen. Schon war die Sonne ganz unter den Horizont gesunken und färbte im Westen Erde und Meer mit ihrem goldenen Purpur, im Osten aber verdunkelte sich das Wasser allmählig und das jenseitige Ufer verschwamm in schattenreichen Umrissen mehr und mehr, da endlich sagte Waldemar, der unzweifelhaft die schärfsten Augen von allen Dreien hatte: »Ich müßte mich sehr irren, Ohm, wenn jetzt nicht ein Boot von Thiessow herüberkäme. Schade, daß wir keinen Wind haben, sonst könnten wir das Segel sehen, aber sie rudern – horch – hört Ihr nichts?«

»Ruhig, mein Junge, immer ruhig, auch das Boot wird kommen, wie der Wind wieder kommt, wenn die Zeit dazu da ist – diesmal aber hast Du Recht, ich höre die Ruderschläge deutlich, und recht kräftig bewegt sie der Jochen.«

So war es wirklich der Fall. Nicht lange dauerte es, so sah man das Boot die Schatten des Spätabends durchschneiden, und noch wenige Minuten später erkannte man sogar, daß Menschen darin saßen, obgleich sich ein leichter Duft, der gewöhnlich Abends über dem Bodden schwebte, wie ein dünner Nebel über die Ferne zu breiten begann.

»Erkennst Du die Alte schon?« fragte der alte Schwede lauernd und hielt das Auge fest auf Waldemar gerichtet, der mit seinem Falkenblick scharf über das Wasser schaute.

»Ha!« rief er plötzlich – »Mutter Talke sehe ich nicht, aber so viel ist gewiß, es sitzen mehr Menschen im Boot, als heute morgen von hier darin abgefahren sind.«

Adam Sturleson hustete, offenbar, um seine Freude zu bemanteln, denn seine riesige Brust war so gesund, wie die eines Menschen nur sein konnte. Heimlich stieß er sogar Magnus an und deutete auf Waldemar hin, als wollte er sagen: »Paß auf, der wird eine schöne Ueberraschung haben!«

Diese blieb denn auch nicht aus; fünf Minuten später trieben die Ruder des Knechtes das Boot an's Ufer, und einen Augenblick nachher lag Waldemar in den Armen seiner Mutter, während Hille, die ebenfalls in dem Boote gewesen, sprachlos an ihrer Seite stand und nicht wußte, wen sie zuerst begrüßen sollte, den alten oder den jungen Freund, nach denen beiden ihr Herz mit gleicher Innigkeit verlangt hatte.

Endlich aber war man mit den verschiedenen Begrüßungen fertig, alle hatten sich die Hände geschüttelt und Mutter Talke hatte die Danksagungen Waldemar's in Empfang genommen, der Niemandem verhehlte, daß er mit der Qualität der aus Jasmund herbeigeschafften Bedürfnisse vollkommen zufrieden sei.

Obgleich man an diesem Abend bis weit über die gewöhnliche Ruhestunde des alten Ehepaars auf Pulitz beisammen geblieben war und Waldemar wiederholt das Gespräch auf die Verhältnisse in Sassenitz zu lenken versucht, so schienen die drei Frauen doch im geheimen Verbande gegen den jungen Mann zu stehen, denn jedesmal hatten sie seine Fragen entweder ganz unbeantwortet gelassen, oder immer kluglich und gewandt einen anderen Gegenstand zur Verhandlung gewählt, bis jener endlich einsah, daß man ihm absichtlich an diesem Abend keine Erläuterung geben wolle, womit er denn auch zuletzt einverstanden war, wohl wissend, daß am nächsten Morgen seine Mutter ihn nicht länger in Ungewißheit lassen würde, wenn er mit ihr eine Stunde allein wäre und sie ernstlich nach den Verhältnissen in der Heimat fragte.

So war es denn auch. Nachdem das Frühstück am andern Morgen gemeinschaftlich genossen war, trennte man sich in verschiedene Gruppen. Magnus Brahe begleitete Adam Sturleson auf irgend einem Geschäftswege, Hille ging der Hausfrau, die ihren Gästen ein recht leckeres Mahl vorsetzen wollte, in der Wirthschaft zur Hand, und Waldemar führte seine Mutter in den lieblichen Föhrenwald, der am Morgen immer so frisch duftete, um ihr hier die Fragen vorzulegen, die er nicht länger auf dem Herzen bewahren konnte. Da es nun auch der Mutter auf der Zunge brannte, so begegneten sie sich rasch in ihren Wünschen und sprachen sich so ziemlich die Seele rein.

»Meine Mutter,« begann der gute Sohn, als er, die Matrone am Arme führend, auf dem noch schattigen Pfade dahinschritt, »welche Freude hast Du mir mit Deinem unverhofften Besuche bereitet! Verdanke ich ganz allein der guten Base Talke den Einfall, daß Du hierher gekommen bist, oder hast Du selber die erste Anregung dazu gegeben?«

»Das kann ich Dir eigentlich selbst nicht so bestimmt sagen, mein Sohn, denn Hille und ich, wir wünschten so lange einmal hierher zu gehen, seitdem wir von Eurer glücklichen Flucht aus Spyker gehört hatten, aber es ward uns nicht erlaubt, das Kiekhaus zu verlassen, so lange der Sergeant mit seinen drei Leuten darin war. Gestern nun, als sie zufällig abgezogen waren, um auf zwei Tage einen Marsch nach Mönchgut anzutreten, wo sie Euch augenblicklich versteckt glauben, traf es sich gerade, daß die Base zum Besuch kam, um sich, wie sie sagte, zu erkundigen, wie es nun gehe, und uns von Deinem Wohlsein zu unterrichten. Da war denn Hille, glaube ich, die erste, die schnell genug sagte: Tante, nun kannst Du Deinen lange gehegten Wunsch in Erfüllung gehen sehen, der Tag ist schön, die Base hat ein Boot in Thiessow, und die Franzosen kommen erst in der Nacht zu übermorgen wieder, fahre also hinüber nach Pulitz und schließe ihn in Deine Arme, dann hast Du wieder Zehrung für Dein Herz auf einige Zeit.«

»So, also Hille sagte das?«

»Jawohl, mein Sohn; ich aber sagte zu ihr: Willst Du denn nicht mit, Hille, und auch einmal den alten Ohm besuchen und Waldemar begrüßen?«

»Und was sagte sie da?« unterbrach sie dieser.

»Ja, sagte sie schnell, ich ginge gern mit, wenn der Strandvogt mich auf einen Tag entbehren könnte. – O, der,

meinte ich, wird wohl einmal einen Tag allein bleiben können, und überdies genießt er gern die Freiheit und geht nach Sassenitz hinunter zu seinen Bekannten, um sich das Herz frei zu sprechen von dem vielen Gram, der darauf lastet.«

»Ha, ich versteh'e, und da kam sie mit. Das war ein prächtiger Einfall, meine Mutter. Aber was hat denn der Vater für großen Gram, von dem er sich das Herz frei sprechen will, da er nun weiß, daß ich geborgen bin?«

»Wie? Hat Dir das Hille nicht gesagt, als sie Dich neulich gesprochen, wie sie uns erzählte?«

»Sie hat mir nur gesagt, daß Ihr Einquartierung habt und daß das etwas lästig wäre.«

»Lästig? Etwas? Bloß lästig? O mein Gott, ich glaube gar, das Mädchen hat Dir nicht die ganze Wahrheit sagen wollen, um Dich nicht noch mehr zu betrüben, und vielleicht auch, um Dich abzuhalten, Deine Schritte nach dem Kiekhause zu lenken. Doch das darf ich Dir nun nicht mehr verbergen, und so will ich Dir lieber Alles haarklein berichten. O mein Sohn, seitdem sie Dich auf der Insel verfolgen und glücklicherweise nicht ausfindig machen können, haben sie sich angelegen sein lassen, auch uns heimzusuchen. Nicht genug, daß sie uns vier Mann in das kleine Haus legten, die wie die Prinzen verpflegt sein wollen und alles Besitzthum des Vaters für das ihrige ansehen, mußten wir jedem Mann täglich einen schwedischen Thaler, und am Ende der zweiten Woche, als der schreckliche Mensch aus Spyker kam, dem Du entflohen bist, hundert Thaler Strafgeld zahlen, daß Du noch nicht gefunden bist.«

»Wie,« rief Waldemar entsetzt, »das hat man Euch auferlegt? Und Ihr habt es wirklich bezahlt?«

»Bei Heller und Pfennig, mein Sohn.«

Waldemar sann nach, die Augen in den Himmel bohrend, der golden und blau über den grünen Baumwipfeln thronte. »Wo habt Ihr das denn hergenommen, Mutter? So viel ich weiß, hatte ja der Vater außer seinen paar schwedischen Pfandbriefen nichts Baares in Besitz?«

»Ja, siehst Du, mein Sohn, das ist eben das Geheimniß, und die Hille hat mir auf die Seele gebunden, es Dir nicht zu verrathen.«

»Hille? Schon wieder Hille? Steht sie denn damit in Verbindung?«

»O gewiß, gar sehr, und wenn wir sie nicht im Kiekhouse gehabt hätten, so wüßte ich nicht, wie es uns ergangen wäre. Ich will es Dir nur sagen, Du aber darfst mich nicht verrathen. Sieh, alle die Strafgelder, die täglichen und die wöchentlichen, die hat sie bezahlt, um uns Ruhe zu verschaffen, und selbst wenn der Vater ihr nichts wiedervergüten kann, will nur sie allein sein Gläubiger sein und bleiben.«

Waldemar blieb mitten auf dem Wege stehen und konnte vor Bewunderung erst gar kein Wort hervorbringen, denn seiner Meinung nach war Hille noch ärmer als seine Eltern, und wo sollte denn nun mit einem Male bei ihr das Geld hergekommen sein?

»Du sprichst in lauter Räthseln,« sagte er endlich, »wie konnte denn Hille diese großen Summen bezahlen?«

Jetzt stand auch Mutter Ilske still und starre verwundert ihren Sohn an. Ein Licht dämmerte in ihrer Seele auf, als ob Hille dem Sohne auch die Erbschaft verschwiegen, die sie selbst gemacht hatte, um sich auf keine Weise in seinen Augen zu erheben. »Hat sie Dir denn nichts von der Erbschaft gesagt,« fragte sie flüsternd, »die ihr die alte Lachmann zugewendet? Nein? Nun freilich, mein Junge, sie ist ja seine

einige Erbin, und er hat ihr nicht allein sein schönes Gut vermacht, sondern zweitausend baare Thaler obendrein, in Papieren und Silber, die er im Laufe der Jahre von seinem Ueberflusse erspart hatte. Du siehst also, sie ist ein reiches Mädchen geworden, und das wundert mich gar nicht, denn der Herr segnet immer einmal die Tugendhaften, und zu denen gehört Hille sicherlich auch.«

Waldemar senkte den Kopf auf die Brust, denn tausend neue Empfindungen überflutheten ihn, unter denen aber keine einzige dem Eigennutze verwandt war, denn den kannte er nicht. »Hille!« murmelte er. »Reich und Gutsbesitzerin! Ach! Wie gütig ist Gott der Herr! Und welchen Gebrauch fängt sie an, von diesem Reichthum zu machen! Lohne es ihr Gott noch mehr – wir können es nicht, Mutter.«

»Nein, Waldemar, wir können es nicht, das hat der Vater auch schon gesagt. Aber sie will sich davon nicht abbringen lassen und beharrt mit ihrem kleinen Kopfe so fest darauf, daß es ordentlich zum Verwundern ist, wie ein so junges Mädchen so starken Willen und so ernste Entschlüsse haben kann.«

»So ist sie schon als Kind gewesen, aber ihr Wille ist kein Eigenwille und ihre Entschlüsse sind nicht die eines wankelmüthigen Mädchens.«

»Ganz und gar nicht; ach, wer die so kennte, wie ich, der würde sie auch lieben wie ich!«

»Wer liebt sie denn nicht!« sagte Waldemar zu sich, aber Niemand außer ihm hörte es, nicht einmal die, die ihm das Leben gegeben hatte. – Er war noch immer in schweigsames Nachdenken versunken, da fuhr die Mutter, die noch lange nicht mit ihrer Erzählung zu Ende gekommen war, schon wieder fort. »Als die Franzosen nun sahen, daß ihre Befehle

in Bezug auf die Zahlungen so pünktlich erfüllt wurden, so ließen sie es sich bei uns gefallen und nahmen eben keine zu böswillige Miene an. Von dem Tage an aber, wo Du aus Spyker entflohen warst, freilich, da änderte sich Alles bei uns.«

»Ich will doch nicht hoffen, daß es noch schlimmer wurde?« fragte Waldemar hochathmend und mit ängstlich beklommener Brust.

»O ja, viel schlimmer noch. Denn am nächsten Morgen kam der schreckliche Wütherich aus Spyker – er ist Capitain – und that, als ob wir nur hergelaufenes Gesindel wären. Das ganze Haus durchwühlte er, und da er nicht fand, was er wünschte, so gerieth er in einen fürchterlichen Zorn und schlug die Scheiben und die Gläser der Spiegel in Stücke, drohend, auch mit uns so zu verfahren, wenn wir ihm nicht den Verräther herausgäben. Damit aber meinte er Dich, mein Sohn, und Niemand anders. Nachdem er aber Alles vergeblich durchsucht hatte, legte er noch zwei Mann mehr in's Haus, die wir nun alle beköstigen mußten, schlepppte fort, was er mitnehmen konnte, versenkte dem Vater sein herrliches Boot, was er so sicher im Steinbach verborgen, schlug mehrere Bäume im Garten um und ließ mitten darin eine Hütte daraus bauen, um einen besseren Stall für seine Pferde zu gewinnen. Endlich belegte er uns noch einmal mit einer Contribution von hundert Thalern –«

»Die werdet Ihr ihm aber nicht bezahlen!« rief Waldemar, auf das Höchste entrüstet, und wußte gar nicht, wie er seinen Zorn bemeistern sollte.

»Nein, ganz gewiß nicht, das hat der Vater auch gesagt. Aber wenn sie ihn nun fortführen, wie der Capitain schrie, als er abritt?«

»Wie, das will er auch?« – Und er senkte den Kopf noch tiefer, als wollte er in den Tiefen seiner Brust einen Gedanken suchen, der ihn aus dem Labyrinth von Sorge und Schmerz führte, in das ihn die Erzählung der Mutter versetzt.

»Ja, aber das werden sie nicht thun,« fuhr diese fort, »das werden sie nicht thun, weil sie es nicht dürfen, hat uns der Sergeant Armand gesagt, und wir sollten nur ganz ruhig sein, der Capitain sage viel, was nicht geschehe, sie seien auch schon an seine Wildheit und Großsprecherei gewöhnt. Wie es mir vorkam, mochten ihn seine eigenen Leute nicht recht leiden, da er so stolz wie hartherzig und so grausam wie rachsüchtig ist.«

»O Ihr Armen!« seufzte Waldemar voll Wehmuth. »Ja, so ist der Krieg, das sind die Schmerzen, die er bringt, und die Früchte, die er wachsen läßt. O, meine Mutter, wie beklage ich Euch und mich noch mehr, daß ich Euch in dies Unglück gestürzt habe und nicht weiß, wie ich Euch daraus befreien kann.«

»Unglück, Waldemar? O, sprich nicht so. Wo ist denn das Unglück? Das ist Alles noch zu ertragen, sagt Hille, denn wir leben und Du seist in Freiheit. Wenn sie Dich hätten, meint sie, dann wäre es ein Unglück, aber nicht eher. Und daß sie Dich nicht ergriffen, dafür müsse gesorgt werden, auf jede Weise, und sie selbst wolle Alles aufbieten, daß es nicht geschehe, so viel in ihren schwachen Kräften stände.«

»Wie, auch das hat Hille gesagt, Mutter?«

»Ja, das und noch viel mehr, was ich Dir nicht so wieder sagen kann, weil es aus ihrem Munde ganz anders klingt, als aus meinem, denn sie hat eine Art und Weise zu sprechen und zu trösten, daß man sie immer küssen möchte.«

Ach, welchen Trost hätten wir, wenn sie nicht mehr bei uns wäre! – Doch halt, mein Sohn, kommt da nicht Jemand hinter uns?«

Waldemar, der nichts hörte, was außer ihm vorging, weil er zu sehr mit sich und seinen auf- und abfluthenden Gedanken beschäftigt war, drehte sich herum und sah Magnus mit dem alten Schweden des Weges daher kommen. Er stand mit der Mutter still, um sie zu erwarten, obwohl er noch viel auf dem Herzen hatte, was er mit ihr gern unter vier Augen abgemacht hätte. Allein, nun ging es nicht mehr, er schloß sich daher den drei Personen an, ohne jedoch an ihren Gesprächen Theil zu nehmen, da ihn die bitteren Gefühle fast erstickten, welche die letzte Unterhaltung in ihm heraufbeschworen hatte. So war er auch froh, als man wieder nach dem Hofe zurückkehrte, und den ganzen Tag suchte er das Auge Hille's, das sich ihm aber – wunderbar genug! – zu entziehen suchte, als ahnte sie, daß von ihr am Morgen die Rede gewesen sei und daß nun auch Waldemar endlich wisse, in welche Verhältnisse sie eingetreten und welchen Gebrauch sie bereits von ihrem Vermögen gemacht habe, denn daß Mutter Ilske geplaudert, verriethen ihre fein gerötheten Wangen und ihre blitzenden Augen, die in solchen Momenten eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen des blühenden Sohnes hatten.

Der eine Tag, den die Frau des Strandvogts und ihre Pflegetochter auf Pulitz zubringen durften, verflog, obgleich er ein langer Sommertag war, allen Beteiligten wie ein kurzer

Glückstraum, der, kaum geboren, auch schon wieder entschlafen ist. Von dem Augenblick an, wo die Sonne sichtbar nach Westen sank, wurde das Gespräch zwischen den Verwandten abgerissener, matter, denn Jeder schien zu fühlen, daß schon wieder einmal ein Abschied bevorstehe und daß derselbe nicht so freudig wie der Bewillkommungsgruß ihre Herzen bewegen werde. Namentlich wurden Hille und Waldemar unruhig, ihre Blicke irrten unbewußt von einem Gegenstande zum andern und zwischen den verschiedenen Personen hin und her, als wollten sie sich suchen und ihre Seele ausschütten, und es doch nicht wagten, da so viele vorhanden waren, die Zeugen ihres Gesprächs gewesen wären. Waldemar hatte den ganzen Tag über keinen Augenblick allein mit ihr reden können, stets war sie mit Diesem oder Jenem beschäftigt gewesen, und nun, da der Abschied so nahe bevorstand, drängte es ihn immer heftiger, sich ihr zu nähern, um so mehr, da er befürchtete, daß auch diesmal seine Absicht, die bereits einem brennenden Wunsche gleichkam, vereitelt werden würde. Allein er war ohne Noth besorgt gewesen, denn ein Mann war auf Pulitz, der Alles gesehen, was Andern entgangen war, und der es sich in den Kopf gesetzt hatte, den jungen Leuten Gelegenheit zu verschaffen, ein paar Worte ungestört mit einander zu wechseln. Dieser Mann war der alte Schwede. Er wußte es daher so einzurichten, daß, als man endlich zum Aufbruch rüstete, Mutter Ilske von seiner Frau in Anspruch genommen wurde, er selbst aber mit Magnus zum Strande voranschritt. So blieb denn Waldemar nichts übrig, als sich an Hille anzuschließen. Allein der treffliche Alte war noch nicht sicher genug, daß sein Manöver vollen Erfolg haben werde, er trat

daher heimlich zu Hille und sagte zu dem hold erröthen-
den Mädchen: »Hille, paß auf und nimm die Gelegenheit
wahr, dem Jungen, dem Waldemar, ein paar Worte der War-
nung zuzuflüstern. Er ist zu muthig, der Racker, und will
dem Franzosen zu Leibe, der Dir Deine Thaler abgenommen
hat. Laß Dir ein Versprechen von ihm geben, daß er sich still
hält, so lange es geht, für das Uebrige werde ich schon Sorge
tragen.«

Hille hatte, sobald der Ohm von Waldemar zu sprechen
anfing, schwer zu athmen begonnen, und ihre glänzenden
Wangen verriethen genügend, daß der Alte den rechten
Punkt getroffen habe; dieser bemerkte es auch sehr wohl
und rieb sich verstohlen die Hände, als er seinen Anschlag
gelingen sah.

Endlich war die Stunde des Aufbruchs der beiden Frau-
en herangekommen, und man schickte sich an, das Haus zu
verlassen und dem nicht allzu fern gelegenen Strande zu-
zuwandeln, wo das Boot mit dem Knechte die Reisenden
erwartete, der sie wieder bis Sassenitz begleiten sollte. Es
war ein milder, lieblicher Abend, warm, wie nur ein Julia-
bend sein konnte, ohne alle drückende Schwüle, die ein hei-
ßer Sommertag so oft in seinem Gefolge hat. Lautlos war
die Luft, blau der Himmel, so weit die menschlichen Augen
reichten, die nach der kristallenen Höhe ausblickten, um die
Witterung der kommenden Stunden zu erforschen. Der alte
Schwede, noch einen ermunternden Blick auf Hille werfend,
schritt mit Magnus voran und wählte schlau den weitesten
Weg durch die Föhren, um den beiden jungen Leuten so viel
Zeit wie möglich zur ungestörten Unterhaltung zu gewäh-
ren; hinter den Männern her schritten die beiden Frauen,
wobei Mutter Talke das Gespräch führte, um Base Ilske's

Aufmerksamkeit von dem letzten Paare abzulenken. Waldemar schloß mit Hille den Zug und ging anfangs schweigend neben ihr her, von Zeit zu Zeit ihre schöne Gestalt betrachtend, die sich in gewohnter Schnellkraft und Anmuth unter den Bäumen fortbewegte, jedoch den Kopf, wie im Stillen sinnend, auf den Busen gesenkt hielt. So waren sie schon einige hundert Schritte vorgerückt, und immer noch nicht hatte Waldemar das Gespräch begonnen, da es ihm heute zum ersten Mal im Leben schwer vorkam, mit seiner Cousine ein Wort des Vertrauens zu wechseln. Endlich aber sah er ein, daß er auf diese Weise nicht weiter komme, und er bezwang sich mit Gewalt, das Stillschweigen zu brechen, das beider Lippen gefesselt hielt.

»Hille,« sagte er sanft und ließ seine Rechte einen Augenblick leicht auf der Schulter des Mädchens ruhen, das, nicht viel kleiner als er, tief bewegt an seiner Seite schritt, »Hille, laß uns etwas langsamer gehen, ich möchte mit Dir ein vertrauliches Wort reden, wozu ich den ganzen Tag keine Gelegenheit fand.«

Hille mäßigte sogleich ihren Schritt, warf ihm einen raschen, einwilligenden Blick zu und sah dann wieder schweigend vor sich nieder.

»Hille,« fuhr Waldemar mit einiger Verlegenheit fort, »ich habe heute viel von meiner Mutter gehört, was mich mit Staunen und Verwunderung erfüllt hat, und ich weiß nicht, ob ich damit beginnen soll, Dir zu der günstigeren Gestaltung Deines Schicksals Glück zu wünschen oder Dir zu danken, daß Du sogleich auch das Glück Anderer damit zu befördern trachtest.«

»Wünsche mir weder Glück, noch danke mir, Waldemar, nimm vielmehr, was mir Günstiges widerfahren, für eine Gabe der Vorsehung auf und fühle mit mir, wie ich dadurch verpflichtet bin, den Segen zu verallgemeinern, der mir, der einzelnen Person, zu Theil geworden ist. Vor allen Dingen aber danke mir nicht, wo ich nichts Dankenswerthes geleistet habe.«

»Ich verstehe Dich, Hille, und will darüber nicht mit Dir rechten, obgleich ich Dir bekennen muß, wie ich überzeugt bin, daß nicht alle Menschen gehandelt hätten, wie Du, nachdem sie so reich von Gott dem Herrn bedacht worden.«

»Ich bin nicht reicher bedacht als Du, denn was mir der gute Lachmann jetzt gegeben, hat Dir schon lange der vortreffliche Graf Brahe verliehen, und also weißt Du, wie einem armen Menschen zu Muthe ist, wenn er in eine vortheilhere Stellung geräth, als die ihm seine Geburt und seine beschränkten Verhältnisse zugewiesen haben. – Laß uns lieber, so lange es noch Zeit dazu ist, von etwas Anderem reden, und da fällt mir zunächst Deine gegenwärtige Lage ein, die mir trotz Allem nicht recht günstig erscheint.«

»Ach nein, sie ist es auch nicht, Du hast wohl recht. Doch darf man nicht verzweifeln, so lange noch einige Hoffnung vorhanden, daß noch nicht Alles verloren ist. Magnus ist für's Erste in Sicherheit und seiner vollkommenen Genesung nahe; was geschehen wird, wenn er sich ganz kräftig fühlt, weiß ich noch nicht, da wir darüber noch nichts festgesetzt haben.«

»Mich beschäftigt in diesem Augenblick nicht Magnus Brahe's Zukunft, sondern Deine eigene, Waldemar.«

»Gut, ich danke Dir, aber diese ist mit der meines Freunden unzertrennlich verbunden.«

»Leider ja, und das ist es, was mich bangen läßt. Wärest Du allein, so würde ich Dir einen Rath geben.«

»Welchen?«

»Nach Schweden zu gehen und dort zu bleiben, bis hier andere Verhältnisse eingetreten sind.«

»Das ist wunderbar, Hille; dahin, glaube ich, neigt auch Magnus' Absicht.«

»O, so mache sie auch zur Deinigen! Ueberrede ihn, rasch dahin zu eilen, denn nur dort werdet Ihr vollkommen sicher sein.«

»Ach, Hille, wie schwer wird es mir, unter diesen Umständen mein Vaterland zu verlassen und nicht im Stande zu sein, ihm zu helfen. Es stimmt das durchaus nicht mit meinen früheren Vorsätzen überein, und ich bin weit, weit von meinem ursprünglichen Wege abgekommen, der mich nur zum Siege führen sollte.«

»Der Sieg ist überall, wo man keine moralische Niederlage erleidet. Dich für die Deinigen und auf bessere Zeiten zu bewahren, ist unter Umständen auch ein Sieg, den Du unter jeder Bedingung jetzt zuerst zu gewinnen suchen mußt.«

»Aber meine Eltern, Hille, sind in großer Noth und leiden schwer durch mich.«

»Das mußt Du nicht mit übertriebener Sorge betrachten; ich fühle die Schwere der Lage durchaus nicht. Es könnte noch schwerer kommen.«

»Wie denn?«

»Wenn Du gefangen und fortgeführt würdest. Und nun laß mich rasch reden, denn dort erwartet uns schon das Boot. Bleibe auf Pulitz, Waldemar, so lange bis Du sichere Gelegenheit findest, nach Schweden zu segeln, oder bis Dich die Noth – die Gott von Dir fern halten möge – von Pulitz

vertreibt. Denke nicht daran, Dich in Sassenitz blicken zu lassen, dort lauert Gefahr auf Dich in allen Ecken. Sieh, für uns selbst ist da nichts mehr für jetzt zu fürchten. Der Capitain Caillard ist nach Mönchgut gegangen, um Dich dort zu jagen, wie er meint, und dann kehrt er wieder nach Spyker zurück, um sein Spiel mit der leichtfertigen Dame, deren Herz er bethört, fortzusetzen.«

»Aber Du, Du, Hille, leidest am meisten unter diesen Verhältnissen! Du wirst arm, wo Du eben erst wohlhabend geworden bist.«

Hille blieb stehen und sah ihren Vetter fest, aber freundlich an. »Das laß Dich nicht kümmern, Waldemar, daran denke lieber gar nicht; was ich gebe oder thue, gebe und thue ich mit tausend Freuden.«

»Aber wie soll ich Dir dankbar sein?« fragte Waldemar, von einer angenehmen Gluth überströmt, die ihm aus Wangen und Augen sprühte.

Hille lächelte noch lieblicher und auch ihr Auge belebte sich wie der Abendhimmel im Westen, über den jetzt die scheidende Sonne ihre ganze rosige Herrlichkeit ausgoß. »Dankbar sein?« sagte sie. »Ich will es Dir sagen: bleibe Deiner wackeren Eltern Sohn, in der That und im Herzen, und wenn Du sie recht erfreuen willst – o sie sind alt und haben nur noch wenige Jahre zu leben – so schone Dich ihretwegen, denn Du bist ihre einzige Hoffnung in diesen ihren letzten Jahren.«

Waldemar hatte unbewußt der Redenden Hand gefaßt. »Ich will es,« sagte er, »der Eltern wegen und weil Du darauf dringst. O, der arme Magnus!«

»Wie kommst Du jetzt wieder auf Magnus?«

»Ach, Hille, ich weiß nicht, wie es geschieht, aber immer, wenn ich Dich sehe oder reden höre, fällt mir jenes glänzende Mädchen ein, dem er seine Liebe geschenkt hat. Wenn Gylfe nur eine Ahnung von Deinem Werth hätte oder vielmehr Dir nur von Weitem gliche, wie glücklich könnte der arme Grafensohn sein, der mit allen seinen Hoffnungen und Schätzen so arm an der einzigen Hoffnung ist, die ihm allein das Leben süß und lieblich machen kann.«

»Waldemar! Was sprichst Du? Wie kommt Dir dieser Gedanke?«

»Weil ich mich im Geiste an seine Stelle setze und denke: es müsse schön im Leben sein, sein Vertrauen auf ein braves Weib gesetzt zu haben, das uns in Gedanken und Gefühlen niemals im Stich läßt.«

Hille warf einen Seitenblick auf den Redenden, der ihn, wenn er bemerkt worden wäre, in Gluth gesetzt hätte, wie er selbst darin zu lodern schien, so aber sah er ihn nicht und nahm nur noch das Fluchen ihrer arbeitenden Brust wahr, die sich in mit Mühe unterdrückten Wonneschauern hob, wie das Meer, wenn es aufathmet, in Hoffnung, daß die glühende Sonne bald seinen kühlen Schoß erwärmen werde.

»Du scheinst bewegt,« sagte er, »hast Du mir noch irgend etwas zu sagen?«

»Nichts mehr, Waldemar, ich bin fertig und danke Gott, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben.«

»Aber warum athmest Du so schwer?«

»Die frische Seeluft, die ich schlürfe, ist daran schuld und wir müssen einmal wieder Abschied nehmen.«

»Aber wir sehen uns wieder, Hille.«

»Ja, ich denke und hoffe es. Da sind wir am Strande. Du vergistest Deine Versprechen nicht?«

»Nie, Hille, ich habe sie *Dir* gegeben.«

Er hielt noch einmal seine Hand hin, die ihrige fiel hinein und ein leiser Druck – von wem begonnen, von wem fortgesetzt? – preßte beide eine Zeit lang inniger zusammen. Dann aber zog Hille die ihrige zuerst zurück, da sie bemerkte, daß der alte Schwede nicht weit von ihnen entfernt stand und mit einem wunderbaren Blick – wie der Falke die Täuben anblickt – ihrem Abschied zuschaute.

Man trat an das Boot, in dem schon der Knecht mit den Riemen in der Hand saß. Waldemar umarmte herzlich seine Mutter, dankte für den Besuch und bat sie, den Vater zu grüßen und ihn seinetwegen zu beruhigen, sowie auf ein günstiges Ende der obschwebenden Verhältnisse zu hoffen.

»Das will ich, mein Sohn; aber – Du hast so brennende Lippen, Du fühlst Dich doch wohl?«

Der alte Schwede kicherte vor Freude und konnte sich kaum bezähmen, diese Frage zu beantworten, als wäre sie an ihn gerichtet gewesen.

»Ich bin ganz gesund,« erwiderte Waldemar und ließ einen leuchtenden Blick auf Hille fallen, die eben von Mutter Talke Abschied genommen hatte. »Lebe wohl, Hille!«

»Lebe wohl, Waldemar, Gott beschütze Dich!«

Sie sprang in den Kahn, leicht wie eine Feder, glühend wie eine Rose und betrübt und freudig zugleich, wie Jemand, der nicht weiß, ob sein Unglück oder Glück das größere ist.

»Kommt glücklich nach Hause!« rief Talke, mit einem Tuche sich die ehrlichen Augen wischend, und schon fielen die Ruder in's Wasser, und die Spitze des Bootes drehte sich nach Osten hin. Lange standen die Zurückbleibenden am Ufer und blickten den Scheidenden nach, die noch immer mit Tüchern winkten. Endlich machte der alte Schwede dem

schweigsamen Nachschauen ein Ende. »Kehrt!« rief er mit seiner Stentorstimme, »heute scheiden wir und morgen sehen wir uns wieder. So hat es der Herr bestimmt, als er die Welt und die Menschen darauf schuf und sie in Freuden und Schmerzen mit einander verband. Komm, Talke, ich habe mit Dir zu sprechen, laß die Jungen allein ihren Weg suchen.«

Waldemar griff Magnus fest unter den Arm und drückte denselben an sich, als wäre es ein Weib gewesen, dem er diesen Beweis von Zärtlichkeit schuldig war. »Warum bist Du so schweigsam?« fragte Waldemar nach einer Weile, als er rasch neben dem Freunds dahinschritt, »ich bin heut' sehr zum Reden aufgelegt, als wäre mir etwas Glückliches begegnet?«

»So wird es auch wohl sein,« antwortete Magnus mit seinem gewöhnlichen trüben Ernste. »Wenn Du aber Neigung zum Reden hast, so überlaß mir das Denken.«

»Woran denkst Du denn jetzt?«

»Immer an Eins und Dasselbe, Freund. Ach, wenn Gylfe so wäre wie diese Hille!«

»Nicht wahr? Hat Dir Hille gefallen?«

»Sie ist eine Perle, Waldemar. Wenn sie mein wäre, mein sein könnte, ich ließe sie in Gold fassen, und sollte ich alle meine Schätze dazu hergeben.«

»Das freut mich, daß Du von ihr so denkst, sie ist ein braves Mädchen.«

»Nicht allein brav, sie ist auch schön – zwar ganz anders wie Gylfe, aber doch würde sie neben ihr eher gewinnen als verlieren, denn auf ihr Gesicht hat ein guter Geist seine Gedanken geschrieben, so daß es davon leuchtet; Gylfe's Züge aber tragen den Stempel des bösen Geistes, und daß es so

ist, das habe ich erst heute erkannt. – Glücklicher Waldemar!«

Die beiden letzten Worte sprach er nur in einem unverständlichen Seufzer aus; Waldemar dagegen dachte in demselben Augenblick! »Armer Magnus!« und drückte den Arm seines Freundes noch einmal innig an seine Brust.

DRITTES KAPITEL. DER KAISER VON PULITZ.

Seit dem zuletzt geschilderten Abend keimte in Waldemar's Brust ein tiefes Mitleid für Magnus Brahe auf, viel tiefer, als er es bisher empfunden. Bis jetzt hatte er immer nur des Freundes Verirrung beklagt, seine Neigung auf ein so werthloses Wesen, wie Gylfe es in seinen Augen war, gerichtet zu haben, nun aber bedauerte er ihn innig, denn es war, er wußte nicht wie es kam, eine Art Verständniß für die Gefühle desselben mit der Ahnung in ihm aufgedämmert, wie schmerzlich und demüthigend es für einen Mann sein müsse, Liebe für ein Geschöpf gefaßt zu haben, von dem er sich sagen müsse, daß es dieser Liebe nicht werth sei. O, und wie wunderbar war es außerdem, daß, je mehr er Magnus beklagte und je innigeren Anteil er an den Schmerzen seines zerrissenen Herzens nahm, er um so ruhiger, unbekümmter um seine eigenen Angelegenheiten wurde, denn, war ihm über Nacht ein glückweissagender Stern erschienen, hatte die fröhliche Sonne eine nie gehegte Hoffnung in sein Herz gepflanzt oder war eine unbekannte gütige Fee mit ihren Gaben in dasselbe geschlüpft? – genug, er sah Alles um sich her in glänzenderen Farben, sein Muth war zehnfach gewachsen, sein Unternehmungsgeist traute sich fast Unmögliches zu, und in seinem ganzen Verhalten sprach sich ein so zufriedenes, vertrauendes Gemüth aus,

daß Adam Sturleson Mutter Talke wiederholt darauf aufmerksam machte, indem er sagte: es scheine, als übe die Luft auf Pulitz eine ganz verschiedene Wirkung auf die beiden Menschen aus. Graf Brahe schleiche von Tage zu Tage trüber, in sich versunkener dahin, Waldemar aber erhebe kühner denn je sein Haupt und spreche bisweilen sogar von dem Kriege, als wäre er schon beendigt, und die Segnungen des Friedens ständen vor der Thür, Land und Meer mit nie endendem Sonnenschein erfüllend und eine vollkommenen glückliche Zukunft verheißen.

»Na,« sagte der alte Schwede etwa acht Tage nach obigem Besuche zu seiner Frau, »ich habe es mir wohl so gedacht, wie es gekommen. Mutter, halt' einmal den Kopf in die Höh' und schaue in's Weite – da sehe ich –«

»Na, was siehst Du denn schon wieder?«

»Fahre mich doch nicht gleich so an, Alte, wenn ich Dir ein Gesicht beschreiben will. Nun bist Du schuld daran, daß es fort ist und ich gar nichts mehr sehe.«

»Ich habe auch noch nichts gesehen, doch kann ich mir denken, was Du sagen wolltest. Ja, die Hille liebt den Granzow, sie liebt ihn, sage ich Dir, wie nur ein Weib einen so undankbaren Mann lieben kann, wie Ihr alle es seid –«

»Oho! Bist Du noch nicht fertig mit Deinem Gesicht?«

»Nein, noch nicht – und der Waldemar macht sich nicht das Geringste aus ihr, denn sonst würde er neulich gleich am Morgen mit ihr in den Wald gelaufen sein und ihr sein Herz ausgeschüttet haben.«

Der alte Schwede machte ein ernstes Gesicht, was ihm selten bei solchen scherhaften Unterhaltungen begegnete.

»Talke,« sagte er ruhig und immer ernster werdend, »diesmal hast Du Dich verrechnet und einen Mann, einen wahren Mann, für einen Firlefanz gehalten. Der Granzow ist ein Kerl, wie er sein muß – ein Mann von meinem alten, kernigen Schläge. Nimm es nicht übel, daß ich mich lobe, aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Er hat das Mädchen lieb, so lieb wie einer sie haben kann, nur weiß er es selber noch nicht, und wenn er es wüßte, würde er vielleicht über dieses Gefühl erschrecken, aber nicht in den Wald mit ihr laufen und sein gebrochenes Herz verrathen. Donner und Wetter oder bei'm Satan! das ist gleich viel, – aber das thut er nicht. Er weiß, daß jetzt nicht Zeit zum Liebeln ist und daß erst mit den Fäusten dreingeschlagen werden muß, bis die lumpigen Franzosen aus dem Lande gejagt sind, dann, erst dann wird er kommen und sagen: —«

»Na, was wird er sagen? Hast Du schon wieder ein Gesicht?«

»Ja, ein recht deutliches!« rief der alte Schwede mit donnernder Stimme, so daß die Wände bebten, und sein großes Auge rollte wie ein wilder Brand gegen seine Frau auf. »Ich sehe *Dich*, wie Du da sitzest und immer Recht haben willst und mir immer die besten Gedanken von den Lippen wegjagst. Mord und Tod! Es ist zum Davonlaufen!«

»Adam! Bist Du jetzt wieder im unschuldigen Paradiese, und hast Du das Fluchen vielleicht von den Engeln gelernt?«

»Von den Teufeln, sage lieber, und ich bin im Paradiese, ja, aber die alte Eva hat ein Gelüste, sich auf die Seite des Satans zu werfen, der Widerspruch heißt, und mir die ersten Thränen abzulocken, die Adam je vergossen hat.«

»Armer Adam! Ich trockne sie schon.« Und sie schlüpfte hin zu ihm wie in vergangenen Tagen, setzte sich auf sein

Knie, kraute ihm im Bart und küßte seine Stirn, die unter ihrem sanften Hauche ihre Runzeln verlor und wieder glatt wurde, wie sie beinah immer war.

»Du darfst mir nichts mehr über diesen Waldemar zuflüstern,« sagte er schließlich, »ich kenne ihn jetzt durch und durch, und er hat mich wahrhaftig irre gemacht an mir selber. Ich wollte mein Hab' und Gut der Hille vermachen, und nun kommt er mir in die Quere und luchst es mir am Ende noch vor ihr ab.«

»Wenn es weiter nichts ist, Alter, so gräme Dich nicht. Vielleicht ist Dein Gesicht richtig, und dann hat Hille, was Waldemar hat und umgekehrt.«

»Da hast Du ein wahres Wort gesprochen, Alte, so habe ich es gern, und ich sehe, Ihr Weiber könnt schon liebenswürdig sein, wenn Ihr nur immer wolltet!«

Beinahe zwei Wochen wohnten die Flüchtlinge nun schon auf Pulitz, und im Allgemeinen fühlten sie sich von Tage zu Tage sicherer in dem abgelegenen Hause, und wohler und zufriedener im Verkehr mit dem alten Schweden und seiner guten Frau, wenngleich Magnus Brahe's Gemüthsstimmung noch vieles zu wünschen übrig ließ. Aber auch hierin hoffte sowohl Waldemar wie sein Ohm von der Zukunft das Beste, da die Zeit mit ihrem beruhigenden Balsam dem vertraulichen Menschen so oft die bitterste Wunde heilt. Des jungen Grafen Arm war ganz geheilt, und allmählig kehrte die frühere Kraft des verletzten Gliedes zurück, so daß er schon im

Stände war, eine Flinte zu behandhaben und damit zu seiner Unterhaltung Vögel zu schießen, die in zahllosen Scharen die Insel umschwärmten, als wäre es ihre Pflicht, Mutter Talke's Küche mit ihrem zarten Fleisch und ihre Bettvorräthe mit weichen Daunen zu versorgen.

So war das Ende des Monats Juli gekommen, und noch hatten die Bewohner der Insel nichts von den Vorgängen auf Rügen gehört, als was dann und wann ein Nachbar dem Pächter zutrug oder ein Knecht von einem kurzen Ausfluge mit heim brachte, den er zu irgend einem wirthschaftlichen Zwecke nach Außen unternehmen mußte. Auf diese Weise gelangten bisweilen auch einige politische Neuigkeiten nach dem einsamen Gehöft, allein da die Zeit keinen großen Umschwung in den europäischen Verhältnissen hervorbrachte, so gewöhnte man sich allmählig, das einmal Vorhandene als bestehend zu betrachten und in der Sehnsucht nach einer glücklicheren Zeit sich zu sagen, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, wo die nothwendigen Umgestaltungen zum besseren eintreten könnten.

Es war am 25. Juli 1809, als die Familie Sturleson mit ihren Gästen das Frühstück einnahm und dabei einige Nachrichten besprach, die am Abend vorher im Pachthause eingelaufen waren. Ein schlauer Knecht war in Jasmund gewesen, hatte Sagard und Sassenitz besucht und einige Bestellungen und Grüße im Kiekhouse ausgerichtet. Dort war Alles gesund, aber die Franzosen hausten daselbst wie zuvor, und die Nachforschungen nach dem Grafen Brahe und Waldemar Granzow dauerten noch immer fort, obwohl sie eher schläfrig denn eifrig betrieben wurden, da man mit der Länge der Zeit, und wenn man seine Bemühungen mit keinem

Erfolge gekrönt sieht, auch in solchen Beziehungen nachlässig wird.

Für Waldemar hatte der Knecht ein Briefchen mitgebracht, das ihm Hille heimlich zugesteckt, worin jener zu seiner Verwunderung las, wie man erfahren, daß auf Spyker wieder Alles im alten Gleise hergehe, daß der Capitain mit Gylfe Torstenson versöhnt, sowie daß dem Kastellan kein persönlicher Schade aus der Verheimlichung ihrer Anwesenheit erwachsen sei, da Herr von Caillard sich auf andere Weise an dem Besitzthum des Grafen entschädige und vor wie nach ein höchst vergnügtes Leben auf dem Schlosse führe, nachdem er von Stralsund aus den leergetrunkenen Keller auf Kosten des Besitzers gefüllt und zur besseren Unterhaltung noch zwanzig Mann mehr von seiner Schwadron in das Schloß beordert habe.

Waldemar wurde durch diese Nachricht nicht gerade traurig gestimmt, da er kaum etwas Anderes von den Verhältnissen daselbst erwartet hatte, nur seines Freundes wegen war sie ihm nichts weniger als angenehm. Er theilte ihm daher das in Erfahrung Gebrachte auch nicht mit, denn er hütete sich, das kaum gedämpfte Feuer seiner Eifersucht von Neuem zu schüren, da er nur zu genau wußte, daß im Innern des Armen noch zündbarer Stoff genug vorhanden war, um augenblicklich wieder in lichten Brand aufzulodern, wenn der Wind des Zufalls ihn von Neuem anzachen sollte.

Gleich nach eingenommenem Frühstück ging Adam Sturleson allein auf seine Felder, um nachzusehen, wann er voraussichtlich mit der Erndte werde beginnen können, die hier in der Regel einige Wochen später als auf dem Festlande stattfindet. Da sah er denn, als er eben dem Strande zuwandte, zu seinem Erstaunen ein Boot von der Berger Seite

her auf die Insel lossteuern, in dem er einige Fremde wahrzunehmen glaubte, die er noch nie gesehen. Aus Vorsicht sandte er daher sogleich einen Boten nach dem Pachthof, um seinen Gästen die Neuigkeit zu verkünden, was selbstverständlich den guten Rath enthielt, sich für's Erste verborgen zu halten, bis er weitere Nachricht bringen würde.

Nachdem er diese Pflicht erfüllt, sah der alte Schwede mit ruhiger Erwartung das Boot näher kommen, und als es gelandet war, stiegen zwei Franzosen heraus, die sich als die Diener des Brigadiers Herrn von Chambertin ankündigten und die Meldung brachten, daß Seine Gnaden beschlossen hätten, endlich ihr neu errungenes Eigenthum zu besuchen, es in allen Einzelheiten kennen zu lernen und womöglich einige Sommermonate darauf zuzubringen.

Da war denn also das längst Erwartete und Gefürchte-te eingetroffen, die bisherige patriarchische Ruhe der Insel war getrübt, und ihre Bewohner gingen den neuen Verwick-lungen entgegen, die nothwendigerweise aus dieser Besitz-ergreifung entspringen mußten.

Gleich nachdem die Meldung der Diener vollbracht war, beeilten sie sich, das Boot zu leeren, welches mit Koffern, Schachteln und Behältnissen aller Art dermaßen befrachtet war, daß man schon daraus entnehmen konnte, der neue Be-sitzer von Pulitz beabsichtigte seine unbekannte Herrschaft mit einem langen Aufenthalt zu beehren.

Da die vorhandenen Menschenhände nicht ausreichten, die mitgebrachten Habseligkeiten nach dem etwas entfernt liegenden Wohnhause zu schaffen, so verhieß der Pächter einen Wagen zu senden, worauf er mit dem Kammerdiener

des Herrn von Chambertin den Weg nach dem Hofe einschlug, während der andere Diener als Wachtposten bei den Sachen am Strand zurückblieb.

»Jetzt, Herr Pächter,« sagte der Erstere, »haben Sie die Güte, mich nach dem Schlosse zu führen: ich muß es in allen seinen Theilen in Augenschein nehmen, um dem gnädigen Herrn die besten Zimmer auszusuchen und sie seiner Gewohnheit gemäß behaglich einzurichten.« Der alte Schweide, obwohl in keiner fröhlichen Stimmung, warf doch bei diesen Worten auf den fein gekleideten und zierlich redenden Franzosen einen lächelnden Blick, der eine ironische Gewährung der Forderung, aber außerdem auch noch eine heimliche Schadenfreude enthielt. »Kommen Sie,« sagte er pfiffig schmunzelnd, »und sehen Sie sich das Schloß an; die drei besten Zimmer, die es enthält, stehen sogleich zu Ihrer Verfügung, denn ich habe sie in Erwartung des Herrn Generals längst von allem Gerümpel freigemacht.«

»Nennen Sie ihn Exzellenz, das wird er lieber hören.«

»Ist er denn Exzellenz?«

»Er ist es nicht, aber er kann es noch werden.«

»So darf ich ihn auch nicht so nennen, denn bei uns ist es ein Hohn, Jemandem einen Titel beizulegen, der ihm nicht gebührt.«

»Aber bei uns ist es so Gebrauch, Herr, und wir geben diesmal den Ausschlag in der civilisirten Welt. Doch wie sagten Sie, nur drei gute Zimmer hätte das Schloß?«

»Ich sage Alles so, wie es ist. Lassen Sie uns nicht die Zeit mit Reden verschwenden, sondern kommen und überzeugen Sie sich.«

Man ging schweigend auf dem nächsten Wege durch die Felder dem Pachthause zu, wo sich denn die Scheunen und

Ställe, welche die Vorderfront desselben bildeten, und durch die das Eingangsthör führte, zuerst darstellten.

»Was sind das für Baracken?« fragte der moderne Kammerdiener, der einen Theil der civilisirten französischen Welt repräsentirte.

»Das ist das Pachthaus oder vielmehr die Scheunen und Ställe desselben.«

»Aha, da wohnen Sie?«

»Auch Sie, mein Herr.«

»Auch ich, wieso denn? Glauben Sie, daß ich weit von Sr. Gnaden wohnen darf?«

»Sie werden hier in Sr. Gnaden allernächster Nähe sein, denn dort – da haben wir es schon – ist das Pachthaus selber.«

»Comment? Ich wollte ja nach dem Schloß.«

»Das ist Alles, was wir hier auf Pulitz haben. Bei uns nennt man es Pachthof, bei Ihnen aber ist es, wie Sie sagen, Sitte, Jedermann und jedem Dinge einen höheren Titel beizulegen, und so mögen Sie es denn immerhin Schloß nennen.«

Der enttäuschte Franzose stand still, sperrte Augen und Mund auf und blickte bald den lächelnden Pächter, bald das Schloß an, das in seiner Meinung eher einer Hundehütte als einem cavaliermäßigen Herrenhause glich. »*Est cela que Vous nommez le chateau?*« fragte er mit beinahe ängstlicher Miene.

»Das ist es, mein Herr. Treten Sie näher und betrachten Sie sein Inneres. Es ist so wohnlich, wie es sein kann, und mir genügt es vollkommen.«

Der Franzose wurde mäuschenstill und verlor allmählig mehr die Farbe, je näher er dem Gehöft kam. Als er aber auf

dem von den umliegenden Gebäuden eingeschlossenen Hofe verschiedene Ackergeräthschaften und auch einige Misthaufen aufgeschichtet sah, wurde er ganz bleich, hielt sich die Nase zu und warf einen kläglichen Blick auf seinen herkulischen Begleiter, der ihn ohne Weiteres in den sogenannten Herrenflügel führte und ihm die drei erwähnten Zimmer anwies, deren Aussicht gerade auf den herrlichsten Misthaufen ging.

Soweit hatte Adam Sturleson die Artigkeit zu treiben nur für nöthig gehalten, hier ließ er den civilisirten Kammerdiener mit seiner Verwunderung, die fast der Erstarrung glich, allein und begab sich, nachdem er einen Wagen nach dem Strande geschickt seinen Freunden, die Mutter Talke in einem verschlossenen Dachkämmerchen sicher untergebracht hatte.

»Da haben wir's,« sagte der ehrliche Schwede bei'm Eintreten mit seinem alten Humor, »nun kommt mein neuer Kaiser, um seine Herrschaft in Besitz zu nehmen. Haha! es wird hier bald bunt hergehen, nach dem, was ich soeben erfahren. Na, wenn er es bei uns im Kleinen treibt, wie es sein großer Kaiser da draußen im Großen thut, dann wird es eine schöne Wirthschaft geben. Aber ich bin überzeugt, er wird es nicht lange hier aushalten, wenn er ein so feiner Mann wie sein Kammerdiener ist, denn daß er sich eine ganz andere Vorstellung von der Herrschaft Pulitz gemacht hat, als sie wirklich ist, habe ich auf den ersten Blick weggehabt. Nun, Talke, gieb dem Monsieur drüben zu essen und kehre Dich nicht an seine Lamentationen; wir haben die Herren Franzosen nicht gerufen, sie sind aus eigenem Antriebe zu uns gekommen, und so mögen sie mit dem zufrieden sein,

was sie finden; ich bin der Mann nicht, mich mit einem solchen Hasenfuß von Kammerdiener in nähere Verbindung zu setzen. Wir aber, meine Freunde,« und hier wandte er sich zu den beiden jungen Leuten, »werden diesen Abend nach All-Rügen übersiedeln, wo Ihr von jetzt an Euer Quartier aufschlagen müßt, bis der Kaiser von Pulitz wieder abgereist ist, oder Ihr Euch ungefährdet anderswohin begeben könnt. Ihr werdet es nicht so bequem wie hier vorfinden, aber Sicherheit gewährt es, dafür bürge ich.«

Der späte Abend dieses unruhigen Tages war gekommen, der Herr Kammerdiener Sr. »künftigen« Exzellenz oder des Kaisers von Pulitz, wie ihn Adam Sturleson scherweise nannte, hatte sich überzeugt, daß es kein anderes Schloß auf dem Gebiete Sr. Majestät gäbe, und er hatte also aus der Nothwendigkeit eine Tugend gemacht und mit einiger Nachhilfe der Pächterin die drei überwiesenen Zimmer so wohnlich wie möglich eingerichtet, dabei aber zahllose Seufzer ausgestoßen, daß sein Herr ihm die Schuld beimessen könne, keine bessere Unterkunft zu finden. Lassen, wir ihn mit seinem Kummer allein und folgen wir den drei Männern, die sich bei Einbruch der Nacht, mit verschiedenen Speisesäcken und Flaschen beladen, nach dem Versteck begaben, welches der alte Schwede für sie zur einstweiligen Benutzung ausersehen hatte.

Ungefähr in der Mitte des schmalen Wassergürtels, der Pulitz von dem Festlande von Rügen trennt, liegt ein kleiner mit Grasung, Buschwerk und Farnkräutern bewachsener

Werder, der im Sommer dem Pächter von Pulitz zur Viehweide diente, sonst aber von Niemandem betreten wurde und jeder Beachtung entging, da er nur wenig aus dem seichten Wasser hervorragte und durch keinerlei Baumwuchs oder sonst ein Merkmal der Cultur ausgezeichnet war. Dieser kleine Werder hieß und heißt noch heute All-Rügen. Von Pulitz aus führt eine seichte Furt dahin, die man bequem mit guten Wasserstiefeln durchwaten kann, im dürren Sommer oft sogar ganz ausgetrocknet findet; auf der Rügen'schen Seite aber ist das Wasser tief und bietet der Schifffahrt kein Hinderniß dar, wenn man mit den Sandbänken vertraut ist, die an manchen Stellen ziemlich dicht unter der Oberfläche des Wassers liegen.

Für den alten Schweden jedoch hatte diese kleine Insel einen besonderen Reiz, da sie der Sammelpunkt zahlloser Schaaren wilder Enten war, und er die Jagd auf diese mit Leidenschaft liebte und ausübte. Um dieser Liebhaberei mit aller Bequemlichkeit und dem möglichst großen Erfolge obliegen zu können, hatte er mitten auf dem Werder eine besondere Vorrichtung angelegt, und dies war der Versteck, wohin er seine jungen Freunde in dieser Nacht führte.

An der Stelle nämlich, wo die Farnkräuter und das kleine Buschwerk am höchsten ragten, hatte er eine ziemlich geräumige Höhle graben lassen und dieselbe mit Moos höchst bequem und behaglich ausgepolstert.

Es befanden sich darin zwei zum Liegen vollständig ausreichende Lagerstätten und mehrere kleinere Sitzplätze, zwischen denen sogar ein kleiner Tisch von Erde aufgerichtet stand. In diese unterirdische Grotte, die, da der alte Schwede als hochgewachsener Mann das Bücken nicht liebte, ziemlich tief und geräumig war, zog er sich zurück, wenn

er es auf einen reichlichen Entenfang abgesehen hatte, und er nannte sie seinen Anstand, wozu alle Einzelheiten in vortrefflichstem Zustande bei der Hand waren. Denn wenn er, den Blicken der in Schaaren darüber fliegenden Vögel entzogen, darin versteckt lauerte, brauchte er seine geladenen Flinten bloß aus den weislich offen gehaltenen Schaulöchern zu stecken und abzudrücken, und er war gewiß, nach einiger Zeit, wenn er die Grotte verließ, einen reichlichen Vorrath lahmgeschossener Braten auf dem Werder umhergestreut vorzufinden. Bedeckt war die Grotte mit zwei horizontal liegenden Holzthüren, die von Außen und Innen geöffnet werden konnten und dergestalt unter Moos und Haidekraut versteckt waren, daß sie weder ein neugieriges Menschenauge wahrnehmen, noch die viel scharfsichtigeren Vögel von dem übrigen Inselgrunde unterscheiden konnten; die Oeffnungen für die Schießgewehre selbst aber konnten, wenn es anhaltend regnete, von Innen versetzt und so aller Zufluß von Außen abgeschnitten werden.

Als der alte Schwede seine Gäste in dieses unterirdische Blockhaus geführt und mit allen seinen Einzelheiten bekannt gemacht hatte, ließ er sich auf einen der Moos sitze nieder, zündete ein mitgebrachtes Licht an, schloß die Deckelöffnungen und sah seine Freunde gemütlich lächelnd an. »Nun,« sagte er, »was meint Ihr dazu? Werdet Ihr hier vor den Späheraugen der Franzmänner geborgen sein und nun dem alten Schweden glauben, wenn er sagte, er habe einen Versteck für Euch?«

Sowohl Magnus wie Waldemar nickte befriedigt und schüttelte dem Alten dankend die Hand. »Aber es wird heiß

werden, wenn wir alle Löcher schließen,« bemerkte Magnus, »und die Luft hat keinen Zutritt, so daß man ersticken kann.«

»Wer sagt Ihnen, Herr Graf, daß Sie sie alle schließen sollen? Ich habe das nur jetzt des Spaßes halber gethan, und um Ihnen zu zeigen, welche Mittel Sie bei etwaigen Gefahren zu Ihrer Sicherung besitzen, wozu noch dieser Balken dient, mit dem Sie die Thüren von Innen verrammeln können. Sehen Sie, so! – Bei Tage müssen Sie sich freilich still verhalten und können lesen, sprechen und essen, so viel Sie wollen und haben: Nachts aber öffnen Sie ein oder zwei Löcher oder auch einen ganzen Türflügel und können dann spazieren gehen, frische Luft schöpfen, ja sogar nach Pulitz hinüberwandern, da Sie nun die Furt kennen und mit guten Stiefeln versehen sind. Ich werde Sie jeden Abend, sobald der Kaiser von Pulitz geruht zu Bett zu gehen, besuchen und Ihnen Kunde bringen, wie es drüben im Reiche steht und geht, und so werden Sie Unterhaltung genug haben, wenn Sie Ihre Lage in Betracht ziehen, die allerdings keine solche ist, wie Sie sie in Spyker hatten, als Sie noch bei Ihrem Vater lebten.«

»Schweigen Sie von Spyker, ich ziehe für jetzt diesen Entenfang vor und bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar für Ihren Zufluchtsort.«

»Nun, dann bin ich zufrieden, und da heute nichts weiter zu verabreden ist, so verlasse ich Sie für diese Nacht. Ihre wollenen Decken haben Sie doch mitgebracht, he?«

»Es ist Alles vorhanden, was nothwendig ist, nur bitten wir für morgen um frisches Wasser und neue Nahrungsmittel,« sagte Waldemar, der sich ganz behaglich gebettet fand.

»Alles, mein Junge, Alles sollt Ihr erhalten, gebranntes und ungebranntes Wasser, Brod und Gebratenes, und ich glaube nicht, daß der Kaiser von Pulitz so gut speisen wird, wie ich Euch bedenken will. Nun gehabt Euch wohl und ruhet von Euren Sorgen aus. Morgen werde ich Euch Bericht abstatten, welchen Eindruck Seine Majestät auf mich gemacht, und welche Befehle er mir ertheilt hat. Na, ich sehe schon, das wird eine curiose Geschichte werden, und vielleicht stimmen wir morgen allesamt ein herzliches Gelächter über seine funkelnagelneue Regierung an. Gute Nacht, Herr Graf, gute Nacht, Waldemar – und vergiß mir die Hille nicht, die Dir den guten Rath gegeben hat, Dich den Händen des alten Schweden anzuvertrauen – hörst Du?«

Waldemar stimmte beifällig in diese Rathschläge ein, die der ehrliche Alte ihm bei'm Scheiden hinterließ, und bald darauf hatten sich die Einsiedler für ihre erste Nacht eingerichtet, so gut es die Mittel zuließen, die ihnen so freundlich zu Gebote gestellt waren.

Am nächsten Morgen war der Pächter von Pulitz schon früher in Thätigkeit, als die Sonne die Wipfel seiner Bäume färzte, was jedoch weniger in der Absicht geschah, zeitig nach dem Rechten zu sehen, damit der neue Gebieter Alles in bester Ordnung finde, als aus unruhiger Neugierde, den Mann kennen zu lernen, der es wagen würde, ihm neue Gesetze vorzuschreiben, ein Unterfangen, welches für den unbeugsamen Naturmenschen ebenso neu und drückend war, wie wenn man seinen der Freiheit gewohnten Nacken unter

ein Joch hätte beugen wollen, was ihn vor sich selbst erniedrigte und demüthigte. Allein er sollte etwas lange warten, bis ihm der erwartete Anblick zu Theil ward, denn *Monsieur de Chambertin*, der die Aussicht hatte, bald Exzellenz zu werden, war ein ebenso großer Freund von langem, wie sein Pächter von kurzem Schlafe, und selten begrüßte er, seitdem er in Folge seiner Verwundungen aus dem aktiven Dienste geschieden war, das Tageslicht vor der elften Morgenstunde.

Diesen Umstand erfuhr Adam Sturleson erst etwas spät aus dem Munde des Kammerdieners, und so hatte er Zeit genug, noch einige Vögel zu schießen und im Vorbeigehen bei seinen jungen Freunden Erkundigung einzuziehen, wie sie in ihren Moosbetten geschlafen hatten, worauf ihm eine befriedigende Antwort zu Theil wurde.

Um zwölf Uhr Mittags aber fand er sich am Strande ein, da er gehört, daß Herr Louis, der Kammerdiener, seinen Herrn um diese Zeit erwartete. Es dauerte auch nicht lange, so sah man ein Boot von Dumsewitz heranrudern, dem ein zweites folgte, das einen bequemen Wagen trug, in dem die zukünftige Exzellenz wahrscheinlich auf seiner neuen Herrschaft spazieren fahren wollte, um die weiten Wege abzukürzen, die ihm bei der Besichtigung derselben bevorständen.

Als das erste Boot anlegte, fand man in der That Herrn von Chambertin nebst einem Diener darin, dem eine Frau beigegeben war, die sich rühmte, eine Pariser Köchin zu sein, ohne die nun einmal der Brigadier nicht mehr leben konnte, da sie schon viele Jahre in seinem Dienste stand und nach allen Seiten hin Proben einer geschmackvollen Küchendame abgelegt hatte.

Wie man sich gewöhnlich die Menschen, denen man entgegengeht, um mit ihnen in einen angenehmen oder unangenehmen Verkehr zu treten, anders vorstellt, als sie wirklich sind, so hatte sich auch Adam Sturleson den Kaiser von Pulitz ganz anders gedacht, als er sich jetzt seinen Blicken offenbarte. Denn der ehemalige schwedische Krieger hatte geglaubt, in dem französischen ausgedienten Helden einen Haudegen von sechs Fuß Länge mit wenigstens zehn Schmarren im Gesicht zu finden, im Gegentheil davon aber war er nur ein sehr schmächtiger Mann, der dadurch noch kleiner erschien, als er war, daß er ein gekrümmtes Bein und einen hinkenden Gang hatte, was eine Kugel veranlaßt, die er vor einigen Jahren in einem Gefecht mit den Preußen in die Hüfte bekommen. Ebensowenig wie seine Körpergröße und Haltung bot sein Gesicht etwas Kriegerisches und Heldenmäßiges dar. Sein Kopf war mit einem dünnen und etwas ergrauten Haarwuchs bedeckt, der durch ein künstliches Färbemittel hatte schwarz werden sollen, aber leider stellenweise fuchsig gerathen war; der Ausdruck des Gesichts aber wich so weit von der Vorstellung des nüchternen Schweden ab, daß er bei'm ersten Anblick desselben kaum sein Erstaunen unterdrücken konnte, *Monsieur de Chambertin* führte nämlich seinen Namen insofern mit vollem Recht, als sein Gesicht ein sogenanntes Burgundergesicht war, das heißt glühend roth und in Folge seiner Liebhaberei für gewisse feurige Sorten des edlen Rebensaftes mit einer Legion kleiner kirschartiger Auswüchse bedeckt, die Adam Sturleson später den seltsamen Vergleich aufstellen ließen: es sähe aus wie sein Entenfang, wenn sechs Flüge wilder Enten zu gleicher Zeit darauf säßen, von denen eine die andere von ihrem Platze verdrängen wollte. Aus

diesem völlig bartlosen Gesichte nun, welches eine gewisse mit Genußsucht gepaarte Gutmäßigkeit sichtbar werden ließ, glitzerten zwei kleine schwarze Augen hervor, die heute mit einer etwas heftigen Begehrlichkeit in die Runde flogen, um sobald wie möglich den Umfang und die Schönheit des Landgebietes einzusaugen, das ihm sein erhabener Monarch und angebeteter Kaiser in überfließender Fülle der Dankbarkeit als erbliches Eigenthum für ewige Zeiten übergeben hatte.

Allein schon bevor er noch das Ufer dieses großen Gebietes erreicht, war die herzinnige Freude, endlich seinen eigenen Grund und Boden zu betreten, bedeutend in Abnahme begriffen, denn diese kleine magere Insel, auf der nur hier und da ein Wäldchen auftauchte, sollte das kaiserliche Geschenk sein, von dem man in Paris so ungeheuer gefabelt, um das man ihn so heftig beneidet und um dessenwillen er eine so weite Reise unternommen hatte?

Indessen heiterte sein glühendes Gesicht sich allmählig wieder auf, als er von ferne endlich den ansehnlichen Kiefernwald ragen sah, der Pulitz' größte Zierde und eigentlich sein einziger Reichthum war, und er begrüßte mit herablassender Milde den großen Mann, der sich ihm bei seiner Landung als den gegenwärtigen Pächter seines Besitzthums vorstellte. Allein auch diese Aufheiterung erlitt wiederum sehr bald eine Dämpfung, als sein Auge plötzlich auf das Gesicht seines Kammerdieners fiel, mit dem er wahrscheinlich in geheimer sympathetischer Verbindung stand, indem dieser ihm schon von Weitem durch seine jämmerliche Miene zu verstehen gab, er möge seine Erwartungen von einem fürstlichen Besitz etwas herabspannen, da selbst die Erfüllung der seinigen weit unter Pari geblieben wäre.

So wandelte sich denn sein oberherrlich huldvolles Wesen in eine eigenthümliche Verlegenheit um, die er hinter einem klüglich angebrachten Räuspern verbarg, das aus seinem zahnlosen Munde hervorging, sobald die Vorstellung beendigt war.

»*Bon jour, mon cher ami!*« lautete die erste Anrede des leutseligen Kaisers von Pulitz. »Also Sie sind der Pächter, der bis jetzt diese – diese Herrschaft verwaltet hat? *Eh bien!* Da wir einmal auf dem Wege sind, so wollen wir gleich durch die schönsten und fruchtbarsten Theile der Insel wandeln, und Sie werden die Güte haben, mich auf alles Be merkenswerthe aufmerksam zu machen und meine Fragen sofort mit der gewissenhaftesten Treue beantworten. *Louis, ayez la bonté!* Leihe mir Deinen Arm. So. *En avant, mon ami,* führen Sie uns, aber wählen Sie die bequemsten Wege, ich liebe die Spaziergänge auf holperigen Straßen eben nicht.«

»Die Wege auf Pulitz,« erwiderte der Pächter mit seiner gewöhnlichen Gradheit, »sind alle von gleicher Güte. Wie dieser hier, so sind sie überall, Herr General.«

Der General machte etwas große Augen, die jedoch von Minute zu Minute noch etwas größer werden sollten, denn wie Louis es schon seit vierundzwanzig Stunden erfahren, so sollte auch der General sehr bald erkennen lernen, daß des Menschen Gedanken trügerisch sind und daß man sich nicht glücklich oder ein Kaiser zu sein träumen muß, ehe das Ende der Tage gekommen und die Krone wirklich auf dem gesalbten Haupte sitzt.

Man war langsam über die Felder, die Wiesen und durch den Kiefernwald längs der Ostküste der Insel geschritten und das Gespräch hatte zur geringen Erbauung des neuen

Besitzers schon eine halbe Stunde gedauert, als Adam Sturleson von Weitem auf den Pachthof wies und mit einem gewissen Stolze, aus dem seine bescheidene Zufriedenheit mit dem ihm zu Theil gewordenen Erdenloose hervorleuchtete, bemerkte:

»Und das da, Herr General, ist der Pachthof, auf dem Sie nun selbst residiren werden.«

Der Kaiser von Pulitz stand still, um tief Athem zu schöpfen, denn der hohe Herr war auch noch etwas engbrüstig, was er ebenfalls den Siegen Napoleon's verdankte. Bei den Worten des Pächters aber schien ihm der Verstand still zu stehen, zumal Louis an seiner Seite eidlich versicherte, der große Mann habe Recht, indem er dies winzige klägliche Haus, das, weit davon entfernt, ein herrschaftliches Landhaus von nur bescheidenen Verhältnissen zu sein, nichts als eine einfache Bauernwohnung wäre, als seine künftige Residenz bezeichnete.

»*O mon dieu!*« wisperte mit einem tiefen Seufzer der General, »ist das das Schloß, das ich mir in meinen Träumen so feenhaft vorgestellt habe?«

»Ja, Exzellenz,« schmeichelte Louis, »das ist es. O, ich habe auch schon eine schlaflose Nacht darüber gehabt.«

Des Generals Augen nahmen einen immer größeren Umfang an, je mehr die geträumte fürstliche Herrschaft zu einer winzigen Bauernwirthschaft zusammenschrumpfte, und seine Burgunderfarbe ging allmählig in's Bläulich-Violette über. Er blieb wiederholt stehen und blickte sich scheu nach allen vier Weltgegenden um.

»Erstreckt sich die Insel da hinüber noch weiter?« fragte er beinahe schauernd den bisherigen Pächter.

»Nicht weiter, als Sie sehen. Da drüben das Land, welches Sie jenseit jenes Wassers erblicken, gehört schon zur Insel Rügen selbst.«

»Also das ist Alles, was wir bisher gesehen und durchwandert haben?«

»Ja, so ziemlich Alles, oder meinen Sie, daß ich Ihnen etwas vorenthalten hätte?«

»*Non, non! Mais c'est joli, très joli!*« spöttelte der General.
»*Charmant, bien charmant, mon ami!*«

»O ja,« erwiderte der Pächter, »es ist ganz charmant, ich verstehe Sie wohl und sage das auch. Und sehen Sie einmal den prächtigen Himmel hier über uns, wie er sich blau und golden so weit hin wölbt, ist das nicht prächtig?«

»Ganz ungeheuer prächtig, *mon ami*. Aber ich liebe die große Erde mehr als den größeren Himmel, und was ich hier vor mir sehe, scheint mir nur ein sehr kleines Stück Erdenkloß zu sein.«

»Ja, wenn es zehnmal so groß wäre, wäre es um ein Bedeutendes größer, das ist richtig, aber mir dürfen Sie darüber keine Vorwürfe machen, gnädiger Herr: ich habe es nicht gemacht und noch weniger Ihnen geschenkt, dafür müssen Sie Ihrem Kaiser danken, der hat wenigstens den guten Willen gezeigt, Sie für Ihre Heldentaten echt kaiserlich zu belohnen.«

»Auf den Knieen, *mon ami*, auf den Knieen muß man ihm danken, und das will ich thun, sobald ich wieder mein steifes Bein beugen kann. *Peste!*« Und der General knirschte wild mit den Zähnen, als hätte ein Dieb ihm seinen ganzen Reichthum gestohlen, der diesmal glücklicherweise nur in einem großen Vorrath von – Phantasie bestanden hatte.

»*Allons, mon ami!*« rief er dann. »Gehen wir nach dem Schlosse – dem Hause, wollt' ich sagen, vielleicht ist es Innen besser als Außen.«

»Ach nein, Exzellenz,« jammerte Louis an seiner Seite, »*au contraire*, und es riecht noch dazu sehr übel. Ich habe deshalb hier ein Fläschchen Rosenessenz mitgebracht, damit Sie nicht in Ohnmacht fallen, noch ehe Sie Ihre Salons betreten.«

Der Kaiser von Pulitz griff convulsivisch nach der vorgehaltenen Essenz und sog schon jetzt ihre Stärkung ein, als röche er bereits in seiner Phantasie die naturgemäßen Düfte, die einem echten Landmann so lieblich dünken, daß er sie überall um sich her verbreiten möchte. Darauf aber setzte sich der Zug wieder in Bewegung und bald war man im Innern des Schlosses angelangt, wo sich der General, fürchterlich ermüdet und schrecklich in seinen Erwartungen getäuscht, auf eine alte Ottomane fallen ließ, die noch von dem Vorfahren Adam Sturleson's herrührte, also einige fünfzig Jahre alt sein mochte und mehr einer feldmäßigen Pritsche, als dem schwelgerischen Ruhebett eines bequemen Invaliden ähnlich sah.

»Lassen Sie uns speisen,« sagte mit kläglichem Tone der neue Besitzer von Pulitz, »und geben Sie das Beste, was Sie haben, ich bin erschöpft, geistig und leiblich. *Dieu me soit en aide!* Hoffentlich leisten Sie mir heute Gesellschaft, da ich noch keine andere habe, und unterrichten mich dabei von dem Nothwendigen. Ach, ich bin nicht allein erschöpft, Louis, ich bin auch – sehr ernüchtert. Hole meinen Flaschenkorb, damit ich meinen Geist zum Leben erwecke!«

Mutter Talke hatte an diesem Tage ihr Möglichstes gethan, um allen Ansprüchen zu genügen, die ein vornehmer und verwöhnter Mann, wie der Kaiser von Pulitz war, an ihre Küche stellen konnte, eine Pflichterfüllung, die ihr glücklicherweise nicht lange aufgebürdet bleiben sollte, da schon vom nächsten Tage an die Pariser Köchin den Oberbefehl in ihrem Reiche übernahm. Trotz seiner Verwöhnung aber und obgleich die Speisekarte der Pächterin viel einfacher war als die der Kochkünstlerin aus der Hauptstadt der Welt, wie die schwarzäugige Jungfer Gabriele ihre Vaterstadt nannte, fand die künftige Exzellenz die Tafel sehr schmackhaft und erwies er daher alle Ehre. Der alte Schwede, der heute der Gast des neuen Herrn war – da dieser noch keine andere Gesellschaft hatte, wie er ihm gesagt – und gewiß einen gesunden Appetit besaß, war dennoch auf das Höchste erstaunt, in dem kleinen Mann einen Esse zu finden, wie ihm noch keiner in seinem langen Leben vorgekommen war. Von den reichlichen und kräftigen Speisen, die der schwedischen Sitte gemäß in langen Reihen auf den Tisch kamen, verschlang der krüppelhafte General ganze Berge, und bewies so am besten, daß sein Magen durch die Siege des großen Napoleon nicht im Geringsten gelitten habe. »Wo er es nur lassen mag!« dachte der ehrliche Sturleson wiederholt. »Ich sehe gar nicht, wo es bleibt, und doch kann der ganze kleine Mensch nicht aus lauter Magen bestehen. Und wie er den feurigen Wein verschluckt! Wahrhaftig, solche Züge Wassers könnte ich nicht einmal zu mir nehmen, und meine Eingeweide sind doch gewiß geräumiger als die seinen: in dieser Beziehung aber möchte ich mich für den kleinen und ihn für den allergrößten Bodden halten, den unsere gute Insel aufzuweisen hat. Aber seh nur einer

sein Gesicht, das zeigt, was er geleistet hat! Hu, wenn es nur nicht noch in lichterlohe Flammen ausbricht; ich sitze ihm so nahe, daß mich das Feuer zweifelsohne mit ergreift, und jeden Augenblick leuchtet es in hellerem Flackern auf!«

Der kleine Mann war bei der vierten Flasche, während der Pächter noch nicht die erste geleert hatte, und beständig rollten seine flammenden Augen nach dem Kredenztische hinüber, als wollten sie sich eines noch reichlicheren Vorraths versichern. Endlich aber unterlag seine Begierde dem allgemeinen Geschick eines menschlichen Magens, er konnte ihn nicht mehr füllen und war gesättigt – »bis an den Hals und noch darüber hinaus!« sagte Adam Sturleson im Stillen zu sich selber.

Als Louis, der immer ein aufmerksames Auge auf seinen Herrn gerichtet hielt, bemerkte, daß es mit seinem Leistungsvermögen zu Ende war, sprang er wie ein Wiesel herbei und band ihm die Serviette ab, die er ihm bis unter das Kinn über die ganze Brust gewunden hatte. Der Mann lehnte sich nun in seinen bequemen Stuhl zurück, seufzte schwer, als wäre ihm die Arbeit sehr sauer geworden, und blinzelte mit deutlichem Wohlbehagen den Pächter an, der in beobachtender Ruhe ihm gegenüber saß.

»*Charmant!*« hauchte der lächelnde Kaiser von Pulitz hervor, nachdem er einen kurzen Husten ausgestoßen, »das wäre vollbracht. Schade, daß die schönsten Stunden des Lebens sich nicht zu Tagen ausdehnen und die schrecklichsten Tage sich nicht zu Stunden zusammenpressen lassen! Aber der Mensch ist ein armseliges Wesen, ich habe es schon oft gesagt, und werde es noch oft sagen. Nun aber, *mon cher ami*, ist mein Plauderstündchen gekommen, und so lassen Sie uns denn zu den Geschäften übergehen, die wir noch

abzumachen haben. Wissen Sie, wovor ich mich hier am meisten fürchte?«

»Nein, nicht im Mindesten,« erwiderte der ehrliche Pächter mit seiner ganzen behaglichen Ruhe und sah dem besorgten Manne furchtlos in das flammende Antlitz.

»Vor dem ärgsten Feinde, den ein anständiger Mann auf Erden haben kann – vor der Langeweile.«

»Oho!« brach hier Adam Sturleson los, »das hat gute Wege bei uns. Ich wenigstens habe noch Niemanden gesehen, der sich auf Pulitz gelangweilt hätte, Sie also, Herr General, wären der Erste.«

»*Excellent!* Das zu hören, macht mir ein großes Vergnügen. Womit beschäftigt man sich denn hier, wenn man gegessen, getrunken und geschlafen hat, da es keinen Menschen todztuschießen giebt?«

Der alte Schwede machte bei diesen Worten ein sehr ernstes Gesicht und hielt seinflammendes Auge wie gebannt auf das fragende seines Gebieters gerichtet. »Ich habe immer sagen gehört,« erwiderte er, »der Mensch liebe die Veränderung, den Wechsel und sehne sich ohne Unterlaß aus dem einen Zustande heraus und in den andern hinein. Ich kann das eben nicht von mir behaupten. Ich könnte ewig, wenigstens so lange mir der Himmel das Leben giebt, hier am Strande sitzen, wenn ich auch keine andre Arbeit zu verrichten hätte, und ich würde mich nie von hier fortsehn, also auch niemals Langeweile empfinden. Denn sehen Sie, Herr General, habe ich hier nicht Veränderung und Wechsel genug? Ist das Meer nicht alle Tage anders? Brüllt es nicht heute und flüstert es nicht morgen? Und nun beachten Sie einmal den Wind. Bläst er nicht alle Tage aus einer anderen

Richtung? Und nun gar die Wolken – ziehen sie nicht in tausend verschiedenen Gestalten und Farben, köstlich sich mit einander mischend, verschmelzend, eine die andere vertreibend, vor meinen Augen vorüber? Haben wir heute nicht lieblichen Sommer, folgt ihm nicht der Herbst mit seinen Früchten, der Winter mit seinem Schnee und der Frühling mit seinen Blüthen und Hoffnungen? Bietet das Alles nicht Zerstreuung genug, Herr General? Kann man da noch einen Augenblick Langeweile haben?«

Der General hatte bei diesen Worten, wie sie mit so ruhigem Nachdruck und innerer Behaglichkeit gesprochen wurden, von Satz zu Satz ein immer längeres Gesicht gemacht, bis er zuletzt den Redenden, als er ausgesprochen, mit einer vor Verwunderung wahrhaft versteinerten Miene anschauten. Er konnte anfangs gar keine Worte finden, die seine Empfindung vollkommen ausdrückten, daher brachte er sie nur abgerissen, beinahe stoßweise hervor.

»Bah!« fing er an. »Meinen Sie mich? He? Ich, ich soll da am Strande sitzen und die Wolken, den Wind und das Wasser beobachten? Herr! Und alle vier Jahreszeiten hier abwarten? Nennen Sie das etwa Zerstreuung, Vergnügen, Mittel gegen die Langeweile? *Que le diable m'emporte!* Das nenne ich einen Irrthum, Mann, und Sie scheinen mir ein seltsamer Kauz zu sein, daß Sie glauben, ich sollte Ihrem Beispiele folgen. Donner und Wetter! Sie haben mir ordentlich bange gemacht – ein Glas Wasser, Louis! Nein, mein Herr, ich sehe schon ein, der Herbstwind wird hier über die Stoppeln fahren, aber mich, mich wird er nicht mehr finden, denn dergleichen Genüsse halte ich nicht acht Tage aus.«

»Den Gedanken hat Dir Gott eingeblasen!« hätte der alte Schwede beinahe mit seiner Trompetenstimme gerufen,

aber er bezwang sich und strich nur den Schnurrbart mit einer Geberde, als wolle er seinen Muth andeuten, die anderen schönen Redensarten, die man nach diesem Eingang erwarten mußte, mit Geduld anzuhören.

»Nein, nein,« fuhr der Kaiser von Pulitz fort, »das war ein sehr fatales Thema, lassen Sie uns gleich von etwas Angenehmerem sprechen. – Wie steht es hier mit der Pacht?«

»Die habe ich von Sr. Majestät dem Könige von Schweden auf Lebenszeit erhalten.«

»Der König von Schweden, *Monsieur*, hm! – ist todt für Pommern und Rügen, *notre Empereur; Napoleon le Grand* regiert diesen erbärmlichen Fetzen Land!«

»Ich sehe es, ich sehe es, Herr General, und er hat einen sehr bedeutenden Mann hierher gesandt, um seine Stelle würdig zu vertreten.«

»Haha! *Vous êtes un petit flatteur, mon cher*. Aber gut, das mag ich leiden, das ist hübsch. Sie sollen die Pacht behalten, wenn Sie mir redlich dienen.«

»Ich hoffe nicht, daß Sie glauben, ich könnte in irgend einer Beziehung unredlich sein?«

»*Pas du tout, pas du tout!* Gott bewahre mich davor! Aber Sie scheinen etwas empfindlich zu sein, nach Ihrer geschwollenen Stirnader zu schließen?«

»Das bin ich nicht, aber ich vertrage es nicht, wenn ein Mann an mir, dem Manne, zweifelt.«

»*Tranquille, mon cher; tranquille!* Es war nicht böse gemeint. Lassen Sie uns also von etwas Angenehmerem sprechen. Wieviel Pacht zahlen Sie?«

»Vor zwanzig Jahren zahlte ich jährlich fünfzig Thaler und zwei fette Schweine —«

»Comment? Lassen Sie uns zuerst über die Summe Geldes reden – fünfzig Thaler? Wieviel ist das in Francs?«

»Zweihundert, Herr General.«

»Was?« schrie der Kaiser von Pulitz entsetzt. »Zweihundert Francs? Das wäre die ganze Pacht von meinem Besitztum!«

Der alte Schwede lächelte, wie nur ein so großer und starker Mann einem so kleinen gegenüber lächeln konnte. »Lassen Sie mich ausreden,« sagte er; »vor zwanzig Jahren, hab' ich gesagt, zahlte ich so viel. Heute gebe ich 80 Thaler, das macht 320 Francs und außerdem zwei Schweine und 20 Pfund Schmalz.«

Beinahe wäre der Kaiser von Pulitz unter den Tisch gefallen. Er fuhr sich mit beiden Händen durch den Rest von Haaren und stieß hundert Angstschreie aus, so daß der alte Schwede glaubte, er habe Schmerzen irgend wo, und schon ängstlich nach Louis umherblickte, der längst zur Thür hinausgegangen war.

»Was!« schrie er endlich, als er die Fähigkeit, seine Stimme zu brauchen, wieder erlangt hatte – »das wagen Sie mir zu bieten? Da hätte mir ja mein Kaiser ein sehr unkaiserliches Geschenk gemacht!«

»Das haben Sie mit dem Kaiser selbst auszumachen, ich wasche meine Hände. Aber warum soll ich *Ihnen* nicht bieten, was ich einem *König* gegeben habe?«

»*C'est trop méchant, mon cher!* Wie, 320 Francs! Davon soll ich leben, genießen? Davon soll ich essen und trinken?«

»Haben Sie heute nicht gesehen, Herr General,« erwiderte der Schwede naiv, »daß ich außer mir noch einige andere satt gemacht habe?«

»*Silence, mon ami! C'est trop méchant!* Was trägt Ihnen das Gut, außer der Pacht?«

»Gerade so viel, daß ich leben, das heißt essen, trinken und mich kleiden kann.«

Der General riß wieder die Augen auf. »Dann leben Sie wohl wie ein Fürst, *mon ami?*«

»Nein, Herr General, nur wie es mir als armem Landmann geziemt, und das Mahl, das meine Frau heute bereitet, war nur Ihnen zu Ehren so reichlich bestellt. Schließen Sie also nicht daraus auf meine Kasse.«

Der General sprang vom Stuhle auf und hinkte wie ein verletzter Dämon in der Stube herum. Der Schweiß fiel ihm in großen Tropfen von der Stirn, er fühlte sich jetzt noch viel schrecklicher betrogen, als am Morgen, da er zum ersten Mal die Insel, sein neues Besitzthum sah, denn er hatte wenigstens auf eine Pacht von 10,000 Francs gerechnet.

»*Mon ami!*« rief er plötzlich und blieb vor dem großen Mann stehen, dem er kaum bis zur Brust reichte. »Wieviel können Sie mir geben, wenn ich die Gnade habe, Ihnen die Pacht zu lassen?«

Der alte Schwede richtete sich kerzengerade in die Höhe und sah den kleinen General mit einer denselben wahrhaft einschüchternden Miene an. »Gnade,« sagte er mit einer Donnerstimme, »verlange ich von Niemandem, also auch von Ihnen nicht. Wenn Sie mich nicht als Pächter behalten wollen, so wählen Sie sich einen andern, aber so viel sage ich Ihnen, daß Ihnen kein Mensch auf ganz Rügen mehr geben kann und mehr geben wird, als ich Ihnen biete.«

Der General war bezwungen, trotz seiner vielen früheren Siege. Er gab also klein bei und fragte noch einmal in sanftem Tone, wieviel Pachtzins ihm der Schwede geben wolle.

»Hundert Thaler, das macht vierhundert Francs, sind das Höchste, wozu ich mich verstehe, und bei den Schweinen und dem Schmalze bleibt es.«

»So, so,« sagte der General und faßte sich lächelnd an das Kinn, denn ihm war plötzlich ein guter Gedanke eingefallen. »Mögt Ihr die Pacht denn für hundert Thaler behalten, wenn ich keinen anderen Pächter finde, aber dann schlagt mir sogleich den Wald da drüben ab, den brauche ich nicht, obwohl ich das Geld dafür haben muß.«

Jetzt war die Reihe zu erschrecken an den alten Schweden gekommen. »Sie wollen den Wald abhauen?« fragte er mit einer Stimme, die so sanft wie aus eines Kindes Brust klang.

»Ja, mit einem Wort, und in den acht Tagen, die ich höchstens hier zubringe, denn wer kann länger in einem solchen Mistloche leben, muß es geschehen sein. Ich befehle es, *au nom de l'empereur et de la loie*, und das Gesetz bin diesmal ich!«

Diese, mit Nachdruck gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung auf den ehrlichen Schweden nicht. Er sah ein, daß der General das Recht und die Macht auf seiner Seite habe, und er schwieg für jetzt, in der Hoffnung, es würden sich Mittel und Wege finden lassen, die Ausführung dieses Befehls hinauszuschieben, denn den Wald fällen zu lassen, den er so liebte, den er täglich mehrmals besuchte, den er »mein lieber Wald« nannte, das ging ihm über sein Begriffsvermögen, das war eine Wunde, mitten in sein Herz gehauen, und er hätte auf der Stelle zehn Jahre seines Lebens geopfert, wenn er den grausamen Befehl ganz ungesprochen hätte machen können. Ach, aber dieser Wunsch sollte ihm

leider nicht erfüllt werden. Der Befehl blieb nicht allein gesprochen, er wurde auch ausgeführt. Schon am nächsten Morgen fing man an, den Wald zu lichten, und in wenigen Wochen lag die Zierde von Pulitz auf dem moosigen Boden, und der alte Schwede schritt weinend wie ein Kind darüber hin, betrauerte jede Baumleiche, wie er sie nannte, und sandte dem Kaiser von Pulitz einen Fluch nach, als er schon längst wieder das kaiserliche Geschenk, seine langweilige Insel verlassen hatte.

VIERTES KAPITEL. DER KAISER VON PULITZ PLAUDERT.

Als Adam Sturleson, mit frischem Wasser und reichlicher Speise beladen, in der nächsten Nacht nach dem Entenfang auf All-Rügen ging, um seine jungen Freunde von den Ereignissen des Tages in Kenntniß zu setzen, geschah dies nicht mit der freudigen Raschheit, die ihm sonst bei ähnlichem Thun beizuhören pflegte, noch weniger in einer zum Lachen und Scherzen aufgelegten Laune, wie er selbst am vorigen Abend vorausgesagt hatte, vielmehr war er ernst, nachdenklich und sogar trübe gestimmt. Der grausame Befehl des Generals, den schönen Wald zu fällen, bloß um dafür eine erbärmliche Summe Geldes zu erhalten, hatte ihn ganz aus seinem ruhigen Gleichmuth geworfen und zum ersten Mal fühlen lassen, daß auch er im Bereich des Krieges lebe und den gewaltsausüben Uebergriffen eines unerbittlichen Feindes preisgegeben sei. Erst als er den jungen Männern sein Herz ausgeschüttet hatte, wurde ihm wieder etwas leichter zu Muthe, und er besprach endlich sogar mit lächelnder Miene das Aussehen und Wesen seines neuen Herrn, welches er den beiden mit so lebhaften Farben schilderte, daß sie ihn fast vor ihren Augen zu haben vermeinten.

Nachdem man darauf noch ein Stündchen geplaudert, entfernte sich Sturleson wieder, während die von allem Verkehr der Welt Abgeschiedenen noch lange auf dem kleinen Werder hin- und herschritten und unter dem verschwiegenen Himmel ihren Gefühlen und Ansichten freien Lauf ließen, da ihnen in ihrer augenblicklichen Lage jede weitere Thätigkeit versagt war.

Waldemar ertrug seine Gefangenschaft, denn das war ja der erzwungene Aufenthalt in der Erdgrotte, mit sichtbarer Fassung und Ergebung; ihn quälte weder ein anderer trüber Gedanke, noch war die Hoffnung auf bessere Zeiten aus seinem Herzen verbannt. Magnus dagegen war ganz und gar in seinen früheren trübseligen Gemüthszustand zurückgesunken, und Waldemar hatte die größte Mühe, die Vorstellungen seiner Seele von Todesahnungen abzuleiten, in denen sie den ganzen Tag über befangen gewesen war. Schon aus diesem Grunde verstrich dem Sohn des Strandvogts die Zeit rascher, als dem seinem Brüten allein hingegebenen Freunde, denn er hatte etwas zu thun, eine Pflicht zu erfüllen, und die erfüllte er mit vollkommener Hingebung, zumal er, wie schon erwähnt, seit jenem letzten Besuche Hille's ein wahrhaftes Mitleid mit dem armen Grafen fühlte. Dieses von Tag zu Tag zunehmende Mitleid war es auch, was ihn veranlaßte, bisweilen sogar Gylfe's Erwähnung zu thun, in dem guten Glauben, dem Freunde dadurch wenigstens einen Schimmer von Hoffnung zu gewähren, daß das Mädchen seiner Liebe ja noch nicht gänzlich verloren sei und sogar zur Einsicht und Vernunft zurückkehren könne, wenn es erfahre, wie gut es Magnus, und wie schlimm es Capitain Caillard mit ihm gemeint habe.

Als er auch jetzt wieder davon zu reden anfangen wollte, wo sie langsam am Ufer des kleinen Werders auf- und abschritten und nichts über sich sahen, als den sternenbesäten Himmel, nichts um sich hatten, als das dämmernde Licht einer kurzen Sommernacht, ließ ihn Magnus nicht einmal den ersten Satz vollenden, sondern umfaßte liebevoll des stärkeren Freundes Schulter und sagte milde, aber mit durchdachter Entschlossenheit:

»Waldemar, ich danke Dir für Deinen guten Willen, mich wie ein redlicher, gefühlvoller und an meinem traurigen Geschick wahrhaft theilnehmender Freund trösten zu wollen, aber laß es für heute das letzte Mal sein, daß wir von diesem Gegenstande sprechen, denn ich fühle das Bedürfniß, mit ihm zu Ende zu kommen und meine Gedanken auf andere, wichtigere Dinge zu leiten. Wisse, daß ich Gylfe Torstenson ein für alle Mal in meinem Herzen aufgegeben habe, selbst wenn sie später zur Einsicht käme, daß sie Unrecht gethan, jenen unbekannten, unserm Vaterlande feindlich gesinnten und sie trotz seiner Galanterie betrügenden Franzosen mir, dem alten Freunde – und Sohne ihres Wohlthäters vorgezogen zu haben. Ja, ich habe jede Hoffnung aufgegeben, sie mir wiederzugewinnen, denn mein Herz, obgleich es dabei blutet, sagt mir, daß ich sie verloren habe, für immer und ewig, in dieser und in jener Welt. Aber nicht allein mein Herz sagt mir das, auch meine Ehre gebietet mir, sie nicht mehr zu lieben, seitdem sie dem Feinde ihr Gemüth zugewandt, das, wenn nicht mir, doch dem Vaterlande und seinen Söhnen hätte gehören müssen. Ach, Waldemar, diese Ueberzeugung von dem Verlust meiner Liebe würde mich noch tiefer erschüttern und mit unendlichem Gram erfüllen, wenn – wenn ich nicht wüßte, daß ich dies verführerische

Mädchen, selbst wenn es mir treu geblieben wäre, doch nie als Weib hätte an meine Brust drücken dürfen.«

»Wie,« unterbrach ihn Waldemar, »und warum denn nicht?«

»Höre mich zu Ende und glaube mir. Schon früher und öfter, Du weißt es ja, hat mir eine innere Stimme, deren Flüstern ich verstehe, auch wenn sie ganz leise zu mir spricht, zugeraunt: Magnus, Dein Lebensfaden wird nicht von langer Dauer sein, gieb also die Torheit irdischen Verlangens auf und wende Dich den himmlischen Tröstungen zu. – Und sieh, seitdem mir Gylfe im Schlosse meiner Väter mit Verachtung begegnet ist, seitdem sie mich ihren Haß in Blicken, in Mienen, in ihrem ganzen Wesen hat lesen lassen, weiß ich bestimmt, daß es mit mir bald auf die eine oder andere Weise zu Ende gehen wird.«

»Magnus! Ich bitte Dich, sprich nicht so, denn Du täuschest Dich.«

»Nein, Waldemar, ich täusche mich nicht. Sieh, von meiner Kindheit an wohnte mir ein eigenes Gefühl inne, dem ich keinen anderen Ausdruck geben kann, als daß ich es mit einem Stern in meiner Brust vergleiche, der bald heller, bald matter funkelte, und dadurch zu erkennen gab, daß meines Lebens Glück im Sonnenlichte aufstrahlte oder in finsterer Nacht verlösche. Nie, nein, nie hat mich dieses Schimmern meines Sternes betrogen, und stets hat er mir das, was kam, vorhergesagt. Alle Einzelheiten meines Lebens könnte ich Dir aufzählen, um Dir davon den Beweis zu liefern, aber ich übergehe das, weil es Dir vielleicht zu kleinlich erscheinen würde. Solange ich aber diesen Stern noch leuchten sah, erlosch nicht die Hoffnung zum Bessern in mir; selbst wenn er nur noch ganz schwach flammte, wußte ich, daß ich noch

nicht hülflos verloren war. Seit jenem Tage aber, wo ich zum letzten Mal unter dem Dache meines Vaters athmete, ist er – ganz erloschen; ich sehe nichts mehr von ihm, und mein ganzes Innere ist in nächtliches Dunkel gehüllt. Das, Waldemar, bedeutet mir, daß mein Ende nahe ist, und nun folge meinem Rath und höre, was ich Dir sagen will. Ich sehe von unserer nächsten Zukunft nichts Gutes voraus. Wir werden ergriffen und unseren Feinden überliefert werden, so sicher wir uns jetzt in diesem kleinen Erdwinkel auch wähnen. Ich habe Dir nie Glück gebracht, Waldemar, im Gegentheil, nur Unglück, mein Loos war stets das Deinige, und ich riß Dich mit mir in alle Bitterkeiten des Lebens hinein. Trenne Dich also von mir; überlaß mich mir selber und folge Du Deinem eigenen Stern, der, ich weiß es, stets golden und klar funkelt. Nur dann erst, wenn Du mich aufgegeben, mich verlassen hast, wirst Du glücklich sein und das Ziel Deines Daseins erreichen.«

Waldemar, überwältigt von Wehmuth wie nie zuvor, wenn Magnus ihm sein verdüstertes Innere enthüllt hatte, wußte nicht, was er hierauf erwidern sollte, aber er umfaßte Magnus mit festerem Arme, als wollte er ihn gegen die Gewaltthätigkeit des Lebens schützen, und sagte dann mit leiser aber fester Stimme, die seinen unumstößlichen Entschluß aussprach: »Nein, Magnus, fordere Alles von mir, nur das nicht. Ich habe Deinem Vater, Dir, mir selber gelobt, an Deiner Seite auszuharren, in Freud und Leid, und so will ich mit Dir stehen oder fallen, wie es Dein Schicksal will, wenn ich doch einmal daran glauben soll. Habe ich lange Jahre das Gute neben Dir genossen, so will ich auch vor dem Schlimmen nicht zurückschrecken, und nie, nein, nie werde ich diesem Deinen Rathe folgen.«

»So thu', wie Du willst, aber vergiß nicht, daß ich Dich wiederholt gewarnt habe. Ach, Waldemar, wie klein und unütz erscheint mir jetzt, da ich klar über mich selber geworden bin, unsere Jahre lange Bemühung, unser nur auf das in unsrer Einbildung Große gerichteter Thatendrang! Wir wollten die ganze Welt mit unserm Zorne verschlingen, wenn sie uns feindlich war, den Eroberer niederwerfen, die Freiheit des Vaterlandes mit unserm Blute erkaufen – und wir sitzen hier, von aller Welt abgeschnitten, auf dieser kleinen Insel, auf der uns der erste beste Henkersknecht jenes Eroberers, wenn er uns findet, ungestraft vernichten, oder jeder Jäger mit seiner Kugel niederstrecken kann, als wären wir ein schädliches Thier des Waldes. O Menschenleben mit Deinen Hoffnungen und Täuschungen, wie glänzest Du von Weitem so schön und hell, wie eine Sonne, und wenn wir nahe hinzutreten, finden wir nur einen trügerischen Schimmer, der uns verlockt, verführt und betrogen hat.«

»Du hast in manchen Dingen Recht,« nahm Waldemar beseßtigend das Wort, »allein Deine Phantasie führt Dich immer zu weit in die Irre, wo Du die allgemeine Menschenhoffnung als trügerischen Stern verklagst. Stets hast Du vom Schicksal, wie von Dir selber zu viel gefordert, Magnus. Was konntest Du, der Einzelne, dem Großen, Gewaltigen gegenüber vollbringen, der jetzt wie ein riesiger Geier halb Europa in seinen bluttriefenden Fängen hält? Genug, daß Du den Willen dazuhattest, ihn zu zerschmettern, und wenn alle, oder nur viele denselben Willen gehabt, so wäre es schon lange um dieses übermüthige Franzosenvolk geschehen. Wie lange ist es nun schon her, daß Napoleon in

Deutschland einfiel, und wir haben noch immer nicht vernommen, daß Deutschland aus seinem Traumleben sich erhebt und dem hohnlächelnden Feinde die trotzige Stirn bietet. Sieh die That jenes Schill an, an der Du so hochherzig Theil genommen, so erhebend, so wohlthätig für ein blutendes patriotisches Herz, obwohl sie dem kälter Urtheilenden räthselhaft abenteuerlich erscheinen mag, sie steht noch immer vereinzelt da, die Völker, die schon lange im Stillen grollen, zögern immer noch, ihre Stimme laut zu erheben, und die Fürsten, als wären sie in rathlose Ohnmacht versunken, rasseln noch immer nicht mit dem Schwerte oder lassen die Trompete erschallen, die ihre Völker um sie versammeln würde. Wenn also so Viele, so Große, so Mächtige nichts erreichen, so beklage Dich nicht über Dein einzelnes Geschick, und wenn aus *dieser* traurigen Betrachtung der Wahn entspringt, daß der Stern in Deiner Brust erloschen, so laß mich Dir sagen, daß nie in meinem Leben das Herz in mir so muthig geschlagen, wie jetzt, daß ich, selbst in dieser kleinen Hütte, in die wir sogleich hinabsteigen, den ganzen Himmel fühle, der mit seinen Strahlenblicken hier über uns in aller Glorie flackert, und daß ich die Ueberzeugung habe, ein solches Gefühl könne mich niemals und nimmer täuschen.«

Magnus lächelte schmerzlich, drückte aber die Hand des wackeren Freundes, den ihm die Vorsehung an die Seite gestellt, herzlich wieder. Ach, aber in diesem Drucke lag nicht die Einstimmung in seine muthigen Gefühle, nein, es lag mehr darin ein Abschied, als wolle er diese Hand noch so lange drücken, als sie ihm erreichbar wäre, denn – denn – mochte Waldemar sagen, was er wollte, der Stern war in

Magnus' Brust erloschen, und leider – und das war die unglücklichste Mitgift, die er für's Leben erhalten hatte – er wußte es und glaubte daran.

Den nächsten Morgen hatte General Chambertin dazu bestimmt, mit seinem Pächter verschiedene Einzelheiten im Pachthause und auf dem Gute zu besichtigen, um hie und da Veränderungen, die er für nothwendige Verbesserungen hielt, anzuordnen und überhaupt eine vollständige Uebersicht von seinem neuen Besitzthum zu gewinnen. Adam Sturleson hatte Alles dazu in Stand gesetzt und saß in seinem Zimmer, um den Diener zu erwarten, der ihn zum gnädigen Herrn rufen sollte. Allein er wartete immer noch vergeblich. Der General hatte vor einer Stunde durch einen besonderen Boten einen Brief aus Bergen, erhalten, in dessen Studium er ganz vertieft war und der also von Wichtigkeit für ihn sein mußte. Endlich wurde der alte Schwede ungeduldig und hielt es für gerathen, seinerseits den Kaiser von Pulitz zu erinnern, daß auch für ihn die Zeit nicht still stehe und daß er sie benutzen müsse, wenn er etwas Ersprießliches vor sich bringen wolle. Er stand daher auf, nahm Hut und Spatenstock und begab sich nach dem Flure, wo er bescheiden an die Thür klopfte, hinter der er seinen Herrn vermutete.

Allein sein Begehr, hineingerufen zu werden, ward nicht erfüllt. Es blieb Alles still darin und selbst der überall spionirende Kammerdiener ließ sich nicht blicken. Endlich wagte es der alte Schwede, leise den Drücker zu bewegen und den

Kopf in den geöffneten Thürspalt zu stecken. Da hatte er denn einen ergötzlichen Anblick vor sich.

Der alte General saß auf einem dicht an den Tisch gerückten Sessel und las sehr eifrig in dem schon erwähnten Briefe, zu welchem Behufe er zwei große Brillengläser auf die Nase geklemmt hatte, die unter diesem Drucke ganz blau geworden war und nur mit Widerstreben den seltenen Aufdringling zu dulden schien.

Bei dem Geräusche, welches die aufgehende Thür verursachte, erhob der Lesende den originellen Kopf, und als er den Störenfried erkannte, lächelte er bedeutsam und winkte ihn näher heran.

»*Bon jour, mon cher!*« sagte er. »Nun da sind Sie ja. Aber aus unsrer Besichtigung kann heute nichts werden, ich habe hier eine wichtige Botschaft erhalten, die meine ganze Theilnahme und Zeit in Anspruch nimmt.«

»Es wird doch keine Unglücksbotschaft sein?« fragte der alte Schwede etwas neugierig.

»Nein, nein, durchaus nicht, aber wichtig ist es, wie ich sage. He, kommen Sie einmal näher und nehmen Sie einen Stuhl, Sie können mir vielleicht ein paar Fragen beantworten, die Licht in die Sache bringen. Aber wir sprechen *entre nous, tout entre nous, mon ami.*«

»Ja, ja,« erwiederte der alte Schwede, nachdem er einen Stuhl geholt und sich darauf niedergelassen hatte, wobei er beinah eben so leise sprach, wie der General zu ihm gesprochen, als wolle er selbst die Wände kein Wort von seiner Plauderei hören lassen.

»Sagen Sie einmal,« fuhr der Franzose fort und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, – »kennen Sie vielleicht den Grafen Brahe?«

»Den Herrn von Spyker?« fragte der Schwede dagegen und wurde nun auch seinerseits sehr aufmerksam auf das Folgende. »Ja, den kenne ich – er ist in Schweden.«

»Den meine ich nicht – ich meine vielmehr seinen Sohn.«

»Den Grafen Magnus?«

»Denselben, ja.«

»Der ist außer Landes.«

»Mit Nichten, *mon cher ami*. Ich weiß es besser – und hier steht seine ganze Geschichte.«

So betroffen der alte Schwede war, so beherrschte er sich doch vollständig, ja er bewies sogar, daß er ein vortrefflicher Diplomat sein könne, indem er nicht allein seine Miene in Ruhe zu halten, sondern auch seinen Gegner zum Sprechen zu bringen verstand. »Sie belieben zu scherzen,« sagte er mit einem so ehrlichen Gesicht, daß der alte General vollkommen getäuscht wurde.

»Non, non, ich scherze nicht und die Sache ist überhaupt gar nicht scherhaft. Nehmen Sie irgend ein Interesse an diesen Brahe's?«

»Ach nein, Herr General, ich kenne sie ja nur dem Namen nach, obwohl der Vater – ja, der Vater ein allgemein beliebter Mann auf Rügen ist.«

»Ach, ich rede ja nicht vom Vater – dieser Brief hier betrifft den Sohn.«

»Was ist's denn mit ihm, wenn man es wissen darf?«

»Allerdings darf man es wissen und man muß es sogar, denn er könnte sich auch hierher wenden und Schutz bei uns suchen.«

Der alte Schwede zeigte eine Miene, die so starr von unglaublichem Unglauben war, daß der schwatzhafte General immer mehr zum Sprechen ermuthigt wurde. »Richten Sie

sich ein,« fuhr er leise fort, »in diesen Tagen ein Commando dänischer Soldaten nebst einem Officier aufzunehmen; man wird an einem bestimmten Tage hier wie auf der ganzen Insel nach ihm suchen, und um ihn auf einen Griff zu ertappen, ein Bataillon Dänen aus Stralsund herüberschicken, die alle Schlupfwinkel des Landes besser kennen als unsere Leute und verständlicher mit den dummen Einwohnern umzugehen wissen. Ha, man wird die Rangen fassen, einsperren und —« indem er seine beringte Hand mit einer bezeichnenden Geberde unter das Kinn legte — »um einen Kopf kürzer machen.«

»Aber mein Gott,« sagte der Pächter gelassen, »was hat denn der junge Mensch so Arges verbrochen?«

»Viel, sehr viel, *mon ami*. Hier steht sein ganzes Sündenregister. Zuerst hat er in Colberg gegen die Franzosen gefochten.«

»O, das haben sehr viele gethan, und wenn Ihr Kaiser sie alle wollte köpfen lassen, wo wollte er Henker genug hernehmen.«

»Das ist seine Sache, *mon cher*. *Vive l'empereur!* Dann aber hat er sich mit andern Verräthern in ein Complott eingelassen gegen das Leben des Kaisers – das Scheusal! Er hat Haß und Verachtung gegen seine Regierung und seine geheilige Person gepredigt, ist Mitglied des Tugendbundes geworden, was nur ein schöner Name für eine Verbrecherverbindung ist, von der sich alle Theilnehmer vorgenommen haben, Hand an die Person des gesalbten Kaisers zu legen. Dann ist er mit seinem Spießgesellen, einem gewissen Waldemar Granzow aus Sassenitz – der ein verfluchter Kerl sein muß – ein Spion geworden, hat überall Kundschaft gebracht

und geholt, überall Aufregung gegen die Franzosen angezettelt, ist endlich mit dem Deserteur Schill nach Stralsund gekommen, hat dort meuchlings gegen meine Landsleute gekämpft, ist nach Rügen entwischt, hat sich heimlich auf Spyker aufgehalten, dort das Gespenst gespielt, einen Commandeur der Jäger gefoppt, hinters Licht geführt und treibt sich jetzt wie ein Buschklepper auf Rügen umher, um eine Bartholomäusnacht gegen uns anzustiften, *comme il faut* – Herr, ist das nicht ein Verbrecher, wie es keinen zweiten in ganz Europa giebt?«

»Ist es möglich!« sagte seufzend und mit gefalteten Händen der Pächter von Pulitz. »So jung noch und schon so verbrecherisch!«

»Ha, ja! Es muß ein Schandbube sein. Aber man wird es ihm anstreichen. Man wird ihn ergreifen und richten, seine Güter einziehen, seine Wappen zerbrechen, seinen Namen vertilgen und jede Erinnerung an sein Geschlecht in diesen Landen auf ewige Zeiten auslöschen.«

»O, das ist ja traurig! Aber man hat ihn noch nicht, Herr General, und es wird schwer halten, ihn zu greifen, da er reich ist, viele Freunde auf der Insel besitzt und alle Verstecke kennt, die nie ein Franzose mit Augen gesehen.«

»Hoho, das wollen wir doch erleben! Es ist Alles dazu eingeleitet. An einem bestimmten Tage wird eine allgemeine Hetzjagd nach ihm und seinem Kumpan abgehalten werden. Alle Fähren, die schon jetzt scharf bewacht werden, sollen besetzt, alle Wege und Wälder durchsucht, alle Häuser durchstöbert und alle Ufer durch Patrouillen durchforscht werden. So wird man ihn finden und der Verbrecher wird seine Strafe erleiden.«

»Ja freilich, wenn es sich so verhält, dann wird er wohl verloren sein.«

»Ha! Nicht wahr? Das wird prächtig sein. Ich möchte wohl dabei sein, wenn man ihn findet, aber man kann nicht an allen Orten zugleich sein.«

»Meinen Sie, man wird ihn an verschiedenen Orten zugleich finden?«

»*Charmant, charmant, mon ami!* Sie sind ein Spaßvogel, *comme il faut*. Das liebe ich, das liebe ich! Aber wenn das Exempel an dem Banditen statuirt wird, der sich zur Schande der Menschheit einen Grafen nennt, dann werde ich die Reise dahin unternehmen, und sollte ich eine Meile zu Fuße machen müssen.«

»So, so!« sagte der alte Schwede halb für sich, und neigte sinnend den Kopf. »Wo und wann wird denn diese Hetzjagd beginnen?«

Der General drückte die Brille fester auf die Nase und suchte die betreffende Stelle im Briefe auf. »Ah, hier steht es, ja!« rief er freudestrahlend. »Am ersten August beginnt sie an allen Orten zugleich, und wird so lange fortgesetzt, bis das Wild abgefangen ist. Haha!«

»Und wann werden die Herren Dänen uns die Ehre ihres Besuches zu Theil werden lassen?«

»Schon einen Tag vorher, am 31. Juli Mittags werden sie auf Pulitz eintreffen. Also haltet Euch bereit, *mon cher*.«

»Ich werde alles Mögliche thun, sie vorbereitet zu empfangen, Herr General.«

»*Superbe, charmant!* Das ist brav. Nun aber laßt mich allein, ich will sogleich diesen Brief beantworten, der von einem meiner Freunde kommt.« —

Adam Sturleson verließ den General und zwar, wie wir gestehen müssen, etwas beunruhigter, als er zu ihm gekommen war. Hin und her überlegte er, was ihm unter diesen Verhältnissen zu thun obliege, ob er Magnus und Waldemar in seinem Entenfang behalten oder irgend wo anders hinbringen solle. Er erwog alle Möglichkeiten und Zufälle, schätzte alle Gefahren ab, und fand es endlich am räthlichsten, wenn sie sich weit von der Insel weg begäben, womöglich nach Schweden, denn da hielt er sie am gesichertsten. Endlich kam er dahin mit sich überein, ihrem eigenen Ermessens anheimzustellen, was sie thun wollten, und demgemäß wartete er die Nacht ab, um ihnen das Resultat seiner Plauderei mit dem Kaiser von Pulitz zu überbringen.

Langsamer war dem alten Schweden nie ein Tag auf seiner Insel verstrichen, als dieser, er wollte gar kein Ende nehmen. Zehnmal sah er nach seiner alten Uhr und verglich dann den Stand der Sonne damit, in der Meinung, sie gehe zu spät, aber die Sonne zeigte stets, daß sie richtig ging, und so mußte er sich denn endlich in Geduld fügen.

Kaum aber war die Nacht über das Land hereingesunken, kaum war das Licht in des Generals Schlafzimmer erloscht, so trat er mit behenden Schritten seinen Warnungsgang an und fand die jungen Leute schon seiner harrend, da sie von der Langeweile zu leiden anfingen und sich sehnten, einen Menschen zu sehen und zu sprechen, der sie doch in einige Verbindung mit der übrigen Welt brächte. Mit ziemlicher Fassung hörten beide die Erzählung des Pächters an und waren bald mit ihm einig, daß es doch wohl am gerathensten

wäre, wenn sie Rügen verließen, da sie hier auf die Dauer nicht sicher waren und bei den so streng gehandhabten Nachforschungen aus einem Schutzort in den andern gedrängt wurden.

»Sicher seid Ihr hier,« sagte der Alte zuletzt, »das ist gewiß, dafür will ich einstehen.«

»Aber wir halten es hier nicht aus,« erwiderte Magnus. »Nein, nein, alter Freund, lassen Sie uns fort, schaffen Sie uns Mittel zur Flucht, dann werden auch Sie bald der großen Sorge und Verantwortung enthoben werden, die Ihnen unsere Anwesenheit bereitet.«

»O, das schreckt mich nicht, aber ich halte es unter allen Umständen für besser, wenn fünfzig Meilen zwischen Ihnen und Ihren Verfolgern liegen.«

»Wie gehen wir aber von hier fort?« nahm Waldemar das Wort, der bereits seinen Entschluß gefaßt hatte. »Zu Lande oder zu Wasser?«

»Nicht zu Lande, nicht zu Lande, mein Junge, das ist jetzt gefährlich. Der Weg nach Schweden zu Wasser ist zwar weit und das Fahrwasser durch Rügen eng, allein eine dunkle Nacht und guter Wind machen das Wagniß gerade nicht zu einem Kinderspiel, aber doch ausführbar.«

»Ja, ja, Ohm, wir müssen zu Wasser fort. Aber wie? Schaff' uns ein seetüchtiges Boot, und das Uebrige übernehme ich. Auf Jasmund allein aber wird es solche Boote geben, wenn nicht auf der Lietzower Fähre. Könnte ich meinen Vater sprechen, der würde mir am besten rathen, denn er kennt jedes Boot am ganzen Binnen- und Außenstande von Rügen.«

»Daran ist nicht zu denken, daß Du den sprichst. Aber halt, das war ein guter Gedanke! Wenn ich selbst zu ihm ginge und unsere Rathlosigkeit vorstellte?«

»Das wäre das Beste. Aber wie willst Du zu ihm gelangen?«

»Das muß beschlafen werden, mein Junge, laß mich nur machen. Kommt Zeit, kommt Rath.«

»Habt Ihr keinen sicheren Boten, der den Auftrag übernehmen könnte?« fragte Magnus.

»Nichts von Boten, nichts von Boten! Bei solchen gewichtigen Anlässen muß man selbst der Mann sein, der den Boten macht, denn wir müssen vor allen Dingen sicher gehen. Auf morgen denn, meine Herren. Ich verlasse Sie, und seien Sie überzeugt, wenn wir uns wiedersehen, habe ich Rath geschafft. Bleibe ich etwas lange aus, so ist die Sache fertig, verlieren Sie also die Geduld nicht, junger Herr.«

Nach herzlichem Händeschütteln trennte man sich. Der alte Schwede kehrte nach Pulitz zurück, um seinen Plan zu beschlafen, und die Verfolgten stiegen in ihre Hütte hinab, um das neue Vorhaben nach allen Seiten zu besprechen und sich abermals auf eine Flucht vorzubereiten, die schwieriger auszuführen war und mehr Anstrengung und Ausdauer erforderte, als alle ihre früheren.

So viel Mühe der alte Schwede sich in der nächstfolgenden Nacht auch gab, seinen Plan so gut wie möglich zu beschlafen, er sollte vor Aufregung gar nicht zum Schlafen kommen, denn in seinem alten Herzen hämmerte und

wühlte es, als wäre er persönlich bei dem Vorliegenden betheiligt. An seiner Statt aber übernahm ein Anderer es, für die Flüchtlinge zu sorgen, und zwar auf eine Weise, wie es kein Mensch von allen, die ein Interesse dabei hatten, zu hoffen gewagt hätte.

Der General war am nächsten Morgen ungemein früh munter und ließ den Pächter auffordern, zwei Pferde vor seinen Reisewagen zu legen, damit er in Bequemlichkeit sein Besitzthum umfahren und alles Einzelne ganz genau in Augenschein nehmen könne. Da aber zeigte sich ein Hinderniß, auf welches man am wenigsten gerechnet hatte und woran der so schön angelegte Plan gänzlich scheitern sollte. Mochte der anders gestaltete Wagen, als die kleinen Pferde des alten Schweden ihn bisher zu sehen gewohnt waren, daran schuld sein, oder mochten sie mit dem Teufel im Bunde stehen, wie der General einmal über das andere fluchte, genug, die patriotischen Thiere weigerten sich durchaus, das Pariser Fuhrwerk in Bewegung zu setzen, und weder Schmeichelei noch Strafe bewog sie, von ihrem störrigen Eigensinn zu lassen.

Aber schon hatte der ängstliche General genug an diesen vermaledeiten vierbeinigen Insulanern. Er wollte sich nicht ohne Noth in die Gefahr begeben, Hals und Beine auf seinem neuen Besitzthum zu brechen, und so gebot er, die Pferde auszuspannen, und ließ sich mit dem Pächter in Unterhaltung ein, auf welche Weise man wohl in aller Eile zu einem Paar brauchbarer Thiere gelangen könne, da sein gelähmter Körper ihm keine andere Reiseart gestattete.

Dem alten Schweden fuhr es bei dieser Unterredung wie ein Blitz durch den Kopf. »Hm!« sagte er plötzlich, »wenn ich noch heute nach zwei guten und frommen Pferden – sehr

frommen, Herr General – forschen dürfte, käme ich vielleicht nicht zu spät zum Handel, denn die Rasse ist selten auf Rügen. Aber es ist etwas weit bis dahin, wo sie zu haben sind, und ich dürfte leicht dazu einen Tag brauchen, den Kauf abzuschließen, wenn ich sehe, daß er ersprießlich ist.«

»Wo ist es, wo ist es, *mon ami*?«

»In Sagard auf Jasmund, Herr General. Dort kenne ich Jemanden, der zwei lammfromme Kutschpferde besitzt.«

»Werden sie theuer sein?«

»Ich glaube nicht, wenn ich sie erhandle, wogegen Sie wahrscheinlich den doppelten Preis zahlen müßten.«

»So beeilen Sie sich und gehen Sie sogleich dahin.«

»Sehr gern! aber dann bitte ich mir von Ihnen eine Bescheinigung aus, daß ich in Ihrem Auftrage die Reise unternehme, denn ich muß auf den Fall gefaßt sein, daß mich Ihre Landsleute fragen, was ich auf Jasmund zu suchen habe.«

»O, weiter nichts? Mit *meinen* Landsleuten wollen wir schon fertig werden. Kommen Sie herein, Sie sollen einen Paß haben, den selbst der Kaiser respectirt.«

Der Paß war geschrieben, und der alte Schwede stieg sogleich in eins seiner Boote, um sich nach Thiessow rudern zu lassen und von da seinen Weg zu Fuße fortzusetzen. Er blieb allerdings etwas lange aus, denn er war Mittags zwölf Uhr fortgefahren, und erst Abends neun Uhr sah man sein Boot wieder an das Pulitzer Ufer legen. Leider aber war der officielle Zweck seiner Reise nicht erreicht, der Pferdehandel konnte gar nicht abgeschlossen werden, da die Gäule schon verkauft gewesen, noch bevor der Pächter nach Sagard gekommen war. So berichtete er wenigstens dem General, und dieser legte sich mürrisch zu Bett, zum ersten Mal herzlich

gelangweilt auf Pulitz, da er ohne den Pächter schon nicht mehr daselbst leben möchte und sonst keine andere Gesellschaft hatte.

Weniger mürrisch aber war dieser Pächter selbst, denn er hatte zwar nicht die Pferde, was ihm diesmal Nebensache war, wohl aber etwas Anderes erhandelt, was wir erfahren werden, wenn wir ihn um elf Uhr Nachts nach All-Rügen begleiten, wohin er eiligen Fußes wanderte, sobald im Hause Alles zur Ruhe gegangen war.

Als er den Strand von Pulitz erreicht hatte und eben durch die Furt schreiten wollte, blieb er einen Augenblick stehen und blickte zum Himmel empor, wozu er durch eine auffallende Dunkelheit bewogen ward, die sich allmählig über und um ihn her auszubreiten begann. Am vorigen Tage war Vollmond, und die letzte Nacht war sternenklar gewesen. Heute aber war der Mond von leichtem Gewölk bedeckt, und auch die Sterne flimmerten nur matt durch den Nebelschleier, der sich über den ganzen Horizont gelagert hatte. Als Adam Sturleson diese Einzelheiten erforscht, lächelte er still vor sich hin und sagte! »Das ist nicht übel, der Himmel nimmt Partei für uns, sonst würde er gerade jetzt kein anderes Wetter schicken. Es braut da oben Etwas in der Höhe, mag es nun ein Gewitter oder ein Sturm sein, beides aber ist gut, denn es begünstigt unser Vorhaben. Wohlan denn, meine Jungen, ich bringe also doppelt willkommene Botschaft.«

Magnus und Waldemar, die auf ihrem Posten waren und in der Nähe ihrer Höhle im Haidekraut saßen und nach Pulitz hinüberschauten, hatten ihren Freund schon mit Herzklöpfen erwartet, da er über die Zeit ausgeblieben war. Als

sie ihn aber kommen sahen und er das Ufer erreicht hatte, standen sie auf und traten ihm entgegen.

»Aha!« rief der Alte mit freudiger Stimme, »da seid Ihr schon. Nun wohlauf, ich bringe gute Botschaft.«

»Bist Du in Sassenitz gewesen, Ohm?«

»Ja, und ordentlich habe ich gewirthschaftet, wie Ihr gleich hören sollt. Doch zuerst hört, wie ich von dem alten Brummbär da drüben loskam.« Und er erzählte, was wir schon wissen, wie er nämlich den Auftrag erhalten, zwei Pferde zu kaufen, jedoch weniger in der Absicht nach Jasmund gegangen sei, seinen Herrn zu befriedigen, als für seine Freunde zu wirken. »Seht,« sagte er, »es war zwölf Uhr Mittags, als ich von Pulitz abstieß. Bald war ich in Thiessow, und nun wanderte ich raschen Schrittes auf dem nächsten Wege nach Sassenitz. Da fiel ich wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hernieder, der aber diesmal nur einen Brand großer Freude veranlaßte. Die Herren Franzosen machten zwar ein verwundertes Gesicht, wie ich so unvermuthet zwischen sie fuhr, als sie aber den Befehl des Generals gelesen hatten, mich ungehindert ziehen zu lassen, da ich in seinem Auftrage unterwegs sei, wedelten sie wie ein Hund, der nicht beißen darf, mit dem Schwänze und krochen in ihre Hütte. Da war ich denn mit den Alten allein, Waldemar, und berichtete ihnen Alles, was ich auf dem Herzen hatte. Nun, das muß man sagen, die Freude war groß, als sie hörten, wovon die Rede war; sie stimmten vollkommen mit uns überein und gaben den besten Rath, wie ich zu meinem Zwecke kommen könnte.«

»Sind sie denn wohlauf, Ohm?«

»Ganz vortrefflich, und sie lassen Dich bestens grüßen, wie den Herrn Grafen hier auch. Doch das ist jetzt nur Nebensache. Der Alte nun durfte freilich das Haus nicht verlassen, denn den beobachten die Frankenkerle auf jedem Schritt. Aber dafür war die Hille da, und die ist mehr werth als zehn Männer, wo es ein entschlossenes Handeln gilt. Sie ging mit mir zu dem Riesen Piesing hinunter – Du kennst ihn ja – den großen Lootsen in Sassenitz, der auch ein Auge auf die Fremden hat und ihnen womöglich einen Hieb versetzen möchte. Dem brachten wir nun Wasser auf seine Mühle, und das hatte das Wettermädel vorhergewußt, sowie auch, daß er einen Bruder in Lietzow hat, der über verschiedene Boote verfügen kann, wie wir sie uns nur wünschen können. Piesing begleitete uns dann bis zur Fähre und nahm mit seinem Bruder Rücksprache, der ein wackerer, obwohl sehr schweigsamer Kerl ist. Wir brauchten nicht lange zu reden, da waren wir schon handelseins und der Piesing trug uns aus freien Stücken seinen Wunsch vor, einer der Schiffer zu sein, die Euch in's Meer hinauslootsen sollen. Und das ist gut, meine Jungen, denn Euer Fahrwasser dürfte, abgesehen von den Menschen, die auf Euch lauern, nicht ohne Hindernisse sein, wenn es neblig wird, wie es allen Anschein hat.«

»Das wäre ja das Beste, was uns begegnen könnte, Ohm!«

»Ja freilich, aber es ist schwer, ein tiefgehendes Boot durch das Binnenwasser zu steuern, wenn Land und Meer dick voll Nebel liegen. Der ältere Piesing aber kennt jeden Fuß breit von den Ufern und Landvorsprüngen und da will er auch mit dabei sein, Euch nach Schweden zu schaffen, wenn es einmal gethan sein soll. Außer den beiden Piesings wird noch der Lootse Gingst aus Sassenitz Euch begleiten

und der vierte wird mein treuer Jochen sein, der ebenfalls das Binnenwasser kennt wie Einer und mich um die Mitfahrt gebeten hat. So habt Ihr vier Männer und wenn der Wind ausbleibt, werden sie Euch rudern. Seid Ihr zufrieden damit?«

Sowohl Magnus wie Waldemar versicherten ihm ihre ganze Dankbarkeit und Letzterer fragte, um welche Zeit und auf welche Weise man den Weg antreten werde.

»Das werdet Ihr schon sehen, wenn wir auf dem Wasser sind, denn ich selbst werde Euch an den Ort bringen, wo mein Boot das Boot Piesing's treffen wird. Wir denken morgen Abend um elf Uhr von hier abzusegeln; ist es dunkel oder gar neblig, so kann es noch etwas früher geschehen. Mein Boot werde ich an dies Ufer anlegen lassen und die Vorräthe, die Ihr unterwegs haben müßt, werdet Ihr schon darin finden. Doch das laßt Alles meine Sorge sein, denn ich möchte auch mein Stück Arbeit dabei haben.«

»Die hast Du redlich, Ohm, und ich wüßte nicht, wer uns mehr Gutes erwiesen hätte, als Du auf Pulitz und All-Rügen in dieser Zeit.«

»Still, Junge, beschäme die Leute nicht, indem Du sie in's Gesicht lobst. Das ist nicht Site bei uns. Jetzt aber, meine Herren, begebt Euch zur Ruhe und haltet noch eine Nacht und einen Tag in der Mooshütte aus. Morgen Nacht mache ich die Thür der Freiheit auf und Gott wird sie Euch hoffentlich bald ganz geben. Habt Ihr sonst noch einen Wunsch, den ich bis morgen erfüllen könnte?«

»Nichts als tausend Grüße und Dank an die gute Mutter Talke, die bisher so wohl für uns gesorgt hat.«

»Dazu wird sie auch ferner bereit sein, ohne daß ich ihr Euren Dank sage, aber ich werde ihn ehrlich bestellen.«

Mit diesen Worten verabschiedete er sich und bald war er ihren Blicken im Dunkel der Nacht am jenseitigen Ufer entchwunden.

FÜNTES KAPITEL. DER MENSCH DENKT UND GOTT LENKT.

Der Tag der Flucht war angebrochen, und wie es alle Mitwisser und Theilnehmer derselben gewünscht, war das Unwetter eingetreten, welches man schon am Abend vorher mit ziemlicher Sicherheit hatte voraussagen können. Der ganze Himmel war mit dicken Wolkenmassen bedeckt, wie sie Rügen so oft heimsuchen, und ein pfeifender Nordostwind jagte über die Gewässer und wühlte sie gegen das Außengestade auf, so daß auch der Bodden wirbelte und kochte, als wäre er in Aufruhr gerathen und sehnte sich entfesselt zu werden, um auch einmal brausen zu können, wie die stürmende See jenseits seiner Landschranken.

Als Waldemar früh am Morgen von seinem Versteck aus dies Unwetter sah, gab er laut seine Freude kund und sprach muthige Worte zum Freunde, der mit verschränkten Armen auf dem weichen Moospühle saß und sinnend vor sich her in das trübe Reich unholder Phantasieen starre.

»Nur immer guten Muth, Magnus,« sagte er, »das Wetter begünstigt uns und also will uns die Vorsehung wohl, die dies Wetter schickt. Wir haben Nordostwind. Wenn er anhält, fahren wir mit halbem Winde bis Lebbin und mit vollem bis zur Buge. Dann aber werden wir laviren müssen, wenn er sich nicht dreht, oder zu den Riemen greifen, was ein hartes Stück Arbeit sein wird, bis wir Schweden's Küste erreichen.«

»Ich bin noch nicht mit meinen Gedanken in Schweden,« sagte Magnus finster, »es liegt noch viel Wasser zwischen uns und ihm.«

»Hast Du Deine Absicht geändert, nach Deiner eigentlichen Heimat zu gehen?«

Magnus erhob sein mattes Auge, das bei diesen Worten heller aufblitzte. »Nach meiner eigentlichen Heimat?« sagte er, »ja, dahin gehe ich bestimmt, ich weiß es.«

»Ich meine Schweden,« fuhr Waldemar fort, mit Wehmuth den Doppelsinn errathend, den der so hoffnungslose Freund in seinen Ausspruch gelegt hatte.

»So – Du meintest Schweden. Ach ja, wenn wir es erreichen, werde ich und wirst Du geborgen sein. Aber ich erreiche es so wenig wie Du.«

»Magnus,« mahnte Waldemar mit ernster Stimme, »verdirb mir wenigstens die Hoffnung und den guten Muth nicht. Warum sollen wir Schweden nicht erreichen, wenn Gott es will?«

»Ja, wenn Gott es will. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, mein Freund, also warten wir es ab. Du ahnst aber vielleicht nicht den Grund, warum ich nicht glaube, daß ich nach Schweden entkomme.«

»Nein, den ahne ich nicht. Welcher ist es?«

»Ich habe einen Traum gehabt –«

»Ach! Schon wieder ein Traum!« dachte Waldemar seufzend.

»Und dieser Traum hat mir gesagt, daß ich glücklich nach Schweden entkommen werde, wenn ich nicht vergesse, was ich mir in jener schrecklichen Nacht auf Spyker gelobt habe.«

»Was hast Du Dir da gelobt?«

»Mich zu rächen an dem Elenden, der mir das Glück meines Lebens und Gylfe Torstenson den Frieden und die Ruhe des ihrigen geraubt hat. Und das habe ich nicht gethan, Waldemar.«

»Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr, Magnus. Ich habe es Dir schon einmal gesagt. Oder wolltest Du unsfern Plan durchkreuzen und anstatt nach Schweden, noch einmal nach Spyker gehen, um diese Rache zu üben?«

»Ich müßte es, wenn ich sicher gehen will; da ich aber entschlossen bin, diesen Plan aufzugeben, so mißglückt mir mein Vorhaben und Dir das Deine also auch.«

»Das ist eine fixe Idee, Magnus, und der willenskräftige Mann muß sich von dergleichen Einflüssen freizumachen suchen.«

»Das ist keine fixe Idee. Aber laß uns davon schweigen; ich sehe, daß Du mich nicht verstehst. Die Folge wird lehren, wer von uns Beiden Recht hat.«

Waldemar fühlte sich durch diese Unterhaltung unbehaglich gestimmt, wie es nicht anders sein konnte, da sie ihm Unheil voraussagte. Er überlegte im Stillen hin und her, ob er auch diesmal seinem Freunde nachgeben solle, aber als er die bereits aufgebotenen Mittel in Betracht zog, und erwog, daß die günstige Gelegenheit, von Rügen wegzukommen, sobald nicht wiederkehren würde, so beschloß er diesmal seinem eigenen Triebe und dem Rathe des alten Schweden zu folgen und zu fliehen, so lange noch die Möglichkeit dazu vorhanden war. Mit diesem Gedanken nahm er ein Buch vor und brachte den größten Theil des Tages mit Lesen hin, während Magnus, scheinbar unthätig, auf seinem Lager liegen blieb und sich in trübes Sinnen verlor, was ihn immer in die Untiefen seiner Einbildungungen riß, die ihn nun einmal

nicht frei zu den Sternen emporblicken ließen, die der allmächtige Gott auch über ihn in aller ihrer Herrlichkeit hatte aufgehn lassen.

Der trübe Tag verging, der Abend kam heran und Wind und Wetter blieben unverändert, nur der Nebel hatte sich aus der Höhe herniedergesenkt und verhüllte schon in so großer Nähe die Aussicht, daß Waldemar von seinem Beobachtungsposten aus nicht einmal den Wasserstreifen erkennen konnte, der zwischen Pulitz und All-Rügen lag. Mit ernstem Auge und klarem Bewußtsein schaute er auf diese Erscheinung hin, die ihm Gutes, aber auch Schlimmes im Gefolge zu haben schien. Gutes, weil sie die Flüchtlinge und ihr Boot den Feinden verbarg, Schlimmes, weil, wenn der Nebel sich noch mehr verdichtete, ihre Fahrt eine sehr schwierige werden konnte. Und in der That, es wäre ein tollkühnes Unternehmen gewesen, bei so dunkler Nacht, so dickem Nebel und so starkem Winde durch die vielfach gewundene Wasserstraße, die Meerengen mit ihren gefährlichen Landspitzen und zahllosen Untiefen einen so weiten Weg zurückzulegen, allein mit dem Beistande erfahrener und kühner Schiffer, die ihr Wasser und Land überall kannten und unter schwierigeren Verhältnissen schon größeren Gefahren preisgegeben gewesen waren, erschien das Gelingen desselben möglich, wenn Nebel und Wind stetig blieben und weder in Seedaak, noch Sturm ausarteten. Aber das befürchtete unser kühner Freund nicht, er hatte nur Eins jetzt vor Augen: Befreiung aus der lähmenden Gefangenschaft, Befreiung vom Nichtsthun, Befreiung von tausend Befürchtungen, die viel

Schlimmeres verhiessen, als bisher geschehen war, und so ging er mit Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang auch diesem Wagniß entgegen.

Es war zehn Uhr vorbei, als Magnus und Waldemar ihren Versteck verließen und der kleinen Hütte Lebewohl sagten, die sie so sicher beherbergt hatte, um nach dem Strande zu gehen und an der bezeichneten Stelle das Boot des treuen Freundes auf Pulitz zu erwarten.

Der alte Schwede war auch diesmal pünktlich wie immer. In wenigen Minuten kam sein kleines Boot vorsichtig von der Südseite von Pulitz herangerudert und legte dicht am Ufer des Werders an. Außer dem Pächter selber befand sich Jochen, sein bester und zuverlässigster Knecht, und noch ein dritter Mann darin, der den Ersteren wieder nach Pulitz zurückrudern sollte, nachdem er die Flüchtlinge an Ort und Stelle gebracht. Aber auch mit anderen nützlichen Dingen war das Boot befrachtet, die man alle der Sorgfalt und dem Wohlwollen des alten Ehepaars verdankte. So waren Körbe mit Eßwaaren allerlei Art, Fleisch und Gebackenem, aber auch verschiedene Getränke in wohlverwahrten Kruken und Flaschen vorhanden, als ob es auf einen wochenlangen Ausflug abgesehen wäre. Allein der alte Schwede hatte Mutter Talke bemerklich gemacht, daß sechs Mäuler auf dem Boote vielleicht tagelang zu sättigen wären, und so hatte sie reichlich in jeder Beziehung gesorgt. Außer den Nahrungsmitteln lagen zwei gute Büchsen, Pulver und Blei, auch wollene Decken und warme Kleidungsstücke darin, für den Fall, daß das Wetter naß und kalt werden sollte, damit dann die Reisenden in einem offenen Boote nicht schutzlos der Einwirkung desselben ausgesetzt wären.

Dies Alles bemerkte Magnus und Waldemar erst, als man schon unterwegs und in der Mitte des kleinen Boddens war, den man durchfuhr, ohne ein Segel aufzuziehen, da der Wind scharf aus Nordost, also den Schiffenden gerade entgegenwehte. Die beiden Ruderer aber, die im Buge saßen, waren kräftig und gewandt und so flog das kleine Fahrzeug rasch und geräuschlos dahin; so daß man bald die Insel Pultitz im Rücken hatte und dem waldgekrönten Vorsprunge bei Thiessow zustrebte, vor den sich jedoch ein so dicker Nebel gelagert hatte, daß er den Blicken gänzlich verborgen war, wie man denn überhaupt auf fünfzig Schritte ringsum weder Land noch Wasser unterscheiden konnte. Der alte Schwede aber hielt unverwandt das Steuer in der gehörigen Richtung fest, und da die Ruderer ihre Riemen mit gleichmäßiger Kraft in Bewegung setzten, so konnte man ziemlich gewiß sein, auf den richtigen Punkt loszusteuern. Leider konnte man weder jetzt noch bei der späteren Fahrt in den ersten Nachtstunden sich zu jeder beliebigen Zeit des Compasses bedienen, den Waldemar stets bei sich trug und der ihm gewiß bei Bestimmung der ihm bekannten Landspitzen sehr nützlich gewesen wäre, denn die Laterne, die unter einer Verhüllung mitten im Boote stand, durfte man nicht immer zur Hand nehmen und nur von Zeit zu Zeit mußte ein rascher und vorsichtiger Blick darauf hinreichen, sich zu orientiren und eine Uebereinstimmung zwischen der Angabe des Compasses und der Berechnung zu finden, die der Steuernde stets im Kopfe vorzunehmen hatte, damit man nicht auf irgend einen Punkt loslaufe, der von Strandwachen besetzt war oder unter seiner Oberfläche gefährliche Sandbänke verbarg.

Ohne ein Wort zu reden, war man auf diese Weise über Pulitz hinausgekommen, und erst als man die Insel längst im Rücken hatte, wandte sich der alte Schwede zu Waldemar und sagte: »Nun paß auf, mein Junge, und strenge Dein gutes Auge etwas an. Ich halte nördlich von Thiessow hinüber, gerade auf das große Steinlager zu, wo der Schilfbusch steht, etwa in der Mitte zwischen Thiessow und Lietzow. Wenn Du da ein rothes Licht einen Augenblick in der Luft schweben siehst, so sag' es, denn das wird Piesing mit seinen Leuten sein, die uns dort in einer sicheren Bucht erwarten wollen.«

»Wohl, ich schaue schon danach, aber ich sehe noch nichts. Wird aber das rothe Licht nicht auch die Aufmerksamkeit anderer unberufener Lauscher auf uns ziehn?«

»Nein doch, dafür ist gesorgt. Nur von Zeit zu Zeit wird man es zeigen und dann wieder rasch verbergen, damit es nicht zu lange irgend welchen Blicken ausgesetzt ist, obwohl keines Menschen Auge so leicht durch diesen Nebel dringen kann, der, straf' mich Gott, immer dicker und fast zu dick für Eure Fahrt wird.«

»Noch geht es,« erwiderte Waldemar, »wir sind hier im engen Fahrwasser; im großen Bodden hat es soviel nicht zu sagen, wenn wir einmal die Richtung haben und wissen, daß wir bei diesem Winde etwa in anderthalb Stunden vor Lebbin sein können.«

»Rechne nicht zu sicher, mein Junge, der Wind ist nicht stichhaltig; er huscht dann und wann still dahin und bis an die Schabe wird ihn Euch die Waldung von Jasmund wegfangen. Rechne also lieber zwei Stunden bis Lebbin, dann bei vollerem Winde bis zur Buge wieder zwei Stunden, einigen Aufenthalt mit eingerechnet, den Euch die Wasserengen

und etwaige Wachtschiffe bereiten dürften, und dann könnt Ihr um drei oder halb vier Uhr Morgens in der Gegend von Goos auf Wittow sein, wo Ihr bald das hohe Meer erreicht haben werdet. Seid Ihr erst so weit, dann habt Ihr Zeit und braucht Euch nicht zu übereilen. Auf der hohen See lauern keine Franzosen und passen Euch ihre Wachtschiffe nicht auf.«

»Es müßten denn Dänen sein!«

»Ha, die verfluchten Kerle, ja, das ist wahr. Sind unsere nächsten Nachbarn und meinen es so gut mit uns, daß sie sich mit den Franzmännern gegen uns verbinden! Aber habt Ihr schon jemals einen Dänen auf der schwächeren Seite stehen sehen? Na, hoffentlich trefft Ihr keins ihrer Schiffe oder vermeidet es.«

»Ja, wenn der Nebel anhält und bis dahin Alles gut von Statten geht.«

»Darauf muß man rechnen, wenn man ein Wagestück unternimmt, sonst wäre es besser, zu Hause zu bleiben. – Nun, siehst Du noch nichts?«

»Nichts, Oheim; am ganzen Horizont da drüben ist kein rothes Licht zu sehen.«

»Heda, Ihr Burschen da vorn! Laßt einmal Eure Streichhölzer etwas langsamer gehen, wir sind am Ende doch von der Richtung abgekommen.«

»Nein, Herr,« antwortete der aufmerksame Jochen, der unausgesetzt ruderte und seinen buschigen Kopf dabei stets nach der Landseite gewendet hielt. »Wir sind auf ganz richtiger Fahrt und dort luvwärts habe ich eben ein Licht in Thies-sow schimmern sehen.«

»Es wird doch nicht das unsrige gewesen sein, Jochen?«

»Nein, Herr, es brannte ruhig und anhaltend in einem Hause und muß ein Heerdfeuer im Thiessower Hofe sein; es war groß genug dazu, sonst hätte ich es auch nicht in der Entfernung durch den Nebel wahrnehmen können.«

»Halt,« rief Waldemar freudig. »Wenn ich nicht irre, schwang eben Jemand dort ein rothes Licht empor.«

»Wo denn, wo?«

»Genau in unsrer Richtung, aber es ist schon wieder fort.«

»So wird es Piesing sein. Dann nur darauf los. Jungen, zieht einmal kräftig an – so! Aber still, macht nicht so viel Geräusch und immer hübsch langsam und gleichmäßig gezogen!«

Nachdem man auf diese Weise noch etwa zwanzig Kläffer durchlaufen hatte, zeigte sich das rothe Licht abermals und zwar dicht vor dem Buge des Pulitzer Bootes. Auf Waldemar's Zuruf ruhten sogleich die Riemen und das kleine Fahrzeug schoß mit gemäßiger Schnelligkeit, nur seinem Steuer gehorchend, dem Schilfe zu.

Als man nun so lautlos wie möglich dahinstrich, ließ sich aus derselben Richtung, in der das Licht erschienen war, ein leises Pfeifen vernehmen, und augenblicklich tauchte auch das Licht selbst wieder aus der Dunkelheit hervor.

»Sie sind's,« rief Jochen, der dem Schilfe zunächst saß. »Legt um, Herr, wir sind dicht heran.«

Einen Augenblick später hatte man das harrende Boot erreicht, das pünktlich seinen Posten inne hielt. Es war hochbordig und stark genug, um selbst bei stürmischem Wetter die hohe See halten zu können, und mit einem großen Stag- und Ewersegel versehen.

»Guten Abend,« flüsterte der alte Schwede. »Sie sind es, Piesing, nicht wahr?«

»Wer sollte es sonst sein, der Euch so gut gelaunt empfängt, wenn nicht wir? Nur heran, Herr, so, ich muß Euch schon entern, aber das könnt Ihr Euch wohl von mir gefallen lassen.«

Der riesige Lootse streckte seinen langen Arm aus und schwenkte das Pulitzer Boot herum, als wäre es ein Kinder-spielzeug von Baumrinde gewesen, bis es Bord an Bord mit dem großen Ewerschiff lag.

»Nun nicht gezaudert,« rief Adam Sturleson. »Rasch, Herr Graf, steigen Sie an Bord, ich werde die Ladung schon hinüber stauen.«

Magnus sprang zuerst in das Boot, dann folgte ihm Waldemar; dieser wollte sich eben dem älteren Piesing nähern und ihm für seinen guten Beistand danken, als er einen Ruf des Erstaunens hören ließ, denn eine Gestalt hob sich ihm jetzt entgegen, die er sogar in der dunklen Nacht und dem dichten Nebel erkannte.

»Hille,« rief er und streckte schon beide Hände nach ihr aus. »Du selber kommst hierher? Um Gottes willen, was unternimmst Du – wer hat Dich zu diesem Wagestück überredet?«

»Niemand, Waldemar, niemand. Ich bin aus eigenem Antriebe gekommen, um Deinen Eltern die Botschaft heimbringen zu können, daß Du glücklich das Boot erreicht hast, da keiner von den Männern hier nach Sassenitz zurückkehrt; außerdem aber konnte niemand sonst als ich das Kiekhaus verlassen.«

»Keiner, sagst Du, kehrt nach Sassenitz zurück? Wo bleibst Du denn diese Nacht?«

»Ich werde den Ohm Sturleson bitten, mich mit nach Pultitz zu nehmen und morgen von dort aus nach Jasmund zurückbringen zu lassen.«

»Das soll geschehen, Du kleine Hexe,« sagte der Alte, der das Gespräch mit angehört hatte, während er sich eifrig bemühte, die Körbe und Kisten mit Nahrungsmitteln und Flaschen so rasch wie möglich in das große Boot hinüber an einen passenden Ort zu stauen.

»Eigentlich sollte ich Dir zürnen,« fuhr Waldemar zu Hille gewendet fort, »daß Du Dich so unnöthig Gefahren aussetzest, die selbst für Männer groß genug sind, aber ich kann es nicht, denn mich röhrt Deine Aufopferung für meine Eltern.«

»Du thätest auch Unrecht, zu zürnen, Waldemar, in einem Augenblick, wo Gott Dir so große Gnade erweist, indem er Dir Freunde sendet, die Dir redlich helfen. Du willst also nach Schweden?«

»So Gott will, ja!«

»Wann kommst Du wieder?«

»Wenn wir Frieden haben oder hoffen können, Sieger zu sein.«

»Das sind weitabliegende Aussichten und Hoffnungen. Wenn Ihr aber verhindert werdet, die Küste von Schweden zu erreichen, wie dann?«

»Dann wenden wir uns nach Süden und suchen Colberg zu gewinnen. Auch da giebt es keine Franzosen.«

»Aber dänische Schiffe!«

»Denen muß man aus dem Wege gehen.«

»Auf diese Weise kämst Du ja wieder an Sassenitz vorüber?«

»Ja, und wir können uns von Weitem grüßen.«

»So gern ich es thäte, so sähe ich es doch lieber, wenn dieser Gruß diesmal nicht erfolgte und Ihr zu derselben Zeit schon in Schweden geborgen wäret. Für alle Fälle aber werde ich vor dem Kiekhause ein Stück Wäsche ausbreiten, das soll meine Flagge sein, und wenn Du in Sehweite vorübersegelst, magst Du eine ähnliche an Deinem Maste aufhissen.«

»Gut, das will ich thun, Du wirst aber hoffentlich vergebens warten.«

»Nun,« unterbrach der alte Schwede das harmlose Geplauder – »wir sind fertig; seid Ihr es auch?«

»Ja, Ohm,« sagte Hille mit kaum hörbarem Tone, während ihr die hellen Zähren über die Wangen liefen, die sie aber so viel wie möglich vor Waldemar zu verbergen strebte.

»So steige in das kleine Boot, Mädchen, wenn Du nicht mit nach Schweden willst.«

Hille befolgte den Wink sogleich, von Waldemar und dem alten Schweden selbst unterstützt, damit sie nicht ausgleite, da die thauige Nachluft alle Planken glatt und schlüpfrig gemacht hatte. Aber sobald sie im Pulitzer Boote war, kehrte sie sich wieder nach dem großen herum und hielt die überfluthenden Augen unbeweglich auf Waldemar gerichtet.

»Nun sagt Euch Lebewohl!« rief der alte Schwede. »Aber macht es kurz, Kinder. Wiedersehen schmeckt besser als Trennung.«

Waldemar streckte seine Hand mit einer unwillkürlich etwas heftigen Bewegung nach Hille aus; Hille faßte die seine und hielt sie eine Weile fest, ohne ein Wort dabei sprechen zu können.

»Ich danke,« sagte Waldemar endlich mit gebrochenem Tone, »ich danke tausendmal! Gott segne Dich, Hille, Dich und die Eltern. Grüße sie herzlich von mir.«

»Ja – und Gott segne Dich auch!«

Der alte Schwede stieg hastig in das kleine Boot zurück und gab Piesing, der schon am Steuer des großen saß, einen Wink mit der Hand. Auch Jochen war schon auf seinen Platz im Schnabel getreten und hielt die Schote des Stagsegels in der Hand, das bereits entrollt war und heftig im Winde flatterte. Neben Jochen saß der Lootse Gingst aus Sassenitz, auf der vorderen Bank der jüngere Piesing aus Lietzow. Magnus hatte die Ducht unter dem großen Segel eingenommen, Waldemar stand noch dicht neben Piesing in der Nähe der Ruderpinne und dem Boote Sturleson's zugekehrt.

»Gute Reise und grüßt mir mein Vaterland!« rief dieser und stieß sein Boot kräftig von dem großen ab.

»Lebe wohl!« tönte es aus beiden Booten hinüber und herüber, und einen Augenblick darauf holte Piesing der Aeltere die Schote des Ewersegels an, das Boot beugte sich seitwärts und folgte dann der Gewalt des Windes, der es sogleich mitten in das Fahrwasser des kleinen Boddens riß.

Zwei Minuten später sahen sie ihren früheren Begleiter schon nicht mehr; er war im Schatten der Nacht verschwunden, und auch der Nebel hatte das Seinige gethan, ihn in seinen undurchdringlichen Mantel zu hüllen.

Waldemar ließ sich sprachlos auf die Bank neben Magnus nieder. Ganz gegen seine Gewohnheit war er in tiefe Träumerei versunken, die ohne Zweifel etwas Schmerzliches hatte.

»Waldemar!« sagte da eine Stimme leise an seiner Seite.

»Was willst Du, Magnus?« fuhr der Angeredete halb erschrocken empor.

»Du kannst zufrieden sein mit diesem Abschied. Ein treues Herz begleitet Dich bis an die letzte Pforte der Möglichkeit. O Gylfe, warum bist Du nicht wie dieses Mädchen? Du hättest viel von ihr lernen können!«

»Es ist nur ein einfaches Landmädchen,« erwiderte Waldemar, ohne zu wissen, was er sprach.

»Aber sie ist tugendhaft und treu.«

»Tugendhaft? Ja. Aber treu – wie meinst Du das?«

»Sie ist Dir nicht abtrünnig geworden, wie Gylfe mir.«

»Das wurde ihr nicht schwer, denn sie war meine Geliebte nicht.«

»Nicht? Du täuschest Dich vielleicht selber.«

Er erhielt keine Antwort mehr; nur der Wind, der von Jasmund herüberstrich, brauste in seinen Ohren, und in seinem Herzen wühlte von Neuem ein Orkan auf, der noch lange nicht ganz besänftigt war und immer wieder mit der alten Gewalt ausbrach.

Eine Weile fuhr man schweigend fort, der Nordostwind blähte die Leinwand auf und trieb das gut segelnde Boot mitten durch den kleinen Bodden nach Norden hin.

»Es zieht gut,« sagte endlich Piesing an der Pinne und blickte vergnügt zu dem Raasegel auf, das vor ihm den Wind von der Steuerbordseite her empfing. »Wenn wir über die Fähre hinaus sind, können wir noch ein Leesegel aufsetzen, meint Ihr nicht, Herr Granzow?«

»Ja, thut, was Euch nützlich scheint. Sie sind ein zu erfahrener Schiffer, als daß wir Euch nicht vollkommen vertrauen sollten. Nur, meine ich, würdet Ihr gut thun, so weit wie

möglich von Jasmund abzuhalten, damit wir nicht zu nahe an der Lietzower Fähre vorüberkommen, von wo aus man uns sehen könnte.«

»Das versteht sich – seht, ich halte schon westwärts. Aber der Nebel begünstigt uns sehr und die Herren Franzosen, die an der Fähre bivouakiren, können sich die Augen ausgucken und werden doch nichts erblicken.«

»Bivouakiren sie wirklich schon unsretwegen dort?«

»Wie wenn sie vor einer Festung lägen, die sie im Sturm nehmen wollen. Die Esel! Als ob ein Mann von Rügen die Fähre wählen würde, um von einer Insel zur andern überzusetzen, wenn er ihnen entschlüpfen will! Gelt, das sind keine Insulaner, selbst die Dänen würden klüger sein! Aber hier in Lietzow fürchte ich sie nicht, das Fahrwasser ist zu breit, und auf Booten treiben sie sich nur bei Tage umher. Vor der Wittower Fähre aber habe ich Respect, das Wasser ist mir für unsere heutige Fahrt etwas zu enge, und wenn der Nebel fallen sollte, oder die Teufel gegen Morgen auf Booten herauskommen, dürften wir einen schweren Stand haben.«

»Nicht verzagt vor der Zeit! Meiner Meinung nach sind wir hier dicht an der Naselow.«

»Ihr habt Recht, so weit sind wir. Jetzt aber muß ich ostwärts hinüber, der kleine Bodden wird hier sehr seicht, und unser Boot – es heißt die Grille – geht etwas tief.«

»Wo habt Ihr es hergenommen?«

»Es gehört eigentlich nach Arkona und hat erst vorgestern die Reise mit Getreide hierher gemacht. Die Franzosenkerle schleppen alle Außenboote einwärts, wo sie sie nur ergattern können, diesmal aber haben sie uns damit die Mahlzeit aufgetischt.«

»Halte noch mehr nach Lietzow hinüber!« rief der jüngere Piesing vom Buge her. »Es ist mir, als ob ich den Sand unter unserm Kiele knirschen fühlte.«

Der Steuermann befolgte augenblicklich den Wink, die Schoten wurden etwas nachgelassen, und die Grille strich scharf nach Lietzow hinüber.

»Ha, was ist das?« rief Waldemar plötzlich.

In der Richtung nach Lietzow lohte in diesem Augenblick ein in Nebel schwimmender düsterer Lichtstrahl auf, der schnell an Größe zunahm, und hoch in die Luft flackerte. Das Nebelchaos, das zwischen ihm und den Segelnden wogte, dämpfte seinen glühenden Schein, aber dennoch durchdrang er die dichten Luftsichten und bot in seiner hin und her flatternden Gestalt einen gespenstischen Anblick dar.

Gleich darauf zeigte sich in der Ferne, etwas mehr nordwärts, ein zweites Feuer und bald darauf ein drittes, was den Beweis lieferte, daß man es mit der Bewachung der Fährstraßen sehr ernstlich nehme.

»Ha! Da haben wir sie ja schon,« rief der riesige Piesing. »Das sind die Franzosen mit ihren Bivouakfeuern, die sie so hoch schüren, um sich zu wärmen, die frostigen Hunde, und um uns besser zu sehen. Na, wenn die einmal einen Winterfeldzug machen sollten, dann sind sie geliefert!«

Nach diesen Worten verhielt er sich still, wie alle Uebriegen im Schiffe, denn man war der Landungsstelle sehr nahe gekommen, und dicht am Ufer hatte sich ein Trupp Soldaten um das Feuer gelagert, so daß man sogar einzelne Gestalten im Scheine desselben unterscheiden konnte.

Lautlos kam die Grille vor dem Feuer an, und lautlos strich sie daran vorüber, nur das Brodeln des Wassers vor

ihrem Buge ließ sich innerhalb des Boots vernehmen, während es nach Außen hin der in den Baumwipfeln sausende Wind verschlang. In wenigen Minuten war daher keine Gefahr mehr, vom Lande aus bemerkt zu werden, vorhanden, und man segelte nun, von dem östlichen Ufer abhaltend, möglichst weit nach der westlichen Seite des schmalen Wassers hinüber, um sich nicht ganz den Wind von dem Semper-schen Hochlande wegfangen zu lassen.

Die Meerenge zwischen dem großen und kleinen Bodden ist aber nur eine Viertelmeile lang, und diese kurze Strecke hatte man bald zurückgelegt. Daß man nun im großen Bodden war, sah man zwar nicht, denn die weite Wasserfläche war ja durch den Nebel den Augen der Flüchtenden entzogen, aber man konnte es deutlich an den größeren Wellen wahrnehmen, die sich ungestüm vom Jasmunder Strande herwälzten, da sie der herrschende Wind gerade nach Westen trieb. Auch fühlten die Segel wohl die stärker treibende Kraft, und die Grille beugte ihr Backbord tief in das Wasser, da die Gewalt des Windes die Segel nach dieser Seite niederdrückte.

Die Männer auf dem Boote hüllten sich fester in ihre Sturmwämser, die sie alle zur Hand hatten, denn der Wind blies frischer und frischer, je weiter sie in das Binnenwasser vordrangen. Am heftigsten aber wehte er, als man der Mündung des Spyker'schen Sees nahe kam und hier das schützende Land allmählig schmäler ward, – bis er endlich stürmischi wurde, als nur noch der dünne Erdgürtel, den wir schon früher mit dem Namen Schabe bezeichnet, den Bodden vom freien Meere trennte, und das niedrige Ufer dem Andrängen der Luftströmung kein Hinderniß mehr in den Weg legte.

Waldemar hatte längst im Stillen berechnet, in wieviel Zeit sie in die Gegend von Spyker gelangen würden, aber er verschwieg es weislich, um seinem Freunde nicht wieder wehe zu thun, indem er ihn an die naheliegende Heimat erinnerte. Er hatte sich aber in Magnus geirrt, wenn er von ihm gedacht, er werde jene Berechnung nicht auch für sich anstellen. Denn als Waldemar nach Ablauf einer kleinen Stunde, seitdem sie die französischen Wachtfeuer passirt, nach Osten blickte und den Nebel vergeblich zu durchdringen strebte, der ihm die Aussicht auf das Land verhüllte, legte sich Magnus' Hand sanft auf seine Schulter, und eine bebende Stimme sagte langsam und feierlich:

»Dort liegt Spyker, Waldemar. Still ruht die Mitternacht auf meinem väterlichen Hause. Wie mag es darin aussehen? Ha, mich ergreift eine namenlose Begier, an's Land zu steigen und noch einmal sein mir heiliges Dach aufzusuchen. Was meinst Du, soll ich es unternehmen?«

»Zu welchem Zweck?« entgegnete Waldemar, ablehnend den dunklen Kopf schüttelnd. »Willst Du Dir ganz den Schädel einstoßen, der jetzt schon wirr und wüst genug ist? Ich dächte, Du wärst froh, jene Erinnerungen hinter Dir zu haben, und sehntest Dich nicht noch einmal nach ihnen zurück. Aber thue, was Du willst, ich für meine Person möchte diesmal lieber nach Schweden gehen.«

»So will ich Dir folgen, wenngleich mir eine innere Stimme sagt, daß ich das schwedische Land nicht betreten werde. Mag es denn gehen, wie es will – ja, ja, ich sehe es, der Mensch *kann* nicht wider sein Schicksal streiten.«

Mit diesen Worten lehnte er sich zurück an den Mast, vor dem er saß, hüllte sich fest in seine Decken und schloß die Augen, als wollte er nicht ihnen einmal erlauben, durch die

Luft zu dringen, dahin, wo das unselige Vaterhaus lag, das ihm früher so lieb und theuer gewesen war. —

»Wo denkt Ihr, daß wir jetzt sind?« fragte nach langer in allseitigem Schweigen hingebrochter Pause der ältere Piesing den jungen Granzow, als dieser sich aus seiner Unthätigkeit aufgerafft hatte, um ringsherum zu spähen, ob nicht irgend etwas zu entdecken wäre, woran er ein Gespräch knüpfen könnte, denn sein rastloser Geist fühlte sich durch das lange Schweigen und das Nachsinnen über trübe Dinge äußerst bedrückt.

»Wo wir sind, Piesing? Ei, das, dächte ich, wäre nicht schwer zu sagen für Jemanden, der sich jeden Fuß breit Landes gemerkt hat, an dem wir vorübergekommen sind. Meiner Meinung nach müssen wir gleich westlich den Liddow'schen Haken haben, also in zwanzig Minuten in der Meerenge von Lebbin sein – habe ich Recht?«

»Auf ein Haar, Meister Granzow, und ich wundere mich, daß Ihr das so gut wißt, da Ihr doch nichts vom Lande vor's Gesicht gekriegt habt.«

»Euch ist es ja ebenso ergangen, und Ihr wißt es.«

»Ha, ich! Das ist etwas Anderes. Ich steure das Schiff, und ein Steuermann muß pflichtgemäß stets im Kopfe rechnen, besonders in diesem kleinen faulen Wasser. Außerdem aber habe ich wahrhaftig diesen Weg unter ähnlichen Umständen öfter als Ihr zurückgelegt, da ich den Jahren nach Euer Vater sein könnte, und die ganze Zeit meines Lebens in diesen Meeren zugebracht habe, also muß ich ihn auch besser kennen. Doch vielleicht irre ich mich. Ich bin nur ein gemeiner Lootse und habe nicht die Wissenschaft in mir, die Ihr zu erlernen tausendfache Gelegenheit gehabt, und das

muß wahr sein, man hört es wenigstens alle Tage, die Wissenschaft überflügelt alle Erfahrung, und wohl dem, der sich bescheiden kann, das als eine Sache hinzunehmen, die nicht zu bestreiten ist.«

»Ihr setzt Euch zu tief herab, guter Piesing. Was mich wenigstens betrifft, so schätze ich Eure Erfahrung höher als meine Wissenschaft und ordne daher meine Meinung jederzeit der Euren unter.«

»Thun Sie das nicht, junger Granzow, lassen Sie Ihr Licht leuchten, so hell es will, es ist klar, und wir alle erkennen das an, die wir aus der Schule Ihres Vaters sind, der ein tüchtiger Seemann ist und seinerzeit ein unerschrockener und braver Lootsencommandeur war. Aber es ziert ein junges Blut, wenn es bei seinem Werthe zugleich bescheiden ist, und das haben wir von jeher an Euch zu schätzen gewußt und lieben Euch auch alle darum. Doch nun genug davon, es ist heute nicht die Zeit, mit der Bescheidenheit große Dinge zu verrichten; wenn Ihr also etwas besser wißt, als wir, so sagt es gerade heraus, ich lerne noch in meinen alten Tagen gern etwas Neues, da ich weiß, daß ein Mensch nicht Alles wissen kann. – Heda, Ihr Jungen da vorn, schlafst Ihr? Ihr seht ja, daß ich nach Westen wende, also helft Eurem Segel ein Bischen nach.«

»Wir erwarteten nur Eure Befehle,« sagte der unterthänige Jochen, der von dem alten Schweden gut geschult war, während der schweigsame Bruder des Riesen schon seine Schoten angezogen hatte.

»So, jetzt sind wir Gelm gegenüber, und hier herum muß die Lebbiner Spitze liegen. Seht mal nach, Herr Granzow, was Eure Uhr ist.«

Waldemar bückte sich zur Laterne nieder, die in einem bedeckten Wassereimer zu seinen Füßen stand, und sah nach der Uhr. »Es ist zwei vorbei,« sagte er, »und mir scheint, wir haben uns etwas über Gebühr bei Thiessow aufgehalten.«

»Zeit genug,« bemerkte Magnus, der nur höchst selten sprach, »wir kommen früh genug an unser Ziel.«

»Wenn wir wüßten, wo wir morgen Nacht schlafen werden,« nahm Piesing das Wort auf, »so wäre mir das recht angenehm, da ich es aber nicht weiß und wissen kann, so bemühe ich mich auch nicht, darüber nachzudenken. Es wäre vergebliche Arbeit, und die scheue ich wie den Tod. Aber seht, Herr Granzow, jetzt sind wir wieder im engen Fahrwasser, und doch däucht mir der Nebel dünner zu werden.«

»Er wird nicht dünner, Piesing, aber der Tag oder vielmehr der Morgen ist in der Nähe, auch wirkt vielleicht das Mondlicht etwas stärker, da hier kein hohes Land zwischen dem Monde und uns liegt, der im Westen vor uns steht.«

»Donnerwetter, ja, daran habe ich nicht gedacht. Seht wie Eure Wissenschaft besser ist als meine Erfahrung.«

»Nur beide zusammen, Piesing, machen den Mensch für seine Stellung vollkommen brauchbar.«

»Ja, ja, der Meinung bin ich auch. – Jetzt aufgemerkt, Ihr Jungen da vorn, ich halte ganz nach Westen hinüber, und so wird der Wind bald mit vollen Backen hinter uns herblasen, was auch nicht ganz angenehm ist. Nun still, Kinder, da drüben zur Rechten liegt der Breeger Bodden, und wir kommen bald an die Camminer Fähre. Da werden wir wieder französische Feuer sehen.«

»Schade,« sagte Waldemar, »daß sie mit Rügianischem Holze genährt werden, sonst wollte ich es ihnen noch danken, daß sie die Güte haben, uns die Stellen anzudeuten, die wir vermeiden müssen.«

Piesing brummte mürrisch etwas vor sich hin; Waldemar hatte einen Punkt berührt, der allen Inselbewohnern schwer auf dem Herzen lag, denn das schmerzte sie am tiefsten, daß die Franzosen in zwei Jahren mehr Holz verbrauchten, als in fünfzig gewachsen war. »Da brennen sie schon!« rief er plötzlich. »Seht Ihr sie? Da, ich zähle eins – zwei – drei. Paßt auf, da vorne, ob Ihr ein Wachtschiff wittert.«

»Hier werden wir keins finden,« erwiderte der Lootse Gingst, »wir sind noch nicht an der Eingangspforte von Rügen, aber eine halbe Stunde später, wenn der Wind so fort bläst, werden wir sie wohl zu Gesicht kriegen, denn sie werden doch nicht so dumm sein, das Wittower Schlupfloch offen zu lassen?«

Jetzt war man ganz in den engen, ziemlich glatt verlaufenden Kanal eingesegelt, der Rügen von Wittow trennt. Die Wachtfeuer am Camminer Ufer waren schnell im Nebel verschwunden, denn die Grille, vom vollen Nordost getroffen, schoß unter ihrem straff gepreßten Raasegel dahin, obgleich es durch das Segeln vor'm Winde, wie es der Seemann nennt, dem Stagsegel den Luftzug abging. Allein der herrschende Wind war für das Hauptsegel schwer genug, um das Boot flüchtig vorwärts zu treiben, und da man sich, dem natürlichen Laufe des Kanals folgend, bald etwas nach Süden bewegte, so war Hoffnung vorhanden, daß auch das Stagsegel nicht lange außer Thätigkeit bleiben würde. Fünf

Minuten später bestätigte sich diese Hoffnung, und mit beschleunigter Eile flog man dahin, als würde man durch unsichtbare Gewalt über die Wellen gerissen.

»Es geht flott,« bemerkte Waldemar. »Wenn nur die Leinwand hält, sie ist mir fast zu straff gespannt. Ich glaube, wir machen hier doppelt so viel Knoten als im Bodden und werden bald am Woldenitzer Haken sein.«

»Das ist auch mein sehnlichster Wunsch,« entgegnete Piesing, »ich wäre gar zu gern bei voller Nacht durch die Wittower Enge gefahren, aber wie es scheint, wird nichts daraus, denn es wird auffallend rasch heller, und der Nebel – nun, was sagt Eure Wissenschaft jetzt dazu, Herr Granzow?«

»Sie streicht vor Eurer Erfahrung die Flagge, der Tag ist es nicht allein, der Licht bringt, auch der Nebel fällt, jetzt sehe ich es.«

»Oder steigt, was für uns heute ganz dasselbe ist. Verflucht! Ich kann mit meinen Katzenaugen schon vierzig Schuh weit rings um mich sehen. Ganz hübsche Wellen das, nicht wahr, mein Junge?«

»Ja, sie rollen vortrefflich. Eine würgt die andere ab, und da draußen werden sie noch besser rollen und würgen.«

»Ach, ich wünschte, ich könnte sie erst da draußen rollen sehen, dann hätten wir Wittow mit heiler Haut hinter uns; aber so weit sind wir noch nicht, und das kränkt mich.« –

So war man allmählig der Wedder Spitze gegenüber angekommen, und alle Augen, die an Bord waren, sahen sie zu ihren Schrecken ganz deutlich und fast vom Nebel frei in das Wasser vorspringen. Kein Mensch sprach ein Wort, nur die Augen blitzten sich ernste Gedanken zu. Piesing war von der Steuerbank aufgestanden und ragte mit seiner hohen Figur wie ein dräuender Meergott aus dem Boote auf. Seine

Augen flogen nach allen Seiten und verschlangen zunächst die nächste Umgebung und dann den Horizont, so weit es der rasch aufsteigende Nebel gestattete.

»Noch sehe ich nichts,« sagte er, »aber ich kann freilich die Wassermenge noch nicht ganz überblicken. Der Wind thut seine Schuldigkeit, Gott sei Dank! Wenn er jetzt zu blasen aufhörte, wäre es schlimm. Ha, da fällt mir zu rechter Zeit etwas ein. Wir befinden uns im Kriege, und da ist jeder Kniff erlaubt. Ich habe einen Lappen dänischer Flagge, Herr, soll ich ihn aufhissen, um die etwaigen Frühaufsteher zu foppen?«

»Nein!« riefen Magnus und Waldemar in einem Athem.
»Wir fahren nicht unter dänischer Flagge.«

»Ich auch nicht gern, aber eine List, denke ich, ist keine Schande. So lassen wir es also. Aufgepaßt, Ihr da vorne, und sobald Ihr ein Segel oder Ruderboot seht, komme es, woher es wolle, so gebt Ihr ein Zeichen.«

Waldemar bückte sich zu der Laterne nieder und blies sie aus. Man brauchte sie nicht mehr, denn der Morgen dämmerte langsam herauf und goß trotz des Nebels ein fahles Licht über die rollenden Gewässer, das von Minute zu Minute leuchtender wurde und endlich an beiden Seiten das Land mit seinen grünen Ufern erkennen ließ, das nur noch von einem dünnen Nebelflor umschleiert war.

»Was ist die Uhr?« fragte Piesing noch einmal.

»Es ist halb Vier, und in wenigen Minuten werden wir der Fähre gegenüber sein; der Breeger Bodden liegt schon hinter uns.«

»Gott gebe, daß wir keinen Widerstand treffen,« dachte Waldemar, »ich möchte nicht im letzten Augenblick, wo ich

mein Vaterland verlasse, Blut fließen sehen, das meinetwegen mit vergossen wird. Vater da oben, lenke es zum Besten, ich spreche nicht aus Furcht, sondern aus —«

»Menschenliebe!« wollte er zu sich sagen, aber da schreckte ihn ein Zuruf, der vom Schnabel her erscholl, aus seinen Gedanken. »Feuer!« lautete die Meldung. »Ein – zwei Stück bis jetzt, und sie brennen dicht am Ufer.«

»So, also jetzt sind wir heran,« bemerkte Piesing der Aeltere. »Jetzt macht Euch fertig, Leute. Es gilt einen schnellen Lauf und ein kaltes Herz. Noch seh' ich nichts, aber wenn sie kommen, müssen wir darauf vorbereitet sein. Sollten sie schießen, Jungen, so bückt Euch. Ich habe eine Krokodils Haut, mir schadet das nichts, und einer muß das Steuer halten. Falle ich, so faßt Ihr es, Granzow, alles Uebrige versteht sich von selbst.«

Jetzt rüttelte sich auch Magnus aus seiner Apathie auf. Er hörte von Kampf und Sterben sprechen, und das hauchte wie immer Feuer in sein kühles Blut. Er bückte sich, sah nach seinen Pistolen und griff nach einer Flinte, deren Schloß er prüfte.

»Wer hat das Commando?« fragte Waldemar in einem ihm selten entschlüpften strengen Tone.

»Nehmt Ihr es,« sagte Piesing rasch, »Sie sind gewandt und kaltblütig dazu. Der Herr Graf nimmt es nicht übel, denn er ist kränklich, und das trübt das gesundeste Auge.«

Magnus lächelte schwermüthig und blickte dann zustimmend seinen Freund an. »Nimm es,« sagte er ruhig, »ich nehme es nicht übel, denn ich kenne Dich, wie ich mich kenne, und vertraue Dir mehr als mir. Was wirst Du also befehlen?«

»So schießen wir nicht eher, als bis die höchste Noth es gebietet, dann aber sicher und immer nach dem Steuermann,

wenn es kein Landsmann ist. Ueberhaupt liebe ich in so engem Wasser das Knallen der Flinten nicht, es zieht uns zu viel Feinde auf den Hals, so lange wir nicht freie Fahrt haben. Kommen sie uns etwa von Grieben aus entgegen, meinthalben, dann liefern wir immerhin eine Schlacht, aber hier —«

»Hier rennen wir sie nieder! Brav!« rief Piesing, »das ist auch meine Meinung. Und wer mir vor den Bug meiner Grille kommt, den bohre ich in den Grund. Wir sind fest an unserer Brust gepanzert und können einen guten Puff vertragen, zumal wir mit dem Winde segeln. Also fertig, Alles in Allem.«

Alle Köpfe hatten sich jetzt gegen Westen gewendet, und alle Augen waren starr auf die Wasserfläche gerichtet, die in ihrer ganzen Ausdehnung bis zur schmalsten Enge vor ihnen lag, ja sogar schon hinter derselben tauchte das breitere Wasserbecken auf, welches man den Rassower Strom nennt, der gegenwärtig mit großen rollenden dunkelgrauen Wogen bedeckt war.

Piesing warf Waldemar einen Blick zu, der so viel sagen wollte als: Es ist kein Schiff in Sicht. Aber kaum hatte er ihn abgesendet, so stieß er einen zischenden Laut aus und deutete nach Wittow hinüber. Waldemar hatte zu gleicher Zeit mit ihm dieselbe Bemerkung gemacht. Ein mit Ruderern bemanntes Boot stieß einige hundert Klafter von ihnen vom Lande ab und strich quer über das Wasser, augenscheinlich in der Absicht, um ihnen den Weg abzuschneiden.

»Da sind sie!« rief Piesing. »Aber sie kommen zu spät; ich halte nach dem Treter Wege hinüber, so werden sie gerade zur rechten Zeit zur Stelle sein, um unser Kielwasser zu

durchschneiden. Paßt auf die Segel, Jungen, und jeden Luftzug benutzt Ihr!«

»Halt!« rief der jüngere Piesing vom Buge aus, und in demselben Augenblick hatten auch Magnus und Waldemar die neue Gefahr bemerkt, denn von der Rügen'schen Küste zu ihrer Linken stieß soeben ein gleichfalls stark bemanntes Boot ab und bemühte sich mächtig, dasselbe Ziel zu erreichen, welches das Boot von Wittow aus erstrebte.

»Ha!« rief Waldemar beherzt und mit funkeln den Augen aus, »sie wollen uns in die Mitte nehmen und, wie zwei Bul lenbeißer das Wild, an beiden Ohren packen. Aber auch sie haben falsch gerechnet und kommen zu spät, wir fliegen und sie flattern nur. Haltet jetzt getrost die Mitte, Piesing. Vorwärts! In der Mitte ist frei Wasser genug für uns.«

Piesing nickte Beifall; das Steuer hatte den Druck schon erhalten, und die Grille flog wie ein wackerer Renner durch die Fluth, die hoch auf an seinem Schnabel emporspritzte und ein ächzendes Stöhnen hören ließ, als würde es ihr schwer, so schnell aus dem Wege zu weichen.

»Es wird gehen,« sagte Magnus mit seiner ruhigen Würde, die er in gefährlichen Momenten immer zeigte, »wiewohl etwas knapp. Ha, sie braien uns schon an – was wollen sie?«

Die Franzosen, die in den beiden von entgegengesetzten Seiten auf die Grille zusteuernden Booten saßen, brüllten dieser nicht allein durch ein Sprachrohr, sondern auch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Stimmen den Befehl zu, beizulegen und sich gefangen zu geben, denn, mochten es nun Feinde sein oder nicht, sie wollten unter jeder Bedingung Rechenschaft von der frühen Fahrt der Reisenden abgelegt haben.

Alle in der Grille Sitzenden verstanden den Befehl, aber keiner beachtete ihn oder zeigte die geringste Neigung, ihn zu befolgen.

»Sehr gut gebrüllt!« sagte der unerschütterliche Piesing, »das muß man sagen, trotzdem sie an so frühem Morgen gewiß noch nüchtern sind, aber wir haben leider sehr schlechte Ohren, und der Wind allein braust in ihnen. Aufgepaßt also, Jungen, sie werden ihren Wink gleich verständlicher wiederholen.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so krachten einige wohlgezielte Schüsse von dem Wittower Boot herüber, denen alsbald die Antwort von dem zweiten folgte, die jedoch beide ohne Wirkung blieben, denn die Bewegung der Wellen war zu mächtig, und die beiden kleinen Boote tanzten wie Nußschaalen darauf herum, so daß die Kugeln weit über ihr Ziel hinausflogen.

»Gut gezielt, das muß wahr sein, die Luft haben sie sicher getroffen,« spöttelte Piesing, während die andern im Boote sich vollkommen schweigsam verhielten. »Die Franzosen mögen zu Lande wohl tanzen und schießen können, aber auf dem Wasser, das eine Böe durcheinander rüttelt, können sie es nicht. Doch halt – Donnerwetter! Was ist das? Wir haben die Augen nur nach rechts und links gehabt – da kommt Nummer drei angeschaut, und gerade mitten auf uns los steuert der muthige Junge.« Alle drehten die Köpfe nach der Spitze des Bootes und bemerkten, was ihnen bisher die aufgespannten Segel verborgen hatten, zumal ihre Aufmerksamkeit auf die seitlichen Feinde allein gerichtet gewesen war, daß nämlich gerade von vorne her, die Mitte der Wasserenge genau innehaltend, ein drittes Boot herangerudert kam, das ihnen den Weg abschneiden und sie mit

kühner Stirn aufhalten wollte, bis die Hülfe von den Seiten herangekommen wäre.

Magnus und Waldemar sowohl wie die drei anderen Männer griffen jetzt zu ihren Schußwaffen und machten sich bereit, nicht ohne Kampf den Schauplatz zu verlassen. Kaum aber sah das der ältere Piesing, so vergaß er, wer das Commando hatte und rief mit einer Donnerstimme: »Ruhig, Ihr da mit Euern Knallern! Mit denen da vorn werde ich ganz allein fertig. Ich segle sie nieder, ehe sie an uns heran zu sein denken, denn die Grille überragt sie um zwei Drittel Höhe und läuft mit vollem Winde auf sie los. Hurra, meine Burschen, haltet Euch fest, es giebt einen guten Ruck, aber er wird uns die aufdringlichen Racker vom Halse schütteln.«

Mit atemloser Spannung hatten die im Boote Sitzenden diesen Zuruf gehört und sahen nun seiner Ausführung entgegen, wobei sie ganz vergessen zu haben schienen, daß sie auch von der Seite her bedrängt werden konnten. Geraude vor ihnen, etwa nur noch zwanzig Klafter von ihnen entfernt, ruderte ein kleines, schwächliches Boot heran, das bei dem hohen Wellenschlage mit Menschen fast überfüllt war. Aber nicht die Flüchtlinge allein, auch ihre Verfolger von beiden Seiten schauten mit Ungeduld und Spannung auf den nun folgenden Vorgang hin, indem sie die kühne Erwartung hegten, das zuletzt sichtbar gewordene Boot, ein schlau berechneter Hinterhalt, werde die Grille aufhalten, worauf sie dann selbst an Bord derselben gelangen und seine Insassen gefangen nehmen würden, die, nach ihrem ganzen Gebahren zu urtheilen, unzweifelhaft die überall vergeblich gesuchten Staatsverbrecher waren.

»Hoho!« sagte jetzt Piesing, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck furchtbaren Hasses und wilder Leidenschaft an,

»sie denken uns schon zu haben, aber dabei ahnen sie weder, was ihnen selbst bevorsteht, noch fühlen sie den Durst, den sie sogleich löschen werden. Die Tröpfe! Aufgepaßt! Nach dem Stoße wende ich einen Strich nordwärts, vergeßt also die Segel nicht.«

Das von dem unerschrockenen Sassenitzer Lootsen beabsichtigte Manöver war seiner Ausführung nahe. Er leitete es folgendermaßen ein. Das von Wittow heransegelnde Boot war am weitesten von der Grille entfernt, also am unschädlichsten. Zwischen ihm und dem dritten durch Ruder getriebenen Boote blieb ein kleiner Spielraum, der möglicherweise zum Schlupfloch für die Flüchtlinge dienen konnte, was auch die Franzosen anzunehmen schienen. In demselben Augenblick nun, als die Grille über die beiden von den Seiten kommenden Feinde hinaus war, wandte Piesing das Steuer der Grille etwas luvwärts, als wollte er dem dritten Boote nach Norden hin aus dem Wege gehen. Die in demselben Sitzenden waren schon theilweise aufgesprungen und machten sich bereit, den Feind zu packen, wenn er in ihren Bereich käme. Da sie ihn aber ausweichen sahen, wandten sie in der Besorgniß, er könne ihnen entwischen, die Spitze ihres Bootes in dieselbe Richtung, die er einzuschlagen geneigt schien.

Dies war der Moment, den Piesing vorausgesehen hatte und den er nun auf eine für die Franzosen sehr unerwartete Weise benützte. Denn als so die Schiffe dicht beieinander waren, wandte er plötzlich den breiten hochragenden Schnabel der Grille gegen das feindliche Gefährt, stieß mit furchtbarer Heftigkeit auf sein Steuerbord und drückte es buchstäblich mit dem scharfen Vordertheil seines schweren Bootes in den Grund.

Nach einem gewaltigen Krachen der zermalmten Planken des kleinen Schiffes tönte ein furchtbares Geschrei, untermischt mit Flüchen und Nothrufen, über das Wasser nach beiden Seiten hin, das übersegelte Boot kenterte völlig, und zwölf bis sechzehn Menschen lagen im Wasser, schwammen und rangen mit den stürmischen Wellen und riefen ihren Gefährten zu, ihnen zu Hilfe zu eilen. Alles das war so rasch vor sich gegangen, daß selbst die in der Grille Sitzenden nicht jeden einzelnen Zug wahrgenommen hatten, und erst als ihr siegreicher Segler schon längst von der unheilvollen Stelle hinweggerauscht war, sahen sie die beiden Boote von den Seiten sich nähern und die Sinkenden auffischen.

»So,« sagte Piesing, nachdem er einen ungeheuren Athemzug gethan hatte, »die haben wir hinter uns, und das Fahrwasser ist rein gefegt. Die werden an uns denken ihr Leben lang. Es war ein hübscher Stoß und das Ganze in einer halben Minute abgemacht. Nun, Waldemar, mein Junge, verzeih mir, daß ich Dich in diesem Augenblick der Freude dutze, habe ich nach Deinem Sinne gehandelt und Menschenblut gespart?«

»Ja, Ihr habt eines echten Seemanns würdig gehandelt, und auch wir werden Eure That nicht vergessen. Nicht wahr, Magnus?«

Magnus antwortete nicht, sein Herz war zu stürmisch bewegt, um ihm Worte zu gestatten, was auch die bleiche Farbe bewies, die seine Wangen bedeckte, aber er reichte dem Steuermann die Hand und drückte sie warm.

Sodann wandte man die Köpfe wieder rückwärts und sah dem noch immer nicht beendeten Auffischen der Franzosen zu, die für heute keine Lust mehr bezeigten, die kecken

Flüchtlinge weiter zu verfolgen, was auch bei der schnell segelnden Grille ein vergebliches Bestreben gewesen wäre.

»Aufgepaßt! Vorwärts ausgeschaut!« donnerte Piesing's Stimme wieder. »Ist die Luft da vorne rein? Ich kann nicht Alles überwachen, drum müßt Ihr mir dabei helfen.«

Alle im Boote Sitzenden blickten sich nach allen Seiten um, aber nirgends war ein Feind zu sehen, der wahrscheinlich zu sicher auf den Hinterhalt bei der Wittower Fähre gerechnet hatte, um noch an andre Angriffspunkte und Mittel zu denken.

»Mord und Tod!« rief Piesing. »Die ganze Geschichte hat mir Appetit und Durst verursacht, meine Herren. An's Essen aber will ich nicht eher denken, habe ich mir gelobt, als bis wir am Dornbusch vorüber sind; ein Schluck gebrannten Wassers aber würde mir und Euch Allen von Vortheil sein, glaube ich.«

Waldemar, der die Vorräthe bereits untersucht hatte, nahm eine Flasche scharfen Getränks heraus, reichte sie Magnus, that selbst einen Zug und ließ sie dann vom Steuermann zu den Leuten im Vordertheil des Bootes wandern, von wo sie leer in seine Hände zurückkam.

»So,« sagte Piesing, »das hat mir das Herz gestärkt. Nun kann es an der Insel Pipi¹ von Neuem losgehen.«

»Ich würde Euch aber doch rathe,« bemerkte Waldemar, »nicht zwischen Neu-Bassin und der Buge durchzusteuern. Das Wasser ist zu eng, und wir wollen uns nicht zum zweiten Mal auf Gottes Hülfe verlassen. Also haltet nach Süden,

¹Volksname der kleinen Insel Neu-Bassin an der Südspitze der Wittower Buge.

Piesing, der Wind hält an, und wir brauchen den kleinen Umweg nicht zu scheuen.«

»Das denke ich auch – so, nun mag es genug sein. Seht, wie hell es geworden ist, da sehe ich schon das Posthaus auf der Buge unter den Bäumen stehen, wie niedlich nimmt sich das aus!«

Waldemar nahm sein Rohr zur Hand und suchte durch dasselbe nach dem Posthause hinüberzuschauen, ob er etwa eine wachsame Strandwache wahrnehmen könne, allein der Rassower Strom war so unruhig, und die Grille stieg so schnell über die Wogenberge und sank so hurtig wieder hinab, daß er keinen Gegenstand fest in's Auge fassen konnte.

Schweigend, aber immer aufmerksam auf ihre Umgebung, setzten die kühnen Männer nun ihre Fahrt nach Westen fort, umschifften Neu-Bassin, auf der nur Kühe grasten, und steuerten dann, bei halbem Winde segelnd, dem langen Orte entgegen, stets beflissen, möglichst fern von der schmalen Landzunge zu bleiben, die vom Dornbusch auf Hiddens-öe nach Süden läuft und hinter welcher das gastfreie Kloster lag, in dem Magnus und Waldemar vor einigen Wochen so freundlich bewirthet worden waren. Etwa Dreiviertelstunden mochten sie so gefahren sein, bis sie den Dornbusch auf Hiddens-öe's Nordspitze mit seinem geröllreichen Strand und seinen wilden BergrisSEN zur Seite liegen sahen, und nun, keinen Feind von Rügen her mehr befürchtend, segelten sie stramm nach Norden, um, nachdem sie glücklich die hohe See erreicht, den Cours nach Schweden einzuschlagen.

Aber der Menschen Gedanken eilen nur zu oft den Gedanken Gottes voraus, das sollten auch unsere Flüchtlinge sehr bald erfahren. Denn nachdem sie alle ein wohlverdientes Frühstück eingenommen und sich für die Anstrengungen

und Wachen der Nacht hinreichend entschädigt hatten, hielten sie es für zeitgemäß, den Stand der Dinge genauer zu prüfen, und da gewahrten sie sämmtlich kein so erfreuliches Bild, als sie zu finden erwartet, solange sie das verhältnißmäßig ruhige Binnenwasser durchsegelt hatten.

Waren die Wellen auf den verschiedenen Straßen desselben schon ziemlich groß gewesen, so wurden sie zu gewaltigen, donnernd dahinrollenden Wogenbergen, als man den ungastlichen Dornbusch hinter sich hatte, und noch höher und gewaltsamer stiegen sie auf, als die Küsten von Wittow das aufgewühlte Meer nicht mehr bändigten und seinen Anprall mäßigten. Wild und schaurig brausten sie von Nordosten daher, und der Wind heulte, zwar nicht mit Sturmesungestüm, aber wie eine heftige Böe heulen kann, so daß die Wogenspitzen fortwährend über Bord schlugen und anhaltend zwei Männer beschäftigten, um das überflüssige Wasser aus dem Boote zu schaffen. Dabei erreichte der Himmel die aufmunternde Klarheit nicht, die er, als der Nebel so rasch stieg, wenigstens für kurze Zeit hatte hoffen lassen. Wild und unheilschwanger zogen schwarze Wolkenmassen von Schweden nach Deutschland herüber und drohten mit einer noch anderen Unannehmlichkeit, mit strömendem Regen, der indessen glücklicherweise ausblieb, da der stoßende Wind die Wolken rasch vorüberjagte. Dies Alles hätte sich nun noch ertragen lassen, da die in der Grille befindlichen Männer sämmtlich mit jeglichem Unwetter vertraut waren und schon stärkere Stürme überstanden hatten. Das Uebelste aber war dabei, daß der Wind eine große Neigung verrieth, umzuspringen, und bald von Nordost nach Nordwest ging, als hätte er sich mit seinem Kollegen in jener Weltgegend verabredet, mit doppelter Wuth über die rathlosen

Flüchtlinge herzufallen. Hätten diese keinen menschlichen Feind zu fürchten gehabt, und wäre es ihnen nicht um ein bestimmtes Ziel zu thun gewesen, so würden sie ihre Lage gerade nicht angenehm, aber doch erträglich gefunden haben; so aber mußten sie jedes auftauchende Segel mit Argwohn betrachten, und die schwedische Küste war ihnen als das Hauptziel vorgezeichnet, nach dem sie zu streben hatten.

Sobald sie aber über Wittow hinaus und dem wieder vollen Nordostwinde preisgegeben waren, sahen sie ein, daß sie den geraden Strich nach Nordosten hin, den sie verfolgen mußten, nicht einhalten konnten, denn trotz aller Bemühung Piesing's und trotz der Geschicklichkeit seiner Mitschiffer wich die Grille von Minute zu Minute bei Weitem mehr westwärts ab, als ihnen lieb sein konnte.

Eine Zeit lang beobachteten die Männer mit schweigender Aufmerksamkeit diese Wirkung des Gegenwindes, immer noch hoffend, er werde seine Gewalt mäßigen und das Schiff wieder in glatteren Lauf kommen, aber endlich gewannen sie die Ueberzeugung, daß sie vergeblich gehofft hatten, worauf Piesing wieder der Erste war, der seine Befürchtung laut aussprach.

»Der Strich, meine Herren,« sagte er, »dem wir hier wider unsren Willen folgen müssen, gefällt mir nicht. Wollten wir auf Falster einen Besuch abstatten, so könnte man sich's behagen lassen, aber nach Schweden kommen wir bei diesem Unwetter nimmermehr. Wenn wir wirklich noch einige Stunden den Cours nordwärts halten, so erreichen wir höchstens Möen und laufen da den Dänen in die Arme. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie sie offen halten, bis wir hineingefallen sind, aber nie wieder öffnen werden, wenn

sie uns einmal mit ihrer gewohnten Gastlichkeit empfangen haben. Was ist also hier zu thun?«

»Laviren wir langsam vorwärts und nehmen wir uns Zeit,« erwiderte Waldemar mit seiner unbeugsamen Entschlossenheit, »ewig kann dieser Unglückswind nicht fortblasen. Meinst Du nicht auch, Magnus?«

Magnus nickte und lächelte seltsam, fast unheimlich dabei. »Ich habe Zeit, um nach Schweden zu kommen,« sagte er düster, »wenn Du sie auch hast, so laß uns die Geduld zu Hülfe nehmen.«

»Es bleibt uns wahrhaftig nichts Anderes übrig,« sagte Piesing und kratzte sich verlegen hinter den Ohren, »ich weiß auch nichts Besseres. Also Geduld, meine Herren, wir haben das Gute genossen und müssen nun mit dem Schlimmen vorlieb nehmen.«

Die angepriesene und zur Richtschnur empfohlene Geduld aber sollte auf eine etwas harte Probe gestellt werden, denn das Laviren brachte sie zwar vorwärts, aber mit so langsamem Schneckengange, daß sie nach mehreren Stunden kaum von der Stelle gekommen waren. Endlich gegen Mittag gab Waldemar noch einen Rath, nämlich den, die Riemen zur Hand zu nehmen und auf diese Weise ihr Heil zu versuchen. Er selbst ging dabei mit gutem Beispiel voran und saß bald auf einer Ruderbank neben dem Lootsen Gingst, während der jüngere Piesing und Jochen vorn im Buge ihre Kräfte zeigten. Eine Zeit lang schien dies letzte Mittel zu helfen, aber bei dem starken Gegenwinde und dem heftigen Wogendrange war es eine unendlich schwierige Arbeit, und gar zu oft mußten vier Hände ganz davon

ablassen, um zu den Schöpfeimern und den Segeln zu greifen, die beide nothwendig in Gang und richtiger Stellung erhalten werden mußten.

So war es allmählig Nachmittag geworden, und man fühlte sich aufgelegt, eine kräftige Mahlzeit einzunehmen, da alle Männer ziemlich ermattet waren, und selbst Magnus seinen Beistand vergeblich geliehen hatte. Man beeilte sich damit, indem immer zwei und zwei aßen, die anderen aber ohne Unterlaß weiterarbeiteten. Um fünf Uhr endlich, nachdem man trotz aller Bemühung hin und her geworfen, war man nach der angestellten Berechnung etwa auf den Punkt gelangt, der in der Mitte zwischen der südlichsten Spitze von Schweden und Arkona liegt. Hier aber schien Allen die Kraft zu erlahmen, und man beschloß eine letzte Berathung zu halten, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei.

»Ich sehe schon im Voraus, was geschehen wird,« nahm Piesing als der Aelteste zuerst das Wort. »Es ist recht hübsch, daß wir so weit vorgerückt sind: nun aber wird die Zeit kommen, wo wir an das Rückwärts denken müssen, und da wir nicht auf die Westseite von Rügen zurücklaufen dürfen, weil man uns da gewiß in Voraussicht unsres Mißgeschicks erwarten wird, so weiß ich keinen besseren Rath, als mit dem herrlichsten Winde von der Welt südöstlich zu steuern.«

»So,« sagte Waldemar in einer Aufregung, »wo bleibt dann Schweden, Piesing? Oder wollt Ihr gleich das erste Ziel aufgeben, sobald Euch Mühe und Arbeit in den Weg tritt, und das zweite verfolgen, nämlich anstatt der schwedischen die deutschen Küsten zu erreichen suchen?«

»Herr,« sagte Piesing dreist und ehrlich, »ich weiß nichts Besseres, als was ich sage, und wenn wir bei Nacht und Nebel an Rügen wieder vorbeikommen können, werden wir das Beste gethan haben, was uns zu thun übrig bleibt.«

»Ich kann mich noch nicht dazu entschließen,« erwiderte Waldemar mit innerem Widerstreben, »wir dürfen so schnell nicht den besten Plan aufgeben, um einem viel weniger guten uns zuzuwenden. Warten wir es also noch eine Weile ab, wir sind schon ziemlich weit vorgerückt und werden allmählig noch weiter vorrücken.«

»Ja, Herr Granzow, ja, das werden wir, sobald Sie uns frische Kräfte verschaffen, denn die Jungen dahinten, obwohl sie tüchtig sind und ihre Schuldigkeit unausgesetzt verrichten, sind mit ihren Leistungen zu Ende, sehen Sie sie sich einmal an.«

Waldemar wandte den Kopf und bemerkte, daß allerdings die Gesichter der beiden Männer braunroth von der Anstrengung des Ruderns waren, und der Schweiß ihnen in Strömen von den erhitzten Backen floß.

»Es ist übel,« sagte er, »ich sehe es. Was meinst Du, Magnus?«

Graf Brahe hatte dem Gespräch der beiden schweigend zugehört und seine Augen dabei mit habichtsartiger Schärfe gegen Nord und Nordost gewendet. »Was ich sage,« rief er plötzlich und erhob sich von seiner Bank, »ich sage Dasselbe, was Euch die da sagen, die ich schon seit einer Weile bemerkt habe, und die eine undurchdringliche Mauer um uns schließen werden, wenn wir ihnen nicht bald aus dem Wege gehen.«

Alle Köpfe wandten sich erschrocken in die angedeutete Richtung, und man sah die Segel vier großer Schiffe am

Horizonte auftauchen, die je zwei und zwei von Nord und Nordost heranwogten.

»Sind es Dänen? Weißt Du das so bestimmt?« fragte Waldemar mit letztem inneren Widerstreben.

»Sie sind es,« entgegnete Magnus mit sicherer Ueberzeugung, »ich habe es schon lange gewußt.«

»Ha!« rief Piesing, »ich sage das auch, denn die Schweden werden bei diesem Winde nicht in dieser Richtung auslaufen. Jetzt schicke uns Gott einen Nebel wie vorige Nacht, oder – wir werden Schweden's Küste niemals erreichen.«

»Nein,« rief Waldemar mit plötzlicher fester Entschlossenheit, die er in bedenklichen Momenten immer bewahrte, »Schweden's Küste erreichen wir nun nicht, ich begreife es. Aber Gott schickt uns auch den Nebel nicht, und darum lebe wohl, schöner Traum von Schweden. Wendet, Piesing, in Gottes Namen, und gehen wir auf der Ostseite von Rügen südwärts hinab.«

»Nach Deutschland, Herr, nicht wahr?«

»Wie Gott will, ja, ich beuge mich seinem allmächtigen Willen.«

Ohne weitere Worte zu verlieren, ging man an die Arbeit, und die Wendung des Steuers, und die Umlage der Segel nach Süden geschah so regelrecht, wie nur ein kundiger Seemann sie ausführen kann, und in wenigen Minuten brauste die Grille südwärts, alle Mühe und Arbeit den Männern ersparend, die bis jetzt mit übermäßiger Anstrengung gerudert hatten. Als Piesing so sein schönes Boot wieder in lebhafter Fahrt sah, dabei aber leider den Wind nicht von der Seite hatte, von der man ihn anfangs gewünscht, setzte er sich nieder und sagte traurig: »Nun bleibt uns nichts

übrig, Kinder, als uns zu ruhen und unsere Kräfte zu sammeln. Wer weiß, ob wir sie später nicht wieder gebrauchen werden. Macht also noch einmal die Fleischtöpfe auf, Herr Granzow, und laßt eine Flasche über Bord springen, wir haben es alle nöthig.«

»Der gute alte Schwede!« seufzte Waldemar trübselig, »wie hat er doch so väterlich für uns gesorgt und in seinem ahnenden Geiste unsere Nothdurft vorausgesehen!«

Alle aßen und tranken, nur Magnus nicht. Ihm widerstanden die salzigen Speisen und scharfen Getränke, und Wasser hatte man leider nicht, da kein Mensch an eine so lange Fahrt gedacht hatte. Mit finsterem Brüten, beinahe drohend im Ausdruck seiner Mienen, saß er da, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, und schaute nach Süden, wo man gegen Abend hinter den Wogenbergen die äußerste Küste von Wittow auftauchen sah.

»Du siehst,« sagte er zähneknirschend zu seinem Freunde Granzow, »es ist mein Geschick, das mich von dieser kleinen Insel nicht fortlassen will. Ich habe davon fortgewollt, aber Gott hat meine Schritte wider meinen Willen dahin zurückgelenkt. O ja, ja, ich weiß es wohl, der Mensch denkt und Gott allein lenkt.«

»Es kann dieser göttliche Wille auch mir gelten,« erwiderte Waldemar besänftigend, »denn auch für mich, hoffe ich, hält er sein Vaterauge offen. Was mich aber betrifft, so gehe ich dahin mit Freuden zurück, wie ich stets diese zerklüfteten Felsen Jasmund's mit einem wahren Schauer patriotischen Entzückens angeschaut und sie als meine einzige Heimat auf Erden betrachtet habe. Ich segne auch jetzt den Augenblick, wo ich meinen irrenden Fuß wieder auf den geweihten Boden setzen kann.«

»So erging es mir früher auch, guter Waldemar, aber seitdem ich Zeuge jener traurigen Niederlage in Stralsund gewesen bin und jenes – jenes einst so heißgeliebte Weib mich leichtfertig verrathen hat, ist mir zu Muthe, als ob mein Grab auf jener Insel schon gegraben wäre, und dennoch, dennoch – o wer kann für seine Gefühle stehen! – flattern alle meine Gedanken um jenes alte Schloß da drüben herum, wie die Motte um das Licht, das mit wohlthuender Wärme sie lockt, dann aber plötzlich und verrätherisch in glühender Lohe vernichtet!«

SECHSTES KAPITEL. DER GELÖSCHE DURST.

Nachdem man an Bord der Grille einmal den Entschluß gefaßt hatte, dem ersten Ziele, Schweden, den Rücken zu kehren, wandte man sich nun mit neuen Hoffnungen dem zweiten zu; so handelte es sich denn zunächst darum, den Cours nach Südost zu verfolgen, der sie nach Colberg führen mußte, um dann dort an irgend einer Stelle die Landung zu versuchen. Der Nordostwind hielt jetzt unverändert an, nun blies er sehr heftig, nahm sogar, je tiefer der Abend herein sank, noch mehr zu und versprach den Flüchtlingen somit die Erfüllung ihrer Hoffnung, da bei diesem Winde die dänischen Kreuzer sich von der deutschen Küste fern halten mußten und ihnen also auf keinerlei Weise den Eingang in deren Häfen sperren konnten.

Es war etwa nach acht Uhr Abends, als die Höhe von Arkona erreicht war, dessen Umrisse man im düsteren Bogen sich von dem grauschwarzen Meere und dem mit gefederten Wolken bedeckten Himmel abheben sah. Brausend schlugten die Wogen übereinander und wälzten sich dem steinigen

Strande zu, als strebte eine die andere zu überholen, um zuerst das oft besuchte Eiland zu bespülen.

Es lag nicht in der Absicht der an Bord der Grille Befindlichen, dicht an den Küsten Rügen's entlang zu steuern, da ihnen der Wind, wenn sie diesen Cours verfolgten, sonst im Süden der Insel wieder ungünstig werden mußte und sie voraussichtlich ebenso von dem erstrebten, mehr östlich gelegenen Küstenpunkte Deutschland's zurückwerfen würde, wie er früher im Norden der Insel von Schweden gethan. Kaum aber hatte man Arkona in Sicht genommen und wollte sich nun noch mehr ostwärts halten, so trat zu aller Betrübniß abermals ein Zwischenfall ein, der auch diesen Plan als unausführbar erkennen ließ.

Waldemar war diesmal der Erste, dessen wachsames Auge den neuen Feind entdeckte. Bald nach Rügen und bald nach dem östlichen Meere schauend, überflog er mit raschem Blick die schäumende Wasserwüste und bemühte sich dabei, seine schwirrenden Gedanken von dem verlorenen Ziele ab auf das möglicherweise erreichbare zu richten. Da fuhr er plötzlich in die Höhe und schaute scharf nach Osten hinüber. Unter einer lichteren Wolke, die grell gegen den düsteren Abendhimmel abstach, glaubte er einen weißen Punkt zu erkennen, der dem ausgebreiteten Flügel eines nach Süden fliegenden Schwanes glich, mit der Grille also parallel lief und demselben Ziele zustrebte.

Es bedurfte nur eines kurzen und genauen Hinblicks, so hatte er erkannt, daß er nicht den Flügel eines Schwans, sondern das große Marssegel eines Schiffes vor Augen hatte, dem, wie sich alsbald herausstellte, ein kleineres voranging

und ein ebensolches folgte, die offenbar zu einander gehörten, da sie in regelmäßigen abgemessenen Zwischenräumen genau denselben Cours innehielten.

Der aufmerksame Piesing hatte Waldemar's Emporfahren und starres Hinblicken aufgefangen und war ohne Zögern seinem Auge gefolgt. »Was!« rief er mit heiserer Stimme, die fast hohl klang vor Erregung und Staunen, »hat denn der Teufel heute alle seine Höllenhunde losgelassen, sind sie auch hier auf unserer Fährte?«

»Es scheint so,« erwiderte Waldemar mit ruhigerer Ergebung, »und sie kommen so dicht an die Küste, als es ihnen der Nordost gestattet, gerade als wollten sie uns gegen dieselbe pressen, bis sie uns auf irgend einem Punkte fest haben.«

»O nein, das sollen sie nicht! Bei diesem Winde können sie nicht näher heran und es bleibt uns im Nothfall bei der zunehmenden Dunkelheit noch Raum genug, um das Thiessower-Höwt auf Mönchgut herumzuschlüpfen und in einer der kleinen Buchten bei Zicker uns so lange zu bergen, bis die Gefahr vorüber ist.«

Magnus hörte aufmerksam dieser Auseinandersetzung zu und lächelte dann still vor sich hin, wie Jemand, der seiner Sache sicher ist, aber einem anderen gönnt, das Gegentheil davon anzunehmen. Unterdessen aber hatte Piesing durch einen Druck seiner mächtigen Hand schon das Steuer nach Backbord gedrückt und demgemäß flog der Schnabel der Grille scharf nach der Wittower Küste herum, so daß sie dadurch den Cours einschlug, den man früher hatte vermeiden wollen, also längs des Außenstrandes von Rügen nach Süden ging.

Da die Dunkelheit bei dem bedeckten Himmel rasch zunahm, das Schiff unter günstigem Winde flüchtig wie eine Taube über das Wasser schoß, so kamen sie bald dem Lande näher, so daß sie es ziemlich deutlich zur Rechten liegen sahen.

»Wir sind jetzt dicht genug heran,« bemerkte Waldemar, »sonst kommen wir zu tief in die Tromper Wiek hinein und der Ausgang daraus ist schwierig bei diesem Winde. Ich würde sogar noch ein paar Striche über Lohme hinaushalten, Piesing, wir kommen zu nahe an die felsige Küste Jasmund's, und werden wir von Osten aus erkannt, so schlagen sie wieder unnützen Lärm und jagen uns am Ende vom Lande her den Schiffen entgegen. Und wahrhaftig, der Feind von einer Seite ist jetzt schon stark genug für uns. Ha, seht, wo sind die Schiffe geblieben? Ich sehe keins mehr – oder sind Eure Augen besser als die meinen?«

»Nein, Ihr habt Recht,« erwiderte Piesing, nachdem er scharf nach Osten ausgelugt hatte, »sie sind weg und nun will ich Euch gestehn, daß ich Euren Rath, etwas weiter nach Osten abzuhalten, für vollkommen richtig erkenne, aber absichtlich erst stramm nach Westen gegangen bin, damit die Schurken da drüben getäuscht werden und glauben sollen, wir gehören an das Land und kehren dahin zurück. Eine Kriegslist zu rechter Zeit ist immer erlaubt und oft sogar nothwendig. Meiner Meinung nach bedrängen sie uns jetzt nicht, da sie das Einsehen haben, uns hier doch nicht in die Mausefalle der Tromper Wiek nachlaufen zu können.«

»Ich will wünschen, daß Ihr Recht habt und daß sie glauben, wir seien nicht die, die wir wirklich sind. Sie gehen aber doch eben so sicher wie wir, Piesing, denn seht, wenn sie wirklich den Verdacht hegen, daß wir Flüchtlinge von

Rügen sind, so können sie sich auch sagen, daß es nicht in unserm Interesse liegt, an das Land zurückzukehren, und da wir also daran vorbei müssen, um unterhalb Rügen irgend einen anderen Cours einzuschlagen, so werden sie schon vor uns auf dem Posten daselbst sein und uns erwarten, wo wir sie am wenigsten gebrauchen können.«

»Lirum, larum, Herr Granzow, Eure Vorsicht geht mir etwas zu weit und ich kann Euch nicht auf jedem Eurer Gedankenflüge folgen. Für jetzt weiß ich nur so viel, daß die Dänen uns aus dem Gesicht sind, sie uns also auch nicht sehen können, und daß wir von *der* Seite nichts zu befürchten haben, so lange der Wind anhält. Ob das geschieht, ist eine andere Frage, und mein Bruder und Jochen da vorn, die schon lange die Nase in die Luft stecken, werden Euch gleich sagen können, ob er nicht schon nachgelassen hat. Heda, Ihr Burschen da vorn, wie steht's mit dem Winde?«

»Meiner Treu,« rief der jüngere Bruder zurück, »er bläst nicht mehr so stark wie vorher, und die Wellen sind auch schon kleiner geworden.«

War der Wind den Flüchtlingen früher zu stark gewesen und hatte er sie zur Umkehr gezwungen, so schauten sie jetzt mit Besorgniß nach ihm aus, als könne er leicht in das Gegentheil umschlagen, und Waldemar fand in der That die Aussage des Lootsen bestätigt, nachdem er eine Zeit lang die Wellen und den Wind beobachtet hatte.

»Es geht noch,« sagte er, »obwohl eine Abnahme merklich ist. Bleibt er nur, wie er jetzt ist, so laufen die großen Schiffe doch nicht so leicht gegen die Küste an; nur fürchte ich, die Nacht wird ihn ganz einschläfern.«

»Ich verdächte es ihm nicht,« bemerkte Piesing am Steuer. »Er hat sich genug angestrengt, ganze vierundzwanzig

Stunden, und nun mag er wohl gern schlafen gehen wollen. Uns geht es nicht besser, fürwahr, denn ich fühle mich auch müde, obwohl ich eben kein schwächliches Kind bin, wie Ihr wißt.«

»Sprecht nicht von Müdigkeit,« sagte Waldemar ermunternd, »dazu haben wir keine Zeit heute. Erst müssen wir Colberg vor uns haben, dann wollen wir an unser Bett denken. Bist Du damit einverstanden, Magnus?«

»Ja, was die Müdigkeit, aber nicht, was den Durst betrifft. Meine Zunge lechzt und ich sehne mich nach Wasser wie ein auf den Tod verwundeter Hirsch.«

»Das ist übel,« meinte Piesing, »aber wir alle theilen Ihre Sehnsucht, Herr Graf. Der Alte auf Pulitz hätte besser gethan, uns ein Faß frisch Wasser als so viel Wein und Li-queur beizustauen, die den Kopf schwindeln machen, wenn man sie vor lauter Durst in langen Zügen trinkt. Na, dem Uebel können wir auch vielleicht abhelfen, es wird doch wohl von hier bis Zicker einen Ort geben, wo wir sicher landen und ein paar Flaschen mit Wasser füllen können, nachdem wir uns satt getrunken? Heda, denke einmal Jeder nach, wo der beste Ort dazu ist, und dann wollen wir alle zu Gericht darüber sitzen.«

»Wenn es ganz finster wird und der Wind, wie es leider scheint, noch mehr nachläßt, werden wir darüber nicht in Verlegenheit zu sein brauchen,« bemerkte Waldemar und dachte plötzlich an Sassenitz, obgleich er es Niemandem merken ließ.

»Es wird auf die Zeit ankommen,« nahm Magnus das Wort, »die wir noch warten müssen, um unsren Durst zu stillen. Was mich betrifft, so wird mir der nächste Ort der liebste sein, alles Uebrige aber ist mir gleichgültig.«

»Das darf es Dir nicht sein,« mahnte Waldemar. »Wir sind alle gefährdet, mein Freund, und wollen doch nicht in Gefangenschaft gerathen, wo wir ihr eben erst kaum ent-schlüpft sind. – Ach, Piesing, aus der Finsterniß wird es leider nichts werden, da blinkt schon der erste Stern neben der düsteren Wolke heraus, und wo ich erst einen sehe, werde ich den andern auch bald finden, denn die Sterne da oben lieben Gesellschaft, wie die Menschen auf Erden.«

»Weiß Gott, da ist ein Auge des Himmels offen,« rief Piesing, den Kopf nach dem Firmamente erhebend, »und da – da ist schon der zweite und dritte. Ach, meine Freunde, so sehr ich den Sternenhimmel liebe und seit meiner Knabenzeit alle Nächte mein Auge daran labe, heute wünsche ich sie alle zum – ha, was ist das? Auch der Mond?«

Er rückte gewaltsam den Kopf nach Osten hinüber und schaute empor, und siehe da, aus einer kleinen zerrissenen Wolke blickte ein Stück des abnehmenden Mondes hervor, das groß genug war, um das Meer ringsum zu erleuchten und die Küsten zu bestrahlen, die den nächtlichen Schiffern zur Rechten lagen.

»Seid nicht undankbar,« sagte der Sohn des Strandvogts, der bei dem vor seinen Augen sich jetzt aufrollenden Bilde weich gestimmt wurde. »Seht, das Licht des Himmels wenigstens meint es gut mit uns und will uns das Schönste zeigen, was unser Vaterland aufzuweisen hat, seine Kreide-felsen auf Jasmund.«

Es mochte Abends zehn Uhr sein, als dieses Gespräch stattfand und der Mond allmählig sein Gesicht entschleier-te, um das schon angedeutete schöne Bild zu beleuchten.

Alle an Bord befindlichen schwiegen und wandten, stauend und bewundernd, als hätten sie noch nie das sich entwickelnde Schauspiel betrachtet, den Kopf nach Jasmund's Küste hinüber, an der sie bei gesänftigtem Winde und stiller gewordenem Wellenschlage, etwa in der Entfernung von hundert Faden jetzt gemächlich entlang fuhren.

Aus dem niedrigen Ufer der Schabe erhoben sich allmählig dicht mit Gebüsch bekleidete Lehmwände, an deren Ufer die Brandung nagte, deren Brausen und Fluthen man deutlich wahrnehmen konnte. Diesen im Schein des Mondlichtes hell schimmernden Wänden folgte als Einleitung zu den malerischen Schönheiten, die sich jetzt vor den Augen der Schauenden rasch nacheinander enthüllen sollten, ein hohes grünes Waldufer. Plötzlich sprang der ragende Königsstuhl majestätisch in seinem feierlichen Schweigen in die Lüfte, und nur durch die Zweige der einsamen Buche auf seiner höchsten Spitze rauschte geisterhaft der Seewind, der noch nicht ganz erstorben war. Dunkel beschattet von den Kreideriesen, folgte die buschige Lithe des Golchabaches, alsdann erhob sich die phantastische Gestaltung von Klein-Stubbenkammer mit ihren Kanten und Spitzen, schneeweiss erglänzend in dem bleichen Lichtstrahl, der immer heller und heller vom Himmel herniedersprühte. Hinter einer dunkel bewaldeten Wand folgte der Witte Plakken mit seiner breiten riesigen Stirn, die er dräuend und furchtlos Tag und Nacht dem schäumenden Meere zukehrt. Unterhalb desselben rieselte der ämsige Steinbach durch seine Lithe in's Meer, im Mondenlicht weiße Perlen werfend und mit Widerstreben dem aufgeregten Meere zuströmend, vor dem er sich zu fürchten schien. Hinter ihm sprang der Aeser Ort weit vor und dann trat gespensterartig der Mönch heraus,

worauf sich die Küste allmählig wieder in ein hochwaldiges Ufer verlor.

Hiermit hatten die Schiffenden die erste Ausbiegung der felsigen Kreideufer Jasmund's zurückgelegt, die durch vor springende Felsenkanten in fünf Abtheilungen zerfallen, die man Hunke nennt, und näherten sich jetzt dem zweiten Hunk, der mit den gewaltigen Kreidepfeilern des Kolliker Ortes beginnt. Dieser dachte sich scharf ab in die Lithe des Kolliker Baches, dem das Hundskröse und die drei rauhen Howen folgten, worauf sich die Felsmassen wieder in eine malerische Lithe zerklüfteten, durch die der Brisnitzer Bach sprudelte, woran sich das Kieler Ufer mit seinen zer spaltenen Pfeilern, gleich Thürmen emporragend, sodann die Fahrnitzer Rinne, die trichterförmige Schlucht, das Fahrnitzer Loch genannt, und endlich das steile Fahrnitzer Kreideufer anschloß, womit der zweite Hunk endigte. Bald hinter ihm sprang der waldbedeckte Tipper Ort scharf in die Nachluft vor und es folgte die Lithe des Tipper Baches, die weißen Tippen und das waldige Schnakenufer, und endlich nach dem sanft fließenden Leescher Bach die malerischen Wissower Klinken, die der Wissower Bach und der dritte Hunk begränzte. Im vierten ragte zuerst die lange schroffe Kreidewand, der Wissower Ort, empor; ihm folgte die Lithe des Lenscher Baches und endlich der riesenhafte Kreidewürfel, der Hengst genannt, dann das Gakow-Ufer, steil aufragend, düster leuchtend und das blendende Mondlicht gespensterhaft zurückstrahlend.

Hier endeten die weißen Felsen und die Kreide verlor sich unter dem grünen Waldufer, der Bläse, worauf der fünfte Hunk erschien, an welchem die mit undurchdringlichem

Gestrüpp bewachsenen und bis unterhalb Sassenitz aufgetürmten Lehmwände begannen, an deren Strande der große Granitblock finster in das Meer hineinragt, dem man den Namen Uschan gegeben hat.

Bald nachdem diese Uferstelle in Sicht gekommen war, sah man in den nächsten Strandhäusern von Sassenitz die Lichter schimmern, die den Bewohnern des stillen Dörfchens bei ihrer Nachtarbeit leuchten, und mit verdoppelter Aufmerksamkeit schauten die Männer im Boote, die nach Sassenitz gehörten, hinüber in die grüne Schlucht des Steinbaches, wo ihre heimatlichen Hütten lagen, deren Bewohner nicht ahnen mochten, daß ihre Angehörigen in diesem Augenblick, einem ungewissen Schicksal preisgegeben, dicht an ihrem Strande vorübersteuerten.

Und gerade jetzt, als ob der Mond seine Schuldigkeit gethan zu haben glaubte, nachdem er den Flüchtlingen die Schönheiten ihrer Heimat enthüllt hatte, verschleierte er wieder sein Angesicht und trat hinter eine düstere große Wolke zurück, die schwer über Land und Meer hing und gleich darauf ganz Sassenitz beschattete.

»Ha,« sagte der ältere Piesing, dem erst jetzt die Sprache wiederkam, »das war schön, Kinder, und wir haben wenigstens einmal unsere Augen gelabt. Da verdunkelt sich das Licht des Himmels, seht, es ist müde wie wir, aber gleich uns muß es rastlos seinen Weg fortsetzen und ist immer noch besser daran als wir, denn es weiß, wohin es geht, und das wissen wir nicht. – Heda, Herr Granzow, woran denkt Ihr und was schaut Ihr so sehnsgütig nach dem Kiekhouse hinauf? Ihr sehet ihn nicht, den guten Alten, der sitzt in seiner warmen Koje und betet für Euch. O, wenn er gewußt hätte, daß Ihr ihm so nahe vorüberkommen würdet, er wäre in

später Nacht die Felsentreppe herabgestiegen und hätte sein altes Auge wenigstens an Eurem Anblick gelabt – he?«

Aber er erhielt keine Antwort von dem Angeredeten, der immer noch das dunkle Haupt nach Sassenitz zurückgewendet hielt, obgleich er schon lange nichts mehr davon wahrnehmen konnte. Waldemar hatte sein Gesicht, sobald er in die Nähe von Sassenitz gekommen war, ganz dem Westen zugekehrt und den spähenden Blick scharf nach der Höhe des Kiekhauses emporgerichtet. Ob er sich wohl der Worte Hille's erinnerte, die ihm ein Zeichen und mit diesem Zeichen einen Gruß zu geben versprochen hatte, daß sie auch in dieser Nacht an ihn dächte? Fragen wir nicht – beobachteten wir nur das brennende Auge des jungen Mannes, das mit der Sehschärfe eines Falken durch die Nachtluft nach der Höhe drang und – ja, das weiße Tuch flattern sah, welches das mutige Mädchen seinetwegen an den Bäumen des Auslugeortes aufgehängt hatte, Waldemar war so in Anschauen dieses flatternden Stückes Wäsche versunken, daß er vergaß, auch die von ihm verheiße Flagge als Gegengruß aufzuhissen, und erst als Piesing's Anruf ihn aus seiner Träumerei weckte, erinnerte er sich seines Versprechens, leider jedoch zu spät, um das Unterlassene nachzuholen, da die Grille schon weit südwärts steuerte.

»Seid Ihr endlich fertig mit Schauen?« fuhr Piesing fort – »ja? Nun seht Ihr wohl! Was könnt Ihr uns nun erzählen von dem, was Ihr geschaut habt, he?«

»Nein, Piesing, ich kann es Euch nicht erzählen, und was ich gedacht habe, würde Euch vielleicht ganz gleichgültig sein.«

»O nein, Mann, gewiß nicht, das glaubt nicht von mir. So stumpf und steinkalt bin ich denn doch nicht, wie Ihr

diesmal anzunehmen scheint. Doch halt – da ist Crampas, und da wirft der kleine Tribberbach seine Schaumperlen in's Meer – ist mir doch, als ob ich sie blitzen sähe und murmeln hörte, wie sie so artig über das kleine Gestein rauschen – da, da haben wir den Mond wieder – wahrhaftig, ich sehe den Bach – seht Ihr ihn auch?«

Waldemar wollte etwas antworten, als ein Ruf Jochen's, der auf der Backbordseite im Schnabel der Grille saß, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

»Herr,« rief er, »ein Schiff, da, dort, seht Ihr die weißen Segel sich blähen und rüstig immer näher steuern?«

»Herum mit dem Steuer, dem Lande zu!« rief Waldemar eifrig, und flugs flog die Grille in die große Bucht ein, dem schmalen Erdgürtel sich nähernd, welchen die Prorer Wiek bespült, und den man die schmale Haide nennt.

Lautlos verstrichen einige Minuten; alle in dem Boote Sitzenden erfaßte eine Art Beklommenheit, als sie die Feinde schon wieder auf ihren Fersen sahen, bis endlich Piesing mit einem tiefen Athemzug leise zu Waldemar sagte: »Das war die rechte Zeit, Granzow, nicht wahr? Nun aber verhülle Gott den Mond und gebe uns lieber einen Sturm, denn wie wir auch rüstig segeln, die großen Schiffe werden früher am Peerd sein als wir und schneiden uns dann den Weg nach Süden oder Osten ab, wohin wir nun wollen.«

»Gott hat Eure Bitte schon erhört,« entgegnete Waldemar mit fester Stimme, »da, der Mond ist weg, und dichte Wolken bedecken jetzt rings den Himmel. Seht Ihr die Schiffe? Ich sehe sie nicht mehr.«

Alle blickten ringsum, aber kein Auge, so gut sie alle waren, konnte die nur wenige Secunden lang wahrgenommenen Segel wiederfinden.

»Ha!« sagte Piesing, »ich begreife, was das bedeuten sollte. Gott wollte uns nur einen Wink geben, den zu befolgen die höchste Zeit war, und so zog er eine Weile ein Stück Vorhang vom Himmel weg, um uns hinter die Coulissen schauen zu lassen. Das war gut von ihm, und wir erkennen es dankbar an. Nun lustig, Jungen, wir haben einen Beistand, der sich sehen lassen kann – ha, er läßt auch den Wind aufhören, um die großen Schiffe abzuhalten, aber unser kleines hat noch Luft genug, um ruhig weiterzukommen.«

»Ja,« sagte Waldemar, »der Wind läßt ganz nach, und auch ich nehme das als ein günstiges Ereigniß auf, denn daß sie in einer dunklen Nacht bei so ungewissen Anzeichen, daß wir Flüchtlinge sind, ihre Boote hinter uns herschicken sollten, kann ich mir kaum vorstellen.«

»Wer denkt daran!« rief Piesing munter. »Ich nicht. Aber bei Gott, wir sind jetzt bald Pulitz gegenüber. Ha! wir haben eine hübsche Rundreise gemacht, und ich würde dafür danken, wenn ich sie jede Woche wiederholen sollte.«

»Das wird Niemand verlangen,« sagte Waldemar, »und ich selbst danke Euch herzlich für Eure Bemühungen und werde sie zu belohnen suchen, wenn ich wieder in der Lage dazu bin.«

»Herr,« rief Piesing fast gekränkt, »wer denkt an eine Belohnung! Ich nicht, und mein Bruder nicht, und Gingst und Jochen wahrhaftig auch nicht. Wir sind Männer und Landsleute, das merkt Euch, und da Ihr in Gefahr waret, so halfen wir Euch; könnt Ihr uns einmal wieder helfen, so ist es gut, wo nicht, so schreibe ich es in das Schuldbuch des Himmels, was schon einen ziemlichen Umfang hat, wie ich mir vorstelle.«

»Das ist brav von Euch – gebt mir die Hand!« sagte Magnus ernst. »Ich drücke sie gern einem Wackeren, und Sie sind es. Aber wenn Ihr mir noch einen Gefallen thun wollt, so bringt mich irgend wo an das Land – ich *muß* trinken, die Zunge klebt mir am Gaumen.«

»Iß etwas!« ermahnte Waldemar und reichte dem Freunde einen noch vollen Speisekorb hin.

»Ich danke – habt Ihr noch Rothwein?«

»Leider nicht, aber Liqueur in Fülle.«

»Den mag ich nicht, er verbrennt mir das Gehirn, und ich lechze nach Wasser.«

»Wir alle, Herr, haben Durst, das ist sicher!« rief Piesing.
»Aber wo legen wir an?«

Waldemar besann sich, dann sagte er milde: »Magnus, halte es noch eine gute Stunde aus. Sieh, wir segeln noch ziemlich rasch und erreichen den Granitzer Ort bald. Da kann ich Dir freilich noch keine Labung anbieten, denn an dem waldigen Ufer kenne ich keinen Brunnen. Aber eine Meile südlich davon liegt Peerd. Das umschiffen wir vorsichtig und landen auf Bakewitz, Hille's Gut, das sie vom alten Lachmann geerbt hat. Da weiß ich Bescheid; dort haben wir einen sicheren Landungsort, und dicht dabei sprudelt eine frische, kühle Quelle: da wollen wir trinken nach Herzenslust und alle unsere Flaschen füllen. Haben wir das gethan, so gehen wir wieder an Bord, und können wir dann wegen mangelnden oder conträren Windes nicht nach Colberg gelangen, so rudern wir hinüber in den Greifswalder Bodden und steigen an irgend einer menschenleeren Stelle an's Land. Dort sucht man uns jetzt nicht, und wir werden uns sicher irgend wo verbergen können. Stimmst Du bei?«

»Ja!« erwiederte Magnus matt.

»Da thut Ihr auch sehr recht, Herr,« nahm Piesing wieder das Wort. »Einen besseren Vorschlag könnte wohl Niemand jetzt machen, der hat Wissenschaft und Erfahrung in sich. Ach, wie soll uns das süße Wasser der guten Hille schmecken! Vorwärts, Kinder, paßt auf die Segel und nehmt jeden Luftzug mit. Sie ziehen wieder besser, wahrhaftig, seht, und es wird am Lande so dunkel, als wollte sich eine pechschwarze Nacht zusammenbrauen. Lustig, Kinder, lustig, es wird noch Alles gut, ich habe eine prächtige Laune mit einem Mal, und daran ist, so wahr ich lebe, die Hoffnung auf die süße Quelle schuld.«

Magnus lächelte still vor sich hin, als er diese Worte hörte; ob derselben Hoffnung wegen oder aus einer anderen Ursache – wir wollen es nicht zu ergründen suchen.

Mit gemäßigter Schnelligkeit und bei immer ruhiger fließenden Wogen setzte man nun ungehindert den weiten Weg fort. Das Mondlicht war vom Himmel gänzlich verschwunden, kein Stern blitzte mehr, und nur düstere Wolken, die jeden Augenblick mit ersehntem Regen drohten und ihn doch nicht herniederließen, bedeckten ihn ringsum. So war denn auch am ganzen östlichen Horizont kein Segel zu sehen, und keines Menschen Auge konnte die müden Flüchtlinge wahrnehmen, die nun schon länger als vierundzwanzig Stunden in ununterbrochener Thätigkeit begriffen und manifacher Unruhe preisgegeben waren. Selbst Piesing der Ältere und Waldemar, die stärksten von allen, fühlten eine geringe Anwandlung von Erschöpfung, die der brennende Durst, der sie sämmtlich peinigte, wahrscheinlich noch fühlbarer machte.

Es mochte Mitternacht sein, als sie an dem steilen Waldufer der Granitz entlang segelten, das einen tiefen, undurchdringlichen Schatten auf das immer stiller brandende Meer warf, dessen Rauschen, indem es die hohen Ufer bespülte, hohl und klagend herübertönte, als ließen die Geister der Wellen Seufzer und Stöhnen vernehmen, daß ihr Uebermuth keinen Spielraum mehr hatte und ihr donnerndes Gelärm gebändigt war.

Magnus war in einen leichten, aber häufig unterbrochenen Schlummer verfallen, aus dem ihn immer wieder sein zunehmender Durst weckte, und jedesmal riß er dann die Augen auf und starrte nach dem Lande hinüber, als wollte er untersuchen, ob man noch nicht bald der ersehnten Quelle näher gekommen wäre. Seine Stirn war trotz der kühlen Abendluft heiß, und seine Schläfe klopften, als tobte ein Fieber in seinen Adern, und seine Zunge war so trocken, daß es ihm schwer ward, nur ein verständliches Wort hervorzubringen. Auf Waldemar's Zureden hatte er sich entschlossen, einen Schluck Branntwein zu nehmen, aber kaum hatte er ihn auf der lechzenden Zunge, so spie er ihn wieder aus, denn er schien Feuer zu sein, das seine brennenden Eingeide noch mehr in Flammen setzte.

Waldemar, kaum minder angegriffen, aber mit größerer körperlicher Kraft und zugleich energischerer Willensstärke begabt, bezwang männlich den peinlichen Drang nach einem labenden Getränk und nahm von Zeit zu Zeit, wie auch die anderen es thaten, einige Tropfen Liqueur auf die Lippen, um sie wenigstens anzufeuchten. Essen mochte niemand mehr, dazu war der Durst zu quälend, und da man die nahe Labung in Aussicht hatte, so bezwang man sich und hoffte im Stillen.

Aber der Zeitpunkt dieser Labung wurde immer länger und länger hinausgerückt. Südlich vom Quitzlaser Ort, wo die Granitz endet, ließ der Wind mehr und mehr nach, die Wellen beruhigten sich wunderbar schnell, und endlich hingen die Segel schlaff von Rae und Stag herab.

»Da haben wir's,« sagte Piesing am Steuer, »Der Wind geht uns aus, wie der Lampe das Oel, und das ist jetzt sehr unangenehm. Will einer hier das Steuer führen, so greife ich allein zu den Rudern, ich bin der Stärkste von Euch und denke es eine Weile auszuhalten.«

»O nein, o nein!« riefen sein Bruder und Jochen von ihrer Bank her, »wir können Dasselbe thun!« Gleich darauf tauchten ihre Riemenblätter in's Wasser, der Lootse Gingst und Waldemar griffen ebenfalls zu den ihrigen, und so ging die Grille wieder bald rascher vorwärts.

Eine Viertelmeile vom Göhren'schen Höwt entfernt, schienen die Flügel des Windes sich wieder entfalten zu wollen, und die wackeren Ruderer konnten eine Weile ruhen, was ihnen sehr nothwendig war, aber die Freude dauerte etwa nur zehn Minuten, und endlich mußte man sich abermals zur Arbeit anschicken, die allen mit jedem Augenblick schwerer wurde. Endlich aber sah man von ferne das wilde Peerd mit seinen schroffen Abhängen aus dem Wasser steigen, und mit neuem Muthe umfuhren es die erlahmten Flüchtlinge, aber mit der größten Vorsicht, um die etwa darauf postirten Wachen nicht aufmerksam zu machen. Noch konnten sie das Feuer auf dem Vorgebirge, wenn man eins angezündet, nicht sehen, Bäume und Gesträuch benahmen den Ueberblick, als sie aber gerade vor der Stirn des Colosse waren, sahen sie es emporflackern, und sogar einige hin-

und hergehende Gestalten konnten sie durch ihr Nachtrohr erkennen.

»Jetzt sind wir bald an der Quelle,« sagte Waldemar. »Da ist schon das Göhren'sche Höwt. Sieh, Magnus, hier bin ich den lieben deutschen Reichstruppen, die sich einem Napoleon hingegeben haben, um ihre Brüder todtzuschlagen, als Gespenst erschienen – ich habe es Dir ja erzählt – und dort liegen ihre Gewehre im Wasser. Nun, damit wenigstens werden sie hoffentlich keinen Brudermord mehr begehen! Aber ha, was ist das! Das Peerd sieht mir ja heute ganz anders aus als sonst, und das Feuer der Wachen brennt ja ganz im Freien – wo ist der Wald geblieben – o!«

Alle blickten erstaunt nach dem Bergvorsprung hinüber, dessen Umrisse ihnen so genau bekannt waren; aber was sie am lebhaftesten mit ihren Augen suchten, fanden sie leider nicht mehr vor, der schöne alte Fichtenwald war bis auf einige wenige Stämme ein für alle Mal von der romantischen Höhe verschwunden.

»Daß der Blitz Gottes die Uebelthäter erschlage!« rief Pasing mit wütendem Drohen der Faust. »Haben sie uns auch die schönen Bäume auf dem Rücken unseres Peerdes gestohlen, und es steht nun da wie ein nackter Gaul ohne Mähne und Schweif! Hunde, die Sie sind, Ihr werdet hart dafür gestraft werden, gebet Acht! Die Rache des Himmels kommt, wenn auch spät, doch gewiß über Euch!«

»Ja, sie kommt,« murmelte Magnus und nickte beistimmend mit dem matten Haupte, »aber wer wird es erleben?«

Die Ruderer, die, während Obiges gesprochen wurde, mit ihrer Arbeit inne gehalten hatten, griffen wieder zu den Riem'en und ließen sie ämsig durch das Wasser gleiten. Bald

war daher das Vorgebirge in ziemlich weitem Bogen umschifft, und die Grille glitt nun südlich davon in leidlich ebenem Wasser der Stelle zu, wo der Bakewitzer Hof lag, den sie alle genau kannten, sowie die Fahrstraße, auf der man sich zwischen den Baken durch zu Lande bewegen mußte.

Als das Ufer nun sichtbar immer näher trat, gebot Waldemar, die Riemen so leise wie möglich zu handhaben, und die Uebrigen standen, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen, aufrecht im Boote und schauten mit der schärfsten Aufmerksamkeit nach dem Lande, ob sich nicht irgend wo ein bedenkliches Geräusch hören oder irgend ein verdächtiger Gegenstand blicken ließe. Alles aber war still in der lautlosen Nacht, und nur bisweilen noch strich ein ächzender Windstoß, der vergeblich seine Vorgänger einzuholen suchte, durch die Lüfte, um in den fernen Wäldern zu ersterben, denen er zunächst auf seinem Wege begegnete. Es war längst Mitternacht vorbei, das abgelegene Bakewitz war von den Franzosen oder ihren Helfershelfern vor Kurzem nicht besetzt gewesen, wer sollte also wohl die Flüchtlinge hindern, das Land zu betreten und ihren Durst zu stillen, der mit der Zeit eine peinliche Höhe erreicht hatte.

»Fahrt so geräuschlos wie möglich,« flüsterte Waldemar den beiden Ruderern an der Spitze des Bootes zu, die es allein noch bewegten, »damit wir keinen Schläfer, nicht einmal einen Hund wecken. Doch das haben wir kaum zu befürchten. Die Hunde wenigstens liegen innerhalb des Gehöftes, und wir betreten nur den Garten, der nach der See hin liegt. Wer geht zunächst an das Land, denn Zweie wenigstens müssen doch das Boot hüten?«

»Laßt mich einen Rath geben,« nahm der besonnene Piesing das Wort. »Geht Ihr selbst, Herr Granzow, mit dem Grafen an's Land, und mein Bruder kann Euch begleiten. Habt Ihr getrunken, so füllt Ihr die Flaschen und kommt dann zurück und bleibt im Boot, bis auch Jochen, Gingst und ich unsern Durst gelöscht haben.«

»Ja,« sagte Magnus, beinahe taumelnd vor Erschöpfung, »laßt mich diesmal der Erste sein. Wenn ich getrunken habe, will ich Euch vom Rudern ablösen, meinetwegen über den ganzen Meeresarm fort, denn wenn mein Durst gelöscht ist, werde ich die Kräfte eines Riesen haben, ich fühle es.«

»Gemach, das wird sich finden!« flüsterte Waldemar. »Jetzt setze Dich, Magnus; noch sind wir nicht so weit. Du sollst am Lande der Erste sein, der mir folgt, denn ich muß Euch führen, da Ihr nicht so gut wie ich die Lage der Quelle kennt.«

Langsam strich die Grille auf das Land zu, bis man, um alles Geräusch zu meiden, zu rudern aufhörte und sich durch Bootshaken zu Lande half. Aber Magnus befolgte Waldemar's Rath nicht, sondern blieb stehen, indem er sich am Mast festhielt, denn das Verlangen, festen Grund zu betreten und das Murmeln der Quelle zu hören, war der einzige Trieb, der ihn jetzt beseelte.

»Können wir bis dicht an den Strand heran?« fragte Piesing den hier bekannteren Granzow.

»Ja, nur vorwärts! Zwischen dem Schilf vor uns liegt ein Balken am Lande in einer kleinen Bucht, da laufen wir ein und an. Gebt mir 'mal das Steuer. So!«

Man war dem Ufer immer näher und endlich ganz nahe gekommen. Schon strich die Grille an dem Schilfe vorbei

und bewegte einige hochragende Büschel desselben. Endlich stieß sie mit ihrem Vordersteven auf den Grund und, nur auf ihrem scharfen Kiele ruhend, schwankte sie hin und her, als zittere und schüttele sie sich ob der überstandenen langen Anstrengung.

»Pst!« flüsterte Waldemar, »laßt mich voran. Still! Ist Alles ruhig vor uns?«

»Ja, ja,« lispelte Magnus, »nur vorwärts!«

»Habt Ihr auch die Flaschen?« rief ihnen Piesing leise nach, während sein Bruder schon den beiden Freunden dicht auf dem Fuße folgte und hinter ihnen auf dem starken Balken her dem Ufer zuschritt.

»Ja, ja,« tönte es zurück, und die drei Männer entschwanden bald im Schatten der Nacht den Augen des älteren Piesing, Gingst's und Jochen's, die alle Drei sie mit ihren besten Wünschen begleiteten.

Waldemar schritt vorsichtig den ihm Folgenden voran. Er betrat mit eigenthümlicher Gemüthsbewegung den kleinen Garten, den Hille hatte herstellen helfen, und dann den freundlichen Platz unter den Nußbäumen, wo er vor acht Wochen so harmlos mit ihr auf der Bank gesessen und ihr seine jüngsten Erlebnisse erzählt hatte. Aber er hielt sich nicht lange mit seinen Gedanken dabei auf, es war keine Zeit zu versäumen. Ebenso rasch wie geräuschlos durchschritt er den Garten, wandte sich dann zur Linken von dem Gehöfte ab, wo der Boden sich bald wieder etwas hob, und erreichte einen glatten Rasenfleck, der zum Bleichen der Wäsche benutzt wurde. Nachdem er auch ihn überschritten, gelangte er an eine Vertiefung des Bodens, die mit einem bretternen Verschlage umgeben war, um das Vieh abzuhalten, die darin sprudelnde Quelle, eine der wenigen auf ganz Rügen, zu

verunreinigen. Er wußte, wie der an der kleinen Thür befestigte Riegel zu öffnen war, und so stand dieselbe bald auf. Als er in den inneren Raum getreten war, hörte er schon das Murmeln des frischen Wassers, das aus einem gehöhlten Baumstamm, den man horizontal in den Boden getrieben, hervorsprudelte.

»Hier ist Wasser, Magnus, da, labe Dich, aber trinke langsam, es ist kalt.«

Magnus hatte sich niedergebückt und fing schon mit den hohlen Händen das plätschernde Wasser auf. Während er daraus trank, füllte Waldemar rasch eine Flasche und reichte sie zuerst dem jüngeren Piesing, der bescheiden hinter den Beiden stehen geblieben war. Dann, sobald ihn Magnus wieder heranließ, füllte er die zweite und trank sie langsam leer, worauf er sie noch einmal voll laufen ließ und seinem Freunde reichte, der gar nicht satt werden konnte. Die Pausen füllten sie damit aus, daß sie sich die Gesichter wuschen, eine Erfrischung, die ihnen ein außerordentliches Labsal gewährte.

»Nun,« sagte Waldemar freudig bewegt zu Magnus, »habe ich Dir Wort gehalten und Dich zur Quelle geführt?«

»Ja, ich danke Dir, aber ich bin noch nicht halb satt!«

»So trinke nur zu, die Quelle giebt Wasser genug.«

Während Magnus wiederholt trank, füllten die beiden anderen sämmtliche Flaschen und Kruken, die sie in einem Korbe bei sich trugen, wobei sie jegliches Geräusch zu vermeiden suchten.

Endlich hatten sie sich alle gesättigt und auch die Flaschen versehen, selbst Magnus fühlte keinen Durst mehr und gab seine Befriedigung durch laute Erleichterungsseufzer zu erkennen.

»Seid Ihr fertig?« fragte Waldemar. »Gut, so laßt uns aufbrechen und zu dem Boot zurückkehren, damit ich auch die anderen herführe, sie werden uns schon lange mit Sehnsucht erwarten.«

»Ja,« sagte Magnus, »ich bin fertig, und mein Durst ist völlig gelöscht. Ich bin wie neu geboren und fühle mich jetzt jeder neuen Gefahr gewachsen.«

Waldemar trat zuerst aus der Umzäunung in das Freie zurück und wollte eben dem Rasenplatz zuschreiten, als er einige dunkle Schatten über denselben sich ihm entgegen bewegen sah. Zuerst dachte er, es wäre Piesing mit seinen Gefährten, die der Durst und die Ungeduld herbeigeführt, aber bald sollte er eines Anderen belehrt werden, denn das Rasseln von Waffen schreckte ihn aus seinen behaglichen Gedanken auf, und augenblicklich waren er sowohl wie seine Gefährten von einer so großen Menge bewaffneter Soldaten umringt, daß jeder Widerstand vergeblich gewesen, wenn er versucht worden wäre.

Plötzlich hielt ihm Jemand eine bisher verborgen gehaltene Laterne vor's Gesicht, und eine Stimme fragte in einem Deutsch, das seine südliche Abstammung nicht verläugnen konnte: »Halt, wer da? Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier?«

»Wir haben getrunken,« erwiderte Waldemar, der augenblicklich seine Fassung wiederfand, »und daran werden Sie uns hoffentlich nicht hindern wollen.«

»Aber wer sind Sie?«

»Wir sind Deutsche, das hören Sie, wie ich es Ihnen anhöre, daß Sie einer sind.«

»Antworten Sie bündig, mein Herr; ich bin ein kaiserlicher Officier, wie Sie sehen, und habe das Recht, Sie zu fragen. Wo kommen Sie her?«

»Von Schweden, und wir sind hier nur einen Augenblick gelandet, um unsren Durst zu löschen.«

»Von Schweden? Das thut mir leid – wir führen mit Schweden Krieg, kein Schwede darf hier landen, und so sind Sie meine Gefangenen. Geschwind, faßt sie und bindet sie!«

Dieser Befehl wurde mit einer Schnelligkeit vollstreckt, die bewies, daß er lange vorbereitet war. Man hatte das Boot schon von der Göhren'schen Küste aus bemerkt und es bis Bakewitz am Strande verfolgt. Als bald war der Verdacht rege geworden, das es die auf ganz Rügen in diesen Tagen gesuchten Flüchtlinge trage, und eine starke Mannschaft war aufgeboten worden, den herrlichen Fang zu vollführen, der nun wahrscheinlich so über alle Erwartung geglückt war.

Magnus, Waldemar und der jüngere Piesing wurden an Händen und Füßen so fest gebunden, daß sie erstre gar nicht, letztere nur zu mäßigen Schritten bewegen konnten. Von einem Dutzend bäriger Scharfschützen umgeben, standen jetzt die Flüchtlinge mit klopfendem Herzen da und blickten, zwar bewegten Gemüths, aber mit ruhiger Ergebung ihr Schicksal ertragend, da sie sich nicht anders helfen konnten, ihre siegreichen Feinde an.

»Jetzt folgen Sie mir, meine Herren,« sagte der Officier, indem er einen Blick der Befriedigung auf den Grafen Brahe und Waldemar Granzow fallen ließ, die er nach ihrem überall hin verbreiteten Signalement wohl schon erkannt haben mochte. Er selbst schritt dem Zuge voran und auf das Gehöft zu, während seine Leute die drei Opfer umgaben, die gegen alle Erwartung an einem Orte gefangen worden waren, wo sie sich nur eine so nothwendig Labung versprochen hatten.

Während sie aber den Rasenplatz überschritten, kehrte Waldemar die volle Besinnung und das Bewußtsein der Gegenwart zurück. An seine Gefährten im Boote denkend, von denen namentlich Piesing Vater einer zahlreichen Familie war, faßte er einen heroischen Entschluß. Er blieb einen Augenblick stehen, wandte sein Gesicht nach der See und rief mit weithin schallender Stimme: »Landsleute! – Verrath! – Wir sind gefangen! – Stoßt ab!«

»Ha!« schrie der Officier, »Sie haben noch so viel Courage? Ich habe meine Pflicht also noch nicht vollständig erfüllt. Rasch, stopft ihnen den Mund, Leute, und legt ihnen das Gebiß eines widerspenstigen Hengstes an.«

Auch dieser Befehl ward sogleich vollstreckt, und nachdem man allen Dreien einen Knebel vor den Mund gelegt, führte man sie in das Gehöft und hier wurde wenigstens Waldemar sehr bald von einem dummen Knecht als der gesuchte Seemann recognoscirt, worauf man in weniger als einer Viertelstunde einen Strohwagen kommen ließ und die Gefangenen darauf setzte, um sie, wohl gefesselt und von einem Schwarme bewaffneter Soldaten umgeben, landeinwärts zu fahren und den ihrer harrenden Gerichten zu überliefern.

»Ach,« dachte Waldemar, als er sich in seinen Banden außer Stande sah, auch nur ein Wort zu seinen Unglücksgefährten zu reden, »meine Gedanken wenigstens sind mir, Gott sei Dank! geblieben. So bin ich also Gefangener und Magnus Brahe, der Erbe von Spyker, auch. Man führt uns nach Bergen, ich erkenne es wohl. Dort werden Franzosen über uns zu Gericht sitzen und was sie über uns urtheilen, weiß ich voraus. Doch wer kann gegen das Schicksal streiten, das uns auf Erden verfolgt? Magnus hat doch nicht

ganz Unrecht gehabt. Aber daß ich gerade auf Hille's Grund und Boden und noch dazu von *deutschen* Soldaten, die meine Brüder im ehrlichen Kampfe gegen den fremdländischen Unterdrücker sein sollten, gefangen und gefesselt bin, das frißt mir am meisten am Herzen, denn das hatte ich am wenigsten erwartet.«

SIEBENTES KAPITEL. IM GEFÄNGNISS.

Wie Lauffeuer hatte sich am nächsten Morgen in Bergen, und einen Tag später auf ganz Rügen die Kunde verbreitet, die von französischer Seite als Hochverräther, Spione und Aufrührer bezeichneten Rügianer, Graf Brahe und Waldemar Granzow, seien nun endlich nach langem Suchen wirklich gefangen und in das Stadtgefängniß zu Bergen abgeführt, eine Kunde, die das ganze Land, namentlich aber die Verwandten und Freunde derselben in die tiefste Betrübniß versetzte. Vom frühen Morgen drängte sich die Bevölkerung der kleinen Bergstadt dem Marktplatz zu, um wenigstens das Haus zu betrachten, in welches man die beiden Männer gebracht hatte, und von diesem oder jenem Wächter sich ihr Aussehen, ihre Miene, ihr Benehmen so genau wie möglich beschreiben zu lassen. Auf allen Gesichtern prägte sich dabei die innigste Theilnahme aus, und man hörte hier und da die etwas unvorsichtige laute Aeußerung: es sei schändlich von den Franzosen, zwei so ehrenwerthe Männer wegen Handlungen und Gesinnungen gefangen zu setzen, die ihrem ganzen Lande zur Ehre gereichten, man könne und dürfe nicht dulden, daß man sie von Rügen wegföhre, um sie aus dem Leben zu schaffen, man müsse sogar Alles aufbieten, um sie in Freiheit zu setzen und ein für alle Mal

ihren Peinigern bis auf bessere Zeiten zu entziehen, die ja nicht lange mehr ausbleiben könnten.

Ob diese Reden nur ohnehin gesprochen waren oder ob sich dahinter ein nachhaltiger Wille und kühner Thatendrang verbarg, wollen wir dahin gestellt sein lassen, genug, das ganze Volk auf Rügen nahm für den Augenblick den herzlichsten Antheil am Schicksal Beider, und sie konnten überzeugt sein, daß, wenn sich eine Gelegenheit zur Flucht böte, niemand in ihrem ganzen Heimatlande sei, der sie nicht mit Aufopferung seines Gutes, ja seines Lebens zu schützen und zu verbergen bereit sein werde.

Im Gegensatz zu diesen öffentlichen und geheimen Kundgebungen des innigsten Bedauerns und der herzlichsten Theilnahme der Bewohner von Rügen jubelten die Franzosen über alle Gebühr, daß man nun endlich der lange gesuchten Staatsverbrecher habhaft geworden sei, und man pries bis in den Himmel die französische Macht und Umsicht, die kein Vergehen gegen ihre Autorität ungestraft lasse und die auch in diesen Landen von so guten Händen bedient sei, daß es ihr trotz aller Schlupfwinkel in dem vermaledeiteten Lande gelungen, zwei so bösartige und allgemeingefährliche Individuen mitten aus ihren Verbindungen aufzuheben und zur endlichen Rechenschaft zu ziehen.

Aber man war über dergleichen laute und kränkende Aeußerungen eines sich selbst überhebenden Volkes nicht mehr verwundert, denn in allen Ländern, wo sich die Feinde von jenseits des Rheines festgesetzt hatten, hörte man das selbe Frohlocken und das Ausposaunen ihres eigenen Ruhmes. Geberdeten sie sich doch überall als Herren der Welt, die sich jedes Thun erlauben und nach ihrem neu erschaffenen Gesetz von Kaisers Gnaden Völker unterjochen und

Männer richten konnten, die bei ihrem edlen Widerstande gegen das auserwählte Volk der Neuzeit nur das Wohl ihres Vaterlandes vor Augen gehabt und, sei es durch That, Wort oder Schrift, sich bemüht hatten, dem gewaltigen Napoleon den Ruhm zu schmälern, den er und seine Organe mit überschwänglichem Selbstlobe durch die ganze Welt trompeteten. Auch war man des französischen Dünkels nur zu sehr gewohnt, womit sie jeden kleinen Sieg, den sie errungen, als eine glorreiche Heldenthalt lobpriesen und, wenn sie auch nur ein paar Männer in Banden gelegt, wie von einer großen Schlacht sprachen, die sie zu Gunsten der von ihren Fürsten geknechteten Menschheit errungen hätten. Diese Menschheit aber zu beglücken, hielten sie für ihre einzige Mission auf Erden, und was konnte wohl mehr dazu geeignet sein, diesen erhabenen Zweck zu erreichen, als die Glorie und Siegeskraft der großen Nation, die bereits die ganze civilisirte Welt in zitternde Bewegung gesetzt, alle übrige Macht in Frage gestellt und außerdem eine Zukunft heraufzuführen versprach, gegen die das ehemalige Paradies des ersten Menschenpaars nur eine armselige Chimäre war. –

Einer der Ersten, der, nachdem die Kunde des großen Ereignisses jener Gefangennehmung laut geworden, nach Bergen kam, um sich mit eigenen Augen die Gewißheit der Wahrheit zu verschaffen und wenigstens von der Identität des gefährlichen Granzow zu überzeugen, war der Capitain Caillard aus Spyker, dessen Bemühungen man zum großen Theil die Auffrischung der Verdächtigung jener beiden Personen verdankte. Er war gleich nach der Flucht Magnus Brahe's und seines Freundes aus Spyker nach Stralsund geritten, hatte dort die Meldung von allem Vorgefallenen abgestattet und dabei die Allgemeingefährlichkeit der beiden so

sehr übertrieben, daß man alle möglichen Mittel aufzubieten für nöthig hielt, um sich derselben zu bemächtigen und sie ein für alle Mal unschädlich zu machen.

Dem überaus thätigen Werkzeuge der französischen Spionage war, falls ihm die Ergreifung der Uebelthäter gelang, ein höherer Rang in seinem Regimenter verheißen, und so hatte er sich schon aus Eigennutz alle erdenkliche Mühe gegeben, das große Werk möglichst zu fördern.

Jetzt erschien er im Gefängniß zu Bergen und ließ sich Waldemar Granzow vorstellen. Als er ihn sah und erkannte, überhäufte er ihn mit Schmähreden, als hätte er auch gegen seine geheiligte Person einen Hochverrath begangen, und indem er himmlische und irdische Strafen androhte, verhieß er dafür zu sorgen, daß der Henker sobald wie möglich Arbeit an ihm finden sollte.

Waldemar würdigte ihn kaum eines Blicks, als er bei ihm eintrat, noch weniger aber ließ er ihm auf seine straflosen Herausforderungen eine Antwort zu Theil werden. Vollständig mit seinen Gedanken beschäftigt, die sich zunächst auf eine abermalige Flucht bezogen, hörte er kaum, was der zungenfertige Franzose zu ihm sagte, und that gar nicht, als ob er der Mann sei, um den jener sich ereiferte.

So geschah es denn, daß *Monsieur de Caillard* immer mehr gegen den Mann erbittert wurde, der ihm in Wahrheit mit seiner ruhigen Miene imponirte; endlich aber, da er ihn zu keiner Erwiderung bewegen konnte, verließ er ihn, schnaubend vor Wuth und mit laut ausgestoßenen Rachdrohungen, die sich am wenigsten für einen ruhmvollen Krieger ziemten, der, wie er, im Glücke saß und seinem gefangenen und gedemüthigten Feinde als Sieger gegenüberstand.

Doch, begeben wir uns selbst noch einmal nach der kleinen Bergstadt und sehen wir, wie und wo man unsere Freunde, an deren Schicksal wir selbst den herzlichsten Antheil nehmen, untergebracht hatte.

Nachdem man von französischer Seite alle öffentlichen Gebäude der Stadt, als Kirchen, Amthäuser, Schulen und dergleichen in Beschlag genommen und in Heu- und Stroh-magazine, französische Gerichtsstuben und Kasernen der Soldaten umgewandelt, vor allen Dingen aber den mit herrlichen Weinen gefüllten Keller im Rathhause, den der Raths-kellermeister für eine jährliche Abgabe gepachtet, unter Oberaufsicht genommen hatte, blieb ihnen zur Aufbewah-rung ihrer Gefangenen nur das kleine hinter dem Rathhau-se gelegene Stadtgefängniß übrig, das nie in dem Ruf ei-nes sehr sicheren und festen Verschlusses gestanden hatte, gegenwärtig aber von den Franzosen selbst nach ihrem Be-dürfniß vervollkommnet worden war. In diesem winzigen Hause befanden sich nur vier kleine Gemächer, in denen man Gefangene unterbringen konnte, und außerdem wohnte noch der Schließer darin, der Kerkermeister, Profoß und öffentlicher Ausruber in einer Person war, aber in jenen Zei-ten eine französische Wache als Beigabe erhalten hatte, um seinem Posten mit größerem Nachdruck vorstehen zu kön-nen. Da man aber diesem Kerkermeister nicht übermäßig traute, so untersagte man es ihm, allein zu seinen Gefange-nen zu gehen, und stets war er daher, wenn ihn eine Ver-richtung zu denselben führte, von zwei Soldaten begleitet, von denen einer vor der Thür Wache hielt, der andere aber ihm bis in das Gefangenzimmer folgen mußte. Außerdem war auf jeder Seite des Hauses ein Posten aufgestellt, der Tag und Nacht die kleinen Fenster im Auge behielt, die man

überdies noch mit eisernen Stangen versehen hatte, so daß also ein gewöhnlicher Ausbruch so leicht nicht zu befürchten stand.

Magnus Brahe bewohnte das Eckzimmer der östlichen und Waldemar Granzow das der westlichen Seite. Die beiden Mittelzimmer waren von gewöhnlichen Uebelthätern besetzt, mit denen jedoch von den Seiten her keine Verbindung möglich war. Zur Verzierung des engen Raumes diente nur ein Strohsack mit einer wollenen Decke, ein erbärmlicher wackliger Tisch und ein Schemel, schließlich aber noch ein großer und schwerer Klotz, an welchen man mittelst einer eisernen Kette die Hauptverbrecher anzuschließen für nothwendig befunden hatte.

Magnus Brahe, den wir zuerst besuchen, befand sich in einem merkwürdigen Zustande, der schwerlich Jemand, der das menschliche Herz und den räthselhaften menschlichen Geist nicht kennt, wird begreifen können. Er war weder traurig, noch niedergeschlagen, weder hoffnungsvoll, noch hoffnungslos, er war mit einem Wort vollkommen ergeben in sein Schicksal, wie nur der es sein kann, der den Schlag desselben vorhergesehen hat und seit langer Zeit darauf vorbereitet gewesen ist. Hundertmal schon hatte er sich gesagt: »Ich wußte, daß es so kommen würde, und nun ist es gekommen, also warum soll ich klagen und murren? Meine Lebensuhr ist abgelaufen, und so nutzt es nichts, sie mit neuen Hoffnungsgedanken wieder aufzuziehen und zu ihrem trägen Gange in Bewegung setzen zu wollen. Ich habe es Waldemar ja gesagt, geh und rette Dich allein; bleibst Du bei mir, so bist Du verloren, und nun hat sich's erfüllt und er theilt mit mir das Schicksal, dem ich nicht entrinnen konnte. O

Stern in meiner Brust, wie hat Dein Verlöschen mir so richtig meine Zukunft enthüllt! Ja, ich weiß es, ich sehe es, alle meine trüben Gedanken der früheren Zeit waren gerecht fertigt, meine Jugendahnung von einem früh mich ereilenden herben Geschick war der lang hinsummende Vorklang meiner Sterbestunde, und nun ist nichts mehr auf der Welt, was mich meinem Untergange entreißen wird.«

Mit diesem düsteren Gedanken beschäftigte er sich Tag und Nacht, wenn er nicht schlief, und so nahm sein Aeußeres das trübe Spiegelbild seines Innern an; er sah aus wie Jemand, der das frische Leben hinter sich und nur die Schauer des Grabes vor sich, der alle Hoffnungen abgestreift, und sich allein dem finsternen Verhängniß überlassen hat, dessen Fittige er schon in dumpfer Ergebung vor seinen Ohren rauschen hört.

Nur einen Wunsch noch hegte er, der sich auf diese Welt bezog, und das war der, an alle seine Lieben zu schreiben, für seinen in Schweden lebenden Vater sein Vermächtniß aufzusetzen und Abschied zu nehmen von allen, die ihm im Leben nahe getreten waren. Dieser eine Wunsch aber sollte ihm vor der Hand nicht erfüllt werden, denn er besaß nichts, womit oder worauf er schreiben konnte, da man ihm Alles, was er am Leibe getragen, als er die Grille verließ, sein Geld, seine Brieftasche, seinen kleinen Dolch und sogar seinen Siegelring abgenommen hatte.

Ganz das Gegentheil von ihm, wie immer im Leben und Wirken, zeigte sich Waldemar Granzow. Er saß auch still auf dem dumpfigen Strohsack, mit gefesselten Füßen an seinen Klotz gekettet, aber in seinem Kopfe rasteten die Gedanken keinen Augenblick, und in seinem fruchtbaren Geiste sammelte er alle Fähigkeiten, um etwas zu erdenken, was

ihn dem gegenwärtigen Mißgeschick entreißen könne. Und wunderbar, ganz im Gegensatz mit seinem armen Freunde, war ihm das Leben da draußen nie so schön, so frisch, so wonnig erschienen und niemals hatte er größere Hoffnung gehegt, es noch einmal mit vollen Zügen genießen zu können, als gerade jetzt. Aus seinen Kerkermauern hinaus drang dieser Geist auf die wogende See, deren Brausen und Flutthen er zu hören und zu sehen glaubte, aus seiner Abgeschlossenheit versetzte er sich in den munteren Kreis seiner Familie und vernahm ihr Lachen und sah ihre Fröhlichkeit; wieder unter ihnen zu leben, das war sein einziger Gedanke, und daß dieser Gedanke noch einmal zur Wirklichkeit werden würde, wußte er so bestimmt, wie Magnus das Gegentheil wußte.

So war denn auch seine Miene nicht die eines Verlorenen, Verzweifelnden; heiter, hell, gleichsam strahlend von Willen, Kraft und Hoffnung schaute sein Auge frisch in das Leben hinein, und dadurch wuchs seine Kraft und Hoffnung selbst zum Riesen empor, die sich schon in dem kühnen Blicke verkündete, mit dem er jeden Eintretenden begrüßte, als erwarte er in ihm denjenigen zu entdecken, der ihm die Freiheit, das Leben und den Genuss derselben entgegenbrächte.

Welche Stimmung der beiden jungen Männer die richtige war, ob sich die Ergebung des Einen oder die Hoffnung des Andern erfüllen sollte, wird die Zukunft lehren.

Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Gefangennahme begann man die jungen Männer in ihrem Kerker zu verhören, aber wenn man gehofft hatte, aus ihren Aussagen würde sich mit einiger Sicherheit auf eine verbrecherische

Absicht schließen lassen und sie würden so manches verrathen, was ihnen den Hals bräche, so hatte man sich geirrt. Wie auf geheime Verabredung sagten beide Dasselbe aus, und was man auf diese Weise erfuhr, war durchaus nicht der Art, daß man darauf hätte den Prozeß einleiten und sie verurtheilen können. Sie waren in englischen und schwedischen Diensten gewesen, das läugneten sie nicht, aber das allein konnte sie nicht dem Henker überliefern, denn Tausende hatten ihr Loos darin getheilt. Von Schweden waren sie zu ihrer Belehrung nach Deutschland gegangen, hatten verschiedene Hochschulen besucht und dabei verschiedene Bekanntschaften angeknüpft. Einen Verkehr mit Männern, die sich zum Untergange Napoleon's verschworen, läugneten sie ganz, und leider waren keine handgreiflichen Beweise darüber vorhanden, die diese Annahme begründet und bestätigt hätten. Von diesem Punkte an aber gingen die Verhältnisse Beider auseinander. Waldemar gab vor, aus Sehnsucht nach den Seinigen, die er so lange nicht gesehen, nach Rügen gekommen zu sein und sich dabei allerdings der List bedient zu haben. Als ihm das geglückt, sei er verfolgt worden und er habe sich dieser Verfolgung aus natürlichen Gründen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entzogen. Ein Unternehmen, gegen die französische Herrschaft im Allgemeinen und gegen Napoleon insbesondere gerichtet, lag dabei gar nicht vor. Es sei zwar wahr, er sei nach Stralsund gegangen, da er gehört, sein Freund liege krank darnieder, auch habe er ihm beigestanden, sein Vaterhaus zu erreichen, aber das sei nur eine natürliche Folge seiner Neigung gewesen und er würde in seinem eigenen Gewissen strafwürdig erscheinen, wenn er anders gehandelt hätte.

Magnus dagegen gestand ein, sich schon in Berlin von Waldemar getrennt und die Straße nach Rügen zu Lande gewählt zu haben, um verschiedene Verwandte an einigen Orten zu besuchen. Zufällig sei er mit Schill's Schaaren in Stralsund zusammengetroffen und während des Kampfes daselbst nicht als Mitkämpfer, sondern als Zuschauer verwundet worden.

Diese letzten Angaben waren die einzigen, die wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatten, und man glaubte sie auch nicht; daher hielt man den Grafen Brahe für den Strafbareren von beiden, und das allgemeine Urtheil der in Bergen anwesenden Richter neigte sich bedeutend zu Gunsten des Granzow hin.

Nachdem diese Verhöre oft wiederholt worden waren und immer dasselbe Resultat ergeben hatten, schloß man vorläufig die Untersuchung und berichtete darüber nach Stralsund. Sowohl die Gefangenen selbst wie ihre Freunde in Bergen und auf ganz Rügen, nachdem sie davon Kenntniß erhalten, waren nun der Meinung, man werde Erstere abführen, in ein festeres Gefängniß bringen oder nach Frankreich schaffen, wenn nicht gar erschießen, aber nichts von diesem allen geschah und lange Zeit sollte vergehen, ehe man über die Ursache dieses unerwartet glücklichen Aufschubs in's Klare kam.

Aus diesem Aufschube aber schlossen alle Beteiligten Verschiedenes; was sie aber auch meinen mochten, so gab man sich, da die Entscheidung von Tage zu Tage ausblieb, allgemein einer begründeteren Hoffnung hin, das Schicksal, welches an einem seidenen Faden über den Gefangenen schwebte, werde sich von ihnen abwenden lassen und mit

der Zeit würden sich auch die Mittel finden, sie den Händen der Franzosen zu entreißen.

Waldemar war der Erste von Allen, der über die geheimen Vorgänge, die seine Verurtheilung und Abführung verzögerten, einen Aufschluß erhalten sollte, und zwar auf eine Weise, die er in dieser Zeit am wenigsten vermuthet hatte. Unerwartet trat nämlich ein Mann auf die Bühne, den wir früher nur oberflächlich erwähnt und manche Leser vielleicht schon ganz aus dem Gedächtniß verloren haben, zu dem wir aber in unserer Erzählung jetzt nothwendig zurückkehren müssen.

Von Stralsund her erschien Ende August ein Beamter, der beauftragt war, die Verhandlungen in Bezug der beiden Gefangenen zu controlliren, darüber an das Obergericht in Stralsund zu berichten und bei Beurtheilung der unaufgeklärten Thatsachen sein eigenes Licht leuchten zu lassen. Dieser Sendbote, erst neuerdings in seine jetzige Stellung berufen und seither als Kriegspolizeiofficier den Truppen in Pommern und Rügen beigegeben, war ein rechtlicher, wiewohl ängstlicher und auch nicht allzubegabter Mann, wie man sie unter den Beamten seiner Kategorie sehr häufig findet, aber dennoch war er ein wenig eingebildet auf seine persönliche Klugheit und Gewandtheit und daher der Ansicht, eine Angelegenheit wie die des Grafen Brahe und Waldemar Granzow könne nur durch sein eigenes Dazwischen treten aufgeklärt und zu einem erwünschten Ziele gebracht werden. Glücklicherweise war er außerdem ein sehr ruhiger Mann und keineswegs zur Deutschenfresserei geneigt, zwar Franzose von Geburt, jedoch bei Weitem nicht so verblendet wie die meisten seiner Landsleute, die der Meinung waren und auch noch heutzutage sind, sie seien das erste,

gebildetste, grösste Volk der Welt, unter dessen Schatten zu ruhen jedem mit andrer Zunge Redenden sowohl zum Ruhme wie zur Befriedigung gereichen müsse.

Dieser etwas eitle aber unter Umständen herzensgute Mann kam nun, wie gesagt, nach Bergen und las zuerst die über die Gefangenen vorhandenen Acten durch, bevor er an die Arbeit mit ihnen selbst ging. Als er damit zu Stande gekommen war, glaubte er die Einsicht gewonnen zu haben, daß nur eine humane Milde, nicht aber eine übertriebene Strenge zum Ziele führen könne, da die Verurtheilung von Männern, die, wie diese, nur allein in patriotischer Hingebung gehandelt, bei ihren Landsleuten das böseste Blut machen würde, und demgemäß ging er an das Werk.

Zuerst trat er bei Magnus Brahe ein, und als er die Erschlaffung seines Geistes erkannte, die sich schon in den trüben Augen und der apathischen Haltung des jungen Mannes aussprach, befahl er, ihm sofort die Fesseln abzunehmen, da seiner Ansicht nach die äußere Bewachung hinreichend sei, ihn von der allgemein befürchteten Flucht abzuhalten.

Nachdem er beinah eine Stunde mit ihm hin- und hergesprochen und nichts weiter erforscht hatte, als was die strengeren Richter auch in Erfahrung gebracht, hielt er sich für überzeugt, einen größtentheils Unschuldigen vor sich zu haben, und mit dieser Ueberzeugung verließ er ihn, um zu dem zweiten Büßenden zu gehen und dort ein Gleiches zu versuchen. Allein, wer ihn auf dem kurzen Gange bemerkte hätte, der von Magnus zu Waldemar führte, würde sich gewundert haben, seinen Schritt behutsamer und seine Miene befangener werden zu sehen, ohne sogleich den Grund dieses seltsamen Benehmens durchschauen zu können.

Schon eine geraume Zeit stand er vor der Thür des an Stand viel geringeren Gefangenen, und doch zögerte er noch immer, bei ihm einzutreten und sein Verhör zu beginnen, als ob er eine gewisse Scheu empfände, ihm in das Antlitz zu blicken. Endlich, nachdem er sich wiederholt geräuspert, ließ er den schweren Riegel zurückschieben, die Thür öffnen und trat dann langsam ein.

Waldemar saß auf seinem Schemel, so dicht am Fenster, wie es die kurze Kette des Blocks erlaubte, und folgte mit scharfem Blicke dem Zuge der Wolken, die ihre Richtung nach Osten nahmen und dem Meere zustrebten, auf das seine ganze Sehnsucht gerichtet war. Er glaubte, sein gewöhnlicher Kerkermeister trate ein und deshalb wandte er das Gesicht nicht sogleich nach demselben herum. Da aber fuhr er plötzlich aus seinen Gedanken auf, denn sein Ohr hatte eine fremde Stimme vernommen, die ihm gleichwohl einigermaßen bekannt klang. Als er sich umblickte, ergriff ihn ein seltsames Gefühl, gemischt aus Freude und Schaam, denn er sah einen Mann vor sich, der ihm schon einmal auf seinen Wegen im Vaterlande innerhalb der letzten Monate begegnet war und dem er, obgleich er ihm einige kleine Dienste erwiesen, doch einen nicht unerheblichen Streich gespielt hatte. Eine Weile ließ er sein kühnes Auge auf dem kleinen Mann mit dem süßlichen Gesichte und den feingeschlitzten schwarzen Augen ruhen, dann aber konnte er sich nicht enthalten, den Namen desselben, gleichsam zum Beweise der Wiedererkennung, auszusprechen.

»Ach,« sagte er, »welche Ehre und welches Vergnügen wird mir zu Theil! Ich freue mich, Mr. Dübois vor mir zu sehen.«

»*Diable!*« lautete die Antwort. »Also Sie kennen mich wieder und ich habe wirklich die Freude, Herrn Georg Forst, den Neffen des Herrn von Bagewitz auf Hiddens-öe, zu begrüßen?«

»Oder lieber Waldemar Granzow, denn das bin ich in der That, wie Sie ohne Zweifel schon wissen werden.«

»Ja, junger Mann, ich weiß es, und es thut mir leid, daß Sie mir das damals nicht gleich gesagt haben, Sie hätten uns Beiden viele Mühe und Umschweife damit erspart.«

Waldemar lächelte trotz seiner Ketten, denn das ehrliche Gesicht des alten Bekannten zeigte ihm genügend, mit welchem wohlwollenden Manne er es zu thun hatte. »So denken Sie,« erwiderte er, »aber ich denke anders. Denn wie es Ihre Pflicht war, Waldemar Granzow zu suchen, so war es meine Pflicht, mich vor Ihnen zu verbergen, und Sie selbst sind eigentlich daran schuld, daß ich hier gefangen sitze, obgleich ich es Ihnen nicht nachtragen will und mich aufrichtig freue, Sie wiederzusehen.«

»Ich,« rief der kleine Mann erstaunt aus, »ich soll daran schuld sein? Beliebt es Ihnen vielleicht, mir die Beweise dieser mir etwas sehr unklaren Schuld auseinanderzusetzen?«

»Sehr gern. Sie selbst, verehrter Herr, brachten mich auf den abenteuerlichen Gedanken, in Spyker mich für einen Anderen auszugeben, als der ich war, indem Sie mir ein Schreiben dahin mitgaben und mich baten, es dem Capitain Caillard einzuhändigen, ein Schreiben, worin Sie mich ihm als Georg Forst empfahlen, der Ihnen das Leben gerettet hatte – wenigstens sagten Sie das damals wiederholt, obgleich ich selbst mich dessen nicht rühmen will.«

Der kaiserliche Beamte stand wie vernichtet vor seinem Inculpaten. Die eben vernommene Auseinandersetzung desselben, wenn sie ihm auch nicht ganz einleuchtete, verwirrte ihn doch vollkommen, und er beschuldigte sich im Stillen selbst der Theilnahme an einem Vergehen, das er nur mit dem besten Willen von der Welt begangen hatte. Aber außer diesem Gefühl bedrückte ihn in diesem Augenblick noch ein anderes, nicht weniger zartes. Er fühlte sich in der That noch immer dem kühnen Seemann zum Danke verpflichtet, der ihm, dem Aengstlichen, in der Gefahr redlich zur Seite gestanden und ihn mehrmals wieder auf festen Grund und Boden gebracht, als er sich selbst schon dem Wassertode verfallen geglaubt hatte.

»*Monsieur*,« sagte er etwas kleinlaut und sah mit einiger Schüchternheit in das blitzende Auge des jungen Mannes empor: »Sie haben Recht und Unrecht, wie man es nehmen will; wenn ich daher einigermaßen in Ihrer Schuld bin, so will ich einen Theil derselben zuerst dadurch tilgen, daß ich Ihnen die Fesseln abnehmen lasse, die Sie meiner Ansicht nach lange genug getragen haben.«

»Ach, mein Herr, wollen Sie mich in Freiheit setzen?« fragte Waldemar freudig überrascht.

»*Silence!* So weit sind wir noch lange nicht!« Mit diesen Worten schritt er zur Thür, rief einen Soldaten herein, der schon wartend auf dem Posten stand, und befahl ihm, den Gefangenen vom Block loszulösen. Als dies geschehen war, setzte er sich auf den Schemel und lächelte Waldemar freundlich an, der heftig seine schmerzenden Glieder rieb, die so lange die schwere Kette belästigt hatte.

»*Monsieur*,« fuhr Herr Dübois jetzt fort, »soviel habe ich für's Erste für Sie thun können. Wir wollen sehen, ob ich

noch etwas Anderes zu thun im Stande bin. Erzählen Sie mir also aufrichtig Ihre Geschichte und lassen Sie mich nur die Wahrheit hören. Je aufrichtiger Sie gegen mich sind, um so eher werden Sie mich geneigt finden, zu Ihrem Besten zu handeln, was glücklicherweise, ich gestehe es, jetzt in meiner Macht liegt.«

Waldemar brachte dieselbe Erzählung vor, die er zu Protokoll gegeben hatte, und die ihm jetzt schon sehr geläufig war. Als er damit zu Stande gekommen, legte ihm sein Inquirent noch einige Fragen vor, die so aufrichtig beantwortet wurden, wie es geschehen konnte, um das Netz nicht noch fester zusammenzuziehen, das ihm schon eng genug um den Hals lag.

»Hm!« sagte der kleine Dübois, »also das ist Ihre Geschichte! Sie stimmt vollkommen mit dem überein, was ich schon von Ihnen weiß, und giebt mir durchaus kein neues Licht. Können Sie mir noch ein anderes, helleres zu Theil werden lassen?«

»Daß ich nicht wüßte, wenn Sie nicht geradezu wollen, daß ich Dinge eingestehé, die ich nicht begangen habe, und also selbst zu meiner Verurtheilung beitrage, die meinen Richtern, wenn sie gerecht und billig sein wollen, nicht so leicht werden wird.«

»Gerecht und billig, sagen Sie? Das ist in einem Kriege, wie wir ihn führen, nicht immer möglich, und die Gesetze des Krieges, wissen Sie, sind strenger als die, welche im Frieden gehandhabt werden. Jedoch, in Anbetracht unserer früheren Bekanntschaft und der guten Meinung, welche Sie mir bereits eingeflößt, will ich nicht anstehen, Ihnen einige Erleichterung zu gewähren, die glücklicherweise ausführbar

sein werden. Auch will ich Ihnen eröffnen, daß Ihre Verurtheilung nicht so schnell erfolgen wird oder kann, als man noch vor einigen Tagen glaubte, da Umstände eingetreten sind, welche Ihre Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen lassen.«

»Welche sind das?« fragte Waldemar erstaunt und überaus freudig überrascht.

»Ruhig, *mon cher*, so weit sind wir noch nicht. Sie müssen nicht zu viel auf einmal verlangen. Welche Erleichterungen, frage ich zunächst, kann ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage gewähren?«

Waldemar sah dem gutmüthigen Manne tief in die Seele hinein, und da er auf dem Grunde derselben Wahrheit las, dachte er rasch und sagte dann: »In Bezug auf meine Person habe ich jetzt nur eine Bitte, in Bezug auf meinen kränklichen Freund aber, der mit mir in dieser Gefangenschaft schmachtet, hege ich den Wunsch, daß Sie ihm Alles das gestatten mögen, was Sie mir selbst jetzt anzutragen so gütig sind.«

»*Bon!*« rief der kleine Mann, »das ist edelmüthig von Ihnen, aber nicht so leicht gethan wie gesagt. Ihr Freund ist tiefer verwickelt als Sie, oder wissen Sie das nicht?«

»Nein, das weiß ich in der That nicht,« erwiderte Waldemar mit feuriger Betheuerung. »Was er gethan, habe auch ich gethan, und ich verlange nur gleiche Begünstigung oder gleiche Gerechtigkeit, wie sie ihm zu Theil wird.«

»*Monsieur, je Vous admire!*« sagte der Franzose warm. »Ich drücke Ihnen die Hand, obgleich Sie mein Feind sind. Ich werde sehen, was ich thun kann. Was verlangen Sie für sich selbst?«

»Ich verlange nicht, aber ich bitte für mich, daß man mir erlaube, an meine Verwandten zu schreiben und sie von meiner Lage zu unterrichten. Haben Sie Kinder, Herr Dübois?«

»*Oui Monsieur!* Zwei hoffnungsvolle Söhne und eine Tochter.«

»So wissen Sie, wie man an Kindern hängt. Meine armen Eltern sind ohne alle Nachricht von mir, und ohne Zweifel härmen sie sich endlos um mich, denn sie glauben mich gewiß in Lebensgefahr. Außerdem lastet meinetwegen ein schweres Geschick auf ihnen. Capitain Caillard hat sie mit Einquartierung belegt, deren Unterhaltung ihre Kräfte und Mittel übersteigt. Jetzt, wo ich in den Händen Ihrer Landsleute bin, ist kein Grund mehr vorhanden, sie fernerhin zu drücken, und wenn es in Ihrer Macht steht, ihnen zu helfen, so flehe ich Sie an, sich ihrer zu erbarmen und ihnen auf ihre alten Tage ihre Lage zu erleichtern.«

Der Franzose senkte den Kopf, als überlege er etwas bei sich; im Grunde aber entwickelte sich in seinem Herzen ein Kampf zwischen seiner Pflicht und seinen Gefühlen, der indeß bald zu Gunsten des Gefangenen entschieden wurde.

»Mein Herr,« sagte er ernst und nicht ohne Würde, »ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Sie wegen Ihrer Theilnahme an dem Geschick Ihres Freundes bewundere, jetzt sage ich Ihnen, daß ich für Sie eine Art Sympathie fühle, die nahe an Freundschaft gränzt. Wir Franzosen sind nicht alle Säbelhelden, es giebt unter uns auch Männer, die ein Herz haben, und ich glaube, ich bin ein solcher. Wohlan denn, ich will auch diese Ihre Bitten erfüllen. Sie und Ihr Freund sollen in den Stand gesetzt werden, zu schreiben, an wen und

was Sie wollen, vorausgesetzt, daß ich lesen kann, was Sie schreiben.«

»Von Herzen gern, denn ich habe nichts Heimliches in meinem Gemüthe.«

»Das glaube ich zu erkennen. Gut denn, ich erlaube Ihnen und Ihrem Freunde das. Aber nun hören Sie auch meine Bedingung an.«

»Wie? Sie stellen eine Bedingung?«

»Das ist nöthig, denn ich muß mich von Ihrer Seite sicherstellen, wenn ich meinerseits meine Befugniß um etwas überschreite. Wissen Sie, was ein *Parole d'honneur*, ich meine, das Wort eines redlichen Mannes ist?«

»Ja, Herr, das weiß ich, so wahr Gott lebt!«

»So geben Sie mir das ihrige, daß Sie *binnen heute und vier Monaten* – vier Monate, sage ich – nichts unternehmen wollen, was irgend wie eine Flucht aus dieser Gefangenschaft aussieht.«

Waldemar stutzte unwillkürlich. Die mit Nachdruck gesprochenen Worte: »*binnen heute und vier Monaten*«, schienen ihm einen gewissen nicht bedeutungslosen Sinn zu enthalten. »Warum sagen Sie gerade *vier Monate*?« fragte er.

»Junger Mann,« erwiderte Mr. Dübois mit gerührter Stimme und trat etwas näher an ihn heran, »ich will aufrichtig gegen Sie sein. Ihr Schicksal geht mir nahe. Sie haben mir einst wohl gethan und vielleicht habe ich wirklich, wie Sie sagen, dazu beigetragen, Sie in die Höhle des Löwen zu schicken. So wissen Sie denn, was noch aller Welt ein Geheimniß ist – darum dürfen Sie es auch keinem Ihrer Briefe anvertrauen – daß zwischen dem Kaiser der Franzosen und der Krone Schweden Friedensverhandlungen obschweben, während deren Dauer Ihr Landesherr sich ausbedungen hat,

keine weiteren Feindseligkeiten gegen sein Land oder seine Unterthanen zu üben, ja selbst die gefänglich Eingezogenen nicht außer Landes zu führen, bis der Friedensschluß auch über sie entschieden hat.«

Waldemar's Brust hob sich vor wunderbarer Freude hoch auf. Sein Auge leuchtete noch heller als gewöhnlich und seine Miene nahm einen unaussprechlich glücklichen Ausdruck an.

»Friede!« sagte er. »Also endlich! O meine Hoffnung erfüllt sich, denn in meinem Herzen ist Friede gleichbedeutend mit Freiheit. Bis zu welchem Termin soll ich mein Ehrenwort geben?«

»Bis zum ersten Tage des nächsten Jahres.«

»Ich gebe es, da haben Sie es. Aber – halt! Darf mein Mitgefänger nichts davon erfahren?«

»Nein, unter keinen Umständen, ihn kenne ich nicht wie Sie.«

»Aber ich bürg für ihn.«

»Ich kann Ihre Bürgschaft leider nicht annehmen.«

»So werden Sie ihm wenigstens ein paar Worte von mir sagen, womit ich ihn trösten und ermuthigen kann?«

»Ja, das will ich, und er muß auch sein Ehrenwort geben, in vier Monaten nicht entfliehen zu wollen, sonst nehme ich alle Erleichterungen zurück, die ich ihm Ihretwegen zugebracht habe.«

»Das wird er. Sie sollen es sogleich erfahren. Haben Sie ein Blatt Papier?«

»Hier ist eine Brieftafel – schreiben Sie Ihren Trost darauf nieder.«

Waldemar setzte sich hastig an den kleinen Tisch und schrieb in die Brieftafel des Franzosen folgende Worte: »Magnus, ich grüße Dich! Habe Vertrauen, Muth und Hoffnung. Es ist Aussicht vorhanden, daß Alles gut endet. Du wirst schreiben und thun können, was Du willst, wenn Du dem Ueberbringer dieses Dein Wort giebst, bis zum ersten Januar nicht an die Flucht zu denken. Dein Waldemar.«

Der Franzose nahm das Blatt, las es und lächelte dann. »O,« sagte er, als er es überflogen, »denken kann er schon daran, nur nicht sie ausführen. Aber es ist gut so. Nun will ich mich zu ihm begeben, und wenn er Ihren Rath befolgt und mir sein Wort giebt, werde ich den andern Punkt mit Ihnen besprechen..«

»Welchen anderen Punkt?«

»Die Ihre Eltern betreffende Bitte.«

»Ha! Ich danke Ihnen, gehen Sie und kommen Sie bald wieder.«

Der brave Mann verließ den Gefangenen und begab sich zum Grafen Brahe, dem er Waldemar's Schreiben zu lesen gab und darauf dessen Ehrenwort empfing, wie sein Freund die gestellte Bedingung einzugehen. Nach kurzer Zeit fand er sich bei diesem wieder ein und sagte lächelnd: »Sie waren allerdings der Beistimmung Ihres Freundes gewiß, denn kaum hatte er Ihre Zeilen gelesen, so gab er mir sein Wort und erhielt darauf die Erlaubniß, sich mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen, so viel er will. Ich habe deshalb sogleich den Befehl ertheilt, ihn mit den dazu nöthigen Dingen zu versehen.«

»Haben Sie ihm auch die Ketten abgenommen?«

»Er war schon vor Ihnen davon frei, denn ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein, einen Gefangenen, dessen man so sicher ist, wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln.«

»Gott lohne es Ihnen! Nun aber wollten Sie mir etwas über die Art und Weise sagen, wie Sie mit meinen Eltern verfahren werden.«

»Ha, ja! Gut, daß Sie darauf kommen. Schreiben Sie heute noch einen Brief an sie und geben Sie ihn mir, wenn ich Sie morgen wieder besuche. Ich werde mir Alles genau überlegen und Ihnen meinen Entschluß mittheilen.«

»So danke ich Ihnen von ganzem Herzen und bitte Sie nur um etwas Papier, Federn und Tinte.«

»Sie sollen Alles erhalten, ich werde sogleich einen Befehl dazu erlassen.« –

Eine halbe Stunde später brachte der Kerkermeister, der ein alter hinfälliger und lebensmarter Mann war, das Versprochene, und Waldemar setzte sich zugleich mit seinem Freunde nieder, um an seine Angehörigen zu schreiben. Er war aber schneller damit zu Ende als Jener, denn sein Brief enthielt nur das Nothwendigste, während Magnus einige Tage dazu gebrauchte, alle Gedanken, die sich auf seinen ihm bestimmt vorschwebenden Tod bezogen, zu Papier zu bringen und demgemäß alle seine Verhältnisse zu ordnen. Als er endlich damit fertig war, schloß er das Ganze in ein Couvert und bewahrte es sorgsam in seiner Brusttasche auf, die Gelegenheit abwartend, wo er es irgend Jemandem anvertrauen könnte, der es sicher in die Hände seines in Schweden lebenden Vaters brächte.

Mr. Dübois dagegen hielt Wort und erschien am nächsten Morgen frühzeitig bei Waldemar, um den besprochenen Brief in Empfang zu nehmen. Nachdem er ihn gelesen,

lächelte er auf seine gutmündige Weise und sagte: »Ich bin damit zufrieden; er enthält gerade das, was ihnen zu wissen nothwendig ist. Nun gut, Sie sollen bald Antwort haben, denn ich werde sie selbst besuchen, da hier meine Pflicht für's Erste erfüllt ist.«

»Wie? Sie wollten selbst nach Sassenitz gehen und meine Eltern sprechen?«

»Ja, *mon ami*, das will ich, denn das glaube ich Ihnen schuldig zu sein. Habe ich aber diese Pflicht vollbracht, dann bin ich der Meinung, Ihnen meinen Dank mit baarer Münze abgetragen zu haben. Mir stehen jetzt gerade einige Tage zu Gebote und die will ich benutzen, meinen alten Freund Caillard in Spyker zu besuchen und ihm zu seinem Avancement zu gratuliren.«

»Wie, hat er eine höhere Stufe erstiegen?«

»Ja, *mon cher*, und Sie haben ihm wider Ihren Willen dazu verholfen. Er ist Major in seinem Regimente geworden und da er deshalb bei guter Laune sein wird, denke ich ihn zu bewegen, daß er Ihrem Vater die lästige Einquartierung abnimmt, die ohnedies nicht mehr nöthig ist, da Sie in sicherem Verwahrsam sind.«

»Mr. Dübois! Wie soll ich Ihnen danken? Ich kann Ihnen die Empfindungen meines Herzens nicht mit Worten ausdrücken.«

»*Silence!* Es ist auch nicht nöthig. Sie haben mich an meine Kinder erinnert und das kam zur rechten Zeit. Ein Mann kann immer auch ein Mensch sein, das schadet weder seinem Amte noch seiner Ehre. Nun aber leben Sie wohl, in zwei bis drei Tagen sehen wir uns wieder.«

Lange hatte Waldemar nicht so glückliche Stunden verlebt, als im Verlaufe der beiden nächsten Tage. Er segnete sein Geschick, das ihn mit dem wackeren Manne zusammengeführt, der jetzt der Bote seiner kindlichen Herzenergießungen geworden war und sein Versprechen ehrlich hielt, wie er es aus freien Stücken gegeben hatte. Mit welcher Wonne stand er jetzt an dem vergitterten Fenster und sah die Wolken nach Osten ziehen! Beinahe hätte er vergessen, daß er noch im Gefängniß war und daß er sogar sein Wort verpfändet, mindestens noch vier Monate darin auszuharren. Vier Monate! Welche lange Zeit für einen so rastlos thätigen Geist, für einen an Bewegung und Anstrengung so gewöhnten Körper! Aber wenn diese vier Monate endlich überstanden waren – was dann? – O, welche süßen Bilder schwebten für diese Zeit seiner Einbildung vor! Vor allen Dingen der Friede und mit ihm alle Segnungen, die ein solcher in seinem Gefolge zu haben pflegt! Daß mit dem Frieden oder vor ihm noch etwas Anderes kommen, eine herbere, unerwartete Unglückszeit in sein Leben treten und sein Herz mit eisernen Händen umklammern könne, daran dachte er nicht, davon hatte er glücklicherweise keine Ahnung, denn wo Magnus Brahe nur Schatten, Vergänglichkeit und Trauer sah, blühte für ihn nur der Garten des Lebens in vollster Pracht, lachte ihn die Erde mit ihrem Grün und der Himmel mit seinem perlenden Lichte an, war Alles hell, klar und glücklich. O verschiedenartig begabte Naturen! wie hat Euch der Schöpfer so mannigfaltig ausgestattet und wie hat er so oft dem einen da Alles gegeben, wo er dem Andern Alles versagt hat! Es ist allerdings unbegreiflich, wunderbar, aber es ist gewißlich wahr und kein Zweifler kann es bespötteln oder gar läugnen! –

Zwei Tage waren vergangen und erst am dritten trat Mr. Dübois wieder bei Waldemar Granzow ein. Auf seinem Gesichte lag eine behagliche Zufriedenheit mit sich selber, wie sie jener noch nie so sprechend an ihm wahrgenommen hatte.

»Herr Dübois,« begrüßte ihn der Gefangene und trat rasch auf ihn zu, »da sind Sie und in Ihrer Miene lese ich, daß Sie mir günstige Nachrichten von den Meinigen bringen.«

»Ich hoffe es, ja, doch lassen Sie mich erst zu Athem kommen, die alten Treppen dieses Hauses sind steil und ich bin den Sechzigen nahe.«

»So nehmen Sie Platz und erholen Sie sich.« Und er stellte ihm seinen einzigen Schemel hin, den der brave Mann sogleich einnahm.

»Hören Sie,« sagte er, »ich bin also in Spyker gewesen.«

»Nur in Spyker?«

»*Silence!* Fliegen Sie nicht, ich kann Ihnen nicht folgen, denn ich bin kein Vogel wie Sie mit Ihren jugendlichen Gedanken und Hoffnungen. – Also ich bin in Spyker gewesen. Man hat den Major Caillard von dem dortigen Posten ablösen wollen, aber er hat es sich als eine Gunst ausgebeten, so lange dort zu bleiben, wie die Besetzung Rügen's dauert. He, ich glaube, es fesselt ihn etwas Liebes dort und davon mag er sich nicht gern früher trennen wollen, als bis es durchaus nothwendig wird.«

»Hm!« unterbrach ihn Waldemar. »Vielleicht verläßt er das Liebe nie und nimmt es mit nach seinem schönen Frankreich.«

Der Franzose zog die Augenbrauen in die Höhe und machte mit Miene und Hand eine abwehrende Geberde. »Pah! Da sagen Sie mir etwas, was sehr unwahrscheinlich

ist. *Monsieur de Caillard* ist ein guter Soldat, ein vortrefflicher Reiter, ein sehr galanter Mann. Aber ein Mann, der sich bindet an das, was ihm gefällt, ist er nicht, so viel ich weiß. Nein, nein, so weit wird seine Verehrung der schönen Dame nicht gehen, die ich übrigens weder jetzt noch damals, als ich Ihretwegen in Spyker war, gesehen habe. Doch was wollen Sie, er ist ein Krieger und als solcher darf er sich Vergnügen, wo ihm das Vergnügen geboten wird. *Tout cela en passant* und damit ist ein Mann wie er zufrieden. Doch, um von anderen Dingen zu reden – er war sehr glücklich über sein Avancement, und auf mein Gesuch mußte sogleich eine Ordonnanz satteln und Ihrem Vater die Einquartierung abholen.«

»Mr. Dübois, was sagen Sie da?«

»Die Wahrheit. Als ich nach Sassenitz kam, um Ihr Billet abzugeben, war man schon dabei, das Haus zu scheuern und zu waschen, um die Spuren der französischen Reiter los zu werden. He! Nicht übel, *mon cher*, nicht wahr? Aber man muß es verschmerzen, daß man so wenig geliebt ist! – Nun aber hören Sie. Als ich von Ihnen zu sprechen anfing, da – habe ich viele Thränen fließen sehen und auch aus sehr schönen Augen, denn das muß man sagen, *Votre soeur, c'est une fille très extraordinaire et belle comme un ange.*«

»Meine Schwester?« fragte Waldemar mit etwas kurzem Atem.

»*Eh bien, la Demoiselle Illé!*«

»Ach, Hille, nun ja, ich verstehe.«

»Das Mädchen hat mir altem Mann das Herz warm gemacht, das muß ich sagen, und sie bewahrt Ihnen eine Zärtlichkeit, die mich wahrhaft gerührt hat.«

»Ja, ja, Mr. Dübois – aber meine Eltern?«

»Ah, das sind ein paar würdige Leute! Es thut mir sehr leid, daß sie so viel und so lange gelitten haben! Aber nun ist es vorbei, und sie werden für's Erste keine Soldaten wiedersehen. Ich habe ihnen Alles gut schreiben lassen.«

»O, Mr. Dübois, wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken?«

»*Silence, Monsieur!* Das hat keine Eile; ich habe dabei an meine Kinder gedacht, die in Soissons leben, und das war auch ein Genuß für mich. Genug, sie befanden sich wohl und wurden zusehends jünger, als ich von Ihnen erzählte, was ich wußte.«

»Auch daß wir Frieden bekommen?«

»*Non, mon cher,* das lag außer der Verabredung. Ei, wie werde ich! Das ist ein Geheimniß, welches Sie mir abgelockt und das ich nicht auszuposaunen bitte, zumal es noch nicht ganz gewiß ist.«

»Noch nicht ganz gewiß – nicht?«

»Wer kann es wissen! Die Götter machen Frieden, und die Menschen empfangen ihn mit Dankbarkeit. *Helas!* Auch wollte der Alte – Strandvogt ist er ja wohl – in den nächsten Tagen selbst nach Bergen kommen und sich das Haus ansehen, worin sein Erbe wohnt.«

Waldemar griff abermals nach der Hand des braven Franzosen und drückte sie herzlich. »Werde ich ihn nicht auch sehen und sprechen können?« fragte er.

»Nein, mein Herr, das verbitte ich mir. Das liegt außer – weit außer den Gränzen meiner Befugniß, und Sie dürfen mich nicht in Ungelegenheiten bringen, der ich schon ganz gegen meine Befehle mich zu Ihrem *postillon d'amour* gemacht habe.«

»So bescheide ich mich, aber ich danke Ihnen gleichwohl innigst.«

»*Silence!* Und *Demoiselle Illé* wird auch hierher kommen und bei ihrem Bekannten, einem Müller, wohnen, dessen Haus da draußen am Fuße des Berges liegt, wie sie sagte.«

»Ja, auf dem Wege nach dem Rugard – ich weiß es. Also auch Hille wird in meiner Nähe sein?«

»Ja, und sie wird Euch Beiden eine gute Suppe schicken und auch eine Flasche Wein, damit Ihr nicht ganz von Kräften kommt, und das – o ja – das habe ich ihr zugestehen müssen, denn sie hat mich gebeten – mit Augen, Mr. Forst – wollt' ich sagen Granzow – mit Augen, wie sie kaum meine eigene Tochter hat.«

Waldemar konnte nicht antworten; das Herz schlug ihm so mächtig, daß er zitterte, er, der starke Mann.

»Ja, und sie wird den Winter hier verleben, sagte sie, das heißt, wenn Sie so lange hier bleiben, natürlich! Das ist eine Schwester – *vraiment!* wie sie nur selten gefunden wird, *mon ami!*«

»Ja, ja, sie ist ein vortreffliches Mädchen.«

»Sehr vortrefflich, und wenn ich ein junger Mann wäre, ich könnte mich in sie verlieben und –«

»Davonlaufen und sie sitzen lassen wie der Herr Major von Caillard.«

»*Non, non!* Von dem Schlage bin ich nicht. Er ist Soldat und ich bin Beamter, das ist ein Unterschied, *Monsieur*.«

»Aber werde ich ihr wenigstens schreiben können?« nahm Waldemar das Gespräch wieder auf.

»Schreiben! Muß es denn immer und durchaus geschrieben sein? Das ist mir nicht ganz recht. Aber bisweilen – nun ja, meinewegen, wenigstens so lange ich hier bin, denn nur ich darf der Postillon sein, der diese Briefe befördert.«

»Wie? Werden Sie denn nicht hier bleiben, Mr. Dübois?«

»Nein, nicht lange, *mon cher*. In acht Tagen gehe ich wieder nach Stralsund, wo meine eigentliche Station bei'm Marschall ist.«

»O, das that mir leid. Wer wird so freundlich mit mir reden und mir so große Erleichterungen gewähren, wenn Sie fort sind?«

»Sorgen Sie nicht vor der Zeit; ich werde Befehle hinterlassen, die man respectiren wird.«

»So danke ich Ihnen auch dafür wie für Alles, was Sie an mir gethan haben.«

»Keinen Dank, keinen Dank! Wissen Sie noch, wie wir bei dem großen Winde damals zwischen Himmel und Wasser schwebten, he? *Eh bien*, da war mir sehr schlecht zu Muthe, und ich glaubte, meine Sterbestunde sei gekommen. Da aber traten Sie zu mir, trösteten mich, sprachen mir Muth ein und trugen mich sogar auf Ihren Armen an das Land. He, wissen Sie das noch? Nun, sehen Sie, da sagte ich zu mir: der Mann ist Dein Engel geworden und hat Dich gerettet. Gebe Gott, daß er auch einmal in Gefahr kommt, damit ich ihn wieder retten kann. *Voilà, Monsieur*, die Gefahr hat sich eingestellt, und ich, denke ich, bin nicht ausgeblieben, wie?«

»Nein, Sie sind noch da, und ich bin Gott und Ihnen dankbar dafür.«

»Das ist recht, ich bin es auch. Selbst Feinde sollten sich nicht immer als Feinde betrachten, *le grand dieu* wenigstens hat sie wohl nicht dazu bestimmt, das ist so meine Ansicht, und ich weiß nicht, ob es auch die Ihrige ist.«

»Vollkommen, Herr Dübois, und ich wünschte, Ihre Landsleute theilten etwas diese Ansicht.«

»Auch die Ihrigen, denn – geben Sie Acht – wenn einmal die Deutschen alle zusammentreten und ihre Hände mit

Säbeln bewaffnen, wie sie sie jetzt in die Tasche stecken – wo werden die Franzosen bleiben? *Mon dieu!* Wer das nicht sieht, ist sehr kurzsichtig, und ich wollte, mein großer Kaiser wäre es etwas weniger, als es den Anschein hat.«

Mit diesen Worten entfernte sich Mr. Dübois aus dem Gefängniß, und so lange er noch in Bergen verweilte, besuchte er täglich seinen jungen Freund und verplauderte jedesmal ein Stündchen mit ihm, was seine Lieblingsbeschäftigung war.

Was er aber von Hille gesagt, traf pünktlich ein; sie kam nicht allein nach Bergen, wo sie bei'm Müller Dalwitz wohnte, sondern sie brachte auch einen neuen Verbündeten mit, auf den Waldemar noch weniger gerechnet hatte, als auf den wackeren Dübois, und dessen Beziehungen zu unserm Freunde wir im folgenden Kapitel noch näher erörtern werden.

ACHTES KAPITEL. DER NEUE KERKERMEISTER.

Acht Tage vom September waren schon verstrichen, der brave Dübois war, nachdem er herzlichen Abschied von Waldemar genommen und ihn zur Geduld ermahnt, abgereist und mit ihm zugleich waren leider mancherlei Bequemlichkeiten, die sich allmählig durch seine Nachsicht eingeschlichen, den Gefangenen wieder entzogen worden, trotzdem er bestimmte Befehle hinterlassen und eine gewisse menschliche Milde in der Behandlung derselben empfohlen hatte. Was Waldemar aber am meisten vermißte, war die Fortsetzung der Correspondenz mit Magnus, die Mr. Dübois in seiner fast allzu weit reichenden Gefälligkeit persönlich vermittelt hatte und die nun bei den neuen Verhältnissen um

so weniger ausführbar war, als der alte wohlwollende Gefängnißwärter, ein geborener Rügianer, tödtlich krank darunterlag und ein kaiserlicher Soldat einstweilen seine Stelle versah, bis der neue Kerkermeister, den man schon seit mehreren Tagen angekündigt hatte, in sein Amt getreten sein würde.

Von den Eltern und Hille hatte Waldemar seit jener ersten und einzigen Nachricht, die ihm Mr. Dübois überbracht, nichts weiter erfahren, so sehnlich er auch von Tag zu Tage eine weitere Mittheilung oder die Kunde erwartete, Hille selbst sei, wie sie versprochen, in Bergen eingezogen.

So kam es denn, daß er mit einer gewissen ungeduldigen Hast das raschere Schwinden der Tage herbeiwünschte, und jede Nacht, wenn er sich auf sein, jetzt mit reiner Wäsche und wärmeren Decken versehenes Lager zum Schlafen niederlegte, war er beglückt, daß wieder eine Spanne Zeit verflossen, er also seinem endlichen Ziele, der Flucht näher gekommen sei, denn daß er dieselbe versuchen würde, stand bei ihm fest, wenngleich er noch keine Ahnung hatte, wie und wodurch er sie bewerkstelligen sollte. Allein, darüber beunruhigte er sich weiter nicht, seine Hoffnung schwankte eben so wenig wie sein Muth, daß zu geeigneter Zeit irgend woher ein Beistand erscheinen und ihn seiner Haft entreiben würde, die er gewissenhaft bis zu dem festgesetzten Tage innezuhalten entschlossen war, wie er es dem wackeren Dübois mit Hand und Mund gelobt hatte.

Von dem Soldaten, der ihn täglich dreimal besuchte und die nothwendige Speise brachte, die seit der Abreise jenes und der Erkrankung des Kerkermeisters sehr dürftig geworden war, erfuhr er auf Befragen, daß sein Mitgefangener gesund sei und sich die Zeit vor wie nach mit Lesen und

Schreiben vertreibe, weiter aber konnte er nichts erforschen. Am 10. September endlich, Abends um 8 Uhr, als der Soldat dem Gefangenen zum letzten Mal eine Suppe und frisches Wasser brachte, sagte er aus freien Stücken, daß er vom nächsten Tage an nicht mehr kommen würde, da der neue Kerkermeister eingetroffen, auf ein Vierteljahr probeweise angestellt sei und sofort sein Amt selbst übernehmen werde; der alte aber läge im Sterben und werde den Sonnenaufgang nicht mehr erleben, weshalb man ihn auch in eins der improvisirten Hospitäler gebracht habe.

Waldemar nahm diese Nachricht wie alle übrigen, die ihm in der letzten Zeit zugekommen waren, mit Gleichmuth hin. Was kümmerte ihn der neue Kerkermeister, von dem er eben so wenig wußte, wer er war, wie er sich von ihm mehr als von dem alten versprach. Er ging daher ruhig zu Bett, gedachte im Gebete aller seiner Lieben und bat Gott nur um das eine: die Zeit schneller verfließen zu lassen, damit der Tag, bis zu welchem sein Ehrenwort verpfändet war, bald erscheine und ihm die Freiheit gebe, die er auf diese oder jene Weise zu erlangen die sicherste Erwartung hegte.

Er schlief wie immer auch diese Nacht sehr gut und erwachte etwas spät. Es war ein trüber, unfreundlicher Morgen, der durch die kleinen vergitterten Scheiben des elenden Gefängnisses nur sehr wenig Licht fallen ließ. Vom heftigen Winde herabgeworfen, prasselten die Ziegel von den benachbarten Dächern und die von den zunächst stehenden Bäumen losgerissenen Blätter wurden heftig gegen das Fenster geschleudert. Zwischen den engen Gassen der Stadt aber heulte der Nordwester mit so schaurigen Tönen, daß es wie ein Klageruf klang, den die Natur über die kurze Dauer eines nordischen Sommers ausstieß.

Waldemar hatte sich an seinen kleinen dem Fenster nahe gerückten Tisch gesetzt und eine französische Zeitung zu lesen angefangen, die ihm vier Wochen später, als sie erschienen, von dem wachhabenden Officier bisweilen gesandt wurde, nachdem Mr. Dübois denselben zu dieser Gefälligkeit veranlaßt hatte. Waldemar suchte eifrig in dem abgegriffenen und theilweise zerrissenen Blatte, ob er nicht irgend etwas finde, was auf seine Lage Bezug haben könne, aber er fand nichts als die gewöhnlichen schwülstigen Tiraden über die Macht des glorreichen Kaisers, die Folgen seines glücklichen österreichischen Feldzuges und unbestimmte Andeutungen über neue Kriege, die sich im Schooße des Unheil gebärenden Kaiserreichs mit wucherischer Fülle erzeugten, wie ja das Unkraut immer das lebhafteste Wachsthum zeigt. In diesem Augenblick rasselten die Riegel im Vorsaal, die Thür wurde geöffnet und ein kleiner Mann, in die gewöhnliche Tracht eines Spießbürgers der damaligen Zeit gekleidet, trat herein, um sich sogleich neugierig in dem düsteren Raume umzublicken und seine funkelnden Augen mit einer gewissen Hast auf den Gefangenen zu richten. Waldemar, an dergleichen Störungen gewöhnt und in sein Studium vertieft, schaute erst vom Tische auf, als er eine Stimme vernahm, die mit einem ihm wenig bekannten Tone dicht an seiner Seite die Worte sprach: »Guten Morgen, Herr Granzow!«

Der Angeredete erhob den Kopf und faßte den Fremden in's Auge, der sich ihm sofort als der neue Kerkermeister vorstellte und demgemäß das übliche Frühstück auf den Tisch niederlegen wollte.

»Ah, Sie sind es,« sagte der Gefangene. »Also Ihr habt den Alten abgelöst und werdet mir nun die Nahrung bringen.

Gut, ich danke Euch, setzt es nur hierher. – Was habt Ihr da?«

»Einen Brief, Herr,« erwiderte der kleine Mann mit auffallend leisem Stimmtone, zu dem er sich sichtbar zwang, da er von der Natur einen starken Baß und ziemliche Kraft, ihn zu gebrauchen, erhalten hatte.

»Einen Brief? Von wem ist er, und wie kommt Ihr dazu?«

»Pst! Wie ich dazu komme? Er ist von Ihrer Cousine, Hille Vangerow mit Namen, die mich gebeten hat, ihn in Ihre Hände zu legen.«

»Ha!« rief Waldemar und sprang von seinem Schemel auf.
»Steht Ihr mit Hille im Bunde und kann ich Euch trauen?«

»Ich wüßte nicht, wem Sie trauen sollten, wenn nicht mir, der ich nicht aus Mangel an Lebensunterhalt oder aus eigen-nützigen Absichten, sondern allein aus dem Grunde hierhergekommen bin und das erbärmliche Amt eines Kerkermei-sters angenommen habe, um mich Ihnen dankbar zu erwei-sen.«

Bei diesen Worten wurde Waldemar aufmerksamer als vorher; er erhob sein Auge und ließ es forschend auf dem kleinen Manne ruhen, der ihm schon etwas bekannter vor-kam, obgleich er noch nicht wußte, wo und wann er ihn gesehen hatte, da ihre frühere Bekanntschaft ohne Zweifel eine sehr flüchtige gewesen war.

»Ja, ja,« fuhr der Fremde fort, »sehen Sie mich nur an. Wer bin ich, und wo haben wir uns schon gegenüber ge-standen?«

»Das weiß ich nicht, mein Freund, helft mir ein wenig.«

»Sie haben ein kurzes Gedächtniß, aber freilich, Sie ha-ben mich auch nur wenig und in Augenblicken gesehen, wo Ihr Auge anders und zu ernsthaft beschäftigt war, um sich

mein dummes Gesicht einzuprägen. Außerdem trug ich damals meine eigentliche Kleidung, und diese habe ich mir nur zum Schein angelegt. Ha, Herr Granzow, ich sehe, Sie merken es nicht, so muß ich es Ihnen denn selber sagen. Wer war der Mann, der Sie in Spyker den Franzosen verrieth, aber wahrlich nicht in der bösen Absicht, Ihnen zu nahe zu treten, sondern allein um Ihnen zu danken, daß Sie ihm das Leben gerettet hatten?«

»Ha, der dänische Steuermann!« fuhr es Waldemar rasch über die Lippen.

»Ja, der dänische Steuermann, ein Feind, und doch ein redlicher und dankbarer Mann, wie der beste Freund!«

»Warum sollte es unter den Dänen nicht eben so gut Wackere geben wie unter andern Nationen?«

»Nun ja, warum nicht? Dänemark führt aber mit Schweden Krieg und ficht auf der Seite der Franzosen. Nur eigentlich deshalb möchten Sie ein Vorurtheil gegen uns haben. Aber das ist nicht meine Schuld, Herr, ich gehe dahin, wo hin ich von meinem Herrn geschickt werde.«

»Wer schickt Euch aber hierher?«

»Mein Herz, Herr, denn ich bin augenblicklich außer Dienst, seitdem ich mein Schiff verloren habe. Als Sie von Spyker geflüchtet waren, durch meine Schuld, denn ich war voreilig und dumm, hatte ich keine Ruhe mehr daselbst. Ich hörte, daß Ihre Eltern in Sassenitz leben, und so ging ich dahin, um ihnen meinen falschen Griff zu klagen und mich selbst zur Buße zu stellen. Da blieb ich denn einige Zeit und lernte Ihren Vater kennen und achten, und Ihre andern Verwandten nicht minder. Ach, da sah ich die große Liebe zu Ihnen und den vielen Jammer, den ich über die alten Herzen gebracht, und es that mir selbst im Herzen weh, daß ich

so unvorsichtig gehandelt. So beschloß ich denn, Sie aus der Patsche, in die ich Sie gegen meinen Willen gebracht, auch wieder herauszureißen, wie und wann es nur ginge. Da kam just der alte Herr, der Franzose, nach Sassenitz und brachte Nachricht von Ihnen, nachdem auch die Reiter Ihrem väterlichen Hause wieder abgenommen waren. Als der Herr fort war, trat die schöne Hille herbei und sagte zu mir: »Niels Eb-
sen, jetzt ist die Zeit gekommen, wo Ihr Waldemar Granzow helfen könnt. Mr. Dübois hat uns gesagt, wie die Dinge in Bergen stehen, und daß man einen anderen Kerkermeister suche, da der alte krank und elend geworden. Gehet also hin und meldet Euch, es werden sich nicht viele Männer auf Rü-
gen zu dem traurigen Posten finden.« Ich aber, voller Sorge, man werde mich nicht ohne Weiteres annehmen, da ich ein Ausländer bin, lief nach Spyker und ließ mir eine Bescheinigung geben, daß ich Sie den Franzosen verrathen, und mit diesem Schein meldete ich mich hier bei dem Commandeur, und man nahm mich an, in der Meinung, keinen besseren und aufmerksameren Wächter für Sie zu finden.«

»Mann!« rief Waldemar verwundert, »Sie sind ein hochherziger Mensch und adelt Eure ganze Nation. Wenn ich Euch nicht schon lange verziehen hätte, daß Ihr mich aus Spyker vertrieben, jetzt würde ich es von ganzem Herzen thun und mich Euch sogar zu großem Danke verpflichtet fühlen.«

»Oho! Da wäre mir zu viel Ehre geschehen, denn ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Ihre Cousine aber ist nun auch nach Bergen gekommen und wohnt bei'm Müller Dalwitz, soll ich sagen. Mit ihr in Gemeinschaft, denn sie ist ein kluges und kühnes Mädchen, werde ich daran arbeiten, Sie zu befreien, und es sollte mich wundern, wenn mir das nicht

bald gelänge, da ich die Schlüssel zu dieser ganzen Baracke in Händen habe.«

»Mann, das wollt Ihr? Und bedenkt Ihr nicht, welcher Gefahr Ihr Euch dabei aussetzt?«

»Was – Gefahr! Die scheert mich nicht, ich bin oft genug in Gefahr gewesen, um ihr drohendes Gesicht nicht zu fürchten, und diese hier ist nicht groß genug, um mich abzuschrecken.«

»So nehmt noch einmal meinen Dank, aber zugleich den Bescheid, daß ich vor Anfang des nächsten Jahres an keine Flucht denken kann.«

Der Däne machte ein erstauntes Gesicht. »Und warum denn nicht?« fragte er.

»Weil ich mein Ehrenwort gegeben habe, bis dahin keinen Fluchtversuch zu unternehmen.«

»Wem haben Sie es denn gegeben?«

»Mr. Dübois, der sich mir als ein Freund in der Noth erwiesen hat.«

»Ha! Einen Franzosen, der Ihr natürlicher Feind ist, nennen Sie Ihren Freund?«

»Ja; und ich halte auch einem Feinde mein Wort, wenn ich es ihm einmal gegeben.«

Der Steuermann verneigte sich, als wolle er Waldemar damit seine Achtung beweisen. »Ich muß gestehen,« sagte er, »das ist mir neu, aber ich kann es wenigstens begreifen. Sprechen wir also ein andermal darüber, denn jetzt muß ich gehen, sonst fällt der Wache mein langes Verweilen bei Ihnen auf. So oft ich aber komme, wollen wir unser Gespräch über diesen Punkt fortsetzen. – Haben Sie noch einen Wunsch für jetzt?«

»Ja, einen sehr ernsten. Behandelt den Grafen Brahe wie mich und verschafft ihm alle Erleichterungen, die Ihr ihm verschaffen könnt.«

»Das versteht sich von selber, davon haben wir im Kiekhause schon oft genug gesprochen, ich kenne das Verhältniß. Wenn Sie nun aber können, beantworten Sie noch heute diesen Brief, da ich Ihr Schreiben schon morgen zu dem Müller tragen möchte, wo Jemand ist, der es sehr lebhaft erwartet.«

Waldemar reichte dem neuen Kerkermeister die Hand und dieser verließ ihn. Jetzt erst hob sich unserm Freunde die Brust höher und freier auf, es hatte sich wieder Jemand gefunden, der ihm und Magnus Hülfe brachte. Einen dankbaren Blick warf er zu dem trüben Himmel empor, hinter dessen Vorhang das große Auge Gottes auch heute wachte, und dann öffnete er Hille's Schreiben, das ihm mit andern Worten dasselbe sagte, was ihm Niels Ebsen eben mitgetheilt hatte, schließlich aber hinzufügte, daß es dem älteren Piesing gelungen sei, in einer der nächsten finsternen Nächte nach Magnus' und Waldemar's Gefangennahme mit Gingst und Jochen denselben Weg, den sie gekommen, zurückzulegen und daß alle drei Männer wohl geborgen in der Heimat seien, nachdem sie das Boot in Arkona abgeliefert hätten. Vor einigen Tagen sei sogar der jüngere Piesing, der ebenfalls gefangen genommen, mit einer derben Zurechtweisung aus Bergen entlassen, indem er sich dahin ausgeredet, daß er nicht gewußt habe, woher die Flüchtlinge gekommen, und daß er allein in Folge des Versprechens einer guten Bezahlung die Fahrt mit ihnen angetreten habe.

Durch diese Mittheilung fühlte sich Waldemar sehr beruhigt, denn schon lange war er über das Schicksal der Männer in Sorge gewesen, die sich ihm zu Liebe einer so großen Gefahr unterzogen hatten.

Sobald er daher vor Freude zur Ruhe kommen konnte, setzte er sich nieder und beantwortete Hille's Brief, dankte ihr wiederholt für ihre Sorgfalt und theilte ihr dann mit, daß er vor dem ersten Januar nicht aus Bergen fliehen könne. Diesen Brief wie alle späteren trug der neue Kerkermeister pünktlich an Ort und Stelle, und so war eine Correspondenz eingeleitet, die dem Gefangenen nicht nur die Zeit verkürzte, sondern auch außerordentlich zu seiner inneren Zufriedenheit beitrug, da er aus allem, was ihm geschah, erkannte, daß Gott sein Gebet erhört und also auch darin wieder ihm seine alte Gnade zugewendet habe.

Von dieser Zeit an begann nun überhaupt das Leben den Gefangenen wieder seine Lichtseite zuzukehren, denn der dankbare Däne begnügte sich nicht damit, ihnen alle in seiner Hand liegenden Erleichterungen zu verschaffen, ihre Briefe unter sich und an andere zu befördern, sondern er machte es auch zuweilen möglich, sie eine Stunde in der Nacht, wenn die Wachen schliefen, zusammenzuführen, wo Waldemar sich denn jedesmal mehr und mehr überzeugte, daß Magnus trotz der seinerseits aufgewandten Trostgründe und der im Allgemeinen günstiger gestalteten äußereren Lage fortfaire, bei seinen Visionen zu beharren, bis Jenem endlich die Kraft schwand, dagegen aufzutreten. So sah er sich denn leider genötigt, dem traurigen Gemüthsverfalls seines Freundes freien Lauf zu lassen, da er ihm unter den obschwebenden Verhältnissen nicht den sichtbaren Beweis

liefern konnte, daß er sich im Irrthum befinde, daß die Besorgnisse seiner Seele nur wesenlose Träumereien und Ausgeburten einer zügellosen Phantasie seien, die mit seinem ruhigen Verstand durchginge, um sich auf dem Felde des Wahns in schrankenloser Weise zu tummeln und zu überstürzen.

So verstrich der September, der October und November, und der December war mit seiner winterlichen Spende gekommen und hüllte die ganze Natur in seinen weißen Mantel ein. Im Innern der Gefangenen war keine große Veränderung vorgegangen, nur steigerte sich Waldemar's Verlangen, frei zu sein und wieder den Athem Gottes zu trinken, der ihm so lange versagt gewesen war, von Stunde zu Stunde. Aeußerlich hatte sich allerdings Manches anders gestaltet, von dem wir Einiges wenigstens hier erwähnen müssen.

Wie Mr. Dübois schon angedeutet, waren zwischen Frankreich und Schweden Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, aber da beide Mächte vielerlei Bedingungen stellten und keine von ihnen die Forderungen der anderen willig zugestehen wollte, so zogen sie sich in die Länge, und alle dabei Beteiligten litten mehr oder minder darunter. Daß man von oben her an Wiederherstellung des Friedens arbeite, war Niemandem verborgen geblieben, selbst die Kinder erzählten es sich auf den Straßen, und allgemeines Frohlocken tönte daher von einem Ende bis zum andern auf der so arg mitgenommenen Insel. Auch Waldemar's Verwandte hatten neuen Muth gefaßt und gaben sich der süßen Hoffnung hin, daß man, sobald der Friede abgeschlossen sei, die Gefangenen in Freiheit setzen und ihnen wieder zurückgeben werde. Daß dies eine traurige Täuschung war,

mochte und konnte freilich niemand den guten Leuten vorhersagen, leider aber sollten sie es endlich erfahren, und Hille war wieder die Erste, die den Gefangenen in einem heimlichen Schreiben von den Gerüchten Kenntniß gab, die sich von Stralsund aus bis zu ihrem einsamen Häuschen verbreitet hatten.

Diese Gerüchte nämlich sagten aus, daß zwischen den feindlichen Mächten in Betreff der politischen Gefangenen endlich ein Vertrag zu Stande gekommen und daß man von französischer Seite gesonnen sei, denselben unverkürzt in Ausführung zu bringen. Die in Stralsund Eingekerkerten sollten nach Frankreich und die in Rügen Verhafteten nach Stralsund gebracht werden, von wo man sie jedenfalls bald weiter nach Westen transportiren werde. Dafür werde Frankreich Pommern und Rügen herausgeben, Schweden aber die Schenkungen der Domainen an französische Unterthanen anerkennen, und zwar, wie es hieß, zu Gunsten der im Lande Ansässigen, die sie von den Besitzern selbst wieder gepachtet hatten.

Wieviel von diesem Allen der Wahrheit entnommen war, hat uns die Geschichte aufbewahrt. Die Anerkennung der verschenkten Domainen war eine Thatsache, über die Fortschaffung und Preisgebung der Gefangenen aber war man im Irrthum, nur hatte sich Napoleon ausbedungen, dieselben so lange unter Verschluß zu halten, als seine Truppen selbst in Pommern und Rügen ständen, wogegen es den Schweden freistehen sollte, sie ihrer Haft zu entlassen, sobald sie wieder in factischem Besitz ihres Landes sein würden. Nur die Ausländer behielt sich Napoleon vor und diese, obwohl es nur sehr wenige waren, wurden in der That noch vor Ablauf des Jahres 1809 nach Frankreich abgeführt.

Was Magnus und Waldemar anbetrifft, deren Schicksal wir hier allein verfolgen, so hatten sie also von Hille und Niels Ebsen die irrthümliche Mittheilung erhalten, daß ihre Abführung wahrscheinlich im Anfang des Januar bevorstehe, und Hille drängte deshalb von Tage zu Tage mehr, die Flucht zu bewerkstelligen, deren Einzelheiten von ihr schon längst eingeleitet und mit einigen hilfreichen Freunden verabredet waren. Magnus aber sowohl wie Waldemar wiesen jede ihrer Aufforderungen zur Eile zurück und hatten selbst den zweiten Januar als den Termin ihres Ausbruchs bezeichnet, da erst an diesem Tage die Frist vollständig abgelaufen war, für deren Innehalten sie ihr Wort gegeben hatten, und von welcher abzugehen sie sogar auch dann nicht geneigt waren, als man in Erfahrung gebracht, daß Mr. Dübois plötzlich aus Pommern abberufen und ein strengerer Mann an seine Stelle gekommen sei.

Diese Strenge sollte sich auch sehr bald im Gefängniß zu Bergen den Eingekerkerten fühlbar machen. Sobald der neue Herr sein Beaufsichtigungsamt übernommen hatte, untersagte er die Verabreichung aller politischen Blätter, überhaupt jedes Buches an die Gefangenen, und eben so wenig sollten sie Schreibmaterialien erhalten, da ihre Haft sonst keine Strafe wäre und dergleichen Menschen, – nach seiner Meinung – von ihrer Zelle aus nur ihre Freunde und Bekannten gegen die bestehende Ordnung der Dinge aufzuwiegeln pflegten. Ferner fand er das Essen zu gut und die Stuben zu warm geheizt. »Dergleichen Leute, wie wir da oben haben,« sagte er, »darf man weder zu gut nähren, noch ihnen eine heiße Stube geben. Das Eine schadet ihren Hütern, das Andere ihnen selbst.« Ersteres mache sie überkräftig und zum gewaltsausbruch geneigt, Letzteres verweichliche sie

nur, da sie durch ihr unstätes Leben an die Frische der freien Luft gewöhnt seien.

Diese Befehle waren nun zwar gegeben und bekannt gemacht, aber sie wurden so wenig befolgt, wie alle übrigen, die der gestrenge Herr erließ, so weit sie wenigstens im Bereiche der Machtvollkommenheit Niels Ebsens lagen. Denn dieser brachte nicht allein vom Müller Dalwitz allerlei Bücher, Schreibmaterialien und gute Bissen herbei, sondern er schmuggelte auch Brennmaterial die Fülle ein, so daß die Gefangenen in dieser Beziehung sich über keinen Mangel beklagen konnten.

Am 31. December 1809, der endlich herangekommen war, brachte Niels Ebsen ihnen den letzten Brief von Hille, in welchem die Art und Weise, sowie das vorläufige Ziel ihrer Flucht genau angegeben war. Um Waldemar noch mehr anzuspornen, das Gefängniß in Bergen so bald wie möglich zu verlassen, gab sie vor, gehört zu haben, daß am dritten Tage des neuen Jahres die Gefangenen nach Stralsund abgeführt werden sollten, und allerdings kreiste ein solches Gerücht an verschiedenen Orten der Insel. Er müsse daher eilen, die vorhandenen Mittel zu benutzen, und sich retten, so lange es noch Zeit sei. Auf dem Hofe des Müllers, zu dem die Befreiten zunächst flüchten sollten, ständen zwei Pferde bereit, die der alte Schwede zu diesem Behufe schon vor acht Tagen gesandt hätte. Auf diesen Pferden sollten sie nach Pulitz reiten, wo alle Anordnungen zu ihrer Aufnahme getroffen seien, da der derzeitige Besitzer der Insel seit langer Zeit abwesend, überhaupt nur noch insofern Besitzer sei, als er die Pachtgelder in Empfang nehme, die Adam Sturleson unter seiner Adresse nach Cassel schickte, wo er damals lebte. In

Pulitz selbst würden sie willkommen sein und so lange verweilen können, bis entweder der Friede wirklich geschlossen und die Franzosen die Insel verlassen hätten oder, falls sich dies noch verzögere, bis sie eine sichere Gelegenheit fänden, nach Schweden zu segeln, wofür namentlich Niels Ebsen zu sorgen versprochen hatte. Von Bergen aus könnten sie direkt nach Pulitz reiten, da der starke Frost alle Binnengewässer mit dickem Eise belegt habe, und auf diese Weise würden sie, wenn sie den Weg nördlich um den Rugard herum nach Buschwitz einschlügen, in einer halben Stunde in Sicherheit sein. Dafür, daß die französischen Wachen im Gefängnisse zu Bergen anderweitig beschäftigt würden, hätte man Sorge getragen, und Niels Ebsen könnte Waldemar, wenn er es wissen wollte, das Nähtere berichten.

Nachdem Waldemar diesen Brief wohl zehnmal gelesen und ihn sich tief eingeprägt hatte, zerriß er ihn in kleine Stücke und gab sie Niels Ebsen, damit er selbst diese verbrenne. »Wie aber werden wir aus dem Hause kommen?« fragte er den entschlossenen Dänen, der ihn jetzt öfter besuchte, um ihn zur Flucht zu spornen, was, nach Hille's Meinung, durchaus nöthig war, aber in der That keiner weiteren äußeren Anregung bedurfte. »Wie werden wir die Wachen täuschen, die das ganze Haus füllen und selbst die Straßen belagern?«

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein, Herr Granzow; wenn Sie es aber wissen wollen, will ich Ihnen sagen, daß ich schon einige Tage an der Komödie gearbeitet habe, und daß sie, so zu sagen, fix und fertig ist. Ich habe den dummen Kerlen, die so gern Grog saufen wie die Russen und Schweden, vorgeredet, ich habe eine unverhoffte Erbschaft gemacht, und das haben sie mir auf's Wort geglaubt, da ich

ihnen die blanken Thaler vorgezeigt, die mir Ihre Cousine dazu gegeben.«

»Hille? So! Gut, weiter!«

»Da es nun so bitter kalt ist, was die Franzmänner eben nicht lieben, so habe ich ihnen drei Tage lang einen Napf Grog verheißen, und heute Abend werden sie den ersten trinken, dessen Portion groß und stark genug sein soll, denn ich werde ihn so steif machen, wie ihn unsere Capitaine auf der See trinken. Da nun nicht Alle von der Wache zugleich an diesem Labsal theilnehmen können, so wird die zweite Hälfte morgen an die Reihe kommen, und da sie dann sämmtlich die Probe genossen, werden sie übermorgen begierig sein, den Rest zu genießen, und so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn ich sie nicht zehn Minuten lang vom Hausflur und den Thüren, die sie bewachen, weglocken sollte. Haben wir sie erst so weit, so begebe ich mich zu dem Herrn Grafen und Ihnen und bringe weiche Socken, die auch Ihre Cousine besorgt hat. Auf diesen folgen Sie mir vor die Thür, die ich offen lassen werde, damit die Wachen, die in der Wachtstube sitzen und trinken, ungehindert aus und eingehen können. So schlüpfen Sie auf den Marktplatz, halten sich von der Hauptwache fern, deren Lage ich Ihnen schon genau beschrieben habe, und schlagen den Weg nach des Müllers Hause ein, wo die Pferde bei der Hand sein werden. Dann auf und davon, heidi! kein Mensch von allen diesen hier soll Sie wiedersehn, oder ich heiße nicht Niel Ebsen mehr.«

»Gut, das läßt sich hören. Aber wo bleibt Ihr, wenn Ihr uns fortgeholfen habt, denn Ihr werdet Euch nicht von dem Verdachte freimachen können, um unsere Flucht gewußt zu haben?«

»Das ist auch meine Absicht gar nicht. Aber darum bekümmern Sie sich nicht, Herr; Sie haben auch nicht an sich gedacht, als Sie mich aus dem versinkenden Schiffe holten.«

»Warum nicht, Euer Schicksal liegt mir am Herzen, und ich möchte gern wissen, ob auch für Euch gesorgt ist.«

»Vortrefflich, Herr, und um es Ihnen zu sagen, werde ich Folgendes thun. Könnte ich reiten, so würde ich mich auch auf ein Pferd setzen und mit Ihnen nach Pulitz jagen. Da ich es aber nicht kann, sondern bei dem ersten Schritt der munteren Thiere im Schnee liegen würde, so werde ich etwas langsamer aber viel sicherer hinterhergehen und mich so lange in Pulitz einquartieren, bis ich Gelegenheit finde, nach den Inseln hinüberzukommen, wo meine Heimat ist, und ich Frau und Kinder habe. Der Herr Graf hat mir zwar eine Anstellung auf seinem Schlosse versprochen, wenn ich hier bleiben wollte, aber ich ziehe die Heimat vor und nehme schon mit seinem bloßen guten Willen vorlieb.«

»Nun, seine und meine Dankbarkeit wird Euch auch dort zu erreichen wissen. So geht also und setzt Alles in's Werk. Um welche Zeit wird Euer Fest beginnen?«

»Um neun Uhr, damit sie um Mitternacht voll und dick sind; ich habe mir das ungefähr so ausgerechnet.«

»So gehet, und es bleibt bei der Verabredung.«

Niels Ebsen hielt Wort, und schon an diesem Tage gelang es ihm, die Wachen aus dem Hause nach der Trinkstube zu locken und sie dort eine Weile angenehm zu beschäftigen. Das Getränk, vortrefflich gemischt und stark gewürzt, mundete ihnen, und da sie am nächsten Tage keinen schlimmen

Erfolg von ihrer Dienstnachlässigkeit sahen, so gaben sie sich am zweiten Tage dem süßen Genusse noch viel gieriger hin. Für den dritten Tag nun war ihnen der Schluß der Festlichkeiten verheißen, und Niels Ebsen hatte eine noch größere Portion versprochen, wenn sie sich alle hübsch ruhig dabei verhielten, damit ihm kein Nachtheil aus seiner Bewirthung erwachse. Das versprachen sie denn auch, und zur ewigen Erinnerung an diese drei schönen und genußreichen Tage tranken sie insgesammt schon am ersten Januar Brüderschaft mit dem gastfreien Dänen, der, obgleich nur ein Kerkermeister, doch ein verteufelt umgänglicher Bursche und braver Kamerad war.

So brach denn der zweite Januar des Jahres 1810 an. Es war ein bitter kalter Tag, das Thermometer zeigte schon am Morgen vierzehn Grad Kälte. Alle Straßen und Wege waren mit fußhohem Schnee bedeckt und dieser steinhart gefroren, so daß er unter den Füßen der Gehenden knirschte. Die Binnengewässer, selbst der große Jasmunder Bodden, waren mit zwei Ellen dickem Eise belegt, so daß die schwersten Wagen darüber fuhren, was bei der ganzen Bevölkerung eine große Freude hervorrief, da ihr somit eine Bequemlichkeit zu Gebote stand, die sie nur selten auf den überall mit Wasser umgebenen Eilanden genießen konnte.

Waldemar, der keine Ruhe mehr in dem engen dumpfigen Raume hatte und nach frischer Luft und Bewegung Verlangen trug, schritt den ganzen Tag über im Zimmer auf und ab, innerlich jubelnd und jauchzend und doch sich äußerlich männlich beherrschend, wie es seine Gewohnheit war. Magnus dagegen saß am Fenster, starre gedankenlos nach dem trüben Himmel empor, als suche er dort den Stern, der in seiner Brust längst untergegangen war. Ob er sich auch

wie sein Freund nach der frischen Lust sehnte und freute, wieder das Licht des Tages zu begrüßen, können wir kaum sagen, denn aus den Gesprächen, die er in den letzten Tagen mit Waldemar geführt, ging das eben so wenig hervor, wie aus den marmorkalten Zügen seines Gesichts und dem matten Blick seiner Augen, die, als sähen sie nichts mehr auf dieser Erde, in dem trüben, kalten Chaos umherspähten; in dessen unergründlichen Tiefen sich seine Seele zu tummeln pflegte.

Langsamer war Waldemar nie ein Tag vergangen als dieser. Er hatte weder Ruhe zum Lesen, noch Neigung zum Liegen; geschlafen hatte er schon zwei Nächte nicht mehr, und doch fühlte er sich nicht im Geringsten ermüdet, war sogar aufgelegt, die stärksten Strapazen zu erdulden. Diese geistige Erhebung, einem edlen Rausche vergleichbar, verdankte er allein der köstlichen Hoffnung, bald wieder frei zu sein und mitten im süßesten Frieden unter den Seinigen in Eintracht und harmloser Freude zu leben.

So wurde es Mittag. Die Sonne kam diesen Tag nicht zum Vorschein und der Himmel blieb gleich trübe, wie die Luft gleich kalt. Gegen Abend aber fing es an zu schneien und schon um drei Uhr war es im Zimmer Waldemar's so dunkel, daß er Licht anzündete, was ihm seit Mr. Dübois' Anwesenheit erlaubt worden war. Ruhelos schritt er in dem kleinen Raume hin und her: er zählte die Minuten, bis sie zu Stunden wurden, und die Stunden, bis sie den Ablauf einer Tageszeit nach der andern verkündeten. »Das Jahr fängt für mich unruhig an,« sagte er zu sich, »hoffentlich endet es besser. Was mögen die alten Eltern zu Hause machen? O ich weiß, sie sind in Gedanken bei mir und so befindet sich

mich wenigstens in guter Gesellschaft. Und Hille? Sie ist also noch hier und sorgt bis zum letzten Augenblick für mein Wohlergehen. Hm! Wenn ich ihr das vergelten könnte! Ich möchte sie wohl noch einmal sehen, ehe ich mich wieder auf eine ungewisse Wanderung begebe, aber das wird nicht geschehen, es ist Mitternacht, wenn ich aus diesem Hause gehe und dann wird sie längst zur Ruhe sein. Ah, da kommt Niels Ebsen – ich kenne schon seinen Schritt – was bringt er zu dieser ungewohnten Stunde – es ist erst acht Uhr – es wird doch nichts Unerwartetes vorgefallen sein?«

Niels Ebsen trat herein und trug ein dunkles großes Packet auf dem Arm. »Guten Abend!« sagte er. »Ich komme heute etwas früh und bringe etwas Gutes. Hier ist eine Flasche Wein und ein kräftiges Gericht. Sie sollen sich stärken, hat die schöne Hille gesagt.«

»Ich danke Euch und ihr – aber was legt Ihr da bei Seite?«

»Einen warmen Mantel, Herr; sie hat auch dafür gesorgt, damit Sie sich nicht erkälten, wenn Sie aus der warmen Stube, in der Sie so lange geschmachtet, in die kalte Nachtluft treten. Wir haben jetzt nur neun Grad Kälte, aber es wird wieder kälter, denn es schneit nicht mehr.«

»Das thut nichts. Macht aber die Ofenklappe auf, damit die Hitze sich verflüchtige, es ist mir zu warm hier. Die Hälfte des Weins könnt Ihr dem Grafen bringen, ich habe genug, wenn ich theile.«

»O nein doch, der hat schon sein Theil und seinen Mantel auch. Er will aber keinen Wein trinken und hat ihn mir angeboten.«

»Und Ihr?«

»Ich habe ihn nicht genommen; der Durst kommt ihm vielleicht noch.«

»Das ist brav von Euch; geht noch einmal zu ihm und bittet ihn in meinem Namen, ein paar Gläser zu trinken; sagt ihm, ich tränke auch, und dann thut er es.«

»Ja freilich, er ist wie ein Kind: wenn man ihm zuredet, ist er zu Allem bereit, und ich habe mein Lebtage keinen Menschen gesehen, der so wenig ißt, trinkt und spricht. Ist er denn immer so?«

»Das ist einmal seine Gewohnheit und ich weiß es nicht anders. Nun aber geht und heizt den Burschen unten wacker ein; holt uns auch nicht eher ab, als bis Ihr sicher seid, daß sie festsitzen. Welche Stunde ist verabredet?«

»Zwischen elf und zwölf Uhr; auf die Minute kann man das nicht bestimmen. Leben Sie wohl und stärken Sie sich.«

Er verließ seinen Gefangenen und riegelte ihn zum letzten Mal ein. Dieser besichtigte den Mantel, der auf dem Schemel zusammengefaltet lag, und fand in ihm ein ganz neues Kleidungsstück von warmen Stoffen, in Form und Schnitt den Reitermänteln ähnlich, wie sie die Franzosen trugen. Die kräftige Speise aber bestand aus einem tüchtigen Stück gebratenen Rindfleisches, wie ein ausgewachsener Mann es zu speisen liebt, wenn er sich kräftigen will. Der Wein war aus dem Rathskeller und von der feurigsten Sorte.

»Auch das ist von Hille!« sagte der so freundlich Bedachte, »gut, es kommt Eins zum Andern, und die Rechnung, die ich bei ihr habe, wird etwas hoch anlaufen.« Dann aber setzte er sich, aß die Fleischspeise und trank ein paar Gläser Wein, die ihn wunderbar belebten und ermuthigten, so daß er schon jetzt zu dem kühnsten Unternehmen geneigt gewesen wäre, wenn nicht Niels Ebsen und seine Freunde die Bahn zur Flucht bereits gebrochen hätten.

Von zehn Uhr an aber hatte er keine Ruhe mehr zu sitzen; er ging auf und nieder und trat dann an das Fenster, um nach den Lichtern des Himmels zu spähen, allein es zeigte sich keins. »Nun,« sagte der ruhelose Mann, »es geht mir heute wie Magnus, auch meine Sterne sind erloschen, aber nicht die in meiner Brust, die flackern heller und klarer denn je. Noch eine Stunde, Waldemar, und Du athmest wieder Gottes frische Luft und trittst auf den Boden Deiner Heimat! Wohlлан denn, sei getrost, liebe Seele, auch die rauhste Stunde verfliegt, und einmal geht immer wieder die Sonne auf, hier oder dort!«

Eine Stunde später hörte man deutlich durch das ganze Haus den Lärm schallen, den die französischen Soldaten verursachten, die bereits in der Wachtstube hinter dem Grognapf saßen und wacker zechten. Daß sie in heiterster Laune waren, verriethen ihre lauten Stimmen und das fröhliche Gelächter, das von Zeit zu Zeit hörbar ward. Endlich aber schien Niels Ibsen die Stunde der Ausführung seines Planes gekommen zu sein. Er trat dicht an den Tisch, um den die Zecher saßen, und schaute bedächtig und mit langem Halse in das Gefäß, welches das heiße Getränk enthielt. Es war beinahe leer.

»Ja, ja, macht nur einen langen Hals,« sagte der Corporal, der die Wache in Abwesenheit des Officiers commandirte, »sie ist leer wie ein Schiff ohne Ladung und Ballast, wie Ihr uns so oft gesagt habt, und es ist kein Rheder vorhanden, der sie wieder vollstauen will.«

»Heda, doch, *mon ami*. Der Rheder bin ich. Gebt mal Eure Töpfchen her – da habt Ihr den Rest. Nun aber müßt Ihr ein Weilchen Geduld haben, ich gehe in die Küche und hole

den leckeren Bodensatz. Wer nicht hier bleibt, kriegt keinen Tropfen davon.«

Mit behendem Schritte trug er das Gefäß zur Thür hinaus, riegelte sie leise von Außen zu und hatte somit alle Posten gefangen, die auf den Fluren stehen und die Gefangenen bewachen sollten.

Hastig sprang er nun die Treppe hinauf und riegelte die Thüren dieser Gefangenen auf. In ihre Mäntel gehüllt, standen sie schon bereit. Die Filzschuhe an den Füßen tragend, huschten sie die Treppe hinab, und einen Augenblick später waren sie auf der Straße – frei und Gottes luftiger Athem umfing sie. Schnell laufend und sich immer im Schatten der Häuser und Mauern haltend, kamen sie auf dem Marktplatz an und von hier aus trabten sie mit dem Kerkermeister um die Wette die Straße entlang, die zu dem Hause des Müllers Dalwitz führte. In zehn Minuten hatten sie es erreicht, schlüpften in die offene Hausthür, die unmittelbar hinter ihnen verriegelt wurde, und traten in die Stube, in der sie außer dem Müller und seiner Familie Hille Vangerow voraufgefunden, die ein warmes Getränk für sie in Bereitschaft hielt.

Beinahe wäre Waldemar dem lieben Mädchen, dem er so viel Gutes verdankte, um den Hals gefallen, so groß war seine freudige Bewegung, als sie ihm so unerwartet entgegentrat und, wie stets, wenn er sie nach langer Trennung wiedersah, immer schöner und herrlicher erschien, aber er bezwang sich und drückte ihr nur die Hände, als sie mit gerötheten Wangen dicht vor ihm stand. Zu Worten aber konnte er es kaum bringen, und selbst Magnus war diesmal reichlicher damit versehen, indem er seinen aufrichtigsten Dank aussprach und nicht zu wissen erklärte, wie er denselben durch die That zu erkennen geben solle.

»Meine Herren,« sagte der vorsichtige Müller, »versparen Sie Ihren Dank bis auf künftige Zeiten. Sie haben keine Minute zu verlieren, denn Ihre Flucht kann nicht lange unbemerkt bleiben und dann wird die Trommel gerührt werden und zwanzig Ordonnanzen sitzen auf und verfolgen Sie nach allen Richtungen. Also vorwärts in den Hof, dort stehen die Pferde schon bereit.«

Magnus, Waldemar und Niels Ebsen tranken rasch noch einige Gläser von dem angenehmen Getränk, welches ihnen Hille kredenzte, mehr um das liebe Mädchen zu befriedigen, als weil sie ein Bedürfniß danach hatten. Dann begaben sich alle in den Hof, wo der wackere Jochen die Gäule am Zügel hielt. Die beiden kleinen Pferde; die Magnus und Waldemar zum alten Schweden tragen sollten, waren dieselben Thiere, die den Kaiser von Pulitz spazieren zu fahren sich geweigert hatten, heute aber, wo sie keinen glänzenden Wagen in's Auge faßten und wußten, daß es nach dem heimatlichen Stall ging, waren sie nicht so widerspenstig, scharrten nur mit den Füßen im Schnee und schaibten vor Ungeduld, in Bewegung zu kommen, was ihnen bei der Kälte auch nicht zu verdenken war. Jochen und Magnus saßen zuerst im Sattel, Waldemar zögerte ungewöhnlich lange. Er hielt immer noch Hille bei der Hand und hatte jetzt endlich Worte gefunden, da niemand so nahe stand, daß er ihn gestört hätte.

»Wohin werdet Ihr Euch von Pulitz wenden?« fragte Hille rasch.

»Wenn mein Wunsch berücksichtigt wird, nach Schweden, bis der Friede geschlossen ist.«

»Das ist auch meine Meinung, aber wagt Euch nicht zu früh hinaus, denn Ihr *dürft* nicht noch einmal gefangen werden..«

»Nein, Hille, Du hast Recht, ich nehme mich jetzt noch mehr in Acht.«

»Herr,« rief der Müller, »vorwärts! Ich mache den Torweg auf und dann reitet der Jochen voran, um Ihnen die besten Wege zu weisen, da er sie heute schon dreimal beschritten hat.«

Dieser Ausforderung konnte Waldemar nicht länger widerstehen, noch einen Händedruck gab und empfing er und dann schwang er sich auf und trabte neben Magnus Jochen nach, der schon vorausgalloppiert war.

Der dicke Schnee gab bei der schlecht gepflasterten Straße ein nützliches Polster für die Huftritte der Pferde ab, niemand hörte die Flüchtigen aus Bergen abziehen, und als der Müller mit den besten Wünschen für das Wohl derselben seinen Hofraum wieder geschlossen hatte und mit den Seingen in die Stube zurückgekehrt war, lächelte er heiter, denn keine Spur mehr war an seinem Hause vorhanden, daß von hier aus die beiden Hochverräther ihre Flucht angetreten hatten.

Etwas langsamer aber schritt Niels Ebsen hinter den Reitern her. Er kannte den Weg, und da man ihn unmöglich in der dunklen Nacht verfolgen oder die Richtung seines Weges errathen konnte, so wanderte er getrosten Muthes fort, wohl wissend, daß ein Mann, der eine so edle That ausgeführt, willkommen bei dem alten Schweden sein würde, der ihn schon längst durch Hille zu sich hatte einladen lassen. Be merken wir gleich hier, daß er bis zum Friedensschluß auf Pulitz blieb und dann, von allen Seiten reich beschenkt, mit

einem schwedischen Kauffahrteischiff nach Stockholm segelte, um von da aus eine Gelegenheit zu finden, seine Heimat zu erreichen, die er wider alle Erwartung reicher an Mitteln und Freunden betrat, als er sie verlassen hatte.

Da es sehr dunkel war und nur die weißen Schneeflächen ein unbestimmtes Licht auf dem Wege verbreiteten, so ritt Jochen nur wenige Schritte den beiden ihm folgenden Männern voraus. Im scharfen Trabe wandte er sich von dem letzten Hause vor Bergen nach Nordosten und umritt den Rugard, die Straße während, die von Bergen nach Buschowitz führt. Die Krümmung des Weges mit eingerechnet betrug die Entfernung von dem Gefängniß bis Pulitz nur etwa Dreiviertelmeilen, und da man über das gefrorene Wasser fortreiten konnte, so durfte man sicher sein, in einer kleinen halben Stunde die alte Zufluchtsstätte zu erreichen, zumal die Pferde frisch und willig genug waren.

Als die Reiter in der friedlichen und fast windstillen Nacht auf der menschenleeren Straße am Fuße des Rugard dahintrabten, sprachen sie nichts, beide aber schauten mit verwunderten Blicken um sich her, denn was sie sahen, kam ihnen so neu und ungewöhnlich vor, als hätten sie es noch nie gesehen, oder als wären sie in eine ihnen unbekannte Welt versetzt. Die Ursache dieser Erscheinung lag wohl zumeist darin, daß sie das Bewußtsein mit sich forttrugen, aus einer Knechtschaft gerettet zu sein, die mit peinlicher Last auf ihren Herzen gelegen hatte, aber dann auch darin, daß die Gegend, durch die sie kamen, in der That ganz verwandelt war. Als sie von Mönchgut nach Bergen gefahren wurden, lag das ganze Land grün, in voller Blüthe und im prangenden Sommerkleide vor ihnen, jetzt war fast kein Baum zu erkennen, öde und traurig ruhte die nächtliche

Landschaft in ihrem weißen Wintermantel, und so waren sie ohne Uebergang aus einer Welt in die andere getreten, und das wallende Blut, das, von der frischen Luft mit neuer Triebkraft belebt, durch ihre Adern kreiste, pochte heftig in ihren Schläfen wieder, so daß sie, von der Neuheit der sie umgebenden Scene befangen, einen pressenden Schmerz im Kopfe empfanden, wie es einem Menschen ergeht, der, lange in dumpfer ungesunder Luft eingeschlossen, pfeilgeschwind durch die brausenden Lüfte gezogen wird und mit jedem neuen Athemzuge ein frisches Leben zu trinken glaubt.

Aber nicht lange konnten sie ihre Gedanken auf diese Be trachtung richten. Nachdem sie etwa zwanzig Minuten heftig fortgetrakt waren, hielt Jochen vor ihnen an und sagte: »Hier sind wir an die Ueberfahrtsstelle von Pulitz gelangt. Jetzt reiten Sie einzeln dicht hinter mir her, damit Sie nicht in die Eislöcher gerathen, die wir des Fischfanges wegen gebrochen haben.«

»Kommen wir über All-Rügen?« fragte Magnus laut.

»Nein, Herr, ich lasse den Werder links liegen, wir reiten über die Schneefläche des Eises bequemer und kürzer.«

»Vorwärts denn, ich hätte das kleine Eiland gern noch einmal gesehen, das mich in seinem Schooße so sicher geborgen hat. Nun immer zu, ich werde vieles nicht wiedersehen – vorwärts Waldemar, ich folge.«

»Geh Du voran, ich schließe den Zug.«

Da Waldemar wie gebannt auf seinem Pferde hielt und Jochen schon eine Strecke voraus war, so mußte Magnus ihm den Willen thun, und als nun die drei Reiter im langsameren Tempo über die ebene Fläche trotteten, klang es hohl und dumpf unter den Hufritten ihrer Pferde, was nur derjenige erfahren und mit innerlichem Grausen gehört hat, der

einmal in der Lage gewesen ist, zur Winterzeit über einen Meeresarm zu reiten, wenn der starke Frost die unruhige Wasserfläche zu starrer Ruhe gebändigt hat.

Plötzlich hielt Jochen sein kleines Pferd an und deutete mit der Hand vor sich her. »Kennen Sie diese Gegend, Herr Granzow?« fragte er.

»Nein. Ha! Wo sind wir? Diese öden Hügel sind mir ganz unbekannt..«

»Das war einst unser schöner Pulitzer Wald!« seufzte Jochen und nickte den beiden Männern traurig zu.

»Wie – der Wald? Was meint Ihr?«

»Er ist fort, verschwunden, für ewige Zeiten. Der General Chambertin hat ihn heruntergesäbelt, als hätte er ein Regiment Türken vor sich gehabt.«

»Mein Gott!« sagte Waldemar. »Welche Barbarei! O armer Adam Sturleson! Was wird er dazu sagen!«

»Ja, Herr, das ist schlimm. Ich habe meinen guten Herrn früher niemals weinen sehen und seufzen hören, als aber dieser Wald todt an der Erde lag, hat er geschrieen wie ein Kind und zehnmal in einem Athem gerufen: das ist mein Tod, das ist mein Tod!«

»Kommt, laßt uns rasch darüber hinreiten,« sagte Waldemar und setzte sein Pferd wieder in Bewegung. »Eine solche Grabstätte zu betreten und die lieben Bekannten nicht mehr zu finden, erweckt ein trauriges Gefühl – und für mich giebt es in diesem Augenblick nichts Trauriges – ich will froh und heiter sein, wenn ich meinen alten Freund wiedersehe. Nicht wahr, Magnus?«

»Ich weiß es nicht – ich sehe Gräber recht gern.«

»Auch diese?«

»Nein, diese nicht, lieber wäre mir noch mein eigenes.«

»O, laß das jetzt, Magnus, und störe uns die Freude des Wiedersehens nicht. Da, sehet dort, da brennt ein Licht, liegt dort nicht der Pachthof, Jochen?«

»Ja, Herr, und das Licht brennt im Stall, um uns als Leitstern zu dienen.« —

So ritten denn die drei Männer in gerader Richtung auf das einsame Gehöft zu, das in solchem Winter noch verlassener lag, als im Sommer, wenigstens für das Auge, denn statt der sprudelnden Fluth und der spielenden Welle war rings umher nichts zu sehen, als die unermeßliche Schneefläche, über die sich trübe und wolfig der eintönige Himmel spannte, und kein die Landschaft anmuthig belebendes Segel zog am fernen Horizont durch die blaue See herauf, die, erstarrt wie das Land im langen Winterschlafe, nur bisweilen in stiller Nacht ein dumpfes Murren und Grollen hören ließ, als sei sie unwillig über die schwere Fessel und bestrebte sich insgeheim, sie zu brechen und abzuschütteln, was ihr aber nicht gelang, so lange nicht wärmere Lüfte zu ihrem Beistande herbeieilten.

Aber nur kurze Zeit noch brauchten sie zu reiten, denn nach wenigen Augenblicken hatten sie das Gehöft erreicht; die gastfreien Thore öffneten sich und wiederum blickten sie in die treuen Augen des alten Schweden und der guten Mutter Talke, die beide mit lautem Jubelruf ihnen entgegentraten und wohl eine halbe Stunde lang ihre Hände schüttelten, mit dem wiederholten Zurufe: »Willkommen, willkommen in Pulitz! Hier sind wir freie Herren; unser kleiner Kaiser ist fort, und so Gott will, streifen wir auch bald den großen von uns ab!«

NEUNTES KAPITEL. DER ERLOSCHENE STERN.

Lange hatten die beiden Freunde in unangetasteter Freiheit keine so ruhigen Tage verlebt, wie sie ihnen jetzt auf der kleinen Insel in dem gastfreien Hause des alten Schweden zu Theil wurden, und der Genuß dieser Ruhe und Freiheit ward noch dadurch vergrößert, daß er mit der Hoffnung verschwistert war, die Gerüchte, welche über den nahen Abschluß eines annehmbaren Friedens immer lauter und häufiger kreisten, würden sich bald bewahrheiten und damit das kleine Ländchen endlich beglückt werden, welches so lange die Lasten eines Zustandes getragen, der, wenn auch kein offensichtlicher Krieg, doch mit allen Unbequemlichkeiten und Bedrückungen belastet war, die ein solcher in seinem Gefolge zu haben pflegt. Feindlichen Nachstellungen waren die Flüchtlinge neuerdings gar nicht ausgesetzt, ja man hörte nicht einmal davon, daß sie an anderen Orten gesucht oder gar verfolgt worden wären. Einige Tage nach der Flucht aus Bergen vernahm man wohl durch einen aus jener Stadt zurückkehrenden und in Pulitz vorsprechenden Landmann, daß der Commandeur von Bergen anfänglich über die kecke Flucht entrüstet und zu einer wiederholten allgemeinen Verfolgung und Aufsuchung entschlossen gewesen sei, aber sein heißes Verlangen, die beiden Männer wieder zu erwischen, wäre bedeutend abgekühlt worden, als auf seine Meldung des Vorgefallenen nach Stralsund der französische Marschall von dort her eine Mäßigung seines imperialistischen Diensteifers angerathen habe. Allerdings hätte man in Bergen selbst, wo man sie irgend wo versteckt geglaubt, nach ihnen geforscht, da aber in der Nacht der

Flucht selbst noch ein starker Schneefall stattgefunden, seien alle Spuren verwischt gewesen und nichts entdeckt worden, was auf die Richtung ihrer Schritte habe schließen lassen. Rätselhaft sei es jedenfalls, daß der neue Kerkermeister, wie man offenbar annehmen müsse, mit den Gefangenen im Bunde gestanden habe, da er zugleich mit ihnen verschwunden sei, denn eine genügende Erklärung seines Benehmens fehle vollständig, und man finde nirgends einen stichhaltigen Grund, der ihn veranlaßt haben könne, erst den Waldemar Granzow den Franzosen zu verrathen und nun mit ihm selbst zu flüchten, wenn man nicht annehmen wolle, daß er erst in Bergen von dem reichen Grafen Brahe zu Letzterem verführt und bestochen worden sei.

In Bergen, erzählte der Landmann ferner, herrsche unter der Bevölkerung die Meinung vor, daß die französischen Befehlshaber schon mehr von dem bevorstehenden Friedensschlusse wissen müßten, und allein in dieser Annahme liege der Grund, warum man die Aufsuchung zweier Männer nicht ämsiger betriebe, die man noch vor wenigen Monaten als gefährliche Hochverräther einzukerkern sich gemüßigt gesehen habe.

Alle diese Nachrichten, so günstig sie für die Flüchtlinge selbst lauteten, bestimmten diese nun nicht, sich auf Pulitz für völlig sicher zu halten, daher blieben sie ruhig im Hause und traten mit keinem Nachbar in Berührung. Nach Sassenitz ließen sie die Botschaft sagen: sie befänden sich wohl bei dem alten Ohm und sehnten sich sehr, frei in die Welt zu treten und ihre alten Freunde zu begrüßen, allein der Strandvogt möge sie nicht besuchen oder mit ihnen eine Verbindung anzuknüpfen trachten, um jede Aufmerksamkeit der gewiß im Stillen wachsamen französischen Polizei

von Pulitz abzuleiten und sie nicht von Neuem zu gefährden.

Als die Alten im Kiekhause diese Botschaft erhielten, freuten und bekümmerten sie sich zugleich. Daß Magnus Brahe und Waldemar in Sicherheit waren, beruhigte sie, daß ihnen selbst aber versagt blieb, sie bei dem alten Schweden zu besuchen, betrübte sie sehr, denn gar zu gern hätten sie den wackeren Sohn nach so langer Zeit einmal wieder an ihr Herz gedrückt, zumal da sie von Hille, die wieder bei ihnen war, erfahren hatten, es sei nicht unmöglich, daß die Flüchtlinge doch noch nach Schweden gingen, wenn ihnen irgend eine Gelegenheit dazu geboten würde.

Als man nun aber auf der kleinen Insel im Laufe mehrerer Tage gar nichts erfuhr, was sich auf die öffentlichen Angelegenheiten bezog, da alle Wege tief verschneit lagen und nirgends ein rechter Verkehr möglich war, so ward Jochen nach Bergen geschickt, um bei seinen Bekannten und namentlich dem Müller Dalwitz, der als eifriger Patriot in der Regel Alles wußte, was von augenblicklichem Interesse war, die nötige Kundschaft einzuziehen.

Jochen brachte die nicht unwillkommene Nachricht mit heim, daß die Friedensgerüchte sich zu bestätigen schienen; in Bergen wenigstens herrsche unter den Franzosen eine merkliche Rührigkeit, und man bereite sich sichtlich auf Märsche vor, die doch in dieser Jahreszeit nichts als einen Rückzug voraussetzen ließen. Gewiß sei allein, daß die Truppen, die auf den äußersten Punkten der Insel zerstreut lägen, immer mehr und mehr nach dem Mittelpunkt gezogen würden, und daß nur die großen Güter, die noch

Vorrath an Nahrungsmitteln hätten, einstweilen einige Besatzung behalten, die kleinen aber, die völlig ausgesogen wären, gänzlich geräumt werden sollten.

Endlich am 15. Januar traf die sichere Nachricht von einem in Paris am 6. Januar zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Könige von Schweden abgeschlossenen Frieden ein, mit dem nicht minder gern gehörten Beisatze, daß die Franzosen am 30. Januar bis auf den letzten Mann die Insel Rügen verlassen müßten. Da erscholl denn ein großer Jubel durch das ganze Land, kein Mensch konnte seine Freude im eigenen Hause verwinden, und jeder lief zu seinem Nachbarn, so daß in wenigen Stunden die glückliche Botschaft bis an die entferntesten Punkte des stillen Eilandes getragen war. Statt des bisherigen Schweigens und Murrens sah man nur fröhliche Gesichter, Jauchzen und Lachen ließ sich aus jeder Hütte vernehmen, und es war, als ob der so leicht wandelbare Mensch plötzlich alle Drangsal und Noth vergessen habe, die ihm der Krieg bisher auferlegt hatte.

Diese allgemeine Freude wurde allerdings einigermaßen abgekühlt, als am nächsten Tage die officielle Bestätigung dieses Friedens durch Blätter bekannt gemacht wurde, welche man, um sie schneller kreisen zu lassen, durch Landboten umhertragen ließ, und Jedermann daraus die Bedingungen erfuhr, die der alte König von Schweden in seiner Gutmüthigkeit sich von dem starken Napoleon hatte auferlegen lassen. Denn daß Schweden, also auch Pommern und Rügen, dem Friedensschlusse zufolge aller und jeder Verbindung mit England entsagen, daß es den Engländern seine Häfen verschließen und in allen Punkten dem verhafteten Continentalsystem beitreten solle, das war ein unerwarteter

Schlag für die hoffnungsvollen Herzen und trübte die allgemeine Friedensfreude gar sehr. Aber auch diese neue Belästigung glaubte man verschmerzen zu können, wenn man in Betracht zog, daß die Franzosen wirklich in wenigen Tagen die ganze Insel geräumt haben mußten, daß also dann das Land wieder sich selbst gehören und seine Bewohner nach ihren alten Gewohnheiten würden leben können. So rüstete man sich denn wie auf gemeinsame Verabredung, schon vor dem officiell angekündigten Dankfest seinem patriotischen Jubel einen sichtbaren Ausdruck zu geben, und trotz der Anwesenheit der Franzosen, die man nicht mehr fürchten zu dürfen glaubte, beschloß man, an einem bestimmten Tage Freudenfeuer flammen zu lassen, was ja seit undenklichen Zeiten eine alte Sitte bei den verschiedenen norddeutschen Stämmen ist. Aber man begnügte sich nicht damit, allein von den höchsten Bergspitzen den allgemeinen Jubel kundzuthun, auch auf den zugefrorenen Binnengewässern schürte man die Flammen an, und Tausende von Menschen sammelten sich auf dem so seltenen Eisboden und tanzten und frohlockten um die flammenden Holzstöße her, auf diese Weise ein doppeltes Fest feiernd, indem zugleich mit dem Bruche der französischen Sclavenketten dem ruhelosen Meergeiste eine Fessel angelegt sei.

Um diese Zeit begannen die Franzosen allmählig die Insel zu räumen und von den äußersten Gränzen derselben nach dem Mittelpunkte zu marschiren. Alle Wege waren auf diese Weise besetzt, überall fanden Durchzüge statt, und niemals hatten die Franzosen auf Rügen so freundliche Gesichter gesehen, als an dem Tage, wo sie von ihm Abschied nahmen. Nur hier und da auf einzelnen großen Höfen oder in den

Flecken blieben einige zurück, die mit den Bewohnern nähere Bekanntschaften eingegangen waren, die sie nicht so schnell lösen mochten oder konnten. Sie hatten Urlaub von ihren Befehlshabern genommen, um noch auf kurze Zeit eine Freundschaft zu pflegen, die – so glaubte man wenigstens – für alle Ewigkeit ihr Ende erreicht hätte, oder um noch einen Genuß zu verlängern, der voraussichtlich nie wieder in's Leben treten würde.

An dem Tage, wo Waldemar die gewisse Nachricht von dem Abschluß des Friedens und der Räumung der Insel seitens der Franzosen erhielt, trat er aus dem Zimmer des alten Schweden, bei dem er gerade verweilte, rasch bei Magnus ein, um ihm die neue Mär zu verkünden und auch ihm, dem trüben, stummen Freunde, ein Zeichen des Beifalls zu entlocken. Aber er fand nicht, was er suchte, Magnus hörte ihn ohne sichtbare Bewegung auf seinem marmornen Gesichte an, und als Waldemar freudig hinzusetzte: »Nun brauchen wir nicht nach Schweden Magnus, nun können wir im Lande bleiben und unsren Heerd aufsuchen, an dem wir uns so lange nicht gewärmt,« da sagte er mit einer dem Freunde in's Herz schneidenden Kälte:

»So, also das ist Alles, was Du mir zu sagen hast? Und darüber freust Du Dich? Warum willst Du nicht nach Schweden? Oder vielmehr, was soll ich länger hier weilen, wo mich nichts mehr fesselt und beglückt?«

»Wie?« fragte Waldemar verwundert, »freust Du Dich wirklich nicht über das allgemeine Geschenk, welches der gütige Schöpfer Deinen Landsleuten auf ihre lange Bitte endlich dargereicht?«

»Nein, Waldemar, ich freue mich nicht, denn ich kann es nicht, so gern ich auch möchte und so dringend die Auferforderung von Außen dazu scheint. Ach nein, mein Freund, für mich giebt es keine Freude mehr auf der Erde, denn der Stern in meiner Brust, der sie mir früher eingeflößt, ist ganz erloschen, und ich habe nicht einmal mehr einen Schimmer davon, der mich noch allenfalls über mich selbst und meine Zukunft täuschen könnte.«

Waldemar schüttelte bedenklich seinen ausdrucksvollen Kopf. Daß Magnus auch jetzt nicht einmal einen Schimmer von Glück vor sich sähe, schien ihm unbegreiflich zu sein. Eingeschüchtert wie nie, verließ er den Grafensohn und dachte im Stillen über die Möglichkeit nach, den Sinn desselben zu öffnen und auch ihm die Thore der Freude zu erschließen, die ihm jetzt ein Gemeingut aller fühlenden Menschen zu sein schien.

Was er aber auch erdachte und ersann, er sollte nicht so rasch zu einem Resultate gelangen, wie Magnus selber, obgleich dieses Resultat weit von demjenigen abwich, welches Waldemar in Aussicht haben konnte. Denn kaum hatte dieser den jungen Grafen verlassen, so trat eine plötzliche Wandlung im Gemüthe desselben ein, eine Art Sturmgefühl erfaßte ihn und riß ihn gewaltsam aus der geistigen Lethargie empor, in die er schon seit so langer Zeit versunken war.

So aber schwankt der menschliche Geist zwischen Extremen hin und her, so ruht und schläft er lange im träumerischen Nichtsthun, und plötzlich schwingt er sich elastisch zu neuen Exstasen auf, als gäbe es nur Tiefen und Höhen, in die er versinken oder die er erklimmen müßte, und als wäre die gerade ebene Mittelstraße für ihn nicht vorhanden, die gemächlich von einem Ende des Lebens zum andern führt,

auf der man den Schmerz ruhig überwindet und der Freude sich dankbar überliefert, wie es die Vorsehung bestimmt hat, die nun einmal das kleine Menschenleben in ihren gewaltigen Händen hält!

Nachdem Waldemar seinen Freund verlassen, hatte es kaum einer Stunde bedurft, um Magnus in einen ganz andern Menschen zu verwandeln. Mit leuchtenden Augen und erhitzten Wangen suchte er Jenen auf und setzte ihn in Erstaunen durch die Veränderung, die in seinem Wesen vorgegangen war und unter den obwaltenden Umständen nichts Gutes zu verkündigen schien.

»Magnus,« sagte Waldemar zu ihm, »was sehe ich? Was ist Dir begegnet, seitdem ich Dich vor einer Stunde gesprochen habe?«

»Nichts von Außen her, mein Freund, aber mir ist ein Gedanke aufgestoßen, der mein Blut in Bewegung gesetzt und mich zu einem neuen Entschlusse getrieben hat.«

»Laß mich sowohl den Gedanken wie den Entschluß kennen lernen, damit ich Theil daran nehme.«

»Waldemar, Du zürnst mir vielleicht, wenn ich es sage, aber, glaube mir, ich kann nicht anders. Mit einem Wort, ich will noch einmal nach Spyker und zum letzten Mal unter dem Dach meines Vaters ruhen.«

Waldemar lächelte bitter. »Ich dachte es mir,« sagte er wie vor sich hin. »Doch das ist gleichgültig – was willst Du in Spyker?«

»Ich weiß es selber nicht, aber hin muß ich. Eine unüberstehliche Gewalt, die stärker ist als mein Wille und meine Einsicht, reißt mich von hier fort. Wer weiß, wie es jetzt

dort aussieht, was geschehen ist, was – was das unglückselige Mädchen macht, und ob sie nicht eines Beistandes bedarf.«

»Willst Du sie noch einmal sehen und sprechen?«

»Es kann sein, daß ich das will, jetzt weiß ich es noch nicht.«

»Und wenn Du sie siehst und sprichst, wenn sie Dich, nachdem sie den Franzosen verloren, wieder in ihre Netze zieht, willst Du an die Stelle dieses Franzosen treten und —«

»Schweig davon und beleidige mich nicht. Nein, das will ich nicht, aber etwas Anderes will ich, und von Minute zu Minute taucht es klarer in meinem Geiste auf. Auf sein Haupt will ich treten, aber nicht an seine Stelle, wenn er noch da ist, und mir sagt es eine innere Stimme, daß ich ihn treffen und Angesicht zu Angesicht ihm gegenüberstehen werde.«

»Ich werde hoffentlich dabei sein, Magnus, denn ich verlasse Dich auch auf diesem Wege nicht. Aber höre mich an, übereile nichts, laß uns erst einen Boten nach Spyker senden, um anzufragen, wie es dort steht, damit wir nicht etwa dem Wolfe in den Rachen laufen, dem wir eben glücklich entronnen sind.«

»Wie lange hält uns das auf?«

»Höchstens einen halben Tag, denn der Bote geht über das Eis, und in zwei Stunden ist die ganze Reise abgemacht.«

»So sende Jemand an Ahlström und erkundige Dich nach allem, was Bedeutung für uns hat.«

Waldemar begab sich zu Adam Sturleson und theilte ihm den Wunsch des Grafen, sowie die Veranlassung dazu mit.

Der alte Schwede schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: »Welche Torheit sehe ich da einmal wieder! Läuft ihm denn sein Schloß davon? Und dieser Dirne wegen will er sich und Dich einer neuen Gefahr aussetzen? Nun meinet-wegen, ich trage mein Fell nicht zu Markte. Die heutige Welt kennt einmal Ruhe und Frieden nicht. Mir recht, wenn sie dafür bestraft wird. So mag denn der Jochen hinlaufen. Sag' ihm, was er da soll, aber ich will nichts damit zu thun haben. Wozu will denn der Graf eigentlich hin?«

»Das frage ich auch.«

»Ich will es Dir sagen. Um mit dem neugebackenen Major anzubinden, das versteht sich von selber. Ich kenne das. Das ist ein Stück Edelmannswahn! Und bei Gott, er wird den Kürzeren ziehen, denn wenn ich diesen Franzosen, den ich nie gesehen, aus Euren Schilderungen recht erkannt habe, so kommt es ihm nicht darauf an, einen Feind mehr oder weniger über die Klinge springen zu lassen.«

»Oho!« rief Waldemar. »Da sind wir doch auch noch dabei! Ich fürchte mich mehr vor dem Weibe, als vor dem Soldaten, und wenn Magnus eine Niederlage erleidet, so wird es weniger von diesem als von jenem sein.«

»Gut denn. Jeder Mensch hat seinen Glauben für sich. Gehet hin und sehet, ich wasche meine Hände.«

Jochen ward herbegeholt und von Waldemar mit der neuen Sendung betraut. Gern war der willige Mann bereit, holte seine Schlittschuhe und ging nach einer halben Stunde ab. Der Wind hatte zum großen Theil den Schnee vom Eisen schon während des Fallens weggetrieben, und so konnte man meilenweit über seine glatte Fläche laufen, was auch

ein seltenes Vergnügen war, da die Gewässer hier in der Regel in Bewegung sind, wenn sie erstarren und gefrieren, also eine holprige Oberfläche darbieten.

Jochen war Morgens elf Uhr nach Spyker aufgebrochen, und Abends um sieben Uhr war er schon wieder auf Pulitz. Er berichtete, daß man etwa eine Meile auf Schlittschuhen fortkommen und den übrigen Weg bequem zu Fuße zurücklegen könne, da die Leute von Jasmund bei ihrem häufigen Uebergange nach Rügen schon gangbare Wege getreten hätten.

»Aber wie sieht es auf Spyker aus, Jochen? Das ist die Hauptsache.«

Jochen wurde es sichtbar schwer, mit der Sprache offen heraus zu treten, denn er wußte vorher, daß seine Nachrichten nicht gern gehört werden würden. »Ich bin drei Stunden im Schlosse gewesen,« sagte er, »und habe auch den Herrn Kastellan gesprochen, wie Sie mich beauftragt haben. Ach, Herr Granzow, da sieht es aber nicht ganz geheuer aus, und ich will Ihnen Alles sagen, was mir der alte Herr zugeflüstert hat. Die reitenden Jäger sind allerdings schon seit vorgestern größtentheils fort und haben eine Menge Gut weggeschleppt, was ihnen wahrlich nicht gehörte. Der Major aber ist mit einigen Leuten noch dageblieben, zu seinem Vergnügen, wie er sagt, in Wahrheit jedoch, weil er noch nicht fertig mit der Auswahl der Dinge ist, die er mitnehmen will. Der Abmarsch ist ihm etwas zu rasch über den Kopf gekommen.«

»Was er mitnehmen will? Verstehst Du darunter auch die Dame?«

»Gott bewahre mich, die will er am wenigsten mitnehmen, hat mir Herr Ahlström gesagt; sie aber schreit und

ringt die Hände und will den fremden Officier nicht fortlassen, der ihr die Ehe versprochen hat, und den sie nur als ihren Gatten will scheiden sehen, um ihm nachzureisen, sobald er in Frankreich in Ruhe sitzt. Mitnehmen will er vielmehr, was er an Silberzeug und sonstigen Kostbarkeiten zusammenraffen kann, und der Kastellan hat sich vergebens bemüht, ihm begreiflich zu machen, daß er das nicht dulden darf. Ja, Herr, so stehen die Sachen, und der Herr Kastellan freut sich sehr, daß Sie und der Herr Graf kommen, denn dann meint er, habe er nicht allein die Verantwortung mehr.«

Waldemar senkte den Kopf. »Es ist genug,« sagte er, »jetzt weiß ich Alles. Was Du mir aber gesagt hast, behalte für Dich allein und sage dem Grafen nichts davon. Ich werde es ihm selbst mittheilen. Wieviel Franzosen liegen wohl noch auf dem Schlosse?«

»Der Major, sein Diener und etwa sechs reitende Jäger, die aber den ganzen Tag betrunken sind, weil sich niemand um sie bekümmert und sie den Keller des Grafen Brahe ausgeplündert haben.«

»Hast Du mir den Schlüssel gebracht, um den ich den Kastellan schriftlich gebeten habe?«

»Ach ja, Herr, beinah hätt' ich's vergessen. Hier ist er; er hat ihn eingesiegelt und mir auf die Seele gebunden. Auch würde er Alles in Bereitschaft setzen, hat er gesagt, eine Laterne würde Tag und Nacht an dem bewußtesten Orte brennen, und die Zimmer im Thurm würden in Ordnung sein, wie sie es früher gewesen! Ihre Kleider und Wäsche aber, die Sie in dem Koffer zurückgelassen, würden Sie in dem Raume finden, den der Herr Graf früher bewohnt hat.«

»So weiß ich denn Alles, und ich danke Dir für Deine ausführliche Botschaft.«

Waldemar begab sich zu Magnus und theilte ihm mit, was ihm zu wissen nothwendig war. Mit Mühe hielt er und der alte Schwede ihn bis zum nächsten Morgen zurück, denn er wollte sogleich aufbrechen, um – eine That zu wagen, deren er sich selbst noch nicht genau bewußt war, und wozu ihn vielleicht das dunkle Triebrad bewog, das in der Brust des Menschen arbeitet und mit dem großen Schwungrad des Verhängnisses in Verbindung steht, welches den Lebensfaden des Menschen spinnt und zerreißt.

Es war am 27. Januar 1810, als dieses geschah, und also nur drei Tage früher, als die Franzosen die Insel geräumt haben mußten.

Magnus war am Abend nicht mehr zum Sprechen zu bewegen gewesen. Finster vor sich hin brütend, mit sich selbst zu Rathe gehend, saß er schweigend in einer Ecke des Zimmers, in dem der Pächter von Pulitz, seine Frau und die beiden Freunde versammelt waren. Er hatte wie immer nur wenig gegessen, aber wider seine Gewohnheit reichlich Wein getrunken, als wolle er sich betäuben oder Muth zu dem Werke verschaffen, das ihm selbst, wie er sagte, noch unbekannt sei.

Um zehn Uhr endlich trennte man sich. Adam Sturleson wünschte seinen Gästen zum letzten Male eine gute Nacht, denn er wußte, daß er sie nun sobald nicht wieder beherbergen würde. Die Zeit der Drangsal und Noth hielt er für immer abgelaufen, und mit den Segnungen des neuen Friedens glaubte er vor allen Dingen auch das Glück seiner jungen Freunde begründet zu sehen. Magnus entkleidete sich rasch

und warf sich, Waldemar mit kurzen Worten gute Nacht sagend, ungestüm in das Bett. Waldemar, der sich langsam und gleichsam mit Ueberlegung entkleidete, als ob eine unbekannte Macht seine Hand zurückhalte, war erstaunt, seinen Freund bald in Schlaf verfallen zu sehen, was ihm ein Beweis war, daß er völlig in sich beruhigt und mit seinem Vorhaben auf's Reine gekommen sei. Ach, ihm selbst war ein gleiches Loos in dieser Nacht nicht beschieden. Er schlief in der Regel so leicht ein, und sein Schlaf war so ruhig und fest, wie ein gesunder Mensch mit reinem Gewissen ihn nur haben kann, heute aber wollte diese Ruhe nicht über ihn kommen. Sein Geist tummelte sich auf seltsamen, nie betretenen Bahnen, und er konnte ihn, so sehr er sich darum bemühte, nicht in das gewohnte Geleise zurückführen. Hin und her wälzte er sich, und zum ersten Male in seinem Leben stiegen Bilder vor seiner Phantasie auf, deren Ursprung ebenso dunkel wie ihre Macht unerklärlich ist, und die jetzt seine Seele mit einem so festen Gewebe von Sorge und Angst umspannen, daß er es zu zerreißen nicht im Stande war.

Waldemar erfuhr hier zum ersten Mal, was wir alle in unserm Leben gewiß schon erfahren haben. Denn die Nacht mit ihrem Schweigen und ihrer Finsterniß trägt etwas Unheimliches in ihrem Schooße, das unwillkürlich auf unsren Geist und namentlich auf unsre Phantasie wirkt, so daß alle Erscheinungen, die sie uns vorführt, in einen düsteren Traumermantel gehüllt erscheinen. Aber auch durch ein Vergrößerungsglas läßt sie uns schauen, so daß uns groß erscheint, was nur klein, – wichtig, was unwichtig, – gefährlich und bedeutend, was ganz gefahrlos und unbedeutend ist. Alle unsere täglichen Begegnisse, namentlich wenn sie mit Sorgen gemischt sind, wachsen dadurch zu mächtigen Riesen an,

die uns drohend in's Gesicht blicken und mit diesem Blick den lieblichen Schlaf verscheuchen, der sich sonst so leicht und süß an unsere Seite schmiegt.

Auch Waldemar also sollte das in dieser Nacht sehr bald und in vollkommenem Maaße empfinden. Unwillkürlich drängte sich Vergangenheit und Gegenwart seinem Geiste auf, und daraus entsprang ein schreckliches Gespenst, das ihn von ferne bedrängte und, immer näher an seinen Leib rückend, ihn endlich in Angst und Zittern versetzte. Eine Weile gab er sich ganz und fast gelähmt vor Ueberraschung dieser seltsamen Bedrängniß hin, dann aber raffte er sich zusammen und widerstrebe mit aller natürlichen Kraft den Schlußfolgerungen, die aus seiner Besorgniß wie himmelstürmende Riesen hervorwuchsen. »Weg mit Euch Schreckgestalten!« rief er den ihn bedrückenden Phantasiegebilden zu, »ich will Euch nicht sehen, Ihr seid nur Ausgebüten menschlicher Schwäche, und gegen Euch, will ich nicht schwach sein.«

Aber trotz seines redlichen Willens war seine Kraft nicht stark genug, den phantastischen Riesen zu bewältigen und ganz zu vertreiben, immer von Neuem drang er heran, und immer wieder mußte er verjagt werden. Endlich jedoch, nachdem schon ein großer Theil der Nacht verstrichen, gelang es ihm, die gewöhnliche Ruhe seines Geistes zu erkämpfen, und als er gegen Morgen in einen tiefen Schlaf sank, träumte er süß von anderen Gestalten, die aus dem fruchtbaren Schooße der Zukunft auftauchten, und er wäre vielleicht wieder ganz besänftigt worden, wenn ihn nicht in seinen schönsten Träumen ein Geräusch aus dem Schlafe geweckt hätte, das sich wiederholt an der Thür des Zimmers vernehmen ließ.

Es war die Stimme des alten Schweden, die lebhaft aus dem Nebengemach erscholl, nachdem er vergeblich einige Male leise an die Thür gepocht hatte. »Steht auf, Kinder,« rief er, »es ist Zeit dazu. Der Tag ist angebrochen, die herrlichste Wintersonne steht strahlend über dem Meere und verspricht einen köstlichen Tag.«

Waldemar fuhr empor und sah, daß es schon fast ganz hell war. Da Magnus aber noch fest schlief, so that es ihm leid, ihn seinem Schlummer zu entreißen, der auch ihn vielleicht mit den lieblichen Bildern einer ungetrübten Zukunft umrauschte. Endlich aber trat er an sein Bett und ergriff seinen Arm. »Magnus,« sagte er, »steh auf, oder willst Du nicht mehr nach Spyker?«

Der bei seinem Namen Genannte fuhr in die Höhe und blickte rasch um sich her. »Ist es schon Tag?« fragte er. »O, wie kann ich so träge sein! Aber ich habe köstlich geschlafen, Freund, köstlicher denn je. So und nicht anders muß der Todesschlaf beschaffen sein, der uns nie mehr zum irdischen Leben erwachen läßt.«

»Sprich nicht vom Todesschlaf,« erwiderte Waldemar eifrig, »wo nur von dem des Lebens die Rede ist. Steh auf und tummle Dich. Sieh, welch schöner Tag uns erwartet, wir werden Genuß von unsrer Wanderung haben.«

Magnus befolgte den Rath, und in wenigen Minuten war er fertig und trat in das Zimmer des Pächters, um das da-selbst aufgetragene Frühstück mit zu verzehren.

Während sie so um den Tisch versammelt saßen, wunderten sich Adam Sturleson und Waldemar, den jungen Grafen ungewöhnlich heiter und sogar aufgeräumt zu finden. »Wann besuchen Sie mich?« fragte er unter Anderm den alten Schweden. »O, kommen Sie bald, es drängt mich, die

Gastfreundschaft zu erwideren, die Sie so verschwenderisch an mir geübt haben.«

»Dazu kann bald Rath werden, gnädiger Herr,« erwiderte dieser erregt. »Wenn wir erst ganz frei sind von den fremden Menschen, die uns jetzt noch belasten, dürfte ich Sehnsucht empfinden, auch einmal anderer Leute Häuser zu besuchen, und Sie sollen der Erste sein, an dessen Thor ich klopfe.«

»Es soll Ihnen schnell aufgethan werden, verlassen Sie sich darauf. Nun aber bin ich fertig. Wo sind meine Schlittschuhe?«

»Hier, nehmen Sie die meinigen,« sagte der alte Schwede. Es sind alte Holländer vom reinsten Stahl – sehen Sie da. Verstehen Sie auf den glatten Flächen zu laufen?«

»Vortrefflich, Alter – und jetzt schüttle ich Euch die Hand und sage: ich danke! Mehr wollt Ihr nicht hören, nicht wahr? Nun gut, so werde ich auch nicht mehr sagen.«

Waldemar war erstaunt, seinen Freund so lebhaft und gemüthlich reden zu hören. »Gewiß ist ihm sein Stern in der Nacht wieder aufgegangen,« dachte er. »Sonderbar! Mit mir ist es gerade umgekehrt, und so oft ich mich von hier fortgesehnt habe, heute bliebe ich lieber als ich gehe.«

Bald darauf waren die Abschiedsworte ausgetauscht. Mutter Talke hatte ihre Danksagungen empfangen und ihre besten Wünsche gesprochen, so hinderte denn die beiden Freunde nichts mehr, ihren Weg anzutreten.

Der alte Schwede begleitete sie an den nördlichen Meeressarm, der sich jetzt nur durch eine geringe Senkung von dem festen Lande unterschied. Hier in der Enge lag der Schnee dick auf dem Eise, und man konnte sich noch nicht der Schlittschuhe bedienen, die man an ihren Riemen in der Hand trug.

»Da stehen wir denn am Scheidewege,« sagte der ehrwürdige Mann mit gerührter Stimme und reichte den beiden Freunden herzlich die Hand. »Wolle es Gott, daß wir uns bald und fröhlich wiedersehen, das ist Alles, was ich sagen will und kann. So gehet, meine Freunde, und erhalte Euch Gott!«

Magnus war der Erste, der sich von ihm losriß und mit hastigen Schritten das zugefrorene Wasser betrat, auf dem schon ein sichtbarer Weg ausgetreten war. Waldemar hielt sich etwas länger bei dem wackeren Ohm auf, dankte ihm noch einmal und verhieß einen baldigen Besuch mit allen den Seinigen, sobald Alles wieder im alten ruhigen Geleise sei. Dann eilte er dem Freunde nach, den er laufend einholte, und nach einem kurzen Gange traten beide auf den eirunden großen Raum hinaus, den man, wenn das Wasser darüber hinfluthet, den kleinen Jasmunder Bodden nennt, obgleich er eigentlich nur den oberen Theil desselben ausmacht.

Wie schon oben angedeutet, war es ein herrlicher Morgen, an dem die beiden jungen Männer ihre kurze Reise antraten. Die Luft war fast windstill und nicht übermäßig kalt. Der von keinem einzigen Wölkchen getrübte Himmel glich einer mattblauen, halbdurchsichtigen Kristallkuppel, die leicht und anmuthig auf der silberweißen Erde ruhte, wie ein unermeßlicher Dom, der sich über einer herrlich geschmückten Kirche wölbt. An diesem blauen Himmel nun stieg langsam und majestätisch wie immer die strahlende Wintersonne auf und warf ihren purpurnen Lichtglanz schräg über die unter ihr funkeln Diamanten, die auf dem Eise und den fernen Bäumen in zahlloser Menge und in unaussprechlicher Herrlichkeit schimmerten. Fast blendend

blitzten diese natürlichen Diamanten in den Augen der Wanderer wieder, denn wohin sie blickten, der gefrorene Schnee bedeckte See und Land, Hügel und Tal, – und selbst die Bäume und Gesträuche an den im sanften Nebel wogenden Gestaden beugten sich unter der Last der gefrorenen Wasserdünste.

»Sieh, wie köstlich dieser Anblick ist,« leitete Waldemar das Gespräch ein, um nicht ganz stumm, wie sein Geführte, den Morgen und seine Gabe allein zu genießen, denn er theilte gern Allen, die er liebte, Etwas von dem mit, was ihn beglückte und heiter stimmte.

»Ja, ja, es ist herrlich,« erwiderte Magnus eifrig und schritt dabei noch schneller vorwärts, so daß sogar Walde-mar einige Mühe hatte, an seiner Seite zu bleiben. »Wer-den wir nicht bald an das Eis kommen, wo wir von un-sern Schlittschuhen Gebrauch machen können? Es geht sehr langsam zu Fuße auf dem Schnee, und diese weiten Was-serflächen scheinen mir unabsehlicher zu sein, wenn sie er-starrt sind, als wenn sie unter leichtem Winde einherflu-then.«

»Das scheint Dir nur so, weil es Dir etwas Ungewohn-tes ist, über das Wasser zu gehen, über welches Du nur bei flüchtigem Winde zu schweben pflegst. Aber wozu diese Eile, Magnus, Du kommst früh genug an Dein Ziel.«

»Wer weiß es, ich glaube es kaum. Mich treibt eine Unru-he vorwärts, die ich nur beschwichtigen kann, wenn ich alle Kräfte zusammenraffe, um ihr genug zu thun. Man kommt übrigens nie rasch genug an sein Ziel.«

»Der Meinung bin ich eben nicht. Eile mit Weile, sagten unsre Eltern, und sie hatten Recht.«

»Die Welt ist anders geworden, seitdem wir leben. Wir müssen fliegen, wo jene krochen.«

»Die Nothwendigkeit dazu sehe ich nicht ein, auch haben wir eben so wenig Flügel erhalten und können uns also auch bescheiden wie sie. Der Mensch überhebe sich nie, weder was seine Kräfte und Fähigkeiten, noch was seine Wünsche und Neigungen betrifft.«

»Ja, ja, Du magst Recht haben, aber heute muß ich fliegen, mich treibt eine unsichtbare Gewalt.«

»Und mich hält eben eine solche zurück – ich kehrte lieber um, als daß ich vorwärts ginge.«

Diese mit ernstem Tone gesprochenen Worte brachten Magnus einen Augenblick zur Ruhe. Er blieb stehen und sah sich nach dem Freunde um, der zwei Schritte hinter ihm her keuchte. »Thu' es,« sagte er, »und laß mich allein mein Ziel erstreben. Ich finde es, glaube mir, das weiß ich bestimmt.«

»Ich habe daran noch nicht gezweifelt. Aber wo Du bleibst, bleibe ich auch, Dein Ziel war immer auch mein Ziel, früher wie jetzt.«

»Wer weiß es!«

Und wieder stürmte er vorwärts, als ob ein unbändiger Drang ihn in Bewegung setzte. Mit lebhaft gerötheten Wangen und funkelnden Augen schaute er nur in die Ferne, – für das in der Nähe um ihn Liegende, so schön es war, hatte er kein Auge, und hinter ihm her, mit bleicherem Gesicht als gewöhnlich und einer gewissen trägen Unlust in jeder Geberde und Bewegung, folgte Waldemar, so daß sie beide die Rollen vertauscht zu haben schienen, was wohl seit Jahren nicht geschehen sein möchte. Aber Waldemar erlag fast dem Einfluß einer eigenthümlichen und unerklärlichen Bekommenheit; jeder Schritt wurde ihm schwer, als hinge

sich Blei an seine Füße, oder als risse ihn eine befreundete Gewalt zurück, so daß er sich selbst gestand, wenn Magnus in früheren Tagen ein solches Gefühl gehabt hätte, würde er bei seinem Aberglauben für zweckmäßig gehalten haben, lieber den Schritt zu hemmen, als ihn fortzusetzen. Daran jedoch war heute bei ihm nicht zu denken. Heute zum ersten Mal in seinem Leben, so lange er im Besitz seiner freien Selbstbestimmung war, hielt ihn kein Wahn, kein Aberglaube, kein Vorgefühl oder wie man es nennen will, von seinem Vorsatze zurück und von einem innern instinctartigen Triebe gestachelt, rannte er seinem Ziele entgegen, wie er es selbst an diesem Morgen wiederholt genannt hatte.

So gelangten sie denn in kurzer Zeit an die Wasserenge, die bei der Lietzower Fähre den kleinen vom großen Boden trennt, und schon sahen sie von Weitem die Eisfläche im goldenen Sonnenstrahl blitzend, die, wie Jochen ihnen mitgetheilt hatte, von hier aus bis beinah in den Spyker'schen See ununterbrochen fortlaufen sollte.

Magnus frohlockte, als er diese Ueberzeugung aus eigener Anschauung gewann, und rasch ließ er sich auf ein Knie nieder, um die Eisen unter seine Füße zu schnallen. Man war damit bald zu Stande gekommen und nun flogen beide Männer, in dieser Kunst trefflich geübt, wie Schwalben über die glatte Fläche, die unter ihnen grollte und krachte, und fanden dabei keine Zeit, das köstliche Schauspiel zu genießen, das rings um sie her in fast namenloser Schönheit ausgebreitet lag. Denn wie eine unabsehbare durchsichtige und glanzvolle Spiegelfläche schmiegte sich der gewaltige Bin-nensee an die vielfach geschwungenen Uferausbuchtungen, in unbeschreiblicher Pracht tauchten rechts die Waldungen von Jasmund auf, mit ihren silbernen Wipfeln scheinbar bis

an das blaue Gewölbe ragend, das noch hoch über ihnen thronte, und von Millionen Diamanttropfen, die die Sonne gütig herniederschüttete, glänzte Erde und Wasser wie ein blitzendes Sternenmeer ringsum. Die starke Meile, die von hier aus bis zur Mündung des Spyker'schen Sees vor ihnen lag, überwanden sie in wenigen Minuten und es war noch nicht Mittag, als sie ihre Schlittschuhe wieder abschnallten, um den Rest des Weges über den heimatlichen See zu Fuße zurückzulegen.

Von Niemandem gesehen, denn kein einziger Schloßbewohner befand sich um diese Zeit im Freien, betraten sie das Land unter der alten Weide wieder, wo Waldemar damals mit der Haferfracht, die er von Wittow geholt, gelandet war und dabei seinen Freund in das väterliche Haus eingeschmuggelt hatte. Von hier aus schritten sie wieder in die Richtung von Quoltitz vor und fanden trotz der ungeheuren Schneemassen, die alle Wälder erfüllten, sehr bald den Eingang des alten Schloßganges auf, der in den Spukthurm führte, vor dessen Gespenstern aber die noch im Schlosse wohnenden Franzosen keine Scheu mehr hegten. Wenige Minuten später befanden sie sich im Innern des Schlosses und bei'm Schein der Laterne, die der Kastellan Tag und Nacht für seine jungen Freunde brennend in Bereitschaft hielt, durcheinnten sie den kalten Gang und erstiegen die Treppe, die in das Zimmer führte, welches Magnus früher bewohnt und in welchem er auch jetzt einige Augenblicke zu rasten beschlossen hatte.

Bevor wir jedoch die Ereignisse berichten, die sich an diesem Tage in Spyker zutragen sollten, müssen wir in unsrer Erzählung einige Schritte rückwärts thun und uns die Verhältnisse vergegenwärtigen, in die wir wieder einzutreten im Begriff stehen. Im Allgemeinen hatte sich daselbst, seitdem wir es verlassen, Nichts – im Einzelnen nur sehr wenig verändert. Die Franzosen, unbekümmert um den schnelleren oder langsameren Ruin des occupirten Landes und der vorzugsweise belasteten Eigenthümer, hatten in ihrer gewohnten Willkür fortgefahren, auf Kosten des Grafen Brahe sich zu vergnügen und die Fundgrube auszubeuten, in die sie hier, Dank der gebieterischen Laune ihres Herrn, gerathen waren; und dagegen hatte die betrübte Miene und der kraftlose Widerstand des alten Kastellans leider nichts ausrichten können. So ward denn nach wie vor das wüste Treiben mit dem seiner Sorgfalt anvertrauten Besitze fortgesetzt, und der mit so außergewöhnlichen Leistungen überbürdete Haushalt litt über die Maaßen darunter.

Die einzigen Personen, die bezüglich ihrer gegenseitigen Stellung und ihrer natürlichen oder erheuchelten Empfindungen eine Wandelung unterworfen gewesen, waren Gylfe Torstenson und Major Caillard, und auf das Verhältniß Beider müssen wir jetzt nothwendig einen prüfenden Blick werfen.

Was man auch von den Bewerbungen des galanten Franzosen um das schöne Fräulein von Spyker halten möchte,

im Schlosse selbst hatte wohl Niemand jemals die Ueberzeugung gehegt, daß dieselben ernstlich gemeint seien, Niemand, sagen wir, wovon wir jedoch die einzige und allein betrogene Gylfe ausnehmen müssen. Aber der schlaue Franzose hatte mit weislicher Ueberlegung seine zur Schau getragene Flamme bis zu den letzten Tagen mit künstlicher Nahrung zu unterhalten gewußt, theils um den erst halb geleerten Becher des Vergnügens bis auf den letzten Augenblick an den Lippen zu halten, theils aber auch, um mit Glanz und Beifall eine Rolle zu Ende zu spielen, die er mit herzloser Gewandtheit bis zur vollendeten Täuschung seines übelberatenen Opfers begonnen hatte. Daß er im innersten Herzen Gylfe's längst müde war und ihre ewigen Seufzer und Klagen über seine Lauheit fast unerträglich fand, gestand er sich nicht allein selbst, sondern das sah auch Jedermann ein, der nur einen einigermaßen klaren Blick für ähnliche Verhältnisse besaß, aber leider war dieser Blick der verblendeten Schwedin versagt und sie war von ihrer schwärmerischen Neigung noch heute so arg umstrickt wie in früheren Tagen. Ja, diese unheilvolle Neigung – unheilvoll für sie selbst und noch unheilvoller für Andere, die schuldloser waren als sie – hatte nicht einmal jener schreckliche Zwischenact abzukühlen vermocht, den wir mit eigenen Augen auf Spyker sich entwickeln sahen, als Caillard bei der Entdeckung der Anwesenheit Waldemar Granzow's weniger als Liebhaber, denn als Tyrann aufgetreten war; im Gegentheil, als sie erst die Ueberzeugung erlangt, Graf Brahe habe das Schloß seiner Väter verlassen und ihren eigenen Unternehmungen das Feld geräumt, hatte sie sich mit neuer Hingebung dem reuig erscheinenden Anbeter gewidmet und durch seine mit Schmeicheleien überzuckerten Erklärungen

den Beweis zu erhalten geglaubt, daß nur sein leidenschaftliches Temperament und seine, keine fremde Einmischung duldende Liebe, zumal sein Pflichtgefühl in einer nie erlebten Spannung gewesen, jene heftige Scene veranlaßt habe, daß aber durch alle diese unberufenen Zwischenfälle seine Neigung keineswegs abgekühlt oder gar gänzlich erloschen sei.

Gylfe, wie alle in Dingen des Herzens leichtsinnigen, eitlen und ihrem unseligen Hange leidenschaftlich ergebenen Mädchen, hatte diesen oberflächlichen Versicherungen um so mehr Glauben geschenkt, als der reuige Liebhaber für die Folge Besserung versprach und auch äußerlich in Miene und Geberde wirklich an den Tage legte, und so war das Verhältniß zwischen Beiden das alte geblieben. Der Capitain aber, bald zur Einsicht gelangend, daß er Alles, was er von der vorsichtigen Gylfe vor der Hand erlangen könne, erlangt habe, war nicht gesonnen, ihr dafür das Einzige zu gewähren, was sie von ihm zu begehrn fortfuhr, nämlich die ausdrückliche Erklärung, es sei ihm nur um den Besitz ihrer Hand zu thun, und so verrauschte seine Liebe sehr bald, wenn er sie je für das seltsame Wesen in seinem wankelmüthigen Herzen empfunden hatte. Fortan war es ihm nur darum zu thun, einen gewissen Schein unumstößlicher Wahrheit um seine Handlungen zu breiten, um sich zur rechten Zeit aus der ihn allmählig drückenden Schlinge zu ziehen, und auch das war ihm ungefähr bis zur Zeit gelungen, als er zum Major befördert ward und sein baldiger Abmarsch von Spyker nun kein länger zu bewahrendes Geheimniß war. Schließlich aber hatte er in einer schwachen Stunde das Herz gefaßt, der arg Getäuschten vorzulügen, daß ihre Verbindung mit ihm für die Zukunft keinem Zweifel unterliege, daß er

aber nicht eher zu dieser Verbindung schreiten könne, als bis die Kriegsfurie ausgetobt habe, denn zu einer Zeit, wie die jetzige sei, zu heirathen und dabei des Besitzes eines geliebten Weibes nicht froh werden zu können, hieße so viel wie sein heißes Herz den Qualen des Tantalus aussetzen, den Abschied aber zu nehmen und sich mit ihr von aller Welt zurückzuziehen, verbiete ihm ebensowohl die Klugheit wie das Ehrgefühl, und so müsse Gylfe warten, bis Europa den Frieden habe. Dann aber, sobald Deutschland und Schweden, Rußland und Italien wie Frankreich glücklich sei, dann werde er kommen, und sollten ihn tausend Meilen von der Geliebten trennen, und sie holen, um sie in das kleine Paradies zu führen, das seine Liebe ihr auf Erden zu bereiten die süße Genugthuung haben werde.

Gylfe war ein Mädchen, deren Ohr durch den Klang der Worte eines der gröbsten Schmeichelei fähigen Mannes unwiderstehlich bezaubert wurde, aber deren Herz nicht die Fähigkeit oder den Willen besaß, den Inhalt und die Glaubwürdigkeit derselben zu prüfen. Sie glaubte um so lieber diesen abgenutzten Versicherungen, die schon so manches Mädchen bethört haben, als sie die Erfüllung derselben sehnlichst wünschte, und der eigene Wunsch ist bei manchen weiblichen Naturen schon hinreichend, den Geist zu umdunkeln und die Vernunft zu umnebeln, so daß sie nie und nimmer begreifen, was ein nüchterner Kopf so leicht zu begreifen im Stande ist.

Als nun aber die Zeit der Trennung immer näher rückte, fing sie mit ihren Klagen und Thränen den längst im Herzen erkalteten Major wahrhaft zu überschwemmen an. Ueberbürdet von ihren Seufzern und Bitten, dehnten sich ihm die

Stunden zu Tagen und er sehnte mit immer steigendem Unmuth den Augenblick herbei, wo er sein Pferd besteigen und den Blicken und Worten dieser langweiligen Circe entfliehen könne. Ob er in künftiger Zeit, wenn ihm nichts Besseres in den Weg gelaufen käme, vielleicht noch einmal wiederkkehren und das abgebrochene oder wenigstens lau fortgesponnene Verhältniß anknüpfen werde, das hatte er selbst noch nicht so genau überlegt; möglich sei es allerdings, sagte er sich wiederholt, denn wer könne in die Zukunft schauen und den endlichen Ausgang aller Dinge berechnen!

Für's Erste aber hatte er nur noch auf einen Punkt sein Auge gerichtet. Er war nicht geneigt, so arm von dem Schlosse Spyker fortzugehen, wie er dahin gekommen war. Gylfe Torstenson konnte ihm leider keine Reichthümer bieten und so mußte der Besitz des reichen Grafen Brahe herhalten, ihn für die vielen Sorgen und Mühen zu entschädigen, die ihm zwischen den Mauern seines Hauses zu Theil geworden waren.

Man staune nicht über diese neue bübische Hoffnung eines so glorreichen kaiserlichen Kriegers. Dergleichen war gang und gäbe zu jener *großen* Zeit, und selbst hohe Personen haben sich dadurch einen Namen gemacht, den die deutsche Geschichte jener Tage schon oft gebührend gebrandmarkt hat. Die gebildeten und auf der Höhe der Zeit stehenden Franzosen fanden nicht allein einen Ruhm darin, den guten geduldigen Deutschen auf dem Felde der Ehre zu besiegen, nein, sie fanden ihn auch darin, ihn so mancher unnützen Last zu entheben, mit der ihn das ungerechte Geschick überbürdet hatte. Sie nahmen ihm mit einem Worte ab, was in den Augen der Franzosen ein überflüssiger Besitz für ihn war, denn wer als die regierenden Herren der

Welt, durfte es wagen, Schätze zu besitzen und Kostbarkeiten aufzuspeichern, die durch die pomphaften Erklärungen ihres Oberhauptes Gemeingut der Welt geworden waren, eines Oberhauptes, das in seinem ungemessenen Dünkel sogar Kronen verschenkte, die ihm das gebenedete Verhängniß in die Taschen gespielt hatte. Diese Herren der Welt aber waren natürlich nur die an Weisheit und Kraft so gesegneten Franzosen, und wie es ihnen ihr Meister im Großen vorgemacht, so machten sie es ihm einzeln im Kleinen nach, je nachdem ihr Geschick auch sie begünstigte oder der Zufall es ihnen in die Taschen spielte.

Im Schlosse zu Spyker nun befanden sich sehr werthvolle Dinge, die Graf Brahe bei seiner Abreise nach Schweden auf Rügen für eben so sicher gehalten, als wenn er sie mit sich nach dem Norden genommen hätte. Es bestanden dieselben nicht nur aus sehr schönem und werthvollem Silbergeschirr, sowie kostbaren Kunstgegenständen allerlei Art, in allen Ländern und unter allen Nationen gesammelt, sondern auch einige alte Gemälde von der Hand großer Meister waren darunter, die, wenn sie Niemandem gefielen, doch den Geschmack des beutesüchtigen Franzosen befriedigten. Viele von diesen Gegenständen hatte er schon lange heimlicher Weise bei Seite bringen lassen und einige seiner Leute waren angewiesen, den Rest im Augenblick der Abreise in dazu bestimmte Behältnisse zu packen und auf einem bereit gehaltenen Wagen nach der alten Fähre zu fahren, von wo sie nach Stralsund weiter geschafft werden sollten, um so vielleicht in Zukunft das kleine Paradies zu zieren, welches er Gylfe Torstenson dermaleinst zu bereiten mit tausend Eiden gelobt hatte. Vieles aber war nicht so leicht den Augen des

aufmerksamen Kastellans und seiner noch eifriger spähen- den Töchter zu entziehen gewesen, und das mußte also zuletzt und in aller Eile abgethan werden; aus diesem Grunde hauptsächlich hatte er noch zwei Tage Urlaub genommen. So war er jetzt nur noch ein Gast im Hause des Grafen Brahe, als unsere Freunde daselbst antrafen, und nicht mehr ein Feind, der den Bewohnern desselben Gesetze vorschreiben konnte, denn der Friede zwischen seinem und dem Herrn dieser war unterzeichnet, und kein Franzose hatte mehr das Recht, noch längere Willkür walten zu lassen und die früher erzwungene Bewirthung noch ferner in Anspruch zu nehmen.

Kastellan Ahlström, der sich durch die Miene des Majors, als sei er höchst unglücklich, von dem lieben Spyker scheiden zu müssen, keinen Augenblick täuschen ließ, folgte ihm auf Schritt und Tritt und bemerkte sehr wohl, auf was das Falkenauge und die Habichtsklaue des Fremdlings es abgesehen habe. Im Gefühle seines unbestreitbaren Rechtes und um den schrankenlosen Wünschen des habgierigen Gastes Einhalt zu thun, wagte er wiederholt im Interesse seines abwesenden Herrn bald demüthige, bald ernstere Vorstellungen, da er aber keine Mittel in Händen hatte, dieselben mit dem gehörigen Nachdruck zu unterstützen, und Major Caillard von der Natur in solchen Angelegenheiten mit tauben Ohren begabt war, so ging die »Einsammlung« ruhig ihren Gang, und die Stunde mußte endlich schlagen, wo der langjährige Hüter der Schätze seines Herrn diese mit dem bereits hochbepackten Wagen in das Paradies des Franzosen sich verflüchtigen sah.

So standen die Sachen, als der Erbe von Spyker mit seinem Freunde das alte Schloß betrat und damit die von Tage

zu Tage wachsende Hoffnung des Kastellans erfüllte, der nur durch seine Gegenwart von der Verantwortung befreit werden konnte, die so schwer auf seinen Schultern lag, während dem Major selbst die alle Tage erwartete Ankunft desselben wie ein Schreckbild erschien, dem er ausweichen müsse, so lange ihm noch ein Weg dazu offen stand, denn daß der junge Graf Brahe auf sein väterliches Gut zurückkehren und der Beraubung desselben Einhalt gebieten würde, sobald er in Erfahrung gebracht, die Franzosen hätten es zum größten Theil geräumt, unterlag selbst im Geiste des Herrn von Caillard keinem Zweifel.

Daher beeilte dieser seinen Abzug auf alle mögliche Weise; so sehr er sich aber auch beeilte; die Hast Magnus Brahe's kam ihm zuvor und an demselben Morgen, wo jener mit den auf den Wagen geladenen Schätzen, der schon im Schloßhofe stand und von zwei mit gezogenem Säbel wachehaltenden Reitern beobachtet wurde, abziehen wollte, erschien wider sein Wissen der Erbe von Spyker, nicht, um jene Schätze zu retten – daran dachte er wohl am allerwenigsten – wohl aber um einen Mann zu strafen, der ihm so unendlich viele Schmerzen bereitet und mehr Kostbarkeiten, als jene betrugen, für immer geraubt hatte.

So hatte das Verhängniß den Knoten geschürzt und nur vorsichtige Hände waren im Stande gewesen, ihn schadlos für Alle zu lösen, aber diese Hände fehlten da Magnus, in einem so bedeutungsvollen Augenblick mehr auf sich vertrauend, als er sich im ganzen Leben vertraut, Niemandem, selbst Waldemar nicht, mitgetheilt hatte, was ihn allein in so große Bewegung versetzt und Hals über Kopf nach Spyker gejagt hatte.

Als Magnus mit Waldemar im Thurmzimmer des Schlosses angelangt war und noch keine Zeit gehabt hatte, den sorgenvollen Kastellan von seiner Rückkehr in Kenntniß zu setzen, entwickelte sich eben unter ihm in Gylfe's Zimmer die lärmvolle und thränenreiche Abschiedsscene. Ob er in seinem aufgewühlten Geiste eine Ahnung davon hatte? Wir wissen es nicht. Aber warum eilte er so, zu dem Ende zu kommen, das er sich selbst im Innersten mit heiligen Eiden gelobt und das er nur erreichen konnte, so lange der fremde Eindringling noch im Hause verweilte?

Genug, alle Vorsicht vergessend oder sie verachtend, öffnete er, sobald er im runden Zimmer angelangt war, das Fenster und schaute nach dem Hofe hinab, wo die Wache haltenden Franzosen schon im Sattel saßen und den Major erwarteten, um mit ihm nach Bergen aufzubrechen.

»Er ist noch da,« sagte er mit erhitzten Wangen zu Waldemar. »Aber er scheint fort zu wollen. Geh Du hinab zu Ahlström und sieh wie die Sachen stehen; auch vergiß nicht zu fragen, was der Wagen da zu bedeuten hat. Ich sehe dort einen Kasten obenauf liegen, der zu den Reiseeffecten meines Vaters gehörte.«

»Wohl,« erwiderte Waldemar, eigenthümlichbeklommen, »ich werde gehen, aber warte Du hier oben, bis ich wieder zurück bin.«

»Geh!« sagte Magnus mit einer gebieterischen Handbewegung. »Ich werde Dich erwarten.«

Waldemar verließ das Thurmzimmer und ging leise die geheime Treppe hinab, die im untersten Stockwerk, wie bekannt, im Zimmer des Kastellans mündete, wo er denselben antraf und durch seinen unerwarteten Eintritt in solchen Schrecken versetzte, daß der alte Mann kreideweiß wurde

und mit einem Ausruf des höchsten Erstaunens auf einen Stuhl sank.

Unterdessen aber hatte Magnus nicht das Fenster verlassen, vielmehr unverwandt nach dem Wagen hinabgeblickt, der einen großen Theil seiner eigenen Besitzthümer auf ewig aus Spyker fortführen sollte. Plötzlich erhob einer der Reiter zufällig den Kopf und erblickte den fremden Mann in dem Fenster des früher so gefürchteten Spukthurms. Obgleich er gegen die eingebildeten Schrecknisse innerhalb desselben abgehärtet war, so erschrak er doch jetzt so sehr darüber, daß er mit aufgerissenem Munde in die Höhe starrte und nicht einmal seine Kameraden davon benachrichtigte, von denen einer neben dem fahrenden Bauer am Wagen stand, der andere aber des Majors und sein eigenes Pferd am Zügel auf dem Hofe umherführte.

»Heda!« schrie Magnus hinunter, »wo wollt Ihr hin und was habt Ihr da auf dem Wagen?«

Der Franzose, dessen Aufblick jetzt von allen Anwesenden bemerkt und nachgeahmt wurde, hatte vor Schreck so sehr die Fassung verloren, daß er unverweilt antwortete: »Wir wollen fort, nach Stralsund, und das da sind des Herrn Majors Sachen.«

»Aha, ich dachte es mir! Wo steckt Euer Herr Major?«

Der Franzose deutete mit der Rechten auf das untere Stockwerk nach dem Zimmer, wo Gylfe wohnte, wie Magnus sehr wohl wußte, und machte dabei ein dummschelmisches Gesicht. »Er nimmt Abschied,« sagte er und setzte lachend hinzu, »bis wir einmal wiederkommen.«

Als Magnus dies hörte, wirbelte es ihm im Kopfe und er verlor beinahe die Besinnung. Vor seinen Augen wurde Alles schwarz und seine Wangen brannten in jähnen Flammen

auf, als schäme er sich vor den schlafenden Ahnen seines Stammes, daß dergleichen im Hause seiner Väter geschehen könne. Er sprang vom Fenster fort, schloß rasch einen Wandschrank auf, aus dem er zwei geladene Pistolen nahm, steckte sie in den Gürtel, den er nach alter Gewohnheit unter dem Oberrock trug, und trat zur Thür, durch die Waldemar eben hinabgegangen war, – nicht aber um ihn zu folgen, sondern um einen Weg für sich allein anzutreten.

»Sie nehmen Abschied,« murmelte er wild zwischen den Zähnen. »Da will ich dabei sein, ich liebe so etwas, und ich – ich, Magnus Brahe, – will dem Scheidenden auch die Hand drücken. Ja, das will ich, aber auf eine weniger freundschaftliche Weise.«

Er sprang die Treppe hinab, kam vor dem geheimen Eingange an Gylfe's Zimmer an, blieb hier stehen und horchte, ob er vielleicht vernehmen könne, was drinnen vor sich gehe.

Die in dem Zimmer Stehenden und Abschiednehmenden, wie der Soldat gesagt, hatten keine Ahnung, was in so unmittelbarer Nähe von ihnen geschah. Es war zwischen ihnen der Augenblick gekommen, den Major Caillard lange gefürchtet hatte und der sich nun in der That noch schwerer erwies, als er ihn sich vorgestellt. Wiederholt hatte er mit heiligen Eiden seine ewige Liebe versichert und Gelübbe gesprochen, daß seine einstige Wiederkehr kein leeres Versprechen sei. Umsonst, Gylfe Torstenson konnte sich von ihm nicht trennen; im letzten Augenblick alle Zurückhaltung bei Seite setzend, hing sie an seinem Halse, schluchzte laut und nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, immer

wieder Eide und Gelübde fordernd, deren reichlicher Vor- rath bei dem wortreichen Franzosen bereits fast erschöpft war.

»Nein, nein, François,« schrie sie im höchsten Seelen- schmerz, »ich werde diese Trennung nicht überleben. Mit Dir geht Alles von mir fort, bei mir bleibt Nichts, Nichts als der Schmerz: Dich verloren zu haben und so bald, vielleicht nie wiederzusehen.«

Der im Herzen so kalte Franzose, dem selbst diese süßen Worte und die enge Umschlingung der schönen Arme des bethörten Mädchens keine wirkliche Empfindung einhauchen konnten, hatte keine Worte mehr, darum aber versuchte er es um so eifriger, sich von den Banden zu lösen, die ihn immer fester umschlangen.

»Gylfe,« sagte er schmeichelnd, aber mit seitwärts nach der Thür rollenden Augen, »schönes Mädchen von Spyker, wozu diese Thränen, diese Klagen? Was kann ich für die Trennung, die mir mein Kaiser auferlegt? O, sieh mein Herz an, es spricht aus meinen Augen, auch mir blutet es darin und ich reiße mich nur mit Widerstreben los, aber ich muß, ich muß fort, denn mich ruft die Pflicht. Lebe also wohl!«

»Nein, nein,« kreischte Gylfe wild, »Dir blutet nicht das Herz wie mir, denn Deine Lippen sind kalt, Dein Auge blickt wild aber nicht betrübt.«

François Caillard wußte nicht, was er thun, wie er sich aus den Umschlingungen, die ihn noch fester umklammer- ten, loswinden sollte. Da half ihm ein Anderer. Plötzlich, während Gylfe's Arme seinen Hals umstrickt hielten, ras- selte es in der Ecke des Zimmers seltsam und grauenvoll. Die Wand spaltete sich und ein hochgewachsener Mann, der

dem Major gänzlich unbekannt war, trat mit einem Gesichte ein, dessen Ausdruck allerdings von einer Beschaffenheit war, selbst dem Muthigsten Schrecken einzuflößen. Allein mehr noch als dieser Mann erschreckte ihn Gylfe. Denn diese, als sie das wohlbekannte Rauschen in der Ecke vernahm, wandte schaudernd den Kopf dahin, und mit gläsernem Auge den unerwarteten Vorgang anstarrend, floß ihr das Blut aus dem Gesicht und, plötzlich von dem Geliebten sich lösend, sank sie ächzend auf einen Stuhl und schlug mit einem röchelnden Tone, den die bekommene Brust unwillkürlich von sich gab, beide Hände vor's Gesicht.

Diesen Augenblick glaubte der Franzose benutzen zu dürfen und, den so heimlich eingetretenen Fremden ganz außer Acht lassend, wandte er sich mit behendem Schritte zur Thür, die zu der großen Treppe führte.

Aber Magnus schien nicht geneigt, ihn unangetastet diese Treppe erreichen zu lassen. Seinerseits Gylfe unbeachtet lassend, folgte er schnell dem Davoneilenden, und noch in der Thür ihn erreichend, faßte er kräftig seinen Arm und riß ihn gewaltsam nach sich hin.

»Mein Herr,« keuchte seine athemlose Brust hervor, »sind Sie ein Edelmann?«

Der Franzose hatte bei diesem Vorgang und dem ihm zu Theil werdenden Anblick die Sprache verloren, denn aus Magnus' Augen sprühte ein Feuer, welches so unheimlich und düster wie verzehrend war. Er versuchte ihm die Antwort schuldig zu bleiben und die erste Treppenstufe zu gewinnen, um rasch seine Leute und sein Pferd auf dem Hofe zu erreichen. Aber auch auf diese erste Stufe folgte ihm der

für ihn Namenlose, dessen ganzes Gebahren ihn aber errathen ließ, daß er ein unbestreitbares Recht habe, in dieses Haus ungeladen einzutreten.

»Mein Herr,« wiederholte Magnus wuthschnaubend, »sind Sie *kein* Edelmann? He – Sie schweigen? Verstehen Sie meine Sprache nicht, nein? Nun gut, dann werden Sie diese verstehen.«

Dabei zog er eine Pistole aus dem Gürtel, deren Hahn bereits gespannt war, und richtete sie auf den Kopf des Mannes, der bedeutend kleiner war als er.

Jetzt aber hielt es der Franzose für Zeit, zu bemerken, was man von ihm verlange oder vielmehr, was man ihm aufgespart habe, wenn er noch ferner unthätig bleibe. Mit der Rechten, die er frei hatte, zog er blitzschnell seinen Säbel aus der Scheide und stand so bewaffnet dem gewaltigen Gegner gegenüber. Dabei funkelten seine Augen unheimlich und seine Lippen bebten, nicht aus Furcht, sondern aus Blutgier, denn daß hier Blut fließen würde, sagte ihm sein soldatischer Instinct.

»Wer sind Sie?« fragte er endlich, nicht um zu wissen, wen er vor sich habe, denn das ahnte er bereits, sondern um die Aufmerksamkeit des Angreifenden von seiner Waffe abzuleiten und um Zeit zu gewinnen, eine ihn jählings überfluthende Absicht auszuführen.

»Wer ich hin? Das wagen *Sie* mich *hier* zu fragen? Ein Edelmann bin ich, der einem Räuber gegenübersteht, das sehen und fühlen Sie wohl, dessen Name aber zu gut ist, um in Ihrer Gegenwart genannt zu werden.« Und dabei hob er die Pistole wieder empor.

Diesen Augenblick hatte der Franzose wahrgenommen. Noch ehe das todbringende Geschoß seine Mündung auf

ihn gerichtet, fuhr er mit dem Griffen seines Pallasches rückwärts und mit mächtigem Vorstoße die scharfe Spitze gegen Magnus Brahe's Leib bewegend, stieß er die Klinge einen halben Fuß tief hinein, so daß ihm, als er sie mit Gewalt wieder herauszog, das hervorspritzende Blut selbst über Gesicht und Brust floß. Zugleich aber ging Magnus Schuß los, jedoch zu spät. Er selbst, auf den Tod verwundet, fiel hinten über und färbte die Stufen der väterlichen Treppenhalle mit seinem Blute.

Der Franzose dagegen, rasch seine Waffe in die Scheide stoßend, sprang blitzschnell die Treppe hinab, und während Waldemar, von dem durch das ganze Haus schallenden Schusse aufgeschreckt, aus des Kastellans Zimmer und von diesem gefolgt, in die Höhe eilte, flog er fast an ihm vorüber durch die Hinterthür des Hauses, wo sein Pferd stand, warf sich, ohne einen Blick rückwärts zu werfen, hinauf und jagte, von seinen Leuten gefolgt, den Wagen mit der Beute und seinen eigenen Sachen im Stiche lassend, weil die Pferde ihm zu langsam zu laufen schienen, aus dem Schloßhofe mit rasender Eile dem See zu, dessen dicke Eisfläche ihn sicher aufnahm, worauf er denn bald den Augen der ihm etwa Nachschauenden entchwunden war.

Unterdessen aber herrschte im Schlosse selbst die tiefste Bestürzung. Waldemar, von fast allen Hausbewohnern gefolgt, und ahnend, was Magnus in seiner Abwesenheit gewagt hatte, stürzte die Treppe hinan. Aber da sah er Alles, was er zu finden gefürchtet, nur in noch viel traurigerer Gestalt, vor sich liegen. Magnus, in seinem Blute schwimmend, war einige Treppenstufen hinuntergeglitten und seine Augen, dem Schließen nahe, suchten, von Einem zum Andern

irrend, die Seinigen auf, um sich noch einmal an ihrem Anblick zu laben.

Waldemar stürzte auf die Kniee zu dem Blutenden nieder und preßte in wilder Hast die Hand auf die Wunde, die er sogleich entdeckte. »Magnus!« rief er stöhnend vor Angst und Schmerz, »mein Gott! was ist geschehen?«

»Waldemar,« flüsterte der junge Mann mit lächelnder Miene, auf die schon der Tod seine leserlichen Züge schrieb, »laß sie bluten – Du stillst sie nicht. Gott hat es so gewollt, der Franzose hat mich getroffen ehe ich ihn traf. Vielleicht ist es – besser so. Ich bin zufrieden. Dir aber, Dir – vererbe ich meine Rache – räche – mich!«

»Die Rache steht in Gottes Hand, Magnus!« sagte Waldemar fest und mild, selbst in diesem schweren Augenblick seine ganze männliche Fassung bewahrend. Und dem Kastellan und den umstehenden Dienern einen Wink gebend, hoben sie den Sterbenden auf und trugen ihn in das nächste Zimmer, von wo sie sogleich einen reitenden Boten nach Sagard sendeten, um den Arzt herbeizurufen, trotzdem es Allen einleuchtend war, das derselbe hier von keinem Nutzen mehr sein konnte.

4. VIERTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER ABSCHIED VON SPYKER.

In den düsteren Räumen des alten Schlosses zu Spyker herrschte eine unheimliche und drückende Stille. Kein Franzose, kein feindlich gesinnter Mensch athmete mehr innerhalb seiner Mauern oder überhaupt in seiner Nähe, es war

frei von allem Bösen, was so lange darin und darum gehaust und die Gemüther seiner Bewohner in Sorge und Unruhe versetzt hatte, aber dennoch war es öde und still, kein Mensch wagte ein lautes Wort oder einen schallenden Tritt hören zu lassen, denn – es war der Tag, wo man den einzigen Sohn und Erben des gräflichen Hauses und Namens, den edlen Magnus Brahe zur Ruhe bestattet hatte.

Halb Sagard war in den Vormittagsstunden dieses Tages in Spyker gewesen, die ganze Umgegend hatte ihre Bewohner zu Zeugen des traurigsten aller Ereignisse gesendet, welches man während der ganzen Kriegszeit in dieser Gegend zu beklagen gehabt. Der würdige Pastor von Willich selbst hatte die ergreifende Grabpredigt gehalten und kein Auge war bei seinen Worten trocken geblieben, als er der stummen Gemeinde mitgetheilt, daß es in Gottes Rathschluß gelegen, die junge Eiche zu fällen, die der Ruhm und Stolz der erhabenen Familie hätte werden sollen, und daß Gott selbst den Uebelthäter, der dies Unheil über alle gebracht, vor seinen Richterstuhl fordern möge, da er der irdischen Gerechtigkeit leider entronnen sei.

Eine Stunde nach dieser Ceremonie, bei der man diesmal keine Rücksicht auf die gebräuchlichen Trauerschmausereien genommen, hatte sich die große Versammlung aufgelöst, alle Nachbarn hatten das Schloß verlassen und die Bewohner desselben waren allein zurückgeblieben, um in der wohlthätigen Stille, die sie nun umgab, Beruhigung und Trost für ihren gerechten Schmerz zu suchen.

Unten im Zimmer des Kastellans war die ganze Familie Ahlström versammelt, Einer vor dem Andern erschreckend, wenn das thränenschwere Auge auf die in diesen Räumen lange nicht erblickten Trauerkleider fiel. Alle hatten sich in

ein kleines Häufchen um den hohen Sorgenstuhl zusammengedrängt, auf dem der alte Diener des gräflichen Hauses saß und seine stillen Zähren mit dem lauten Schluchzen seiner Frau und Töchter vermischt. Auch sämmtliche Diener hatten sich hier eingefunden und standen in den Ecken und schauten die weinende Familie an, von der allein sie Trost in diesen schweren Tagen zu hören erwarteten, aber keine Sylbe kam über die Lippen des heimgesuchten Hausvaters, denn er selbst war innerlich zerschmettert und die Worte, wenn er welche hätte sprechen wollen, wären ihm im Munde erstickt.

Gylfe Torstenson, die ihr Zimmer noch nicht wieder verlassen, seitdem Major Caillard so übereilt aus demselben entwichen war, um mit Magnus den tödtlichen Streit zu Ende zu führen, hatte noch Niemanden gesehen und wollte auch Niemanden sehen, da sie wohl fühlen mochte, daß kein freundliches Gesicht ihr begegnen würde; selbst Gysela, die in dumpfem Schweigen, mit geschwollenen Augen und zeitweilig lebhaft ausbrechendem Schluchzen, die gewöhnlichen Dienste bei ihr verrichtet, hatte keine Sylbe über ihre Lippen schlüpfen lassen, die irgend eine Andeutung der im Schlosse stattfindenden Vorgänge enthielt, und so hüete sie in schauerlicher Einsamkeit ihr Zimmer, in dem sie nirgends und in nichts einen Anreiz zum Troste fand, und seufzte bald laut, bald starnte sie in gedankenloser Versunkenheit vor sich nieder oder in die öde Winterlandschaft hinaus.

Auch Waldemar Granzow hatte sich, sobald die Trauerfeierlichkeit beendet war, in die Einsamkeit des obersten Thurzmimmers zurückgezogen, welches sein Freund durch

den letzten Aufenthalt darin in seinen Augen für ewig ge-weiht hatte. Von hier aus schaute er über das vor ihm lie-gende Land bis weit auf das Meer hinaus, welches beides, so weit sein Auge reichte, von demselben starren Leichtentuche bedeckt war, das nun auch seinen besten Freund auf dieser Erde einhüllte. O, wie er so dasaß und seine Gedanken und Blicke über die unabsehbare Ferne schweifen ließ, in der auch Magnus mit seinen Wünschen und Hoffnungen so gern geweilt, da trat ihm noch einmal in seiner ganzen ursprüng-lichen Milde und Weichherzigkeit der Mann vor Augen, der schon als Knabe an seiner Seite gestanden und mit dem er die frohe Jünglingszeit auf jener blauen See durchlebt hat-te, die fern von ihm gegen die wogenden Eisschollen tobte und brauste, welche die ganze Küste von Rügen wie mit ei-nem schützenden Gürtel gegen die tobende Brandung um-schlossen. Dieser Knabe, dieser Jüngling, dieser Mann war ihm mehr als ein Freund, er war ihm fast ein Bruder gewe-sen. Dieselbe väterliche Hand hätte für Beider Erziehung so weise und lieblich sich aufgethan, Beide mit gleicher Liebe umfaßt und Beiden ohne irgend eine Parteilichkeit, die doch so natürlich gewesen wäre, ihre fernere Lebensbahn zu eb-nen gesucht, indem sie den Einen wie den Andern mit glei-chen Mitteln ausrüstete, den Kampf des Lebens siegreich zu bestehen. Nun war Der, um dessenwillen diese Liebesquel-le so reichlich geflossen, dahin, für immer; der alte biede-re Vater war kinderlos zurückgeblieben und hatte also mit seinem Erben auch alle an ihn geknüpften Hoffnungen ver-loren. Die vielen zerstreut liegenden Güter waren nun ihres einstigen Herrn beraubt, die zahlreichen schönen Besitzthü-mer aller Art vergebens gesammelt, die reichliche Saat für die Zukunft umsonst ausgesät, denn niemand war da, der

hätte sagen können: das Alles wird einst mir gehören und ich werde weiter bauen, was mein Vater gebaut, ich werde vollenden, was er in seiner Güte und Menschenfreundlichkeit begonnen hat.

So lange Magnus lebte, war auch Waldemar eine bestimmte und lohnende Lebensbahn vorgezeichnet gewesen, sein Schiff hatte einen Hafen, in dem es rasten, seine Hoffnung einen Anker besessen, an dem sie haften konnte, denn was der Eine that, that auch der Andere. Nun aber war diese Lebensbahn plötzlich abgerissen, der Hafen war versandet, der Anker hielt nicht mehr, Waldemar war auf sich selbst, auf seine Kräfte allein angewiesen, und zum ersten Mal auf eigenen Füßen stehend, mußte er ein neues Leben beginnen, erkämpfen, da ihm das alte an der Seite seines Freunden verschlossen war. Darüber nun trauerte und klagte er nicht, wie er überhaupt nie klagte, denn dazu war er zu stark, zu willenskräftig, zu gottergeben, wie der Mann es sein soll, dem der Schöpfer in seiner Güte so viele Fähigkeiten verliehen; auch hoffte er sich allein das Leben unterthänig machen zu können und einen Hafen zu finden, in dem er sein Schiff ruhig vor Anker legte, wenn der stürmende Abend käme; nein, er trauerte vielmehr darüber, daß Magnus Brahe der Boden unter den Füßen so rasch weggezogen war, daß das schöne Leben so früh für ihn geendet, daß nicht die Freude, nur der Schmerz sein letzter Begleiter auf Erden gewesen, und daß nun durch seinen plötzlichen Hintritt eine Lücke in seinem eigenen Leben entstanden war, die kein anderer Mensch jemals wieder würde ausfüllen können.

»Ja, ja,« sagte er, nachdem er dies Alles im Stillen bedacht, nun im leisen Selbstgespräch, »Magnus hatte Recht,

jetzt erkenne auch ich es, aber leider zu spät: sein Stern ist ganz erloschen, nicht allein in seiner Brust, auch auf Erden, ich sehe nicht den geringsten Schimmer mehr von ihm, und niemals mehr wird er Jemandem auf Erden leuchten. Wie wunderbar ist es, daß er von jeher die Ahnung seines frühen Todes gehabt und die düstren Gestalten seines Schicksals vor seinen Augen hat schweben sehen! Oft genug und selbst mitten im Rausch der jugendlichsten Freude hat er mir seine Gedanken darüber mitgetheilt. Wie sind doch manche Menschen auserlesen, im Geheimen und tief im Innern zu fühlen, was in der Zukunft verborgen liegt, und gewissermaßen mit einem Fuß auf dieser Erde und mit dem andern in jener unbekannten Welt zu stehen. In welcher geheimnißvollen Verbindung steht ihr Geist mit dem großen Weltgeiste, aus welchem Stoffe sind die Kettenglieder gewebt, die zwischen beiden herüber und hinüber laufen, auf welche Weise die rätselhafte Sympathie entstanden, die beide mit einander verbindet und den Menschen das mit Geist und Gefühl begabte Atom des allmächtigen Schöpfers sein läßt. Wer das sehen oder nur begreifen könnte! Warum sind die Wolken nicht durchdringbar, die zwischen der Erde und dem Himmel fliegen, warum trennt ein endloser Raum die düsteren Schatten der Erde von dem göttlichen Lichte der Alles verklärenden Himmelssonne? O, ich kann es nicht begreifen, meine Augen sehen nur das Sichtbare, und meine Ohren hören nur das Hörbare, den Schwung und die Richtung des sausenden Rades aber, welches der Weltgeist durch das All rollen läßt und an das der Menschen Schicksal mit unsichtbaren und doch unzerreißbaren Fäden gebunden ist, kann ich nicht vernehmen und erkennen, wie sie Magnus so oft vernommen und erkannt hat. Der gute Magnus! Ob er wohl

glücklicher dadurch war? Ich glaube es nicht, im Gegentheil sogar; aber eben weil er dadurch unglücklicher war als ich, darum liebe ich ihn so, denn ich fühlte immer, was ich von ihm voraus hatte, und es schmerzte mich, daß ich noch in einem Punkte glücklicher war als er. Ob ich ihn wohl so liebte, wie er es verdient hat? O welchen Menschen liebt man, wie er es verdient, wir müßten sonst unsere Eltern, alle die, die uns Gutes thun, auf den Händen tragen, und das thun die Menschen so selten! Und dennoch kann ich von mir sagen, daß ich ihn sehr geliebt habe. Ich kannte niemand, der mir theurer war, mir näher am Herzen stand, und wenn ich einen Bruder gehabt, er hätte wohl mein Bruder heißen, aber nicht mehr geliebt sein können als er. Und nun liegt er kalt, leblos unter dieser eisigen Hülle, welche der Himmel auf die Erde gesandt hat, um seinen heißen Schmerz bald zu kühlen, nun sieht er nicht mehr die blauen Wellen, die so fröhlich tanzen und springen, und die goldene Sonne, die so lieblich wärmt und so herrliche Strahlen wirft. Nein, o nein, er hört auch nicht mehr das stolze Wehen und Brausen des Windes, nicht mehr das süße Wort der liebevollen Menschen, seine Hand drückt nicht mehr die Hand des Braven, Getreuen und Guten, deren Begrüßung einem empfindenden Herzen so wohl thut. O, das Alles ist nun vorbei und wird ihm nicht wieder geboten! – Wunderbar, wie mir jetzt Alles vor die Seele tritt, was er mir so oft gesagt! Das Eine klingt mir vor allem in die Ohren, als hörte ich noch den Ton, womit er sprach: Glaube mir, sagte er, so lange ich bei Dir bin, wirst auch Du nicht froh und heiter werden, nur dann erst, wenn Du mich aufgegeben, mich verlassen hast, wirst Du glücklich sein und das Ziel Deines Daseins erreichen, denn ich bin der Hemmschuh, der das

Rad Deines Lebens aufhält. – Was hat er damit gemeint? Liegt auch dieser Vorhersagung eine bestimmte Ahnung zu Grunde? Woher soll nur das Glück kommen, wenn mir das an seiner Seite nicht mehr erblühen soll? Ich weiß es nicht – o was wüßte ich jetzt, denn es summt mir noch immer sein letztes Röcheln in den Ohren, und sein ersterbender Blick dringt noch immer in meine umflorete Seele. Ich vermache Dir meine Rache, sagte er sterbend, ich kann ihn nicht mehr strafen, strafe Du ihn! Wie soll ich ihn, den er meinte, strafen, wie ihn nur erreichen? O, die Pfade der Menschen führen weit auseinander, und selten treffen die wieder zusammen, die sich einmal freundlich oder feindlich begegnet sind. Das wäre also das Hauptvermächtniß meines Freunden – die Rache! Ach, das ist kein angenehmes Geschenk für mich, dessen Hand nicht dazu geschaffen ist, an dem Leben eines Menschen zu rütteln; ich liebe die Menschen und leide nur ungern meine Kraft, das Geschöpf zu zerstören, welches Gott in seiner Liebe und Güte erschaffen und unter so vielen Mühen hat wachsen und gedeihen lassen.

Außer diesem traurigen Geschenk aber hat er mir noch ein anderes Vermächtniß hinterlassen – die Papiere, die er im Gefängniß zu Bergen mit seinen Gedanken gefüllt, vor meinen Augen versiegelt und mir erst vor wenigen Tagen übergeben hat. Da liegen sie vor mir und ich vermag kaum meine Augen davon abzuwenden, so theuer, so werthvoll sind sie mir. Sende sie meinem Vater, sagte er mir mit gewichtiger Miene, und halte nicht für gering und bedeutungslos, was ich Dir sage. Es ist mein Wunsch, daß er sie gerade durch Dich erhält, damit er sieht, wie Du bis zum letzten Augenblick an meiner Seite gestanden und damit den Schwur gelöst hast, den Du in seine Hand legtest, als er

uns beide in's Leben sandte. – Ich werde sie also dem armen alten Vater senden, dem ich gern dies bittere Herzeleid erspart hätte, aber ich muß es ihm verursachen, ich kann nicht anders. Doch was soll ich ihm sagen, wie sein einziger Sohn und Erbe geendet, wodurch er den Todesstoß empfangen hat? Niemand hat es gesehen, niemand gehört als Gott, denn dieser Franzose ist auf schnellem Rosse davongejagt, und keiner konnte ihn einholen. An Verfolgung war nicht zu denken, er hatte eine stählerne Mauer um sich und sein Name: Franzose! schützt ihn vor den Angriffen jedes Gesetzes. Denn wir sind schwach und bedürfen der Hülfe jenem Volke gegenüber, das groß und gewaltig ist zur Zeit und Andern die Faust auf das Herz legen und befehlen kann, daß es zu schlagen aufhöre. Welche Schmach, welche Erniedrigung für den Mann, der Kraft in seinen Sehnen und festen Willen in seinem Geiste hat! Doch es ist nicht anders, und wir müssen es tragen, was Andere einmal verschuldet haben. Aber für die Franzosen werden einst auch bittere Tage kommen, dann werden die Stärkeren über *ihnen* stehen, und Gott selbst wird die Vergeltung in seine Hand nehmen, die die Menschen jetzt nicht ausführen können.

Doch ich muß mich immer wieder fragen, wie waren die Vorfälle hier im Hause, die Magnus' Tod zur Folge hatten? Starb er im ehrlichen Kampfe, oder sank er unter dem Streiche eines Meuchelmörders hin? Wer weiß es, wer sah es? Beinahe glaube ich das Erstere, denn auch der Flüchtige schien verwundet, er blutete an Kopf und Brust und Magnus' Hand hatte ein Pistol abgefeuert, mit dem er sein Ziel stets zu finden wußte, wenn er es suchte. Doch darüber schwebt ein Dunkel, das uns niemals gelöst werden wird, und so will ich es der Wahrheit gemäß dem Vater berichten. Hätten wir

doch den Mann ergriffen, der die That verübt und lieber die Schätze eingebüßt, die er räuberischen Sinnes auf den Wagen geladen und nun mit seinem eigenen Gepäck in unseren Händen gelassen hat. Doch was hätte es geholfen? Wir hatten keine Zeugen, und wenn wir sie gehabt, so giebt es doch jetzt dem Mächtigen gegenüber kein Recht.« —

In solch trauriges Sinnen verloren, was bei dem so überaus heiter kräftigen und lebensmuthigen Mann etwas ganz Ungewöhnliches war und seinem charakteristischen Gesicht einen eigenthümlich rührenden Ausdruck verlieh, stand er in dieser einsamen Stunde mit untergeschlagenen Armen am Fenster und schaute immer noch in die vor ihm liegende Ferne hinaus. Plötzlich flog ein Reiher mit gewaltigem Gekrächz aus dem schneebedeckten Gebüsche des Parks von Norden nach Süden hin, und augenblicklich folgten ihm Waldemar's Augen, denen so leicht nichts entging, was im Bereich der Natur vor ihnen geschah.

»Ein verspäteter Gast!« sagte er, dem raschen Fluge des großen Vogels folgend. »Er verläßt seine nordische Heimat und fliegt südlicheren Gegenden zu. Ha! Er erinnert mich an mich selber, und auch ich werde mich bald auf die Wanderung begeben, um meine alte Heimat aufzusuchen, denn hier habe ich am längsten geweilt, und mich fesselt nun nichts mehr an das alte Schloß, als die dankbare Gesinnung für meinen edlen Wohlthäter und die Erinnerung an die schönen Jugendtage, die ich hier mit seinem Sohn verlebt habe. So will ich denn gehen, heute nicht mehr, aber morgen Früh, und meine alten Eltern aufsuchen und ihnen sagen: hier habt Ihr Euren Sohn ganz wieder, nun stützet Euch auf ihn, er ist stark genug dazu. Ha! Ja, das ist auch eine Aufgabe für mich, und sie sagt mir zu. Aber ehe ich

diesen Gang antrete, steht mir noch ein schwerer Abschied bevor, ich muß mich von dem alten Ahlström und seiner Familie trennen, und erst mit mir werden sie ihren guten jungen Herrn ganz verloren haben, und darum wird ihnen mein Weggehen wehe thun, ich sehe es ein.

Und noch einen schwereren Gang habe ich hier zu thun, den ich so bald wie möglich unternehmen will, damit er gethan ist. Dieses Unglücksweib muß ich noch einmal sprechen, das an allem Kummer in diesem Hause schuld ist, und ich bin neugierig, welche Miene sie jetzt annehmen wird. Freilich, wenn ich es recht bedenke, habe ich keine Verpflichtung gegen sie, ich könnte gehen, ohne sie noch einmal zu sehen und ihr dadurch meine Verachtung beweisen, aber sie war einst die Geliebte meines Magnus', und so will ich in der Erinnerung daran ihr Lebewohl sagen. Und das soll sogleich geschehen, dann liegt das ganze bisherige Leben hinter mir und das neue vor mir.«

Er verschloß alle Gegenstände, die früher Magnus im Gebrauch gehabt, und die er, um sein Herz daran zu weiden, vor sich auf den Tisch ausgebreitet hatte, sorgfältig, vor Allen aber den Brief, der an Graf Brahe gerichtet war, stieß einen Seufzer aus, als er den Schlüssel aus dem Wand-schrank zog, und stieg bekümmerten Herzens die Treppe hinab, denn er wußte vorher, daß er bei dem Kastellan keinen trostreichen Anblick haben werde.

Als er bei dem Alten eintrat, fand er die ganze Familie noch beisammen; sie hatten aufgehört zu weinen, als sie aber Waldemar's ansichtig wurden, brach ihr Kummer wieder hervor, und aller Augen flossen von Neuem über.

Da fühlte der starke Mann sich selbst zum Tröster berufen, und mit warmen und lebhaften Worten sprach er seine

Meinung aus, daß auch der Schmerz sein Ende haben müsse, wie die Freude es habe, und daß es Pflicht sei, sich in Gottes Willen zu fügen, da man als Mensch nicht immer die Erfüllung aller Wünsche beanspruchen dürfe.

Alle traten bei diesen Worten an ihn heran, ergriffen seine Hände, als wären sie ein Theil von dem Hingegangenen, und weinten in seiner Nähe sich noch einmal von Herzen aus, bis sie endlich gefaßter wurden und ein ruhiges Gespräch über die vorliegenden Verhältnisse führen konnten, wonach Waldemar zuletzt seinen Entschluß aussprach, schon am folgenden Tage Spyker verlassen und sich zu seinen Eltern nach Sassenitz begeben zu wollen.

»Ich kann Dir das nicht verdenken, Waldemar,« sagte der alte Ahlström. »Spyker ist in solchen Zeiten und noch dazu im Winter kein behaglicher Aufenthaltsort. Hier wird nichts als das Weh zurückbleiben, und ich habe eine wahre Angst, wenn ich daran denke, daß wir nun mit der Dame oben wieder allein sein werden. Was sollen wir mit ihr beginnen, wenn sie immer nur nach ihrem Buhlen seufzt, der in unsren Augen nichts als der Mörder unsers lieben Herrn ist?«

»Sie wird Euch nicht lange lästig fallen, denke ich,« erwiderte Waldemar. »Ihr selbst muß Spyker kein angenehmes Obdach mehr bieten. Sobald man das Stift in Bergen wieder für seine Bestimmung hergestellt hat, wird sie Euch verlassen und unter ihren Damen ihre Wohnung aufschlagen, wenn sie nicht nach Frankreich geht.«

»Gott weiß es, was sie thut, aber ich sähe sie lieber heute als morgen scheiden.«

»Da wir gerade von ihr sprechen, Gysela,« fuhr Waldemar fort, »so geh' einmal zu ihr hinauf und frage sie, ob ich sie sprechen kann. Ich möchte nicht den Vorwurf auf mich

laden, der Pflegetochter meines Pflegevaters auf ewig den Rücken gekehrt, ohne ihr ein Lebewohl geboten zu haben. Am Ende kann sie nicht für ihre Gefühle, und man muß in Beurtheilung solcher Dinge billig sein.«

Gysela entfernte sich und kam bald darauf mit der Meldung zurück, Gylfe wollte ihn weder sehen noch sprechen, sie habe nichts mehr mit ihm zu theilen und wünsche ihm so viel Glück im Leben, wie sie selber in diesem Augenblick genieße.

Als Gysela diese Bestellung mit aller Ruhe ausrichtete, schoß dem Freunde Magnus Brahe's das Blut in's Gesicht. Sein männlicher Stolz war verletzt, und in dieser Beziehung war selbst der einfache und ruhige Waldemar empfindlich. »Wie,« rief er verwundert aus, »sie *will* mich nicht sehen? Hat diese Dame auch in Bezug auf mich einen so festen Willen? Nun, wohl denn, der meinige ist noch fester, und so werde ich gegen ihren Willen vor ihr Auge treten und wenn sie mich reizt, soll sie meine ganze Meinung erfahren.«

Nach diesen Worten verließ er rasch das Zimmer des Kastellans, und gleich darauf krachten unter seinem wuchtigen Tritt die Stufen, die nach dem oberen Stockwerk führten, dieselben Stufen, die noch vor wenigen Tagen das Blut des edlen Grafen geröthet hatte.

Ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen und auf dem Gesicht noch die Spuren der Erregung tragend, in die ihn so eben die unerwartete Abweisung seines Besuches versetzt, klopfte er mit fester Hand an die ihm wohlbekannte Thür, hinter der das Mädchen verborgen war, das seinem Freunde die Welt zum Paradiese hätte umgestalten können. Als er aber vergeblich eine Zeit lang auf einen Hereinruf gewartet hatte, der ihm wahrscheinlich gar nicht zu Theil geworden

wäre, trat er ohne Bedenken ein und hatte sogleich einen Anblick vor Augen, der sein Blut noch mehr reizte, als die schnöde Antwort vorher, jedoch beherrschte er sich mächtig, trat an die Bewohnerin des Zimmers heran und sagte einfach: »Guten Abend!«

Gylfe saß am Kamin auf einem Sessel, so weit wie möglich vom Fenster abgewandt, dessen Vorhänge herabgelassen waren, da es draußen bereits zu dunkeln begann; vor ihr stand ein Tisch, auf dem einige Kerzen brannten. Sie saß, die gefalteten Hände im Schooße, sinnend und grübelnd da, in einem dunklen Trauergewande, aber dennoch wie eine Braut mit allen ihren Kostbarkeiten geschmückt, denn ihre Hände funkelten von Ringen, und ihre Handgelenke wie ihr Busen waren mit Armbändern und blitzendem Geschmeide überladen, was auf Waldemar stets einen unangenehmen Eindruck gemacht, da er in diesem Putze bei Gylfe eine Schaustellung gewahrte, die ebensowohl das Auge eines Fremden bestechen, wie die eigene angeborene Eitelkeit des leichtsinnigen Mädchens befriedigen sollte.

Aber nicht Das war es, was Waldemar's Auge an diesem Abend so unheimlich entgegenblitzte und es am meisten verletzte, es war vielmehr die Haltung der ganzen Gestalt und der Ausdruck, der auf dem noch so jugendlichen Gesichte der Jugendgespielin lag. Denn sie hatte ihre etwas magere Gestalt mit einem gewissen Trotze in den Sessel zurückgelehnt und in jeder ihrer Bewegungen sprach sich ein Stolz, eine vornehme Nachlässigkeit und eine erzwungene Würde aus, die ihr nicht eigenthümlich und jetzt am wenigsten am Platze war, da man annehmen mußte, ihr Trotz wäre durch die äußereren Ereignisse herabgespannt und ihr anmaßender Stolz müsse tiefer denn je gedemüthigt sein.

Mit dieser Haltung stimmte vollkommen der Ausdruck ihres Gesichts überein. Es war allerdings ungewöhnlich blaß, aber mehr spitz und eckig, als rund und jugendlich, so daß die Lieblichkeit, die ihr früher zu eigen gewesen, zurückgetreten war und den schrofferen Zügen Platz gemacht hatte, die in den geheimnißvollen Winkeln und Falten dieses Gesichts gleichsam unter der Oberfläche verborgen lagen. In ihren dunklen Augen sprühte ein unheimliches, dämonisches Feuer, als sie den Mann erkannte, der ihrem Gebote zuwider die Ruhe unterbrach, in die sie sich zurückgezogen, und sie schaute ihn damit verwundert und kalt vom Kopfe bis zu den Fußen an, anstatt bescheiden vor ihm das Auge zu senken, wie es wohl den Umständen und ihrer eigentümlichen Lage angemessen gewesen wäre.

Da sie auf des Eintretenden Anrede nichts erwiderte, sondern fortfuhr, ihn scharf und fast kritisirend anzuschauen, so wiederholte Waldemar seinen Gruß und fügte ihren Namen hinzu, was er seit vielen Jahren nicht gethan, aber womit er jetzt unzweifelhaft die lange in ihr erloschene Vergangenheit aus ihrem Schlummer wecken wollte.

»Guten Abend, Gylfe Torstenson,« sagte er. »Sie kennen mich doch? Ich bin Waldemar Granzow, der einzige Freund Magnus Brahe's, des Erben dieses Hauses, den wir soeben zur Ruhe bestattet haben, und ich komme von der Gruft zurück, um Ihnen zu sagen, daß die traurige Ceremonie beendet ist —«

Gylfe hob gebieterisch die Hand, als wolle sie dem Redenden Schweigen auferlegen. »Was wollen Sie bei mir,« sagte sie mit einem erzwungenen kalten und trockenen Tone, der dennoch die Bewegung verrieth, die ihr ganzes Wesen

durchfluthete. »Warum stören Sie meine Ruhe? Kommen Sie hierher, um mich zu tadeln oder zu beschimpfen?«

Waldemar erhob sich in seiner ganzen Höhe und hatte sich kaum so weit in der Gewalt, daß nicht ein gewisser Groll aus seinen Augen gesprührt hätte, der jedoch nicht in die Stimme überging, als er zwar milde aber unendlich ernst sagte: »Von der Beschimpfung, um mich Ihres eigenen Wortes zu bedienen, erlauben Sie mir wohl gänzlich Abstand zu nehmen, wenn aber in den Thatsachen, die hier vorgefallen sind, Grund zum Tadel für Sie verborgen liegt, so kann ich nichts dafür, ich wenigstens übernehme hier die Rolle nicht, die Sie mir zumuthen, denn ich trete nicht als das Organ Ihres Gewissens, sondern als mein eigener Anwalt auf. Ich habe Ihnen bereits gesagt, was mich hierhergeführt hat, und füge hinzu, daß ich gekommen bin, von Ihnen Abschied zu nehmen, da ich, so weit meine Wünsche reichen, diesen Ort nie wieder betreten werde.«

»So gehen Sie, ohne viele Worte zu machen, ich bin fertig mit Ihnen, und Sie, hoffe ich, sind auch fertig mit mir.«

Waldemar's heißes Blut wallte aus dem Herzen herauf nach seinem Gesicht; die schnöde Kälte, mit der er ganz schuldlos behandelt wurde und die dennoch eine gewisse Furcht durchblicken ließ, er werde aus dem Berichterstatter ein Ankläger und Richter werden und als solcher die Sache seines Freundes führen, empörte ihn, zumal er sich bewußt war, daß er am wenigsten diese übereilte Abfertigung von Seiten einer Person verdiente, die nicht frei von traurigen Schwächen und schuldiger als irgend ein Anderer an den vorliegenden Verhältnissen war. Dennoch bezwang er sich noch immer und sagte nur mit gedämpftem Tone und einem verächtlichen Zucken der Schulter, das ihm eigenthümlich

war, wenn er, von Außen gereizt, sich dennoch bemühte, so milde Worte wie möglich hervorzubringen:

»Sie springen gewaltsam mit Ihren ehemaligen Freunden um; den Einen, den das Grab deckt, bedauern Sie nicht; und den Andern schicken Sie fort, sobald er den Mund aufthut, um eine Erinnerung mindestens des Wohlwollens an Jenen hervorzulocken.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich Den, den das Grab deckt, nicht bedaure? Für *mich* ist er nicht in den Tod gegangen und meinetwegen hätte er noch lange leben können. Aber er ist glücklich, denn das rauhe Leben war kein zuträgliches Element für sein weiches Gemüth, und so hat Gott ihm wohl gethan, indem er ihn aus diesem Leben abrief.«

Kaum hielt Waldemar das bittre Lächeln zurück, das bei diesen Worten über seine ausdrucksvollen Züge flog. Sein Ton nahm etwas Schneidendes an, was durch die Schärfe dessen, den Gylfe hören ließ, von Minute zu Minute gesteigert würde. »Wenn Sie damit sagen wollen, daß Magnus Brahe ein weiches Gemüth hatte, so haben Sie Recht. Die Natur hatte ihm *Das* gegeben, was sie Ihnen versagt, und wäre ein Austausch zwischen Ihnen und ihm in dieser Beziehung möglich gewesen, so würden Sie beide Vortheil davon gehabt haben.«

Gylfe hob stolz den Kopf in die Höhe und sah mit ihren blitzenden Augen den gereizten Mann durchbohrend an, der aber nicht die geringste Wirkung davon in Haltung und Miene spüren ließ. »Warum sehen Sie mich so seltsam an,« sagte er sogar lächelnd, »glauben Sie mich mit diesem Blick einzuschüchtern oder der Wahrheit, die aus mir spricht, den Mund zu stopfen? Gylfe Torstenson, Sie kennen den Mann

nicht, der vor Ihnen steht, ebenso wenig wie Sie *Den* gekannt haben, der nicht mehr vor Ihnen stehen kann. Doch Sie haben ihn einen Weichling genannt, und damit haben Sie mir die Bahn eröffnet, die ich vor Ihnen verfolgen muß, um in Ihrem Herzen den Fleck zu berühren, wo hoffentlich noch ein Rest von Empfindung zurückgeblieben ist. Ja, stauen Sie über meine Dreistigkeit, zu Ihnen, dem Weibe, mit so bitteren Worten zu sprechen, allein es giebt Weiber, bei denen die Waffen der Milde und Bitte ebensowohl angebracht sind, wie bei Tigern und Wölfen eine seidene Schnur, um sie friedlich und sanft daran zu leiten. Magnus ist – um es Ihnen ganz klar auseinanderzusetzen – kein Weichling gewesen, wenn er ein Mann war und Männern gegenüberstand, sondern nur wenn er den Verführungen eines Weibes unterlag. Sie haben ihn nicht gesehen in der Schlacht, wenn Flammen und Blitze um ihn sprühten und er dem Feinde die drohende Stirn zukehrte. Hätten Sie ihn als solchen gesehen, Sie hätten nie Ihr Auge auf den Fremdling gerichtet, der nur ein Mann war, wenn er einem Weibe gegenüber stand, und aus diesem einen Vergleiche können Sie auf den Werth Beider schließen, wenn Sie überhaupt den Willen dazu und das Verständniß dafür haben.«

Gylfe sprang von dem Stuhle auf, auf dem sie unruhig saß, und trat mit drohender Geberde auf den warm gewordenen Vertheidiger seines Freundes zu, als wolle sie ihn mit ihren Blicken niederschmettern. Aber Waldemar war immer ein Mann, dem Feinde und einem Weibe gegenüber, wie das war, welches er in diesem Augenblick vor sich hatte. Als Gylfe diese Bemerkung machte und ihren Irrthum erkannte, erinnerte sie sich, daß sie eine Künstlerin war, das heißt, daß sie es verstand, wie eine bühnenkundige Person aus einer

Stimmung und Situation in die andere überzugehen, ohne die Brücke wahrnehmen zu lassen, auf der sie das Kunststück vollführte. Sie sank plötzlich in sich zusammen, nahm eine ergriffene Miene an und die Stirn in die linke Hand legend, streckte sie die Rechte nach Waldemar's Schulter aus und ließ sie eine Weile darauf ruhen.

»Waldemar Granzow,« sagte sie mit bebender Stimme, die aber zu kalt war, um eindringlich, und zu klanglos, um überzeugend sein zu können, »lassen Sie es genug sein des Kampfes zwischen uns. Die Herren der Erde haben den Krieg beendet, und so wollen auch wir Frieden schließen und uns ein freundliches Lebewohl sagen. Ach, ich weiß, ich fühle, welchen Verlust Sie erlitten haben, und ein Theil desselben drückt auch mein Herz zu Boden. Aber Magnus ist nicht von aller Schuld freizusprechen, ach nein! Er war seiner Sache zu gewiß in Bezug auf meine Neigung und glaubte, ich müsse sie ihm bewahren, weil ich seinem Vater Dank schuldig war. Das war ein Irrthum, der schwere und unerwartete Folgen gehabt hat. Die Frauen lieben nicht immer, wo man ihre Liebe verlangt, sondern leider am häufigsten da, wo man sie geringschätzt. Ach ja, ich habe darin traurige Erfahrungen gemacht und vielleicht noch zu machen. Wäre Ihr Freund weniger stürmisch gegen mich zu Werke gegangen, wer weiß, ob mein Herz sich dennoch nicht wieder zu ihm gewandt und ihn geliebt hätte.«

»Aus Barmherzigkeit vielleicht und weil kein Anderer Ihre Liebe begehrte! O nein, darüber war Magnus weit hinweg, das kann ich Ihnen versichern. Es ist überhaupt leicht, dem edlen Verstorbenen Vorwürfe über sein Verhalten zu machen. Er hört sie nicht mehr und kann nicht wieder gut machen, was er versäumt. Das wissen Sie sehr wohl, und

dennnoch thun Sie es, vielleicht in dem Glauben, den einfachen Seemann, Waldemar Granzow mit Namen, der stets sein Herz auf der Zunge und seine Seele im Auge hatte, damit zu berücken, ihn, der nicht die schönen Worte im Munde hat, mit denen befähigtere Männer vor Ihnen zu prunken verstanden. Ach nein, Sie berücken mich durchaus nicht, und ich sage Ihnen offen, daß Sie sich vergeblich damit bemühen. Was ich im Uebrigen von Ihnen glaube und denke, ist meine Sache und kann Ihnen einerlei sein. Aber damit will ich Ihnen keinen Vorwurf machen – diese Mühe wird das Schicksal übernehmen, an das mein Freund so bestimmt glaubte, wie einst an Ihre Liebe. Sie werden – und das sei mein letztes an Sie gerichtetes Wort – genug Zeit zur Reue haben, denn Sie sind noch jung, und eine Vergeltung giebt es schon hier auf Erden. Was mich betrifft, so habe ich hier meine letzte Schuldigkeit gethan – ich habe meinen Freund begraben und seinen Anwalt vor Ihnen gemacht, da er nicht selbst mehr mit Ihnen in die Schranken treten konnte. Jetzt gehe ich von hier fort und lasse dies Schloß zu Ihrer Verfügung. Vergnügen Sie sich mit dem Geiste des Abgeschiedenen und mit der Erinnerung an den Feind Ihres Vaterlandes, der Sie – ja Sie – und das Haus Ihres Wohlthäters zugleich, seiner einzigen Stütze beraubt hat. Dies Bewußtsein begleite Sie durch Ihr ganzes Leben. Leben Sie wohl und suchen Sie auch mich zu vergessen, wie ich Ihrer vergessen haben werde, sobald die Schwelle dieses Zimmers hinter mir liegt.«

Er verbeugte sich tief vor ihr und einen einzigen Blick noch in ihre Augen werfend, der bis in das Innerste ihrer Seele drang, kehrte er sich rasch um und ging mit schallenden Schritten aus dem Zimmer und die Treppe hinab.

Kaum aber war die Thür hinter ihm zugefallen, so brach die leidenschaftliche Wuth des unholden Weibes aus, dem die Natur nur das Aeußere eines solchen, aber nicht seine innere Zierde gegeben hatte. Kreischend, schreiend, Waldemar, Magnus, sich selbst verwünschend, lief sie wie eine Rasende im Zimmer auf und ab, rief zehnmal in einem Athem ihren Freund Caillard herbei, auch diesen Menschen zu tödten, wie er den andern getötet, der mit ihm fast nur eine Seele war. Den ganzen Abend tobte sie so mit sich selber, da sie gegen niemand sonst toben konnte, und erst als dieser Paroxysmus vorübergerauscht, trat die Reaction ein und sie schmolz in Thränen hin, die sie erst gegen Morgen zur Ruhe kommen ließen, gegen Morgen, der der Anfang eines neuen Gottesstages war, der strahlend am Himmel aufstieg und seine göttliche Liebe über Erde und Meer goß, um Schmerzen wenigstens zu lindern, die er so rasch nicht ganz verlöschen konnte.

Waldemar dagegen trat ruhig bei der trauernden Familie Ahlström's ein, und nach einer Viertelstunde traulicher Unterhaltung war der Sturm aus seinem Herzen gewichen, der es soeben aufgewühlt, und er war wieder der ruhige, gleichmütige Mensch, der er immer gewesen und jetzt noch mehr sein konnte, da er fühlte, daß er seinem Freunde hier die letzte Pflicht erwiesen, die, über ihn ein mildes Urtheil zu sprechen, denn außer Gylfe Torstenson gab es unter seinen Bekannten wohl Niemanden auf der Welt, der dem Verstorbenen nicht herzlich ergeben gewesen wäre und ihm von ganzer Seele die Schwächen verziehen hätte, die jeder Mensch auf Erden mit sich als irdischen Ballast herumträgt.

Am nächsten Morgen aber hatte die Scheidestunde geschlagen. Der alte Ahlström machte Waldemar den Vorschlag, ihn nach Sassenitz fahren zu lassen, aber dieser wies lächelnd auf seine gesunden Beine und sagte: »Nein, Alter, ich bin noch ein guter Fußgänger und freue mich auf den bevorstehenden Spaziergang an diesem schönen Wintertage. Ich habe vieles in mir zu ordnen und zurechtzulegen, und das thue ich am liebsten und es gelingt mir am besten, wenn ich in Gottes freier Natur mich selbstthätig bewege und meine Schritte richten kann, wohin ich will. Sehet, nichts, als was ich in meinem Herzen trage, nehme ich aus dem reichen Spyker in mein armes Vaterhaus mit hinweg, und doch dünke ich mich nicht mehr arm zu sein. Ich habe viel gelernt in diesem Raume und im Schooße dieser Familie, und die Quelle der Dankbarkeit wird in meinem Herz nie versiegen. So lebet denn wohl, die Erinnerung an die schönen Tage, die ich hier bei Euch verlebt, wird mir die herrlichste Mitgift für mein Leben sein, und auch Euch gebührt mein Dank für Eure Neigung und Euer Wohlwollen. Lebet wohl und sende Euch Gott die Belohnung für Eure Treue und Liebe gegen Euern Herrn!«

Mit quellenden Augen wandte er sich darauf von der Familie ab und suchte rasch die Thür zu gewinnen. Aber laut aufschreiend stürzten alle ihm nach und hingen sich an seinen Hals, an seine Arme, als wollten sie ihn nicht von sich lassen, der ihnen so theuer, so lieb geworden war. Endlich aber beschwichtigte er sie und sie ließen ihn frei von ihren umschlingenden Armen. Noch einmal: »Lebet wohl!« rufend und mit der Hand winkend, trat er zur Thür hinaus, von keinem auch nur einen Schritt begleitet, denn so hatte er es sich schon am Abend vorher ausbedungen.

Zwei Minuten später war er aus dem Hofe getreten und unter den schneebedeckten Bäumen den Augen der liebevoll Nachschauenden entschwunden. Als er aber so weit vom Schlosse entfernt war, daß er sich unbemerkt glauben konnte, drehte er sich noch einmal herum, breitete die Arme aus und sagte mit überfließenden Augen: »Lebe wohl, altes Spyker! Du hast mir viel Gutes gethan, aber ich habe dafür meine halbe Seele in Dir zurückgelassen, denn einen Magnus Brahe giebt es für mich nicht mehr auf der Welt. Und nun vorwärts in diese Welt – und zuerst in mein Vaterhaus! Auch da giebt es liebende Herzen, die mich mit Freuden erwarten, und theure Wesen, die mich mit geöffneten Armen empfangen werden – o wie ist die Welt so reich an Liebe, wenn man sie nur zu finden und zu schätzen weiß!«

ZWEITES KAPITEL. IM KIEKHAUSE.

Waldemar wählte auf dem Gange nach dem Kiekhouse diesmal nicht den nächsten Weg; er fühlte das Bedürfniß, seinen Körper in tüchtige Bewegung zu setzen, und da er zugleich seinen Geist aufheitern und sein Auge an schönen Fernsichten laben, vor allen Dingen aber das hohe Meer sehen wollte, so beschloß er, längs des Klippenufers von Jasmund nach dem Süden zu wandern, auf jenem hochgelegenen Waldfade, den noch heutzutage die Reisenden allen übrigen vorziehen, wenn sie zu ihrem Vergnügen die herrlichsten Punkte des Rügen'schen Hochlandes besuchen.

So schlug er denn in der Richtung nach Nordosten den Landweg über Quoltitz, Nipmerow und Ranzow ein, wo der eigentliche Hochwald der Stubnitz beginnt und von wo man in einer kleinen halben Stunde nach Stubbenkammer, also auf den schönsten Punkt in ganz Rügen gelangt.

Es war, wie gesagt, ein prächtiger Wintertag; einige Grad Kälte machten die Luft frisch, doch nicht rauh, und da der Wind unbedeutend wehte und mehr aus Süden als aus Osten kam, so erschwertete er dem Wanderer das Gehen nicht, belebte vielmehr mit seinem stillen Lispeln, womit er den Schnee von den Bäumen streifte, das anmuthige stille Landschaftsbild, welches ihm an diesem Tage sein geliebtes Vaterland bot. Es war zehn Uhr Morgens gewesen, als er den Hofraum von Spyker verlassen hatte, und so stand die Sonne, als er aus dem Walde der Besitzung auf das freie Feld hinaustrat, schon hoch über dem Meere und vergoldete See und Land mit ihren purpurnen Strahlen, die bei unbedecktem Himmel und durchsichtig klarer Luft in ihrer ganzen Pracht herniederfielen.

Menschen begegneten auf diesem Gange dem einsamen Wanderer nur wenige, die Thiere des Feldes und Waldes aber kamen häufig aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich den Wohnungen jener zu nähern und in ihren Gärten Nahrung zu suchen, die unter dem hochliegenden Schnee im Freien nur sparsam zu finden war. Namentlich aber trieben sich große Waldvögel in dichten Schaaren in der Luft umher, ihr Aechzen und Kollern begleitete ihn den ganzen Tag und oft, wenn er in düstere Gedanken versunken war, genügte ein solcher rauer Ton der Wirklichkeit, ihn immer wieder aus den Träumen über Vergangenheit und Zukunft zu wecken und auf die Erde und zur Gegenwart zurückzuführen.

In der Nähe von Quoltitz aber erwartete ihn ein lieblicherer und sein ganzes Gemüth Stundenlang wahrhaft erhellender Gedanke. Als er mit ringsum schweifenden Blicken langsam über das wüste Todtenfeld schritt, dessen zahllose

Gräber, Steine und Hügel jetzt eine blendende Schneehülle ebnete, bemerkte er schon von Weitem den sogenannten Todtenkranz, in dem er in jener Nacht mit Hille Vangerow verweilt hatte, als sie ihn dahin bestellt, um ihn vor äußeren Gefährlichkeiten zu warnen, ihm die Kümmerniß seiner Eltern zu Gemüthe zu führen und schließlich den Rath zu geben, sich mit seinem Freunde auf Pulitz in Sicherheit zu bringen. So konnte er es sich denn nicht versagen, einige hundert Schritte durch den tiefen Schnee zu waten, um in den dunklen Kreis der Wachholdergebüsche zu treten, die jenen Kranz bilden, und auf demselben Steine einige Minuten Platz zu nehmen, den damals das schöne Mädchen von Sassenitz mit ihm getheilt hatte. Die Erinnerung an jene nächtliche Stunde riß ihn eine Zeit lang aus seinem traurigen Gedankengange und begleitete ihn bis über Stubbenkammer hinaus. O wie wunderbar lieblich erschien ihm da mit einem Male die Welt, selbst in dieser öden Gegend, auf der noch dazu der schaurige Winter lagerte, als er dachte, daß auch außer seiner Brust Freundschaft und Wohlwollen darin walte und daß es noch andere Menschen als Gylfe Torstenson gäbe, Menschen, die warm fühlten und edel handelten, nicht aus Egoismus und Selbstsucht, sondern aus ursprünglichem Wohlwollen und allgemeiner Menschenliebe. O wie labend war es für seine schmerzerfüllte Seele, daß dieser Gedanke ihm gerade auf diesem Wege gekommen war, wie fühlte er sich plötzlich gehoben aus seiner tiefen Niedergeschlagenheit, wie war ihm das Leben wieder wünschenswerth erschienen, da es noch Wesen gab, die die Leere auszufüllen vermochten, die durch Magnus' frühen unerwarteten Tod darin entstanden war. Von jeher gewohnt, Jemanden zu lieben, für Jemand zu sorgen und sich vielleicht

selbst dabei zu opfern, glaubte er schon, durch Magnus' Tod sei ihm jede Möglichkeit genommen, dasselbe Gefühl noch einmal zu empfinden und dieselben Wünsche noch einmal zu hegen. Und nun trat die schöne Gestalt Hille Vangerow's plötzlich vor seine wankende Seele; wie aus der klaren Himmelsluft herangeweht, trat sie ihm in dem blauen Aether entgegen, der ihn rings umgab, und alles Einzelne, was er früher an ihr bewundert, ohne es sich selbst gestanden oder in seine wesentlichen Bestandtheile zerlegt zu haben, leuchtete ihm, von einem durchsichtigen Lichte vergoldet, gewissermaßen wie eine neue Erdensonne herunter. Da war es nicht allein ihre herrliche Gestalt, die sich in seinem Geiste noch einmal vertraulich und unschuldsvoll an seiner Seite niederließ, er fühlte fast mit noch süßerem Schauer den Druck ihrer Hand wieder und ihr klares blaues Auge schaute mit dem ihr eigenthümlichen Seelenblick tief in seine eigens Seele hinein.

»Hille!« sagte er leise und fühlte sein Herz dabei in lauter Pulsen schlagen, »da bist Du, o ja, ich sehe Dich, wie ich Dich immer gesehen, nur noch schöner und stattlicher fast erscheinst Du mir in der Einbildung als im wirklichen Leben. Glaubst Du, ich habe Dich vergessen in der Trübsal und Pein, die mein Herz in den letzten Tagen zerrissen hat? Ach nein, ich habe sogar oft an Dich gedacht, aber immer nur im Fluge, wenn mir die eine oder andere von Deinen schönen Eigenschaften vor die Seele trat. Auch bin ich Dir zu tausendfachem Danke verpflichtet, denn Du hast mir oft Hilfe geleistet und Rath ertheilt, wo kein anderer Mensch in meiner Nähe war, der mich hätte damit beglücken und aufrichten können. Aber wie soll ich Dir diesen Dank abtragen? Ach, auf gewöhnliche Weise geht das nicht, denn Du bist

mir unterdeß weit entrückt, oder ich bin weit von Dir zurückgetreten. Damals war ich noch der Bruder Magnus Brahe's, sein Vater war mein Vater und für meine Zukunft war gesorgt. Jetzt aber bin ich arm und verlassen, habe Nichts, was ich noch mein eigen nenne, als diese Hände, und kenne den Hafen noch nicht, in welchen ich, wie ich Adam Sturleson sagte, einst mein Schiff einführen und ruhen wollte von der Last der Erdenschmerzen. Du aber, Du bist seit der Zeit aus einer armen Waise, die damals für mich paßte, die Erbin von Bakewitz geworden, Du hast Land und Gut und ragst an Vermögen und Besitz weit über meine Kräfte hinaus. Das ist übel, das ist demüthigend, für mich wenigstens, denn ich bin nicht der Mann, der mit leeren Händen zu einem Weibe tritt und sagt: Gieb mir, was Dein ist, ich will mich Dir selber geben. Ach nein, ach nein, das brächte ich nicht zu Stande und darum – darum liegt wieder eine große Kluft zwischen Dir und mir und ich muß erst von Neuem ringen und wagen, ob ich nicht etwas erschaffe und erraffe, was diese Kluft ausfüllt und meinen Muth so hoch erhebt, daß ich ohne Erröthen zu Dir aufblicken kann, wie man zu dem aufblickt, was dem Menschen erhaben, schön und wünschenswerth erscheint! – Also vorwärts, vorwärts, Waldemar, auch dieser süße Kelch hat für Dich einen bitteren Bodensatz, und Du mußt weiter denken und wandern, um das Ziel Deines Lebens zu erreichen, welches jetzt noch weit von Dir entfernt ist.«

Er stand auf und bewegte sich träumerisch auf dem eingeschlagenen Wege fort; wie sehr auch die klare Einsicht in seine gegenwärtige hülflose Lage dazu angethan war, ihn in einige Unruhe zu versetzen, der einmal geweckte Gedanke an Hille hatte ihn dennoch erhoben und getröstet, denn

er hatte ihm das Gegengewicht verliehen, das seinem Herzenskummer die Waage hielt. So schritt er, ohne weiter zu rasten, den etwa eine Meile betragenden Weg über Nipmerow nach Ranzow fort und erst hier, wo er gegen Mittag eintraf, hielt er sich eine halbe Stunde im Kruge auf, um ein einfaches Mahl zu genießen. Als er aber nun wieder aufbrach und schon von Weitem die schneeweissen Wälder der Stubnitz vor sich liegen sah, schlug ihm das Herz höher und höher vor patriotischer Wonne, denn er betrat den hehren Waldtempel, der jedes wackeren Rügianers Blut lebhafter kreisen lässt, wenn er seinen naturkräftigen Duft einathmet.

»Ha,« sagte Waldemar wieder zu sich, »da ist unser Wald, da sind unsere Berge, Felsen und Klippen, und dahinter taucht unser Strand hervor, den die Wogen unseres Meeres bespülen! O wie sieht das Alles ganz anders aus, als damals, wo man nur mit Zagen jeden Schritt vorwärts thun mußte! Kein Feind lauert mehr hinter jedem Baume, aus keinem Gebüsch streckt sich jetzt das blinkende Bajonett hervor, um die todbringende Kugel zu versenden, die der Mensch in seinem Wahn für seine Mitmenschen erdacht und geformt hat. O wie friedlich, wie still ragen die alten Bäume gegen den zufrieden lächelnden Himmel empor, wie säuselt der Wind so traulich durch die schneebelasteten Gebüsche und flüstert mir Hoffnung, Muth und Freude entgegen! O – aber wird es schon immer so bleiben? Ist das Ungewitter, welches mein Vaterland zu zerstören gedroht, schon ganz vorübergezogen? Sind keine Wolken mehr an jenem Himmel, die neuen Sturm und Wogendrang verkünden? Gott gebe es, daß keine da sind, aber ich glaube es kaum, denn noch ist der Titane nicht bezwungen, der seinen stählernen Arm über die schlummernde Menschheit streckt, um auch das

Letzte noch an sich zu reißen, so lange nicht sein ist, was er in seinem Dünkel für sich allein erschaffen wähnt. Es ist jetzt bloß eine Pause in dem Kriegsgetümmel eingetreten, die Trompeten schweigen und die Trommeln ruhen, aber wie lange wird es dauern, bis die Furie wieder entfesselt ist und toll und wüthend daherrast über Länder und Meere, um ihren letzten Reigen zu tanzen, der die Welt in seinem Strudel mit fortreißt und eine ganze Generation vernichtet, um die Ruhmsucht eines Einzelnen zu nähren und seinen Blutdurst zu sättigen! O Herr des Himmels, sende uns bald Deinen Friedensboten, wir bedürfen seiner sehr, denn alle Völker sind ermattet und möchten sich ruhen von der Jahre langen Hast und Qual, die Du in Deiner Weisheit über sie verhängt hast, vielleicht weil sie ihnen nöthig war, um sie zu belehren, daß der Mensch nicht träge und schlaff nur dem Leibe leben und dabei den Geist vergessen soll, der in seinem ewigen Fortschritt allein die Welt regiert und erhält und ohne dessen Erkenntniß weder ein Fürst noch ein Volk seiner Pflicht genügen kann.«

Mit diesen Gedanken schritt er durch die Waldung fort, und bald hatte er die Mündung der Kluft erreicht, zu der er vor sieben Monaten in der Nacht heraufgeklettert war, um sich vor den Feinden zu retten, die schon von Deutschland aus auf seiner Ferse waren und ihn auch am Strande der Heimat erwarteten. Er trat hinaus unter die hochwipflige Buche auf dem Königsstuhl, die einzige, welche die schändlerische Hand der Feinde daselbst verschont, und schaute hinaus über das weite Meer, das mit seiner blauen Spiegelfläche sich heute leise an das stille Ufer schmiegte, da kein Wind es dagegen aufbäumte. Ach, es war leer von Schiffen,

denn um diese Zeit, wo das Eis in schweren Massen einhertrieb und die Häfen verschloß, waren die kühnen Menschen noch nicht gekommen, die sich so gern auf seinen klaren Wogen tummeln: noch hüteten sie den heimatlichen Heerd, der in kalter Winterszeit am wohlthuendsten und einladendsten ist.

Aber wie groß und hehr war dennoch der Anblick, den man von dieser Höhe aus genoß! In unabsehbarer Ferne mischte sich das Wasser mit dem Aetherblau des Himmels und verschloß durch die scheinbar undurchdringliche Nebelmauer den Horizont der Erde, wie die verschleierte Zukunft den Horizont der Gegenwart verschließt. Ruhig brannte die spielende Woge an dem mit Eis belegten Gestade, nur bisweilen athmete eine oder die andere höher auf und fuhr prasselnd über die kleinen Steine hin, die den Strand bedecken, als wollte sie wenigstens ein schwaches Zeichen ihrer schlummernden Kraft von sich geben und damit warnen, daß man sie nicht für immer entschlafen wähne.

Schön, unendlich schön war das Meer auch in dieser starren und leblosen Winterszeit, schön wie das Bewußtsein eines reinen Gewissens in der spiegelglatten Brust des strebenden Menschen, und mit neuem Muthe erfüllt trat Waldemar endlich wieder zurück, um seinen Weg weiter fortzusetzen.

Aber da begegneten ihm auf jedem Schritte die traurigen Spuren der verwüstenden Hand der jetzt fernen Franzosen. Gelichtet war überall der stolze Forst, umgestürzt lagen die herrlichsten Bäume, und hier und da ragte eine zerfallene Bretterwand hervor, die sie als Wachthütte auf

der von den Engländern gefährdeten Küste, wie sie meinten, aufgebaut hatten. Wehmüthig über die sichtbare Zerstörung schritt Waldemar auf dem Klippenwege weiter den Hochstrand hinab und ließ einen Felsen nach dem andern zurück, die alle heimatliche Grüße zu spenden schienen, als wollten sie ihm sagen, daß auch sie wieder frei von dem Feinde seien, der überall die Länder verwüstet und ihn anklagende Trümmer seines zerstörenden Erdenganges hinter sich gelassen hatte.

So durchschritt er die ganze Stubnitz an ihrem östlichsten Rande, einen Hunk nach dem andern ließ er hinter sich, eine Lithe nach der andern überklomm er, und überall lachte sein Auge und sein Herz in stummem Entzücken auf, wenn er dachte, wie schön es sein müsse, wenn erst der Sommer wieder in's Land käme, statt des Schnees die Bäume grüne Blätter auf den Zweigen trügen und statt des starren Eises das rieselnde Wasser in den moosbedeckten Schluchten und Lithen voller Leben sprudelte. Endlich hatte er den Lenscherbach überschritten und näherte sich nun, die ihn von seiner Heimat trennenden Berge schnell überwindend, dem Uschaner Ort, womit der erste der fünf Hunke beginnt, die wir schon früher einmal beschrieben haben. Von hier aus konnte er bis nach dem Kiekhause hinabblicken, und als er dessen zwischen den Bäumen hervorspringenden Giebel wahrnahm, über dem der Rauch aus dem Schornstein in die klare Winterluft emporwirbelte, da faßte ihn eine neue wehmüthige Rührung, und er blieb eine Weile stehen, um sein Auge daran zu laben, und sein noch immer kindliches Herz die Wollust empfinden zu lassen, die es ergriff, als er nach langer Abwesenheit in trübe verlebten Zeiten die Stätte seiner Heimat wieder vor sich liegen sah.

»Das ist das Kiekhaus,« sagte er und blickte mit weit geöffneten Augen hinüber, »da liegt die schneebedeckte Warte zwischen den alten Bäumen, da ist das alte Storchnest, auch mit einem Schneethurme versehen, und da, da steigt der Rauch von dem Feuer des Nachmittagskaffees auf, den die gute Mutter dem Alten bereitet, der noch auf seinem Sorgenstuhle, unter seinen Pfeifen, seinem Fernglas und Sprachrohr sitzt und das unvermeidliche Mittagsschlafchen hält. O, wie lieblich und friedlich ist das Alles! Ja, dort werde ich wieder ganz gesunden, ich fühle es schon jetzt, drauf los also und mache ihnen und Dir die Freude, sie an das dankbare Herz zu drücken.«

Mit eilenden Schritten, aber möglichst hinter den Bäumen hinschlüpfend, damit man ihn so leicht nicht wahrnehmen könne, näherte er sich dem freundlichen Landhause, öffnete behutsam die unverschlossene Stacketthür und trat in den Garten ein, dessen fruchtbare Boden unter der schützenden Schneedecke ruhte. Von da war er bald in das Haus gesprungen, und zuerst in die Küche eilend, traf er Mutter Ilske, die eben die alte Trude antrieb, sich mit dem Kaffee zu beeilen, da der Strandvogt sogleich erwachen und nach seinem Labsal verlangen werde.

Als Mutter Ilske aber die hohe Gestalt ihres Sohnes unter der Küchenthür erscheinen sah, stieß sie einen lauten Freudenschrei aus, der aus Trudens Munde sein Echo fand und damit den Strandvogt aus dem Schlummer aufscheuchte, der nun selbst aus der Wohnstube trat, um zu sehen, was sich ereignet habe. Da war denn die Freude groß, als er sah,

was es gab, und die Begrüßungen von allen Seiten wollten kein Ende nehmen, bis Trude das Kaffeegeschirr hereinbrachte und damit den Umarmungen und liebevollem Händeschütteln eine Gränze setzte.

Da saßen sie denn alle Drei wieder beisammen in dem traulichen Wohnzimmer des Strandvogts, das kein Fremdling mehr mit rohen Flüchen und zweideutigen Scherzen entweihte. Es war von Neuem weiß getüncht und hatte auch eine breitere Epheuborte unter der Decke erhalten, seitdem die Franzosen das Haus verlassen, denn der alte Vogt konnte sich nicht entschließen, in einem Zimmer zu wohnen, das ihn noch mit widerwärtigen Spuren an Gäste erinnerte, die ihm zur Strafe in's Haus gelegt worden waren. Die Möbel aber standen alle wieder auf dem alten Flecke, nur noch ein bequemer Stuhl, der früher nicht darin gestanden, nahm seinen Platz dem Stuhle der Mutter gegenüber am Fenster ein, war aber jetzt unbesetzt, denn die freundliche Eigenthümerin desselben, Hille Vangerow, weilte diesen Augenblick nicht mehr im Kiekhouse, da sie vor wenigen Tagen erst nach Bakewitz gefahren war, um eine Zeit lang auf ihrem eigenen Grund und Boden zu leben und das Treiben zu beobachten, das der neue Pächter begann, seitdem auch aus seiner Nähe die bösen Feinde geschieden waren.

Trotzdem der Strandvogt eine außerordentliche Freude empfand, seinen Sohn allen Gefahren entronnen zu wissen und ihn wieder im Hause zu haben, so konnte er es doch nicht länger als etwa eine Stunde darin aushalten, denn es drängte ihn, nach Sassenitz hinabzusteigen und allen Freunden und Bekannten die Nachricht mitzutheilen, daß sein Waldemar gesund an Geist und Leib wieder bei ihm eingetroffen sei und nun eine Zeit lang das Kiekhaus mit ihm

theilen werde. Nachdem er daher noch eine Viertelstunde mit Waldemar über den unerwarteten Hintritt des jungen Grafen Brahe gesprochen und sein tiefes Beileid geäußert, stopfte er seine Pfeife, drückte dem Sohne die Hand, küßte wie gewöhnlich Mutter Ilske auf die Stirn und eilte schmunzelnd nach Sassenitz hinab, um Jung und Alt das neueste Ereigniß selbst zu verkünden.

Als er aber das Haus verlassen hatte, setzte sich Mutter Ilske an das Fenster und nöthigte ihren Sohn, den Stuhl einzunehmen, den wir vorher als den neu hinzugekommenen bezeichnet haben. »So,« sagte sie, »nun ist der unruhige Alte fort und jetzt, mein Sohn, können wir ein vernünftiges Wort mit einander sprechen. Sage mir —«

»Erlaube, liebe Mutter,« unterbrach sie der glückliche Waldemar und legte seine Hand sanft auf die ihrige, »zwei Fragen möchte ich beantwortet haben, ehe ich Dir auf die Deinigen über mein Hierbleiben und meine ferneren Entschlüsse Auskunft gebe — wann und durch wen habt Ihr zuerst den Tod Magnus Brahe's erfahren?«

»Es war noch am Tage seines Todes selbst,« berichtete Mutter Ilske, »als Doctor Piper aus Sagard, den Ihr hattet nach Spyker rufen lassen, spät bei uns vorsprach. Er kam so eilig geritten, daß wir gleich die Vermuthung von einem ernsten Ereigniß hatten, und Hille erschrak so sehr —«

»Wie? War Hille denn an dem Tage noch hier?«

»Jawohl, mein Sohn. Erst vorgestern ist sie abgereist.«

»Aber warum das?« fragte Waldemar, nicht ohne einige Verlegenheit zu verrathen.

Die Mutter lächelte, wie eine Mutter nur hoffnungsvoll lächeln kann, wenn sie ihren einzigen Sohn lebhaft nach einem Mädchen fragen hört, das ihr selbst in's Herz gewachsen ist. »Warum?« fragte sie. »Ei, das solltest Du sie einmal selbst fragen, denn ich weiß es so genau nicht. Aber ich denke mir, sie wollte einmal zusehen, wie es in Bakewitz steht, und da Dein Vater vorgestern sagte: nun, da der Graf Brahe todt sei, werdest Du wohl einmal aus längere Zeit nach Hause kommen, da sprach sie schon am Abend den Entschluß aus, abzureisen, und führte ihn auch am nächsten Morgen aus, denn das Mädchen thut, was es will und einmal für das Beste erkannt hat.«

»So, so!« sagte Waldemar nachdenklich und schaute etwas unbefriedigt zum Fenster hinaus.

»Hofftest Du sie noch hier zu treffen?« fragte die Mutter, mit neugieriger Theilnahme ihr immer noch lebhaftes Auge auf den geliebten Sohn richtend.

»Ja, Mutter, ja; warum soll ich Dir das verschweigen? Ich freute mich sogar darauf, sie hier zu treffen, um endlich einmal den Dank von meinem Herzen zu lösen, den ich ihr so tausendfach schuldig bin.«

»O, Dank sind wir ihr alle schuldig, mein Sohn, denn sie hat sich in der schweren Zeit nicht allein wie eine wirkliche Tochter, sondern als hilfreicher Engel gegen uns erwiesen. Aber mit dem Danke wird sie es nicht so eilig haben, und willst Du sie durchaus sprechen, ehe sie wieder nach dem Kiekhause kommt, so kannst Du ja leicht nach Mönchsgut gehen und ihr einen Besuch abstatten.«

Waldemar erwiderte nichts auf diesen mütterlichen Vorschlag und hämmerte zerstreut mit den Fingern auf die Fensterbank. Endlich jedoch sagte er, zwar laut, aber doch

wie in Gedanken zu sich selbst sprechend: »Nach Bakewitz?
Nein, das kann ich nicht.«

»Warum nicht?« fragte die Mutter mit ernstem Gesichtsausdruck.

»Das will ich Dir ein andermal sagen, Mutter, – doch Du kannst es auch gleich hören, wenn Du willst. Wenn Magnus am Leben geblieben wäre und auch der alte Lachmann noch lebte und Hille auf Bakewitz wohnte, dann wäre ich, wie auch schon damals, gleich morgen nach Mönchgut gegangen und hätte ihr einen guten Tag geboten. Nun aber ist Magnus todt, ich bin nur noch der Sohn des armen Strandvogts Granzow und Hille –«

»Nun, Hille, was denn, Waldemar?«

»Hille hat unterdeß eine große Erbschaft gemacht und ist ein – ein reiches Mädchen geworden.«

Die aufmerksame und verständige Mutter, die die Festigkeit des Charakters und das uneigennützige Herz ihres Sohnes kannte, stieß einen langgezogenen Seufzer aus. Sie wußte, was Waldemar von einem Besuche bei Hille abhielt und ebenso, daß er keinen Schritt thun würde, der bei Jener den Gedanken erregen könnte, er käme aus einem anderen Grunde, als um sie einmal wiederzusehen und ihr seinen schuldigen Dank zu sagen. So hoffte sie denn, daß Hille aus alter Freundschaft von selbst nach Sassenitz kommen werde, und dann, meinte sie, würde sich die Sache schon finden. Unter dieser Sache aber verstand sie in ihrem mütterlichen Sinne nichts Anderes, als eine nähere Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten, die sie für einander geschaffen hielt, und von der sie sich so viel Glück und Segen versprach, wie sie selbst in ihrer Ehe mit dem braven Strandvogte gefunden hatte.

Ach ja, wir finden diesen Gedanken bei der alten Matrone sehr natürlich, aber daß er sich so schnell verwirklichen werde, wie sie selbst hoffte, glauben wir nicht, denn Waldemar war kein gewöhnlicher junger Mann, der sich schnell zu einem solchen Schritte entschloß, und die Zeit, in der er lebte, schien ihm nicht geeignet zu sein, den Gefühlen des Herzens freien Lauf zu lassen und das Geschick eines so schönen und edlen Mädchens mit dem seinigen zu verbinden, da er selbst nicht wissen konnte, welche Schwierigkeiten ihm die Vorsehung in den Weg legen würde, und bevor diese nicht alle und für immer, nach Menschengedanken, aus dem Wege geräumt wären, war Waldemar nicht in der Stimmung, einen Schritt zu thun, der für ein Weib wie für einen Mann von gleich großer Bedeutung ist.

Nachdem Waldemar am nächsten Morgen einen kurzen Besuch in Sassenitz abgestattet hatte, um seine alten Freunde vorläufig zu begrüßen und ihnen für die folgenden Tage längere Besuche zu verheißen, schrieb er fleißig an dem Bericht für den alten Grafen Brahe, in dem er alle mit Magnus seit ihrer letzten Trennung erlebten Vorfälle auseinandersetzte und mit Schonung der dabei Beteiligten, zuletzt des unerwartet frühen Endes gedachte, welches der Erbe von Spyker in seiner Heimat gefunden hatte. Als er diesen langen Bericht zu Papier gebracht und dabei seinerseits Alles gethan zu haben glaubte, um den alten Vater zu trösten, siegelte er seinen Brief mit Magnus' Packet zusammen und legte das Ganze an einen sicheren Ort, um es jeden Augenblick

zur Hand zu haben, sobald eine gute Gelegenheit sich bieten würde, es nach Stockholm zu befördern. Aber er mußte etwas lange auf diese Gelegenheit warten, denn die Schiffsfahrt nach Schweden war durch den harten und anhalgenden Winter unterbrochen und erst im April wurden die regelmäßigen Postfahrten von der Buge aus, wie vor Jahren, wiederhergestellt. Allein auch da sollte das Packet noch lange nicht in die Hände des Grafen Brahe gelangen; derselbe befand sich zur Zeit auf wichtigen Reisen in Rußland und später in England, die mit der politischen Lage seines Vaterlandes in Beziehung standen, und als er endlich im Jahre 1814 nach Schweden zurückkehrte, fühlte er sich in Folge einer längeren Krankheit und unter der Bürde seines großen Herzenkummers außer Stande, sobald eine Antwort an Waldemar gelangen zu lassen, wie wir seinerzeit noch genauer erfahren werden.

Als nun aber Waldemar diese seine erste Pflicht erfüllt hatte, gab er sich den Beschäftigungen und Arbeiten seiner Nachbarn in Sassenitz hin und brachte den größten Theil des Tages in dem kleinen Dorfe zu, wo er den Lootsen und Fischern half, theils die Boote auszubessern, die sie vor den Franzosen verborgen gehalten, theils neue zu bauen, da viele derselben bei'm alltäglichen Gebrauch und in den Händen des Feindes zu Grunde gegangen oder von ihnen ausgeführt worden waren. Diese Beschäftigung nahm nicht allein einen großen Theil seiner Zeit fort, sondern half ihm auch den Kummer beschwichtigen, der noch immer sein Herz erfüllte und zuweilen seinen Geist in bittere Gedanken versenkte, die er allen Bekannten, namentlich aber den Eltern zu verbergen trachtete. Nur die Mutter vermochte sein erkünstelter Gleichmuth nicht zu täuschen, sie schaute tiefer als

alle Anderen in sein Herz und glaubte auch die Quelle zu kennen, die ihm diesen Kummer verursachte, denn daß er nicht allein um den verstorbenen Freund trauerte, dem er ein so treues Andenken bewahrte, daß auch nicht allein die zweifelhafte Lage seines Vaterlandes und die abermals in Anspruch genommen Leistungsfähigkeit der Rügianer, wo von wir sehr bald zu sprechen haben werden, seine stillen Seufzer veranlaßte, das glaubte die gute Frau sehr bald erkundet zu haben, obgleich sie niemals ein Wort zu unrechter Zeit darüber fallen ließ.

Als aber das Ende des März heranrückte, der unternommene Bau der Boote im besten Gange war und Waldemar, nachdem er weite und einsame Spaziergänge am Strande oder in dem aus dem Winterschlafe erwachenden Walde unternommen, stets später und später nach Hause kam und auch da noch nichts geschehen war, was mit ihren eigenen Wünschen und Erwartungen übereinstimmte, da glaubte sie die Zeit gekommen, um mit ihrem Sohne ein ernstliches Wort zu reden; nur hinderte sie noch immer der Strandvogt daran, der sie zur Geduld mahnte und sich allein von einer zufälligen Begegnung mit Hille den besten Erfolg versprach.

Eines Abends aber, als Waldemar ungewöhnlich spät nach Hause kam und mit schweigsamem Ernst sein Abendbrot verzehrte, ohne in das ihn beobachtende Auge der liebevollen Mutter zu blicken, führte das Gespräch sie zur Sache selbst und diesmal war es gerade der Strandvogt, der sie veranlaßte, einen Schritt vorwärts zu thun, den sie schon lange heimlich beabsichtigt hatte.

Doch bevor wir diesen Schritt und seine Veranlassung mittheilen, müssen wir erwähnen, daß Hille noch immer nichts von sich hatte hören lassen. Von Woche zu Woche,

zuletzt von Tage zu Tage, hatte man ihre Rückkehr nach Sassenitz erwartet, aber sie war weder gekommen, noch hatte sie Botschaft gesendet, die ihre Freunde über ihr Ausbleiben beruhigt hätte. Endlich nahmen die beiden Alten an, daß irgend eine Absicht hinter diesem Schweigen stecke, und nun hüteten sie sich erst recht, in Waldemar's Gegenwart davon zu reden, was diesem gewiß sehr peinlich gewesen wäre, da er für seine Person nur zu geneigt war, anzunehmen, daß allein seine Anwesenheit im Kiekhouse das gute Mädchen verscheuche, da sie sonst nie so lange davon entfernt geblieben war, selbst nicht zur Zeit der Krankheit des alten Lachmann.

Als Waldemar an dem erwähnten Abend später denn je nach Hause kam, fand er seine Mutter vor dem gedeckten Tische sitzend und ihn mit einiger Ungeduld erwartend. Der Strandvogt hatte schon gespeist und saß, etwas mürrisch seine Pfeife rauchend, auf dem Sorgenstuhle hinter dem Ofen, denn das unheimliche und unklare Wesen im Hause behagte dem guten Manne nicht, der gewohnt war, selbst in trüben Zeiten, Alles, was ihn bekümmerte, klar vor sich zu sehen und den seit einigen Tagen eine gewisse Unruhe gepackt hatte, als ob die Befürchtung Mutter Ilske's wahr sein könne und Hille aus einem anderen Grunde als aus reinen Geschäftsrücksichten abgehalten werde, sich ihrer Pflegeeltern in Sassenitz zu erinnern.

Waldemar trat in das Zimmer seiner Eltern und begrüßte sie freundlich, aber mit jenem schweigsamen Wesen, das ihm jetzt zur zweiten Natur geworden war. Mutter Ilske holte sogleich das Essen herbei und setzte es auf den Tisch, in der Erwartung, ihr Liebling werde eifrig zulangen, da er nach langer Arbeit wohl Appetit haben müsse.

Allein Waldemar zeigte sich sehr wenig geneigt, den Erwartungen der Mutter zu entsprechen, und nachdem er nur einige Bissen genossen, legte er Messer und Gabel nieder und setzte sich schweigsam auf Hille's Stuhl, den seine Mutter schon eine Weile vorher an den Tisch gerückt hatte.

Der Alte that einige gewaltige Züge aus der holländischen Pfeife und räusperte sich auf eine ungewöhnlich laute Weise, was Mutter Ilske die Vorboten zu einem heftigen Ausfall zu sein schienen. Daher und um jeden Wortwechsel zu vermeiden, warf sie ihrem Manne einen beschwichtigenden Blick zu, der aber diesmal nicht die erwünschte Wirkung, vielmehr einen brummenden Ton zur Folge hatte, der mit einem gefahrdrohenden Blick vergesellschaftet war.

»Es ist doch eine seltsame Zeit jetzt,« begann er endlich mit einer gewissen Vorsicht zu reden.

»Wieso Vater?« fragte Mutter Ilske.

»He, wieso? Welche Frage! Siehst Du es denn nicht? Alles ist auf den Kopf gestellt, seitdem die verdammten Franzosen hier gewirthschaftet haben, und anstatt in ruhiger Weise leben zu können, wie man hoffte, nachdem sie das Land verlassen, hat man alle Tage neuen Aerger.«

Waldemar hob verwundert den Kopf in die Höhe und sah den verstimmten Vater fragend an. »Was giebt es denn,« fragte er nach einer Weile, »ist etwas Neues vorgefallen?«

»Ach nein,« fuhr der Alte noch grimmig fort, »immer nur das Alte. Sag' mir mal, Junge, welcher Wind bläst denn eigentlich jetzt in Dein Segel, denn, Du mußt es mir nicht übel nehmen, ich sehe an Dir keine einzige Bewegung, die mir kund thäte, wohin Du steuerst?«

Jetzt erst bemerkte der Angeredete, daß der Ausfall auf ihn gemünzt sei, und er zeigte sich sofort geneigt, den guten Vater aus seiner Unruhe zu reißen. »Kann ich Dir irgend womit dienen, mein Vater,« sagte er, »so sag' es und Du sollst mich zu Allem bereit finden.«

»Das wird am besten die Zukunft lehren, wenn ich Deinen guten Willen die Probe bestehen sehe, denke ich mir. Sage mir zuerst, wo Du Deinen gesunden Appetit gelassen hast, das Uebrige wird sich schon finden. Denn wenn ein kräftiger Mensch von Deinen Jahren, der sich bei Tage müde und matt gearbeitet hat, Abends nichts ißt und trinkt und immer wie eine stumme Pagode dasitzt, so ist es entweder im Oberstübchen oder in der Herzammer nicht richtig, und ich möchte es gern wissen, wo es bei Dir sitzt.«

Waldemar erröthete lebhaft bei dieser unverhüllten Anspielung und sah bald den Vater und bald die Mutter an, die ihm einen Wink nach dem andern zuwarf, von denen er aber bei'm besten Willen keinen einzigen zu enträthseln im Stande war. Endlich wandte er sich zum Vater und sagte mit der ihm eigenthümlichen Milde:

»Mein Vater, Du irrst, wenn Du denkst, daß ich müde und matt bin. Im Gegentheil, ich könnte gleich jetzt wieder Dasselbe arbeiten, was ich den ganzen Tag gearbeitet habe, und Du würdest keinen Nachlaß in meinem Fleiße verspüren. Daß ich schon seit einigen Tagen keinen Appetit habe, ist wahr, aber ich weiß nicht, woher es kommt, und dafür werde ich ein andermal um so mehr essen, hoffe ich.«

»Bist Du bis jetzt bei Piesing gewesen?« fragte in sanftrem Tone der Alte, dessen Muth die ruhige Entgegnung des Sohnes bedeutend herabgestimmt hatte.

»Nein, mein Vater, ich habe nur bis fünf Uhr bei ihm gesessen und ihm seine neue Takelage in Ordnung bringen helfen.«

»So, und wo bist Du seit fünf Uhr gewesen, da Du erst nach Acht in's Haus getreten bist?«

Waldemar mußte bei diesem Examen unwillkürlich lächeln. Es erinnerte ihn lebhaft an seine Knabenzeit, wo er auch oft über die gebotene Stunde ausgeblieben war und dann jedesmal einen ähnlichen Verweis erhalten hatte. »Ich war im Walde bei Werder, Vater,« sagte er dann, »und habe mich an dem Erwachen der Natur erfreut, die allmählig aus ihrem Schlummer hervortritt. Auch hoffe ich, daß wir bald Schiffe hier sehen werden, und dann wird wieder das alte Leben im Kiekhouse herrschen, denn Du bist doch wohl nur unzufrieden, weil Du keine Schiffe beobachten kannst.«

»Oha! Davon sprechen wir nicht, Junge; ich bin nicht gewohnt, daß man mir ausweicht, wenn ich entern will. Aber ich meine, wenn Du drei Stunden lang im Walde bei Werder umherschweifst, um das Erwachen der Natur zu belauschen, so könntest Du eben so gut einmal Deine Schritte wo andershin lenken, als gerade dahin.«

»Vater!« rief die gute Mutter, die ihren Liebling nicht gern in Verlegenheit setzen sah, und daß er bereits darin war, bezeugte sein ehrliches Gesicht, das sich mit glühender Röthe bedeckt hatte.

»Wohin soll ich gehen, Vater? Hast Du einen Auftrag für mich?«

»Ich dächte doch, Du hättest mir das schon lange angemerkt. Siehst Du nicht, daß mir etwas hier im Hause fehlt? Etwas, woran ich seit Jahren gewöhnt bin?«

»Was wäre das, mein Vater?«

»Aha! Ich merke es, Du willst meine Flagge vom Hauptmast flattern sehen. Wohlan denn, so will ich sie Dir zeigen: mir fehlt hier ein freundliches Gesicht, das ist das Ganze.«

»Granzow!« rief die vorsorgliche Mutter und winkte beschwichtigend mit der Hand.

Waldemar's Röthe verlor sich, denn er bezog das fehlende freundliche Gesicht auf sich selber, während doch der Vater ein ganz anderes meinte. Er wurde sogar etwas blaß, als er bescheiden sagte: »Es thut mir leid, Vater, daß Dir mein Gesicht nicht gefällt. Aber verzeihe mir, Du weißt ja, ich habe Kummer, und so leicht vergißt man nicht, was man so lieb gehabt, wie ich Magnus Brahe hatte.«

»Aha! Das brauchst Du mir nicht zu sagen, das weiß ich, allein und darin habe ich Dir nicht den geringsten Vorwurf zu machen. Gott behüte mich! Ich meinte aber gar nicht *Dein* Gesicht, Junge, sondern ein anderes, schöneres, noch frischer und offener als Deines.«

Jetzt konnte Waldemar sich nicht länger beherrschen, oder sein schlagendes Herz vielmehr trieb ihn aus der bisher behaupteten Ruhe. Er stand rasch vom Stuhle auf und trat zum Fenster, um die Bewegung nicht blicken zu lassen, die sich auf seinem Gesichte nothwendig aussprechen mußte, denn die Worte des Vaters hatten einen wunden Fleck in ihm berührt, der ihn auch schon lange, und mehr als man glaubte, schmerzte. Hinter seinem Rücken aber gab es ein heftiges Pantomimenspiel, das von Mutter Ilske ausging und den alten Strandvogt abhalten sollte, das Gespräch in der angebahnten Richtung weiter fortzusetzen, aber der Alte war zu eifrig und auf sein Ziel zu erpicht, um sich dadurch einen Zügel anlegen zu lassen.

»Was sollen die Grimassen,« rief er endlich lebhaft seiner Frau zu, »laß mich sprechen, wovon das Herz voll ist. Ich habe Recht mit Dem, was ich sage. So gut er drei Stunden im Walde herumläuft, kann er auch fünfe oder sechse laufen und einmal nach Mönchgut gehen, um zu sehen, was die Hille macht, die mir hier fehlt wie der Frühling, der das Eis auftaut und die Blätter grün macht. Zum Teufel, ich ertrage das Gegrinse nicht länger, denn ich bin überzeugt, wie *Der* hier grins't, grins't *Die* dort – und das ist ein unnützes Stück Arbeit, denn sie könnten beide fröhlich und glücklich sein.«

So offen hatte noch Niemand das Verhältniß berührt, welches zwischen Waldemar und Hille bestand oder wenigstens in Zukunft bestehen konnte, aber der handgreifliche Ausfall war nicht auf den milden Charakter und das im Stillen strebende Herz des Jünglings berechnet, daher verfehlte er ganz und gar seine Wirkung. Rasch wie im Fluge durchforschte er sein Herz und ging mit sich zu Rathe und ebenso rasch hatte er einen Entschluß gefaßt, den er sogleich auszusprechen den Muth besaß. Er drehte sich bedächtig nach dem Vater herum, trat dicht an den Tisch, hinter dem dieser, furchtbare Rauchwolken ausstoßend, saß, und sagte mit weichem und warmem Tone:

»Was willst Du von Hille wissen, mein Vater?«

»Na, das heiße ich vernünftig gesprochen, mein Junge. So liebe ich es. Was ich von ihr wissen will? Wie es ihr geht? Ob sie gesund ist? Was sie so eifrig in Bakewitz zu thun hat und warum sie nicht in's Kiekhaus kommt, wo sie von sechs offenen Armen empfangen wird?«

»Ich verstehe Dich,« fuhr Waldemar mit gleicher Ruhe und Wärme, aber auch mit unbeugsamer Festigkeit und Bestimmtheit fort. »Ich möchte auch wissen, wie es ihr geht

und warum sie nicht – zu Euch kommt. Aber ich, mein Vater, ich – kann nicht zu ihr gehen und werde nicht zu ihr gehen –«

»Und warum nicht? Soll sie Dir etwa eine Kutsche schicken?«

»Nein, das nicht, Vater, aber es widerstrebt meinen Gefühlen, sie jetzt zu besuchen – bitte, quäle mich nicht – ich kann nicht nach Bakewitz gehen.« Und nach diesen mit innerer Anstrengung und in Absätzen gesprochenen Worten verließ er das Zimmer und ließ sich den ganzen Abend vor beiden Eltern nicht mehr blicken.

»Nun, das heiße ich klar gesprochen!« fuhr der Alte auf und warf seine Pfeife in die Ecke. »Es widerstrebt seinen Gefühlen, sagt er, hast Du's gehört, Ilske? Bei Gott, jetzt verstehe ich's! Paß auf, Ilske, paß auf, was ich Dir sage. Die haben sich gebissen, irgend wo, irgend warum, oder ich heiße nicht Daniel Granzow und bin nicht Strandvogt im Sassenitzer Bezirk.«

»Nun, dann werde ich Dir wohl einen andern Namen geben müssen und den Herrn Gouverneur bitten, daß er Dir auch ein anderes Amt giebt, denn daß Deine Vorstellungen von unserm Sohne falsch sind, grundfalsch wie die von Hille, ist mir so klar, wie das Bewußtsein, daß ich ein Weib bin. – Alter, höre mich an. Ich begreife Hille und ich begreife auch Waldemar. Sie kommt nicht, weil Waldemar hier ist, denn sie denkt, daß ein Mann ein Mädchen aufsuchen muß, wenn er ihm danken und seine Freude über ihre beiderseitige Wiedervereinigung an den Tag legen will, – und er denkt, er könne nicht zu ihr gehen, damit sie nicht glaube, er käme aus eigennützigen Absichten zu ihr, da sie jetzt

das Gut Bakewitz geerbt hat. So ist es, und das allein hält sie auseinander.«

Der Strandvogt riß beide Augen so weit auf, als sie sich öffnen ließen, und sein Mund half seinen Augen brüderlich dabei. »Na, das muß ich sagen,« rief er mit komischem Pathos. »Das ist mir eine sehr feine Arbeit, die ich mit meinen groben Händen nicht mehr beschaffen kann. O, wie haben sich doch die Zeiten geändert! Und das Alles verdanken wir den verfluchten Franzosen, denn vor ihnen hat noch niemand an solche Finessen gedacht. Ja, ja doch, Ilske, ich glaube es ja, mach' nur nicht gleich solch altkluges Gesicht. Begreifen kann ich's, so gut wie Du. Aber wie kommen wir denn weiter darin? Ich will nun einmal die Hille hier haben, trotz dem Jungen und seinem feinen Gefühl, oder – oder ich setze meinen Kopf daran.«

»Ereifere Dich nicht, Alter, das ist ja sehr einfach. Geh Du doch morgen selber 'mal nach Bakewitz und sieh, wie die Sachen stehen, Du bist ja so eine Ewigkeit nicht dagewesen.«

»Ich – nach Bakewitz? Warum nicht gar! Ich würde ein schönes Gepolter hören lassen, denn ich fiele gewiß mit beiden Thorflügeln in das Haus. Geh Du doch selber, wenn Du was Gescheites ausgerichtet haben willst – die Frauen verstehen es ja vortrefflich, solch feines Gemüse appetitlich zu zürichten.«

»Das werde ich auch, Alter, und nun ist es beschlossen. Morgen bei Tagesanbruch gehe ich nach Crampas und borge mir des Müllers Wagen. So soll es sein!«

»Nun, nun, nur nicht so eilig. Warum nicht gar um Mitternacht darum aufstehen! Fahren kannst Du, meinewegen, und auch einen Tag ausbleiben –«

»So – erlaubst Du es? Ich danke Dir, Alter, komm her und gieb mir einen Kuß – so! Das war ein schwerer Abend, Mann, nicht wahr? Nun gottlob, jetzt ist er ja vorüber!« –

Mutter Ilske war in der That am nächsten Morgen schon sehr früh mit ihrer Toilette zu Stande gekommen und mit einem gewissen triumphirenden Blick hatte sie vom Strandvogt, mit herzlichem Händedruck von Waldemar Abschied genommen, der ihr noch zuletzt, nachdem er sie bis Crampas geleitet und bis der Wagen in Bereitschaft gesetzt war, wiederholt die freundlichsten Grüße an Hille auftrug und die Versicherung für sie hinzufügte, er sei noch derselbe Waldemar, der er früher gewesen, und Hille solle sich durch seine Anwesenheit im Kiekhouse von demselben nicht zurückschrecken lassen, sondern kommen, um den Eltern die Tage angenehm zu machen, wie früher; er selbst wollte sie nicht im Geringsten stören, und sie solle ihn nur Morgens, Mittags und Abends auf kurze Zeit sehen.

Die Mutter lächelte innerlich, als sie diese Worte hörte und darin eine ganz andere Bedeutung las, als sie nach Waldemar's Meinung haben sollten. Sie verabschiedete sich so dann von ihrem Sohne, versprach Alles wortgetreu auszurichten und fuhr im schönsten Märzwetter auf dem kleinen Wagen des Müllers dem Süden zu.

Diesen und den nächsten Tag nun verlebten der Strandvogt und sein Sohn anscheinend in der größten Ruhe, obgleich beide die Spannung und Erwartung, die sie erfüllte, aus ihren Mienen nicht ganz verbannen konnten. Nur

bei Tische und Abends spät sprachen sie sich, in der übrigen Zeit ging jeder seiner gewohnten Beschäftigung nach. Als aber Mutter Ilske auch am zweiten Tage, ja selbst am dritten nicht wiederkam, wurden beide etwas besorgt, und Waldemar ging ihr sogar, obwohl vergebens, wiederholt bis Crampas entgegen, wo ihm der Kutscher, der sie gefahren, versicherte, sie sei ganz munter nach Bakewitz gekommen und mit großer Freude empfangen worden, für die Rückfahrt aber habe die Besitzerin des Gutes zu sorgen versprochen und gleich von vornherein nichts von einem nur zweitägigen Besuch hören wollen.

Nach dieser etwas spät eintreffenden Meldung war denn die längere Abwesenheit der guten Mutter Ilske erklärt und beide Männer schickten sich in das Unabänderliche, obgleich mit noch größerer Spannung den Dingen entgegensehend, die da kommen sollten. Denn wie der Vater hoffte, Hille werde zugleich mit seiner Frau in das Kiekhaus zurückkehren, so war der Sohn begierig zu erfahren, wie sie seine Botschaft aufgenommen und was sie darauf erwidert habe.

Endlich am Abend des vierten Tages kehrte Mutter Ilske und zwar allein zurück; aber nach ihrem seelenvergnügten Aussehen zu schließen, war sie im innersten Herzen befriedigt, und ebenso brachte sie die günstigsten Nachrichten mit heim. Allein, wenn die Männer geglaubt hatten, sie werde, noch auf der Schwelle stehend, gleich Alles haarklein erzählen, was auf Bakewitz vorgefallen war und was Hille gesprochen, so irrten sie sich, denn Mutter Ilske war nie so schweigsam gewesen wie diesmal, und nie hatte sie ihren Mann so lange auf die Befriedigung seiner Neugierde in Bezug auf des Ausfalls ihrer Reise warten lassen.

Der Strandvogt, von etwas unruhigem Temperament, merkte sofort, daß eine gewisse Absicht diesem Schweigen zu Grunde liege, und er zwang sich geraume Zeit zur musterhaften Geduld. Als sie nun aber sämmtlich nach dem Abendbrot um den Tisch saßen, der Strandvogt unmäßig aus seiner Pfeife dampfte und Waldemar still forschend in das heitere Antlitz der Mutter blickte, glaubte Ersterer, es sei nun endlich die passende Zeit gekommen, wo man seine übermäßig gezügelte Neugierde befriedigen müsse. »Na, Alte,« sagte er etwas dringlich, »nun lege endlich Dein Gepäck ab und schütte das Wasser aus Deinem Topfe, ich sehe, er ist zum Ueberlaufen voll. Du hast gewiß einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mitgebracht!«

»Daß ich nicht wüßte,« lächelte Mutter Ilske still vor sich hin. »Wenn Du aber alle Neuigkeiten, die Du erwartest, auf einen Strich hättest erfahren wollen, so wäre es klug von Dir gewesen, allein nach Mönchgut zu gehen, statt mich zu schicken, womit ich indeß für meine Person ganz zufrieden bin.«

»So, so; ja, ja! Nun, wir haben Geduld, Alte, ruhe Dich in Gottes Namen aus. Ich rauche meine Pfeife mit Gleichmuth und der Junge da hat Zeit zu warten, er ist jung genug dazu. – Daß Dich der Satan!« brummte er in Gedanken vor sich hin und qualmte so heftig, daß seine Frau die Rauchwolken mit beiden Händen aus ihrer Nähe verjagen mußte.

»Was macht Hille?« fragte jetzt Waldemar ernst und bedächtig, aber nicht ohne einige innere Besorgniß.

»Das war eine vernünftige Frage, mein Sohn, und nun will ich erzählen, was ich erzählen kann. Hille ist ganz gesund, Kinder, und wohnt ganz allerliebst in ihrem neu aufgeputzten Zimmer, wozu sie die Maurer und Maler aus Bergen hat

kommen lassen. Auch gefällt es ihr ganz gut auf Bakewitz, denn sie liebt nun einmal die grüne Saat, den duftigen Wald und die rauschende See.«

»Nun ja,« polterte der Alte heraus, »das wissen wir und das lieben wir auch, aber wir können das Alles auch hier haben, wie überall auf Rügen.«

»Nicht so wie dort, Daniel. Bakewitz ist wirklich ein kleines Paradies und es wird diesen Sommer sehr hübsch dort unter den Nußbäumen am Wasser sein. Natürlich, wenn erst der Schaden überwunden ist, den ihr zuguterletzt die Franzosen zugefügt haben, denn sie will es nicht leiden, daß der Pächter allein die Kosten trägt, der sie doch dem Rechte und dem Contrakte nach tragen müßte.«

»Hm! Es ist ein Wettermädel, ich sag's ja. Weiter!«

»Was denn weiter? Hast Du noch nicht genug daran?«

»Nein, Du hast noch gar nichts gesagt, wenigstens von der Hauptsache nichts.«

»Ach, ja so, die Hauptsache! Da habt Ihr sie. Ich habe Hille sehr verändert gefunden.«

»Wieso?« fragte der Alte mit dem Munde und Waldemar mit den Augen.

»Sie war sehr ernst gestimmt und viel nachdenklicher als gewöhnlich. Aber daran waren vielleicht ihre erlittenen Verluste und der Tod des Grafen Brahe schuld.«

»Ha!« rief Waldemar. »Ging ihr der zu Herzen?«

»So tief wie Dir, mein Sohn, das kannst Du glauben, und sie hat sogar geweint, als wir davon sprachen, daß Deine Aussichten und Hoffnungen dadurch so sehr gelitten haben. Wie Du aber weißt, weint Hille sehr selten und nur dann, wenn ihr etwas bis in das Herz geht.«

Waldemar wurde auffallend bleich und von Neuem bekümmert: im Stillen aber dankte er Hillen noch inniger, als er es je in Worten gethan. Daß sie auch darin mit ihm sympathisirte, war ihm der süßeste Trost, der ihm bisher noch über den unersetzblichen Verlust zu Theil geworden war.

»Hat sie vielleicht noch einen anderen Grund, um traurig zu sein?« fragte der Strandvogt mit schlauer Zurückhaltung.

»Ich wüßte keinen, aber man muß Geduld damit haben. Ich bin in meinem Leben auch oft traurig gewesen und nachher sind immer wieder heitere Tage gekommen.«

Nach diesen mit Bedeutung gesprochenen Worten erzählte Mutter Ilske, wie sie die vier Tage im Allgemeinen auf Bakewitz verlebt und wie sie nur mit Mühe ihre Rückkehr schon so bald habe durchsetzen können. Endlich aber gab sie vor, ermüdet zu sein, und das hielt Waldemar für ein Zeichen, daß er die Eltern verlassen solle, was er auch bald darauf that.

Kaum aber hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so fuhr der Alte von seinem Stuhle in die Höhe und stellte sich dicht vor seine Frau hin. »Na,« sagte er, »da werde Einer klug d'raus! Was bist Du so rückhaltig und sparsam mit Deinen Worten, Ilske? War das etwa die Hauptsache, die Du uns aufgetischt hast?«

»Daniel! Wie sprichst Du so voreilig! Wie konnte ich die Hauptsache in Waldemar's Gegenwart erwähnen? Natürlich sollst Du sie jetzt hören. Ich fragte Hille, warum sie nicht zu uns käme, und da gestand sie mir ein, was ich schon lange vermuthet und Dir bereits gesagt habe. Waldemar ist daran schuld, daß sie nicht kommt, und ich gebe ihr vollkommen Recht darin. Sie hat den Jungen lieb, unbeschreiblich lieb

und ihm schon hundert Beweise davon gegeben. Eben darum will sie nicht kommen. Er muß zu ihr, so ist es Sitte bei wohlerzogenen Leuten.«

»Hm! Dachte ich es mir doch. Also sie hat ihn lieb! Nun, das verdenke ich ihr nicht, ich habe ihn auch lieb, denn er ist ein braver und schmucker Kerl. Wenn er nun aber nicht hin will zu ihr, aus demselben Grunde oder vielmehr, weil es gegen seine einfältige Ansicht ist, um ein Mädchen zu freien, das reicher ist als er selbst?«

»Das habe ich mit ihr Alles besprochen und ihr keinen Gedanken unseres Sohnes verhehlt. Sie sieht es auch ein und liebt ihn nur um so mehr darum. Aber gut Ding will Weile haben, sie ist noch nicht neunzehn und er noch nicht dreißig Jahre alt. Habe also Geduld, Alter, die Bäume werden auch nicht an einem Tage grün. Hille hat Geduld und sie wartet die Zeit ab, bis eine günstige Gelegenheit Waldemar nach Bakewitz führen wird. Sobald er das Kiekhäus auf längere Zeit verläßt, etwa um wieder in Dienst zu gehen, wie er neulich sagte, so kommt sie wieder zu uns, und das wird dem Jungen wohl endlich die Augen und auch den Mund öffnen.«

»Ja, ja doch, aber es dauert ein bischen lange. Na, so viel Zeit habe ich nicht gebraucht, Dir mein Herz auszuschütten; nicht wahr, Ilske?«

»Das waren andere Zeiten, Daniel, und andere Verhältnisse. Ich werde morgen selbst noch ein Wort mit Waldemar sprechen und das wird vielleicht entscheidend sein. Gott gebe es! Na, nun aber bin ich wirklich müde und sehne mich aus den steifen Sonntagskleidern heraus.«

»So lege sie ab, Alte, das ist bald gethan. Ja, Du hast Recht, wir wollen zu Bett gehen, und überlege Dir's vor'm Einschlafen, wie Du es dem Jungen recht klar eintränkst.« —

Am nächsten Morgen aber, sobald die Mutter mit dem arbeitsamen Sohn einen Augenblick allein war, wiederholte sie ihm die herzlichsten Grüße von Hille und fragte ihn dann nebenbei, ob er denn gar keine Neigung spüre, ihr einen recht baldigen Besuch abzustatten?

»Ach, Mutter,« erwiderte Waldemar und seine Augen flammten dabei lebhaft auf, »wie gern ginge ich zu ihr, denn ich habe ihr so viel zu sagen, was ich nur ihr allein sagen kann. Aber sieh, die Zeit ist nicht gut dazu angethan, wir haben noch keinen ordentlichen Frieden und wie man hört, soll der Krieg in Deutschland von Neuem beginnen. Da werden auch wir nicht in ungestörter Ruhe sitzen bleiben. So verlangt die ernste Zeit Thaten, nicht aber Gefühle und Worte. Auch ist, Du weißt es ja, mein Herz zerrissen von Schmerz und da empfinde ich die Freude nicht ganz, die ich empfinden möchte, wenn ich zu Hille gehe. Laß also den Orkan kommen, der über Länder und Menschen fährt, und er wird mich gerüstet finden; wenn er aber vorüber ist und wir Innen und Außen den Frieden haben, dann, dann, Mutter, will ich nach Bakewitz gehen und mein Herz zu bezwingen suchen, daß es meinem Munde Worte verleiht. Bist Du damit einverstanden, meine gute Mutter?«

»Ja, mein Sohn, und Gott gebe den Frieden, dann wird Alles gut werden, unter den Königen und den anderen Menschen, und auch Du wirst Deine Ruhe finden.«

DRITTES KAPITEL. DIE VORBOTEN DES ORKANS.

Waldemar hatte nicht Unrecht gehabt, als er vom nahenden Orkan gesprochen, denn er sollte in der That bald von Neuem über das kleine Land hereinbrechen. Vor ihm aber liefen verschiedene Vorboten her, die, wenn man sie im rechten Lichte sah und im bedächtigen Geiste erwog, schon schließen ließen, was für ein Dämon in ihrem Gefolge sein werde, und Waldemar Granzow war bei Weitem nicht der einzige Mann auf Rügen, der die Anzeichen des Unwetters aus der Ferne erkannte.

Die im vorigen Kapitel beschriebenen Vorfälle fanden in den letzten Tagen des März 1810 statt. Auf den ersten April war das allgemeine öffentliche Dankfest im Lande angesagt, welches die Regierung von Schweden für den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu veranstalten für gut fand. Alle kleinen Kirchen auf der Insel waren, nachdem man sie ihrer heiligen Bestimmung zurückgegeben, von Menschen überfüllt, die ihrem Schöpfer aufrichtig für den Frieden dankten und ihn zugleich baten, das grollende Ungewitter, das sich schon wieder in der Ferne hören ließ, von den Ufern der heimatlichen Insel abzuhalten.

Auch auf der Halbinsel Jasmund feierte man diesen Tag mit inbrünstigem Herzen, und die ganze Bewohnerschaft des südlichen Theils derselben war nach Sagard geströmt, um den verehrten Geistlichen daselbst zu hören, der, wie immer, auch diesmal wunderbar ermuthigende Worte sprach und alle Zuhörer mit neuen Hoffnungen erfüllte. Auch der Strandvogt nahm mit seiner Frau und seinem Sohne an dieser Predigt Theil, und als er gegen Mittag wieder nach dem

Kiekhause zurückkehrte, glaubte er so fest an einen ewigen Frieden Schweden's mit ganz Europa, daß Waldemar es schwer gefunden haben würde, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Sechs Tage später fand eine neue Feierlichkeit innerhalb der Gränzen des schwedischen Reiches, also auch auf Rügen statt. Man feierte die Huldigung des neuen Königs Karl XIII., wozu Deputirte von allen Städten nach Stockholm abgeordnet waren, um bei ihrer Rückkehr in die Heimat die Beschreibung des großen Actes in alle Richtungen des Reiches zu tragen. Allein schon diese Deputirten, als sie eine Woche später wieder in Deutschland anlangten, brachten die wunderbare Meldung mit heim, daß der neue König, in seinen hohen Jahren sich zu schwach fühlend, um die Regierungsgeschäfte in so verhängnißvollen Zeiten allein zu leiten, dem Entschlusse nahe stehe, noch bei seinen Lebzeiten einen jüngeren und kräftigeren Thronfolger zu wählen, da er selbst leider kinderlos war. Dieses schnell in die Runde laufende Gerücht bestätigte sich früher, als man es für möglich gehalten, und zufolge der einstimmigen Wahl des Königs und der Stände ward Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg zu seinem Nachfolger und Helfer erlesen. Als aber dieser sehr bald darauf eines noch nicht hinreichend erklärten Todes starb, wählten König und Stände im August 1810 den bekannten General Bonaparte's, Bernadotte, zum Kronprinzen des schwedischen Reiches.

So kam wider Vermuthen ein französischer General aus der Schule des Länderverwüsters Napoleon auf den nordischen Thron, und obgleich nicht alle Schweden mit seiner

Wahl einverstanden waren, da er nur der Sohn eines einfachen Rechtsgelehrten in Pau war, so fiel sie doch später nicht zu Ungunsten des Vaterlandes aus.

Während der Zeit nun, daß Karl XIII. die Regierung führte, erfreute sich Pommern und Rügen zwar des im April gefeierten Friedens; da aber in Folge dieses Friedensschlusses alle Häfen geschlossen, jeglicher Handel mit England den Einwohnern untersagt war und überhaupt die Stipulationen des Napoleonischen Continentalsystems streng durchgeführt werden sollten, so konnte das arme Land die Wunden des Krieges nicht so leicht verschmerzen, zumal auch noch bald wieder neue Steuern und Abgaben behufs einer abermaligen Kriegsrüstung erhoben wurden.

Diese Kriegsrüstung fand gegen England statt, zu der der Schwedenkönig von Napoleon gedrängt worden war, um auch dadurch seinem unüberwindlichen Hasse gegen die stolzen Briten, die ihm trotzdem mit ihrer Macht und ihrem Gleichmuth imponirten, Luft zu machen.

Schon im Mai verbreitete sich aus Rügen das Gerücht, es würden Schiffe von Schweden kommen, um die auf der Insel ansässigen Seemänner, die Lust hätten, sich am Kriege zu betheiligen, an Bord zu nehmen und nach Schweden zu führen, um ihnen auf verschiedenen Kriegsschiffen ihren Kenntnissen entsprechende Stellungen anzugeben. Bald nach dem Gerüchte gingen Landboten hin und her und verkündeten laut, daß am 15. Mai die Schiffe theils in Stralsund, theils auf der südlichen Spitze der Buge in Wittow, theils auf Groß-Zicker in Mönchgut anlegen würden, wohin sich bis zum 20. Mai alle Diejenigen begeben sollten, die Kriegsdienste zu nehmen gesonnen wären.

Als diese Nachricht nach Sassenitz kam, erregte sie im Hause des Strandvogts einen namenlosen Jammer, denn die alten Leute konnten den Gedanken kaum ertragen, ihren einzigen Sohn schon wieder dem ungewissen Kriegstreiben preisgegeben zu sehen, und doch wußten sie, daß Waldemar sich durch ihre Bitten nicht würde abhalten lassen, unter die Flagge seines Vaterlandes zu eilen. Dennoch aber hegte dieser ein ernstes Bedenken, dem Rufe ohne Weiteres Folge zu leisten. Wäre der Krieg gegen Frankreich gerichtet gewesen, keiner hätte freudiger die Waffen ergriffen als er; aber gegen England zu kämpfen, auf dessen Seite er in der glorreichen Schlacht bei Trafalgar siegreich gegen Napoleon gefochten, sagte seinen Gefühlen und politischen Ansichten sehr wenig zu. Von dem Schwanken jedoch, in welches er demnach gerathen war, befreite ihn endlich das sich wiederum rasch verbreitende Gerücht: der Krieg gegen England sei gar nicht ernstlich gemeint, Schweden begünstige sogar unter der Hand den Verkehr mit den Engländern und es warte nur eine günstige Gelegenheit ab, sich mit Großbritannien gegen Frankreich selbst zu verbünden, und nur für diesen Fall wolle es seine Flotte in Stand setzen, und dazu bedürfe es der kräftigsten und seekundigsten Männer.

Dieses Gerücht, an dem Manches wahr sein mochte, drängte Waldemar zu einem plötzlichen Entschluß, und so trat er am 18. Mai vor seine Eltern und theilte ihnen mit, daß er am folgenden Tage nach Wittow wandern werde, um sich auf dem an der Buge ankernden Schiffe einschreiben zu lassen.

Vergebens flossen nun die Thränen der herzlich bekümmerten Mutter, vergebens sank der Vater in ein trübes Schweigen, Waldemar tröstete sie, so gut er es vermochte,

und wies mit schlagenden Worten auf seine Vorhersagung hin, die sich nun schneller als man gedacht, bewahrheitet hatte. Durch diesen Krieg aber, sagte er, werde der künftige wirkliche Friede eingeleitet werden, und somit sollten die Eltern nicht trostlos sein, er werde glücklich vom Felde der Ehre heimkehren, das sage ihm ein inneres Bewußtsein, und dann werde nur Freude und Glück unter ihnen herrschen, die ja doch aus ihrem Gemüth verbannt sein würden, wenn er zu Hause bliebe und nicht an den ruhmreichen Thaten seiner Landsleute theilnehmen wollte.

Durch solcherlei Reden wurden die Eltern zur Billigung seiner Absichten bewogen, und wieder war die Zeit gekommen, wo Mutter Ilske dem theuren Sohne das Bündel schnürte, wo der Vater ihm seine besten Waffen übergab und ihn mit dem väterlichen Segen aus dem stillen Hause entließ.

Als Waldemar Abschied von den Eltern genommen und, das Ränzel schon auf dem Rücken, vor ihnen stand und bei der Hände hielt, da sie nicht von ihm lassen wollten, trat endlich auf einen Wink der Mutter der Strandvogt bei Seite und verließ sogar bald darauf das Zimmer.

»Waldemar,« sagte Mutter Ilske, indem sie mit ihrer schneeweißen Schürze die hellen Thränen zu trocknen bemüht war, die aber immer wieder von Neuem aus ihren alten Augen hervorquollen, »welches Schiff wirst Du aufsuchen, das in Zicker, oder das, welches vor Wittow liegt?«

»Ich werde nach Wittow gehen, Mutter, dort bin ich gleich näher an meinem Bestimmungsorte.«

»Ich dachte,« sagte die Mutter mit leiser und doch verstandener Betonung, »Du würdest lieber das in Mönchsgut wählen, um – um noch einmal —«

»Mutter,« unterbrach sie der ernste Sohn mit von innerer Gluth strahlendem Gesicht, »nenne ihren Namen nicht. Ach, jetzt bei'm Scheiden sage ich Dir, daß er mir so theuer ist wie der Deine, aber – sehen, noch einmal sehen und dann gleich verlassen, kann ich sie nicht. Ich habe ihr einst auf ihre Frage, wann ich zurückkehren würde, gesagt: wenn wir Frieden hätten oder Sieger wären, und das halte ich noch heute fest. Jetzt haben wir keinen Frieden, aber Sieger werden wir künftig sein, das sagt mir mein Herz, dem ich darin vertrauen kann. Gehe Du selbst aber zu ihr und grüße sie von mir – ja, grüße sie herzlich und sage ihr, daß ich ihrer gedenken werde in Noth und Gefahr, wie in Freude und Glück. Mehr kann ich jetzt nicht sagen..«

Fünf Minuten darauf war er dem Auge der Mutter entchwunden und zwei Tage später schon war er ein Bewohner des königlichen Schiffes, das ihn nach Schweden trug, wo er, nach abgehaltener Prüfung als dritter Lieutenant auf die Fregatte Ingiald versetzt wurde, die nach ihrer Ausrüstung im Monat darauf zum Kreuzen in der Ost- und Nordsee bestimmt ward. Denn bald darauf war der Krieg gegen England erklärt worden, der aber eben so wenig ernstlich gemeint war, wie der Friede, den Napoleon mit Schweden geschlossen hatte, wie die folgenden Ereignisse sehr bald genügend darthun werden.

In Hoffen und Bangen verstrich den Bewohnern des Kiekhäuses rasch die Zeit; der Sommer war dem Frühlinge, der Herbst dem Sommer gefolgt und nun ging man schon wieder dem Winter entgegen. Während dieses Winters hatte

das einsame Elternpaar die Freude, öftere Briefsendungen von dem abwesenden Sohne zu erhalten, der ihnen meldete, daß er gesund und wohl und bereits in Folge einiger Auszeichnungen bei verschiedenen Gelegenheiten zum zweiten Lieutenant auf dem Ingiald avancirt sei.

Diese Briefe, die jeden Abend wieder herbegeholt und laut vorgelesen wurden, bildeten das Hauptgespräch im Kiekhause und trugen viel dazu bei, den alten Leuten die Zeit zu vertreiben, die auch für sie wieder im Frühling des Jahres 1811 eine ernste und sorgenvolle werden sollte. Zugleich hatten sie dabei Gelegenheit, einzusehen, daß Waldemar's Entschluß zur guten Stunde gekommen und er noch bei Zeiten seinem Berufe gefolgt war, da er, wenn er jetzt noch auf der Insel verweilt hätte, zu einem anderen, ihm wahrscheinlich weniger zusagenden Dienste gezwungen worden wäre.

Denn am 30. März 1811 erließ das General-Gouvernement zu Stralsund einen Befehl, der die Errichtung eines allgemeinen Landsturmes aus den Männern vom achtzehnten bis zum dreißigsten Jahr betraf, von welchen alle waffenfähige Mannschaft unter die Fahnen gestellt werden und nur Sieche und Krüppel ausgenommen sein sollten. Man gab vor, daß dieser Landsturm zusammentreten solle, um eine etwaige Landung der Engländer in Pommern und Rügen abzuwehren, im Grunde aber wollte man Truppen bei der Hand haben, die gegen jeglichen Feind, wer er auch sei, verwandt werden könnten.

Hiermit aber glaubte man noch nicht genug gethan zu haben, um gegen alle Ereignisse gerüstet zu sein, denn der französische Kaiser erhob neue Forderungen an Schweden

und runzelte die Stirn, daß man dem Handel der Engländer, der sich überall einzuschmuggeln drohte, nicht mit aller Strenge entgegentrete. So erschien denn am 25. April 1811 eine weitere Verordnung, wonach aus dem ausgehobenen Landsturm die beiden pommer'schen Regimenter, das Engelbrechten'sche und das Königin-Leibregiment, ersteres um 800 und letzteres um 300 Mann vermehrt werden sollten, die jedoch wieder nach Hause zu entlassen wären, sobald mit England Friede geschlossen sei, wozu alle Aussichten vorhanden waren.

Aber auch damit war das Ende der für das kleine Land so bedeutenden Rüstungen noch nicht gekommen, denn am 11. Mai 1811 folgte die Verordnung, daß alle waffenfähigen Männer der Insel bis zum zurückgelegten dreißigsten Jahre aus dem aufgezeichneten Landsturm jene beiden Regimenter bis zu 1200 Mann Stärke zu ergänzen hätten, wo zu zwei Wochen später noch der letzte Erlaß kam, daß die wohlhabenderen Bewohner aus ihrer Mitte noch 88 Berittene stellen sollten, die ihre Pferde selbst hielten und zu jederlei Dienst, namentlich aber zu Ordonnanzen innerhalb des Landes zu verwenden wären.

Man kann sich vorstellen, daß alle diese Befehle, die in überstürzender Eile einer auf den andern folgten, die ganze Insel in Bewegung setzten und endlich dem Blindesten und Ungläubigsten die Augen öffneten, daß ein ernstlicher Zusammenstoß unvermeidlich sei, sowie daß man allein gegen Frankreich mit solchen Zurüstungen vorgehe, da England dem schwedischen Lande sich eher freundlich als feindselig erwies und alle Conflikte zur See vermied, die ihm bei seiner damals ungeheuer großen Flotte so leicht geworden wären.

Die Hauptlasten aber hatte das Land selbst und seine mehr arme als reiche Bevölkerung zu tragen, denn es war natürlich, daß alle diese von oben herab befohlenen Einrichtungen sehr kostspielig waren und große Summen erforderten, die durch Ausschreibung namhafter Kopfsteuern und andere außerordentliche Auflagen zusammengebracht werden mußten.

Mit ahnungsvoller Verwunderung und nicht immer ohne Murren wurden alle diese Neuigkeiten von den Städtern und Landbewohnern aufgenommen, wozu sehr viel die Unklarheit der ganzen Lage beitrug. Hätte man von vornherein gewußt, daß alle diese Rüstungen und Steuern wegen des verhaßten Kaisers Napoleon unternommen und auferlegt wurden, so würde man freudig das Letzte geopfert haben, um endlich die langentbehrte Ruhe zu erkämpfen, und Männer wie Jünglinge wären singend und fröhlich herbeieilt, um Spaten und Ruder mit Säbel und Bajonett zu vertauschen. So aber hatte man immer noch einen Krieg mit dem heimlich befreundeten England in Aussicht, und diese war nicht dazu angethan, den Muth zu spornen und die Leistungsfähigkeit bis auf den letzten Nerv anzuregen.

Darum gab jeder nur mit innerem Widerstreben, was er hatte und nicht hatte, denn man sah leicht voraus, daß die gebrachten Opfer wenig Anerkennung finden würden, da sie kein wünschenswerthes Ziel betrafen, freilich verließen die jüngeren Männer ihre Höfe und Häuser und stellten sich ihren Exercirmeistern in den dazu angewiesenen Ortschaften, aber ein freudiger Wille that sich nirgends unter ihnen kund, und ebenso mußte man viele Mühe aufwenden, die sparsam vorhandenen Mittel zusammenzubringen, da namentlich die weniger wohlhabenden Leute noch von der letzten

Occupation der Franzosen her unter der Schuldenlast seufzten, die ein großer Theil von ihnen noch nicht hatte abtragen können.

Einer der vielen, die schwer unter allen diesen Sorgen zu leiden hatten, war der Strandvogt im Kiekhouse zu Sassenitz. Seine kärglichen Mittel waren schon seit dem Jahre 1809 erschöpft und er besaß nur gerade so viel, um sich bei seinem geringen Gehalte, der durch keinen Nebenverdienst während der Occupation unterstützt wurde, von einem Tage zum andern durchzuhelfen, obgleich er bei Weitem noch nicht der Aermste unter allen seinen Nachbarn war.

Da aber kam ihm eine Hülfe, auf die er diesmal um so weniger rechnen konnte, als sie ihm schon früher so nachhaltig zur Seite gestanden hatte.

Hille war nämlich, sobald Waldemar nach Schweden abgesegelt war, nach dem Kiekhouse gekommen und hatte erklärt, ihren Wohnsitz daselbst wieder auf längere Zeit aufzuschlagen zu wollen. Ein erwünschterer Trost konnte den beiden alten Leuten nicht zu Theil werden. Mit offenen Armen empfingen sie den geliebten Gast und nun gab es doch wieder einige Freude in der einsamen Strandwohnung, die unverändert Sommer und Winter wechseln sah und deren Dach die Störche aus dem Süden so gut im Kriege ihre gastliche Ruhestätte betrachteten.

Als nun aber Hille bei der wachsende Noth und Anspannung des verehrten Pflegevaters mit ihrer natürlichen Freundlichkeit zu ihm trat und bat, er möge sich nicht so ganz und gar der Sorge um das Materielle hingeben, vielmehr vertrauensvoll auf seine begüterten Freunde blicken,

da erkannte er erst vollkommen, welchen Segen der gütige Gott mit diesem seltenen Mädchen ihm in's Haus gesandt habe. Nicht allein brachte Hille eine Kuh, zwei kleine Schweine und einen ganzen Wagen voll nothwendiger Nahrungsmittel von Bakewitz mit, sondern sie öffnete auch so gleich ihre Absicht, dem Strandvogt die baaren Gelder vorzustrecken, die demselben als Steuern von den Behörden auferlegt waren.

Staunen auf Seiten des Mannes sowohl wie der Frau folgte diesem liebevollen Anerbieten, und von nun an war Hille die Lebenssonne der Alten geworden, um die sich alle ihre Hoffnungen drehten, zumal sie mit einer Entschiedenheit ohne Gleichen fortfuhr, ihre Worte zu Thaten zu machen und nicht allein dem von ferne drohenden Mangel abzuhelfen, sondern auch einen gewissen Wohlstand in das Kiekhäus zurückzuführen, der das Leben daselbst erträglich und zu Zeiten sogar behaglich machte. So fügte sich denn der Strandvogt in Alles, was Hille anordnete und unternahm, und wenn er auch nicht wußte, wie er ihr einst ihre Liebe vergelten sollte, so war er doch überzeugt, daß dieselbe keinen eigennützigen Grund habe, vielmehr der Ausfluß reiner Menschenfreundlichkeit und persönlicher Theilnahme sei, die sie auch geübt haben würde, wenn er keinen Sohn gehabt hätte, dem sie von ganzem Herzen ergeben gewesen wäre.

Von diesem Sohne nun wurde in Hille's Gegenwart wie von einem Menschen gesprochen, von dessen Erhaltung die ganze künftige Existenz der Familie abhinge, nie aber wurde eine Anspielung laut, die sein Verhältniß mit dem schönen

Mädchen von Sassenitz betraf, denn daß eine solche dasselbe verletzte und ihr im Herzen wehe that, hatte der alte derbe Strandvogt mehrere Male zur Genüge erfahren. So lebten sie denn ruhig, hoffnungsvoll und in ihr Schicksal ergeben fort, ein Tag nach dem andern schwand, ein Monat folgte dem andern und es näherte sich allmählig die verhängnißvolle Zeit, die Waldemar mit dem nahenden Orkan verglichen hatte, – ein Vergleich, der für Rügen wenigstens leider gar zu treffend war, was sich schon im Anfange des nächsten Jahres darthun sollte, wie der Leser sogleich erfahren wird.

Aber nicht allein für Rügen, Pommern und Schweden, nicht allein für die ganze seufzende europäische Welt, die von Napoleon mit Füßen getreten wurde, sollte die heranschreitende Zeit ein Orkan werden – Gott hatte in seiner allmächtigen Weisheit gewollt, daß dieser Orkan auch über Frankreich sich ergießen und endlich, nachdem das Maaß seiner Langmuth erschöpft war, den Titanen selbst zu Falle bringen sollte, der den schwer athmenden Völkern so lange die eisernen Zügel seiner Willkürherrschaft auferlegt hatte.

Wie dieser Orkan in den Eisfeldern Rußland's gegen ihn heranbrauste und wie er sich zerstörend und vernichtend von da nach Süden wälzte, Rußland, Deutschland befreite und endlich das hochthronende Frankreich in den Abgrund riß, das weiß der Leser zur Genüge, denn er hat es aus hundert Erzählungen und Berichten erfahren; wie aber dieser Orkan auch über Rügen dahinzog und diese kleine Insel mit in das Räderwerk verflocht, welches das große Triebrad in Paris in Bewegung setzte, das weiß er vielleicht nicht und im Verlaufe unserer Erzählung wird diese Darstellung ihm daher willkommen sein, zumal der Ausgang derselben im vollkommensten Zusammenhange mit dem Schicksale der

Personen steht, denen er bis jetzt seine Aufmerksamkeit und vielleicht seine Neigung geschenkt hat.

VIERTES KAPITEL. DER ORKAN 1812 AUF RÜGEN.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 war angebrochen. Ganz Europa athmete schwer und bang, jedes Land hatte seine Lasten zu tragen, und keine Nation war frei von Befürchtungen allerlei Art, die sich wie haushohe Wogen über ein niedriges Ufer ohne Damm und Schutz dahergewälzten. Aber nicht die Fürsten allein waren von dem Kaiser der Franzosen über alles Maaß gedemüthigt und gepeinigt, auch die Geduld und Ergebung der Völker hatte er bis zur Gränze des Möglichen angespannt, so daß endlich der furchtbare Löwe aus dem Schlummer erwacht war, der im Schooße einer jeden Nation so lange gefesselt liegt, bis sie zum Aeußersten gezwungen und zur Thatkraft angespornt wird, die Sieg oder Untergang im Gefolge hat.

Auf Rügen war man später als im übrigen geschlossenen Europa zur Einsicht der politischen Vorgänge gelangt und dennoch sollte gerade dies kleine Eiland das erste Ländchen in Europa sein, auf dessen Marken die Franzosen, die jetzt mit ihren Völkerwogen auch Rußland zu überschwemmen drohten, ihren ersten Trumpf ausspielten.

Kein Mensch auf der abgelegenen Insel ahnte, was ihm bevorstand. Schweden lebte mit aller Welt in Frieden, nur mit England walten scheinbare Verwicklungen ob, die aber Niemand für ernstlich und zum wirklichen Krieg führend hielt. Mit Frankreich hatte es sogar vor zwei Jahren einen Frieden geschlossen, dessen Bedingungen, so weit wie möglich, gehalten waren, denn ohne Handel und Wandel nach Außen hin kann kein Volk bestehen; und da Napoleon

wußte, daß Schweden England zu seinem Unterhalt gebrauchen würde, so wußte er auch, daß er die Gelegenheit in Händen behielt, Schweden jeden Augenblick des Treubruchs anzuklagen und es von Neuem mit Krieg zu überziehen. Die Zeit dieses Krieges schien ihm aber gekommen, als er seine Entwürfe gegen Rußland für vollendet hielt, um den großen Schlag zu wagen, an dem er schon so lange Jahre gearbeitet und der allein noch übrig war, um ihn zum Herrn des ganzen Festlandes von Europa zu machen.

Alle Welt auf Rügen also hatte sich bei Ablauf des Jahres 1811 in das Unvermeidliche gefunden und trug ihr Geschick mit Ergebung und Hoffnung auf einstiges Besserwerden. Man hielt die eiserne Strenge dieses Geschicks für erschöpft und glaubte den bitteren Kelch des allgemeinen Völkerwehs bis auf die Neige geleert zu haben. Da fiel wie ein Blitz aus heiterer Himmelsbläue die beinahe unglaubliche Nachricht in's Land, ein ansehnliches französisches Truppencorps unter dem Befehle des Divisionsgeneral Friant näherte sich den Gränzen Pommern's, und kaum hatte diese erschreckende Nachricht die Runde gemacht, so bestätigte sie sich, und General Friant rückte wirklich in Stralsund und den anderen Hauptstädten der Provinz ein.

Was das bedeutete, wußte kein Mensch, und jedes Herz schlug in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der französische Herr General aber ließ nicht lange auf die Erklärung warten. Er kam jedoch diesmal mit lächelnder Miene und versicherte in einer öffentlichen Bekanntmachung, sein Einmarsch sei nur der Besuch eines Freunden, den der Kaiser Napoleon auf Grund seiner herzlichen Eintracht mit dem König von Schweden sende, um die brüderlichen Verträge in Ausführung zu bringen, die man 1810

abgeschlossen habe. Diese Verträge bezögen sich hauptsächlich auf das feindselige Verhalten der Engländer gegen Pommern und Rügen; gegen diese wolle er das Land schützen, und man müsse daher das Seinige thun, um den edelmüthigen Freund recht warm zu halten, vor allen Dingen also sorgen, daß die französischen Truppen während ihres Aufenthalts von dem beschützten Lande selbst wohl verpflegt und unterhalten würden.

Diese Erklärung goß denn allerdings keinen wohlthuenenden Balsam in die noch frisch blutende Wunde der im Herzen tief verletzten Bewohner der überströmten Provinz. Daß Frankreich eine Landung der Engländer verhindern und den Handel mit ihnen wehren wolle, war nur ein sehr matter Vorwand, da Pommern und Rügen gar keinen Handel mit England trieb und dieses nicht die geringste Miene gemacht hatte, ein feindliches Corps daselbst landen zu lassen.

Daß also hinter der geheuchelten Freundschaft der Franzosen etwas Anderes versteckt war, sah auch der einfachste Landmann ein, und in dieser Meinung wurde jeder bestärkt, als er das weitere Verhalten der liebevollen Schutzmacht mit kritischen Blicken betrachtete. Vom Generalcommando in Stralsund wurden ohne Weiteres bedeutende Ausschreibungen behufs Lieferungen von Kriegsvorräthen, Geldsummen und Pferden erlassen. Damit sich die erstaunten Inselbewohner nicht etwa mit ihren Waffen selbst verwundeten, verlangte man die Auslieferung aller spitzen und scharfen Instrumente. Was aber dem ganzen die Krone aufsetzte, war die planmäßig schon entworfene Einsetzung einer öffentlichen und geheimen Polizei, die sich alle Mühe gab, die genauesten Erkundigungen über die persönlichen Verhältnisse verschiedener Familien einzuholen und diejenigen Männer

an's Licht zu ziehen, die etwa in früheren Jahren auf der schwarzen Liste der Franzosen gestanden und in irgend einer Weise gegen Wunsch und Willen des französischen Imperators gesprochen und gehandelt hatten. Man zog daher längst vergessene Dinge aus dem Staube der Vergangenheit hervor, suchte und forschte nach diesem und jenem Parteidäger und erklärte laut, daß man nur dann Ruhe und Zufriedenheit im Lande haben werde, wenn alle diese Unruhestifter für immer zum Schweigen gebracht seien.

Hiermit aber glaubte man noch nicht genug gethan zu haben. Um den Handel und Wandel nach Außen gänzlich abzuschneiden, gebot man, daß alle in Pommer'schen und Rügianischen Häfen liegenden Schiffe entmastet werden und selbst kein kleines Boot den Strand verlassen sollte, wodurch denn die armen Schiffer und Fischer gänzlich um ihren dürftigen Broderwerb kamen. Außerdem streifte man in wahrhaft räuberischen Zügen durch die ganze Insel, forderte überall, wo es beliebt ward, Einlaß oder erzwang ihn, wenn nicht gleich die Thür geöffnet wurde, indem man vorgab, die Bewohner hätten heimlich englische Contrebande versteckt. So nahm man fort, was Contrebande und keine war, und um die Wiedereinfuhr einer solchen zu verhindern, zog man eine starke Douanenlinie längs der ganzen Seeküste im Norden und Osten, so daß also Rügen wie mit einer eisernen Mauer französischer Bajonette umgeben war.

Dieser freundschaftliche Einzug der Franzosen sollte aber bald klarer in seiner wahren Gestalt hervortreten, und dazu gab die kriegerische Miene Veranlassung, die der Kaiser von

Rußland gegen Napoleon annahm, dessen Langmuth endlich erschöpft war und der es für zeitgemäß hielt, dem Um sichgreifen des französischen Eroberers und seiner wachsenden Macht in Deutschland einen festen Damm entgegenzusetzen.

Um diesen nordischen Riesen nun zu zertrümmern und auf ewige Zeiten in die sibirischen Eisfelder zurückzujagen, beschloß Napoleon, verbündet von seinem bisherigen Glück und unersättlich in Befriedigung seines Ehrgeizes, ihn in seinem eigenen Lande anzugreifen, und er bot daher seine ganze Heeresmacht und alle seine Hilfsvölker auf, um diesen verhängnißvollen Plan siegreich auszuführen. Zu diesen Hilfsvölkern rechnete er auch die Schweden und forderte sie deshalb auf, ihm mit ihren Truppen nach Rußland zu folgen.

Der König von Schweden aber weigerte sich rechtschaffen, den abenteuerlichen Zug mitzumachen, da er nicht abermals mit Rußland den Streit beginnen wollte, der erst vor Kurzem mit dem Verluste Finnland's für Schweden geendet hatte; er zog es vielmehr vor, in einer beschaulichen und abwartenden Neutralität zu verharren. Durch diesen sehr weisen Entschluß aber hatte er ein für alle Mal mit Napoleon gebrochen, und dieser, in der Meinung, als Rächer und Bestrafer aller Handlungen auf Erden, die gegen ihn selbst gerichtet waren und die er ein unkluges Anstreben gegen den Strom der Welt nannte, berufen zu sein, beschloß nun, ihn dafür zu züchtigen und seine bisherige scheinbare Freundschaft in fühlbare Feindschaft zu verwandeln. So warfen denn zunächst die in Pommern und Rügen stehenden Franzosen die Maske ab und zeigten sich in ihrer wahren Gestalt. Bisher hatten die beiden pommer'schen Regimenter, die in

Stralsund und Greifswald in Garnison lagen, noch ihre Waffen behalten und mit den Franzosen gemeinschaftlich den Dienst verrichtet. Am 3. Juli 1812 aber zwangen die Franzosen plötzlich die schwedischen Trommelschläger, den Generalmarsch zu schlagen, während sie selbst schon in weit überlegener Anzahl unter dem Gewehr standen. Bevor nun die pommer'schen Bataillone, ahnungslos, was sie bedrohte, sich versammelt hatten, waren schon die Hauptwachen entwaffnet, und starke französische Patrouillen ergriffen in den Straßen die einzelnen pommer'schen Officiere und Soldaten, die, dem Rufe der Trommeln folgend, ihren Sammelplätzen zueilten.

Als dies zum Schrecken der Einwohner und zum maßlosen Staunen der schwedischen Krieger geschehen war, wurden beide Regimenter, nachdem sie entwaffnet waren, für französische Kriegsgefangene erklärt und einige Tage später wirklich nach Frankreich abgeführt.

Diese Gewaltthat rief einen Weheschrei hervor, der durch das ganze Land dröhnte und selbst bis nach Schweden hinüber drang. Um sein schutzloses Land von den umherziehenden französischen Marodeurbanden und Streifcolonnen, die überall nach Colonialwaaren suchten und unter diesem Vorwande Dörfer, Höfe und einzelne am Strande liegenden Häuser beraubten und brandschatzten, wenigstens einigermaßen zu schützen, ließ der König von Schweden einigen stark bemannten Kriegsfahrzeugen den Befehl ertheilen, in unmittelbarer Nähe von Rügen zu kreuzen, ebenfalls als Parteigänger aufzutreten und, wo ihre an's Land gesetzte Mannschaft es durchführen konnte, ihre Landsleute in Schutz zu nehmen, namentlich aber sie vor übereilter Bezahlung der geforderten Contributionen zu warnen, da ein

Umschwung der Dinge nicht ganz unmöglich sei, eine weise Zögerung darin also von großem Nutzen sein könne.

Die schwedischen Schiffsführer, beglückt, nun auch endlich einmal gegen die Franzosen in Thätigkeit gesetzt zu werden, gehorchten und segelten von Schweden heran, und zum ersten Male war es den trostlosen Rügenanern vergönnt, ihre Nationalflagge wieder auf offenem Meere flattern zu sehen, obgleich sie nicht ahnten, was das Erscheinen derselben zu so bedrängter Zeit zu bedeuten habe.

Unterdeß aber hatte Napoleon seinen Marsch nach Rußland angetreten, und von den drei großen französischen Columnen zog die auf dem linken Flügel durch Norddeutschland ihrem Ziele zu, wodurch es denn kam, daß in Pommern immer ein Regiment dem andern auf dem Fuße folgte und so die armen ausgesogenen Bewohner immer härter bedrückt wurden.

So waren denn die Franzosen wieder in factischem Besitz von Pommern und Rügen, weshalb auch auf ihren Befehl am 15. August die ganze Provinz den Geburtstag Napoleon's durch Illumination und andere Festlichkeiten feiern mußte, wobei die Drohung verkündigt ward, daß diejenigen Häuser bemerkt und ihre Bewohner zur Bestrafung gezogen werden sollten, welche diesem Befehle zuwider handeln würden.

Am 14. September 1812 war die französische Armee, wie es allgemein hieß, vollkommen siegreich bis Moskau vorgedrungen. Auch diese Errungenschaft mußte auf Befehl des französischen Gouverneurs Morand in Stralsund am 4. October festlich begangen werden, und es ward also ein öffentliches Dankfest in den Kirchen gehalten und am Abend eine noch glänzendere Illumination, als die im August veranstaltete, angesagt.

Bis zu diesem Punkte wollen wir einstweilen dem Laufe der Geschichte folgen und nun zu unserer Erzählung auf Rügen selbst zurückkehren, das damals mehr denn je unter der Zuchtruthe seines gewaltthätigen Eroberers litt, jedoch müssen wir vorher noch einige Worte über die Truppen sagen, die zu dieser Zeit auf Rügen selbst standen und ihre Spionir- und Raubzüge bis an die äußersten Punkte der Insel ausdehnten, so lange ihre Macht durch den Abzug einer größeren Truppenzahl nach Rußland noch nicht geschwächt und die schwedischen Seemänner noch nicht gelandet waren, um den feindlichen Unternehmungen jener mehr oder minder offen entgegen zu arbeiten.

Unter General Morand, der seine Residenz in Stralsund aufgeschlagen, commandirte einen Theil der Truppen auf Rügen von seinem Hauptquartier in Bergen aus unser ehemaliger Bekannter *Monsieur de Caillard*, der unterdeß den Lohn für seine Tapferkeit erhalten hatte und zum Colonel eines reitenden Jägerregiments avancirt war. Man hatte absichtlich diesen Herrn auf die Insel postirt, weil er die Verhältnisse derselben genügend aus eigener Anschauung kannte und mit der Art und Weise wie mit den Vermögenssumständen der Personen besser vertraut war als irgend ein Anderer und also am besten ihre Steuer- oder vielmehr Contributionsfähigkeit beurtheilen – das heißt, sie bis auf den Grund aussaugen konnte. *Mr. de Caillard* war der passendste Mann dazu, diesen Befehlen buchstäblich Folge zu leisten, und wenn er schon früher vielen Furcht eingeflößt, so machte er sich jetzt durch die herzlose Handhabung der ihm aufgetragenen Pflichten noch mehr verhaft.

Eine Zeit lang hatte er sich in Bergen, bis auf die Organisation und Durchführung der schon erwähnten Spionirzüge,

ziemlich ruhig verhalten und vor der Hand nur haarscharfe Erkundigungen über alle diejenigen Personen eingezogen, mit denen er früher in freundlicher oder feindlicher Weise in Berührung gekommen war. So hatte er auch erfahren, daß Graf Brahe in Folge jenes Zweikampfs, für den er sein Zusammentreffen mit ihm selbst ausgegeben, gestorben und Waldemar Granzow auf einem schwedischen Schiffe abwesend sei. Von diesen beiden Personen also hatte er eben so wenig zu befürchten, wie er sie mit seinem durch die Zeit gesteigerten Grimme weiter verfolgen konnte. An Gylfe Torstenson hatte er kurz nach seinem Einzuge in Bergen einen zärtlichen Brief geschrieben und ihr darin gesagt, daß der Aufbau seines ihr verheißenen Paradieses immer näher rücke, daß er sich deshalb bemüht habe, wieder in ihre Nähe zu kommen, und daß er sie besuchen werde, sobald es seine Zeit gestattete, um seine Verlobung mit ihr zu feiern und sie nach dem siegreichen Feldzuge in Rußland nach Frankreich zu führen, – denn nach diesem Feldzuge, der der ganzen Welt Frieden geben werde, könne er mit Ehren seinen Abschied nehmen, um ihren Reizen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihr sein ganzes ferneres Leben zu widmen.

Ob dieses Vorgeben sein Ernst war, müssen wir dahin gestellt sein lassen, wenigstens hat Gylfe Torstenson in späteren Jahren oft genug erzählt und sogar vor ihren Gefährtinnen beschworen, daß ihre Verbindung mit dem Colonel Caillard bereits festgesetzt gewesen sei, woran zu zweifeln uns kein handgreiflicher Grund vorliegt. Daß er aber nicht so eilig in der Betreibung seiner Verlobung war, wie er es mit der Verheirathung werden zu wollen versprach, wissen wir bestimmt, denn er blieb mehrere Monate in Bergen, ohne den

sogenannten Brautzug nach Spyker zu unternehmen. Wahrscheinlich wollte er erst eine ausführliche Nachricht von seiner Angebeteten abwarten und aus ihrem eigenen Munde hören, wie es auf Spyker stand, um nach dem Ausfall derselben seinen Entschluß zu gelegener Zeit auszuführen oder ganz fahren zu lassen.

Diese Nachricht aber ließ etwas lange auf sich warten, denn Gylfe, die seit seiner fluchtartigen Abreise von Spyker keine Zeile von ihm erhalten hatte, trotzdem er sie ihr mit heiligen Eiden verheißen, war beinahe zwei Jahre lang in einen furienartigen Grimm über diese Vergeßlichkeit verfallen und hatte durch ihr herrisches Wesen und ihre stete galligste Laune allen Bewohnern von Spyker das Leben daselbst zur Hölle gemacht. So beschloß sie jetzt, ihren saumseligen Anbeter eine Weile schmachten zu lassen, und erst als sie zu fürchten begann, sein Regiment könne wie viele andere in aller Stille nach Rußland geschickt werden, ließ sie sich zu einer Antwort herbei, worin sie kurz sagte: Herr von Caillard möge kommen und sie besuchen, das Uebrige werde sich finden.

Diese Antwort schien dem eitlen Colonel allerdings sehr kurz und bündig, aber weniger zärtlich und liebevoll zu sein, und nach ihr zu schließen, konnte er bei der Schreiberin keine große Sehnsucht nach seiner herrlichen Person voraussetzen. Bevor er sich daher zu einem Besuch auf Spyker rüstete, zu dem ihn noch ein anderer Beweggrund trieb, schrieb er noch einmal und erkundigte sich sehr sorgfältig nach allen übrigen daselbst bestehenden Verhältnissen.

Auf diese Anfrage erfolgte eine sehr eilige und viel freundlichere Antwort, als die erste gewesen war, und es

hieß darin: die Verhältnisse auf dem Schlosse seien die alten, sowohl was die Personen als Dinge beträfe, er möge bald kommen, denn man erwarte ihn mit Ungeduld.

Jetzt beschloß der Colonel nicht länger zu zögern, um seinem Glücke in die Arme zu eilen. Aber bevor er selbst ging, schickte er ein kleines Truppencorps voraus, welches das Terrain zu recognosciren und den oben erwähnten zweiten Beweggrund vorläufig in nähere Betrachtung ziehen sollte.

Dieser Beweggrund bestand in nichts Anderem, als in der Behauptung, man habe ihm bei seinem vor zwei Jahren erfolgten Abzuge aus Spyker seine Effecten vorenthalten. Er habe sie auf einen Wagen laden lassen, und man habe verfehlt, sie ihm nach Bergen nachzusenden. Er werde jetzt kommen, den Thatbestand untersuchen und den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen, jedenfalls hoffe er, sein Eigenthum unversehrt vorzufinden.

Mit diesem vorläufigen Auftrage nun trafen seine Abgesandten in Spyker ein, siedelten sich fest im Schlosse an und begannen dasselbe herrliche Leben zu führen, was ihre Vorgänger im Jahre 1809 geführt hatten, nur daß man in Anbetracht der günstigeren Sachlage gesteigerte Anforderungen machte und sich als ein zwiefach gekränkter und mißhandelter Feind geberdete.

Gegen andere Personen hatte der Colonel bis jetzt seiner oberherrlichen Gewalt noch nicht die Zügel schießen lassen, seine Absicht war vor der Hand auf Spyker und dessen Reichthümer gerichtet, die er sich diesmal nicht wieder wollte entschlüpfen lassen. So hatte er es auch nicht für

rathsam gefunden, gegen den Vater des schurkischen Granzow besonders feindselig aufzutreten, einmal, weil er wußte, daß derselbe genügend durch frühere Einquartierung gezüchtigt war und auch jetzt wieder ansehnliche Contributionen hatte zahlen müssen, sodann aber weil er nicht beabsichtigte, den Groll der schon genug gereizten Leute noch lebhafter gegen seine Person zu stacheln, da er einen unbezwinglichen und mit einiger Besorgniß gepaarten Widerwillen gegen den jungen Mann hegte, der ihn schon einmal so arglistig getäuscht hatte und ohne Zweifel geneigt sein mußte, wegen seines gemordeten besten Freundes, des Grafen Brahe, an ihm Rache zu nehmen.

Sein ferneres Verfahren im Spyker'schen Schlosse interessirt uns für jetzt nicht; wir können indessen annehmen, daß er, als er bald darauf selbst dort eintraf, alle Maaßregeln ergriff, um zu seinem ihm angeblich vorenthaltenen Eigenthum zu gelangen, sowie daß es ihm glückte, den Zorn der gekränkten Gylfe zu beschwichtigen, die in ihrem leichtsinnigen Herzen sehr bald die zwei Jahre vergaß, die sie einsam vertrauert hatte, und sich nur allzubald den heuchlerischen Galanterien wieder ergab, die der kaiserliche Officier so freigebig in ihre Ohren trüffelte. Kehren wir dafür lieber in das stille Kiekhaus zurück und sehen wir, was sich daselbst an dem Tage zutrug, als zu der amtlichen festgesetzten Stunde am 4. October 1812 auch dort die Einnahme von Moskau durch die befohlene Illumination gefeiert werden mußte.

Im Hause des Strandvogts war es in diesen letzten Zeiten mitunter sehr trübselig hergegangen; und nicht sowohl waren es die materiellen Verluste, die man am Ende noch verschmerzen konnte, als vielmehr das Bewußtsein des allgemeinen über das Land und seine Bewohner hereingebrochenen Elends, welches das Herz der alten Leute so tief erschütterte.

Natürlich hatten die Franzosen gleich anfangs, sobald sie die Insel von Neuem in Besitz genommen und ihre Douanenlinie längs des Strandes aufgestellt, ihr Augenmerk hauptsächlich auf Jasmund und alle Stranddörfer gerichtet, da diese nach ihrer Meinung dem Schmuggelhandel mit den Engländern überaus günstig gelegen und ihm also ohne allen Zweifel leidenschaftlich ergeben waren, was indessen nur in höchst seltenen Ausnahmen der Fall sein mochte. So hatten sie denn eine starke Besatzung auch nach Sassenitz gelegt, indem sie einige Fischerfamilien gänzlich aus ihren Häusern vertrieben und selbst darin Platz nahmen; das auf der anmuthigen Höhe belegene Kiekhaus aber hatte sich ein Officier zur Sommerwohnung auserlesen und darin nach Wohlgefallen gehaust, als wäre er der alleinige Besitzer desselben, und die darin Angesessenen seine Diener und Leibeigenen.

Als man sich aber überzeugt hatte, daß wenigstens in diesem Hause keine Colonialwaaren versteckt waren, ärgerete man sich über den Fehlgriff und fing nun seine Wuth an verschiedenen Gegenständen daselbst auszulassen an. Vor allen Dingen zerstörte man die neugebauten Boote des

Strandvogts oder brachte sie an Orte, wo man sie zu eigenen Zwecken brauchen konnte, vorgeblich, um den Bewohnern jede Möglichkeit des Verkehrs mit den Engländern zu nehmen. Sodann aber, als man sah, daß auch dadurch der Gleichmuth der stillen Insulaner nicht erschüttert wurde, ging man zu anderweitigen Quälereien über, tobte und schimpfte auf das schlechte Essen, die vielen Fische, den mangelnden Wein und drohte das Haus in Brand zu stecken, wenn es nicht bald anders würde. Als es nun aber nicht anders wurde, berichtete der Officier nach Bergen, daß der Strandvogt Granzow ein sehr hartnäckiger Querkopf sei, und daß er ohne Zweifel sein Geld vergraben habe, um es nicht zum Nutzen seiner Gäste zu verwenden, indem aus seiner Einrichtung, Kleidung und seinem ganzen Gehabén klar hervorgehe, daß er ein bemittelter Mann sei, man ihn also zwingen müsse, seine Einquartierung anständiger zu bewirthen.

Infolge dieser Anzeige schritt man denn zu den schon vorher beschlossenen Contributionen, und Daniel Granzow gehörte mit zu denen, deren Vermögen man um das Zehnfache zu hoch anschlug und demgemäß besteuerte. Beschwerden seitens des Ueberbürdeten wurden von Niemandem angehört, noch weniger berücksichtigt, und so blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als Hille's edelmüthiges Anerbieten anzunehmen und mit ihrem Gelde die auferlegten Summen zu bezahlen.

Nachdem nun fast das ganze Hab und Gut der Familie verschlungen und auch Hille vorläufig mit ihren baaren Mitteln zu Ende gekommen war, trat eine vergleichsweise viel glücklichere Zeit für sie ein. Das Bataillon Infanterie, zu dem die

in Sassenitz liegenden Truppen gehörten, bekam wie viele andere der in Pommern stehenden Regimenter geheime Marschorder nach Rußland und zog eines schönen Morgens ab, ohne daß man wußte, warum und wohin es sich in Bewegung setze. Die Zurückbleibenden aber erhielten den Befehl, im Dorfe unmittelbar am Strande Quartier zu nehmen, da sie von der entfernteren Höhe aus das Treiben der Fischer nicht so gut überwachen könnten. So wurde denn das Kiekhaus wieder frei, und blieb es auch, da nach und nach immer mehr Truppen von der Insel fortgezogen und anderweitig verwandt wurden, nur die leidigen Abgaben hörten nicht auf, und da man sie endlich factisch nicht mehr zahlen konnte, blieben sie auf dem Papire stehen und sammelten sich daselbst allmählig bis zu einer Höhe an, die man heute nicht mehr glaubhaft finden würde, wenn man sie läse.

Durch alle diese äußerer Bedrückungen war endlich der zähe Strandvogt mürbe geworden: wie zerschmettert wankte er im Hause hin und her und freute sich weder über die blauen Meereswellen, noch über den pfeifenden Wind, der sonst doch seine Lieblingsmusik gewesen war. Ja, er hatte schon lange das Rauchen vergessen; er ließ keinen echt seemännischen Fluch mehr hören, der doch immer zu der Lebensnothdurft dieser natürlich sich darstellenden Kernmenschen gehört, und schon in den schlaffen Zügen seines Gesichts sprach sich die Ermattung aus, von der sein Geist und Gemüth ergriffen war.

Wenn dann einmal die liebliche Hille an ihn herantrat, ihre süße Stimme ertönen ließ und ihn mit der Zukunft und dem einstigen Besserwerden trösten wollte, dann schüttelte er schwermüthig den schneeweiß gewordenen Kopf, klopfte ihr leise auf die blühende Wange und sagte wehmüthig:

»Du hast gut reden, mein Kind, Du bist noch jung und hast eine Zukunft vor Dir, für uns alte Leute aber giebt es keine künftige Zeit auf Erden, die heutigen Tage sind unser Alles, und die sind, Du weißt es wohl, nicht gerade segensreich. Doch Du meinst es gut, und ich danke Dir. Ich werde es dem Waldemar sagen, wenn er wiederkommt, was Du für uns geopfert hast und gewesen bist, und der, ach ja, nur der wird es Dir danken und lohnen.«

»Du irrst, lieber Ohm,« hatte dann wohl Hille geantwortet; »dafür will ich von ihm weder Dank noch Lohn, denn was der Mensch dem Menschen aus freien Stücken und mit warmem Herzen thut, bedarf beides nicht, und Waldemar kann seine Mühe auf wichtigere Dinge richten.«

»Nun,« sagte dann die Mutter, mit ihren immer noch strahlenden Augen lächelnd, »er wird schon wissen, was er zu thun hat, und wir wollen uns alle Drei darin finden, denn am Ende wird er es doch gut machen, ich kenne meinen Sohn.«

Mit diesen oder ähnlichen Worten hatte sie stets nicht allein den Alten beruhigt, sondern auch Hillen unendlich wohl gethan, denn diese hörte Waldemar gar zu gern selbst von seinen Eltern loben. Sie ging dann gewöhnlich auf die Mutter zu, umfaßte sie mit ihren schönen Armen und küßte sie herzlich und wiederholt auf beide Wangen, da sie ja nichts Anderes hatte, was sie mit ganzer Inbrunst küssen und an ihren Busen drücken konnte.

So war auch im Kiekhouse der 4. October des Jahres 1812 herangekommen und auch hier war die Illumination ange sagt und die allgemeine Strafdrohung hinzugefügt, für den Fall, daß man dem Befehle nicht gebührlich nachkommen werde. Schon am frühen Morgen war deshalb die alte Trude

nach Sagard gesandt, um von einigen zurückgelegten Ersparnissen Hille's, die nur zu den nothwendigsten Bedürfnissen verwandt werden sollten, bei einem Krämer die paar Pfunde Lichte zu kaufen, die man zu der befohlenen Freudenleuchtung gebrauchte.

Es war ein windstiller und sonnenklarer Tag, so lieblich, so milde und doch so erfrischend, wie man sie häufig in dieser Jahreszeit auf Rügen findet. Ein sanfter mattblauer Duft lag über dem leise atmenden Meere, das fast dieselbe herrliche Farbe zeigte, wie das darüber strahlende Azur des Aethers. Unten am Strande murmelte die Brandung wie gewöhnlich an solchen Tagen mit jener süßen Musik, die für ein empfängliches Ohr eine ungemein besänftigende, beinahe einschläfernde Gewalt hat, und die Seeschwalben flogen mit den weißen Möven um die Wette weit auf die See hinaus, spielend und sich jagend, wie die Kinder es thun, wenn sie recht glücklich und seelenvergnügt sind.

Aber noch durch eine neue und aufregendere Erscheinung sollte sich dieser wichtige Tag in unserer Geschichte auszeichnen und diese gehörte zu den in dieser Zeit nicht alltäglichen, ja fast ganz vergessenen. Schon am Morgen hatten sich nämlich im Norden, etwa zwei oder drei Seemeilen von Arkona entfernt, einige Segel gezeigt, die bei dem ruhigen Wasser und dem kaum merkbaren Luftzuge langsam und bedächtig auf der blauen Spiegelfläche daheraflutheten, und alle in Sassenitz mit dem Wasser und den Vorgängen darauf vertrauten Augen hatten neugierig Stundenlang ausgeblickt, um sich klar zu machen, welche Ursache diese jetzt so seltenen Gäste in das stille Gewässer führte und was sie daselbst in der Nähe des Landes wohl bezwecken möchten.

So auch im Kiekhause. Aber so sehr sich der Strandvogt mit seinem Glase und Hille mit ihren Falkenaugen auch bemüht hatten, die Flaggen an dem Topp oder der Gaffel der Schiffe zu entdecken und darauf auf ihre Absicht zu schließen, sie hatten bisher noch keine wahrnehmen können und waren also noch immer im unklaren geblieben, was man von ihnen zu hoffen oder zu fürchten habe. Endlich war der Strandvogt des langen Ausschauens müde geworden. Unwillig schob er das Glas zusammen und drehte dem Wasser den Rücken, um mit Hille, die heute unermüdlich an seiner Seite ausgehalten, in das Haus zu Mutter Ilske zurückzukehren.

»Hol' sie der Henker!« sagte er auf diesem Gange unwillig, »ich habe das Ding satt! Gegen Abend werden sie schon näherkommen, und dann will ich an ihrer Takelage bald ihr Vaterland erkennen. Mir gleich, ob es nun Schweden oder Franzosen sind, uns können sie doch nichts mehr nehmen.«

»Aber geben, Ohm;« sagte Hille sanft und legte ihren schönen runden Arm in den seinigen, »und gleichgültig ist es Dir doch nicht, ob es Schweden oder Franzosen sind.«

»Du irrst, Kind. Wenn es Franzosen sind, so wollen sie ihre Landsleute nach Rußland oder Preußen holen, denn Rußland verzehrt Menschen, und Frankreich nimmt Alles mit, was es aufraffen kann; man munkelt schon lange davon, daß mehr Menschenkinder da oben in einem Tage draufgehen, als in Jahren geboren werden. Nun ja, und wenn es Schweden sind, was dann?«

Hille hätte wohl eine Antwort auf diese Frage gehabt, aber sie ließ sie nicht über ihre Lippen dringen. Leise senkte sie den anmuthigen Kopf auf die Brust, um das Erröthen zu verbergen, das bei'm Anblick dieser Schiffe an diesem

Tage schon oft ihre Wangen überfluthet hatte. Sodann aber ging sie Mutter Ilske zur Hand, um ihr zu helfen, die Licherter an den rechten Ort zu stellen und Alles so einzurichten, daß jeder Späher der erbitterten Feinde, falls er irgend wo heimlich verborgen wäre, mit der Ausführung der gegebenen Befehle zufrieden sein konnte.

Der Abend mit seinen Schatten war gekommen, und es nahte die Zeit, wo man die festlichen Lichter anzünden mußte. Mutter Ilske und Hille besorgten die Arbeit, und der Strandvogt ging sehr übelgelaunt mit gesenktem Kopfe im Zimmer auf und ab. Es war nun komisch mit anzusehen, wie in diesem wie in allen übrigen Häusern auf Rügen alle meistentheils alten Leute – denn die jüngeren waren ja von den Franzosen außer Landes geführt – vor den Fenstern ihrer Zimmer saßen und die Lichter in Brand setzten, um damit eine Freude an den Tag zu legen, die kein Einziger von ihnen empfand. Ueberall gab es die nämlichen mürrischen Gesichter, dieselben vor Wuth zusammengebissenen Zähne und dieselben hochverrätherischen Wünsche, daß diese officiell anbefohlene Festlichkeit die letzte sein möge, die man erzwungenerweise zur Schau stellen müsse.

»Nun, Alter, sieh, da brennen sie,« rief Mutter Ilske, von einem Fenster zum andern trippelnd und endlich zu ihrem Mann zurückkehrend, der die düster aufflackernden Lichter keines Blicks würdigend, still vor sich her brummend auf und nieder schritt.

»Laß sie brennen, in's Teufels Namen!« lautete die barsche Antwort. »Ich wünschte, sie steckten die ganze Welt in Brand.«

»Das wünschest Du nicht, Ohm,« schmeichelte Hille, nahe an ihn herantretend und seine Schulter mit ihrer Hand berührend, »ohnedies brennt sie hell genug.«

»Und doch wünsche ich es, aber nicht unsre Welt will ich in Flammen aufgehen sehen, sondern dessen, der uns die unsrige zur Hölle gemacht hat. Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich würde ihm noch eine ganz andere Fackel anzünden, um ihm hinauszuleuchten, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.«

»Alter! warum so brummig? Das hilft ja zu nichts. Und laß es ihn ja nicht hören, daß Du so unehrerbietig von ihm sprichst, denn der Herr hat lange Hände und kann weit damit reichen.«

»Aber keine so langen Ohren, daß er meine Worte hören könnte.«

»Nein,« sagte Mütter Ilske lächelnd, »in Moskau hört er es freilich nicht. Ach, daß auch die alte Czarenstadt den Jammer hat erleben müssen!«

»Moskau!« fuhr der Alte empört auf. »Was geht mich Moskau an! Czarenstadt! Was ist Czar? Um die Herren kümmere ich mich nicht, die sind selbst daran schuld, daß der Teufel sich losgerissen hat und mit seinen Hörnern unter sie gefahren ist, nur um die Menschen ist mir's zu thun. Czar hin, Czar her! Er hätte sich auch besser halten können hinter seinen Festungen und mit seinen Millionen Rubeln! Nun hat er's davon, nun saugen die Franzosen an ihm wie an uns! Ha, er wird auch bluten müssen! Ob er wohl auch Contributionen bezahlen muß?«

»Gewiß,« erwiderte Hille, »und noch viel größere als wir.«

»Das ist ihm auch recht. Er hat auch viel mehr Geld als wir!«

»Wo die Franzosen nur das viele Geld lassen,« bemerkte Mutter Ilske, »ich möchte es wohl mal zusammen auf einem Haufen sehen, was sie der ganzen Welt abgenommen haben.«

»Da hättest Du auch was Rechtes davon! Ich möchte es lieber den armen Leuten zurückgegeben wissen, denen sie es gestohlen haben.«

»Nun ja, das wäre auch mein Wunsch, aber es ist ein vergeblicher, denn was ein Wolf erst in seinem Rachen hat, das giebt er nicht wieder heraus, und diese Napoleonischen Franzosen sind Wölfe von der raubgierigsten Art. Aber wo zu das Gewäsch, das uns doch keinen Heller wiederbringt! Alter, weißt Du was? Rauche eine Pfeife, das ist viel gemütlicher als Dein Brummen, und vertreibt Dir die Grillen.«

»Grillen? Wo sollten die noch herkommen? Ich wüßte nicht, um was ich noch Grillen fangen sollte, denn ich habe nichts mehr auf der Welt.«

»Doch, Ohm, Du hast Deine gute Mutter Ilske und mich,« sagte Hille mit ihren sanftesten Schmeicheltonen und umschlang mit dem Arm wieder den steifen Nacken des alten Seemanns.

»Und Waldemar!« rief bedeutungsvoll die Mutter, dicht an die beiden herantretend.

»Ja, Euch habe ich,« sagte der Alte, schon etwas besänftigt, »und sogar hier in der Stube. Waldemar habe ich auch, aber wo? Auf dem Wasser! Nun ja, Gott im Himmel, das ist nicht anders, denn das ist sein Element, und das wird ihn

nicht untergehen lassen. Heda! Nun wird mir wieder wohler, da ich sehe, daß ich noch so Viel habe. Soll ich wirklich einmal rauchen, Kinder, he? Na, da gieb mir 'mal die Pfeife, Mädchen – so! Ei! Sie ist ja schon gestopft, das ist hübsch von Dir!«

Mit diesen Worten trat er an den Tisch und nahm Hille die lächelnd dargereichte holländische Pfeife ab, aus der er am liebsten rauchte. Als das in Rügen eingeschmuggelte Kraut in Brand gesetzt war und kräftig duftende Dampfwolken die kleine Stube erfüllten, nahm sein leutseliges Gesicht wieder das alte behagliche Schmunzeln an, und er trat alsbald an das Fenster und schaute scharf in die mondhelle Nacht hinaus, die lieblich, wie der Tag gewesen war, aber noch unendlich viel ruhiger und süßer auf dem leise wogenden Meere lag. Sogleich war Hille an seiner Seite, und wie er schaute sie rechts und links sich um, als wisse sie schon, was der alte Strandvogt daselbst suche, und wolle ihn dabei unterstützen.

»Siehst Du noch die Schiffe?« fragte er sie nach einiger Zeit, während welcher er den ganzen vor ihm liegenden Horizont gemustert hatte.

»Ja, Ohm, eins wenigstens, dort, etwas südlich von hier liegt es. Es hat aber beigedreht – der Wind ist todt und die Segel hängen schlaff von den Spieren herab. Sie sind gewiß vor Anker gegangen.«

»Vor Anker? Mit hängenden Segeln? Gott bewahre mich, dann würden sie sie doch erst beschlagen haben, so ist es wenigstens Brauch bei den Seeleuten. Na, warte nur – Deine Zeit kommt auch noch – Du wirst noch Viel zu lernen haben von dem Seebrauch, wenn Du erst –«

»Alter!« warnte Mutter Ilske und stieß ihn heftig von der Seite mit dem Ellbogen an.

»Was denn? Was habe ich denn Uebles gesagt? Sie wird noch Viel zu lernen haben vom Seebrauch, sagte ich, denn der Mensch muß Viel lernen in der Welt, und Hille lebt in der Welt und wird künftig noch mehr darin leben.«

Hille machte sich während dieses mit neckischer Miene vorgebrachten Gesprächs bei den Lichtern zu schaffen und putzte sie, wobei sie eins auslöschte, da sie ihre Ohren vielleicht mehr bei den Worten der alten Leute als ihre Augen bei der erwähnten Arbeit hatte. Als sie aber damit zu Stande gekommen war und das erbärmliche Talglicht wieder brannte, trat sie zu dem Strandvogt heran, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

»Du hast Recht, Ohm, ich bin jung und werde noch Viel zu lernen haben, und das will ich von ganzem Herzen gern, wenn mir die Gelegenheit dazu wird. Aber sieh, es ist heute ein so schöner Abend, der Mond scheint prächtig, und die Luft ist so warm wie im lieblichsten Sommer. Wollen wir vielleicht ein wenig hinausgehen und uns auf die Bank unter den Bäumen am Klippenrande setzen?«

»Hoho, Ilske, merkst Du den Braten? Ich sag's ja! Ha, Kind, Deine Liebhaberei für die See thut sich in allen Deinen Wünschen kund. Ich wette, Du willst doch nur hinaus in's Freie, um nach dem Schiffe zu sehen, das Du schon lange für ein schwedisches hältst, und ich vielleicht auch. Na, ich bin dabei. Aber wer wird im Zimmer bleiben und die verfluchten Lichter bewachen und Putzen, daß sie uns nicht noch die Gardinen verbrennen und die ganze Stube verstänkern, he? Hol' der Teufel die ganze Illumination um die Affaire bei Moskau! Wer sieht sie hier in dem abgelegenen Hause? Und

wir, denen das Herz vor Wuth berstet, müssen für unsern letzten Groschen Geld noch die Dinger kaufen, anstecken und obendrein noch den Nachtwächter dabei spielen. Nein, das wird mir denn doch zu arg!«

»Lieber Ohm,« beschwichtigte ihn Hille und holte schon den warmen Rock des Alten herbei und den schwarzen Mantel der Mutter mit der Kapuze, »das ist nun nicht anders, und alles Lärm darunter hilft nichts. Uebrigens werde ich der Trude sagen, daß sie auf die Lichter Acht giebt, während wir draußen sind und ein Stündchen frische Luft schöpfen.«

»Dann bin ich zufrieden,« rief der Alte. »Halloh, Mutter, rasch, tummle Dich; das Mädchen hat uns einen guten Vorschlag gemacht.«

FÜNTES KAPITEL. DER ORKAN BESÄFTIGT SICH.

So traten sie denn aus der Hinterpforte des Hauses in's Freie und setzten sich auf die mehrerwähnte Bank zwischen den beiden Buchen, von wo aus sie das ganze schöne Schauspiel dicht vor Augen hatten, welches ihnen die milde Octobernacht darbot. Der im vollen Glanze am Himmel langsam dahinsegelnde Mond, weder von Wolken noch Dünsten verhüllt, warf seinen flimmernden Riesenstrahl ungehindert in das klare Meer, auf dessen Oberfläche er sich wie ein flüssiger Silberstreifen spiegelte, der, unabsehbar an Länge, bis an den fernsten Horizont streifte, wo er allmählig blasser wurde und zuletzt sich in lauter kleine Lichtpunktchen auflöste. Das Meer selbst aber ließ jenes leise majestätische Rauschen vernehmen, das nur die Stille der Nacht durchdringt, dann aber um so feierlicher die Seele stimmt, deren Ohr geübt ist, die Stimmen der Natur selbst im leisesten Wehen wahrzunehmen.

Die drei Menschen, die wir auf ihren Schauplatz begleitet haben, hatten alle offene Sinne für diese ihnen entgegentretenden Erscheinungen, und sie sogen mit Wollust den lieblichen Anblick und die erhabenen Töne ein, die sich vor ihnen entwickelten. Aber nachdem sie eine Weile gelauscht und geschaut hatten, richteten sich unwillkürlich und wie in Folge einer geheimen Verabredung ihre Blicke nach Südosten hinüber, wo sie bald auf einem Gegenstand haften blieben, der ihnen unter den Umständen, wie er diesmal erschienen war, von großer Bedeutung sein mußte. In der angebliechen Richtung nämlich lag unbeweglich, wie auf den schlafenden Wogen ruhend, ein großes Schiff, das ohne Zweifel ein Kriegsschiff war, denn dafür sprach eben seine Größe und die vollkommene Takelung, deren Zierlichkeit und Regelmäßigkeit man fast mit bloßen Augen erkennen konnte. Mit Hülfe eines Fernglases aber vermochte man deutlich die zwanzig dunklen Punkte wahrzunehmen, die in zwei Reihen übereinander auf der dem Lande zugekehrten Steuerbordseite an dem Rumpfe hafteten und nichts Anderes als eben so viele Kanonenluken waren, aus denen die Tod bringenden Röhren schauten, die um diese Zeit eine so traurige wie bedeutungsvolle Rolle in der Geschichte der Völker spielten. Das Schiff war also eine Fregatte von vierzig Kanonen, die zu irgend einem Zweck in diese Gewässer gesandt war und sich nur aus dem Grunde der Küste so nahe wie möglich gelegt hatte, um sie mit Muße und Behaglichkeit beobachten zu können.

Ein Zeichen, woran man die Nationalität des Fahrzeuges hätte erkennen können, war nirgends vorhanden, denn die Farbe des langen vom Hauptmast wehenden Wimpels war nicht zu unterscheiden, und die Besahnruhte zeigte keine

Flagge, wahrscheinlich in der Absicht, um keinen der am Lande das Schiff beobachtenden Bewohner den eigentlichen Grund seiner Anwesenheit errathen zu lassen.

Nachdem der alte Strandvogt eine lange Zeit damit hingebraucht hatte, das ganze Schiff von der Gallion bis zum Spiegel und vom Großtop bis zum Wasserspiegel zu mustern, setzte er das Glas vom Auge ab und sagte ruhig: »Ich weiß nicht, was es für ein Landsmann ist, doch scheint er uns nichts Uebles zu verkünden. Ich möchte aber wetten, daß er ein Schwede ist oder höchstens ein Engländer, denn die Herren Franzosen lieben ein höheres Stangenwerk und verstehen nie eine so herrliche Symmetrie in der Takelage hervorzubringen, wie dieses schöne Fahrzeug sie zeigt.«

»Könnte es nicht auch ein Däne sein?« fragte Mutter Ilske, nachdem sie in aller Ruhe eine Weile nachgedacht hatte.

»Bei Gott, Ilske, ja, Du hast Recht,« rief der Strandvogt. »Ja, ein Däne kann es auch sein, denn die verstehen sich auf gute Schiffe, das muß man ihnen lassen.«

»Es ist ein Schwede,« sagte Hille mit einer instinctartigen Gewißheit, die manche Frauen auch in Angelegenheiten besitzen, die eigentlich nicht zu ihrem Wirkungskreise gehören. »Ich glaube es wenigstens.«

»Ich auch,« rief der Alte beistimmend, »und wir beide bilden die Majorität, Mädchen. Aber was will der nur hier – das ist die Frage. Ha, seht Ihr die Lichter an seinem Bord? Wahrhaftig, sie gehen mit Laternen auf und nieder. Na, ist den Herren der Mondschein noch nicht hell genug? Wollen sie den Fischen eine Illumination bereiten? – Ha, am Ende sind es doch Franzosen, die die Einnahme von Moskau mit uns zugleich feiern.«

»Nein, nein,« sagte Hille bestimmt, »das ist keine Illumination, Ohm, Sie setzen vielleicht ein Boot aus und dabei brauchen sie Licht.«

»Mädchen, was Du klug bist! Hallo, ich sehe es durch mein Glas. Wahrhaftig, sie lassen ein großes Boot in See – sie bemannen es – Kinder, was hat das zu bedeuten?«

Der alte Mann, auf das Höchste gespannt, war von der Bank aufgesprungen und hatte sich dem Bergabhang so nahe wie möglich aufgestellt, um dem kommenden Schauspiele seine ganze Sehkraft zuwenden zu können. Neben ihm auf der einen Seite stand seine Frau und auf der andern Hille, deren lautes Athmen, als würde ihre Brust von einer ungewöhnlichen Spannung gehoben, sich in der Stille der Nacht deutlich vernehmen ließ.

»Sie kommen!« sagte der Alte, nachdem wieder einige Zeit in stiller Betrachtung vergangen war. »Ich sehe es, sie sind schon am Rudern. Horch! Hört Ihr es? Sie streichen prächtig, die Jungen, und haben ihr Handwerk aus dem Grunde gelernt.«

Er hatte Recht, eine ziemlich große Barke näherte sich dem Lande, und je näher sie kam, um so deutlicher vernahm man den regelmäßigen und wohllautenden Schlag, den nur die mit genauerster Pünktlichkeit geführten Riemen eines Kriegsbootes bei stillem Wasser und namentlich in geräuschloser Nacht hören lassen.

»Bei Gott!« rief der Alte mit jauchzender Stimme, »sie kommen auf Sassenitz los und wollen landen. Soll ich einmal hinunterlaufen und sehen, was es giebt?«

»Das wirst Du hübsch bleiben lassen,« sagte Mutter Ilske und hielt ihren Mann am Arme fest, als wollte sie ihn dadurch an sich fesseln; »es könnten immerhin trotz Deiner

Wissenschaft und Hille's Glauben Franzosen sein, die auf's Land kämen, um die Illumination von Sassenitz aus der Nähe zu betrachten.«

»Du hast Recht, Alte, Donnerwetter! Das ist wahr. Kommt, Kinder, setzt Euch nieder, da bleibt uns denn nichts Anderes übrig, als in aller Ruhe abzuwarten, was daraus wird.«

Er ging mit seiner Frau nach der Bank zurück, nur Hille blieb wie an den Boden gewurzelt auf der Klippe stehen und schaute mit wogender Brust nach dem Meere hinab, welches das Boot mit ziemlicher Schnelle durchschnitt, bis es endlich an der gewöhnlichen Landungsstelle anlangte und, ohne ein Hinderniß zu finden – denn es standen jetzt keine Franzosen im Dorfe, was sie zu wissen schienen – seine Bemannung zum größten Theil an's Ufer steigen ließ.

Jetzt endlich trat Hille zu den Verwandten zurück, wiewohl in einer Haltung und Spannung, die nur darum den beiden Alten entging, weil sie zu sehr mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt waren, um auf die eines Andern zu achten; mit den Augen immer noch den Strand verschlingend und ihre Ohren der Richtung zuwendend, in welcher der Fußsteig von Sassenitz auf die Höhe durch die Steinbachschlucht führte, sah sie die beiden Alten weder, noch hörte sie irgend ein Wort, welches sie mit einander sprachen.

Nach einer Weile aber, als sich im Kiekhouse nichts von den unten am Strande bei Sassenitz Gelandeten blicken ließ, hatte der Strandvogt das Warten satt, und da er zugleich einen Appetit verspürte, so forderte er die Seinigen auf, mit ihm in das Haus zurückzukehren und das Abendbrod einzunehmen. Beide Frauen stimmten bei und folgten ihm in das Haus, wo man Trude von ihrem Aufseheramt erlöste und

ihr das Abendessen hereinzubringen befahl. Kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, so wandte Hille das Ohr nach der Thür, denn es war ihr, als hätte Jemand heftig das Gatterthor zugeschlagen, das den Garten vor'm Hause einfaßte.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Einen Augenblick später ließen sich männliche Fußtritte auf dem Flur vernehmen und »Es ist Waldemar!« rufend, sprang sie zur Thür, um sie dem Besuchenden zu öffnen, denn daß nur dieser es sein konnte, der in so später Abendstunde vom Strande heraufkam, hatte ihr schon lange eine innere Stimme verrathen, ohne daß sie sich eines besonderen Grundes dieser Annahme bewußt gewesen wäre.

Da gab es denn eine lärmvolle und freudenreiche Scene in dem kleinen Kiekhouse, und lange dauerte es, ehe Waldemar dazu kam, die Ursache seines Besuches zu erklären, denn die endlosen Ausrufungen der glücklichen Mutter und das jauchzende Freudengeschrei des Vaters ließen ihn kaum zu Worten kommen, obgleich man ihm ansah, daß er Wichtiges genug zu berichten und nur wenig Zeit dazu übrig habe, da er wiederholt nach der Uhr blickte, die in der Ecke stand und soeben die neunte Stunde angab.

Endlich hatten die alten Eltern sich in ihren freudigen Ausrufen Genüge gethan, und nun traf auch Hille die Reihe der Begrüßung, die ein warmer Händedruck einleitete, der von beiden Seiten etwas ungewöhnlich verlängert und von Blicken begleitet wurde, die so gut Gedanken aussprachen, wie nur Worte es gekonnt hätten. Als aber auch diese Begrüßung vorüber war, wandte sich Waldemar zu allen Dreien und theilte ihnen Folgendes mit.

»Ich habe nur eine Stunde für diesmal Zeit,« sagte er, »um Euch einen kurzen Besuch abzustatten, und muß also rasch die Ursache desselben erklären. Vier schwedische Schiffe haben den Befehl, so dicht wie möglich um Rügen herum zu kreuzen und im Fall der Noth unsren Landsleuten gegen die Franzosen beizustehen. Die Politik unserer Regierung scheint sich wieder *gegen Napoleon* gewendet zu haben, und ein gänzlicher Bruch steht nahe in Aussicht. So ist man namentlich der maßlosen Quälereien der Feinde auf der Insel müde und will vor allen Dingen ihren Raubzügen steuern, die sie unter dem Vorwande, verbotene Colonialwaaren zu suchen, an einzeln liegenden Strandhäusern und Häusern ausführen. Wenn nun auch von Euch mehr gefordert werden sollte, als Ihr leisten könnt, oder sobald man Euch auf irgend eine Weise bedrängt, so hißt eine weiße Flagge an irgend einem Orte auf, und Ihr werdet sogleich einige wohlbesetzte Boote mit Bewaffneten zu Eurer Hilfe herankommen sehen. An Geld aber zahlt nichts mehr, wie sehr man Euch auch bedrohen oder treiben mag. Die commandirenden Generäle und Oberofficiere verhängen diese Contributionen nur, um ihre eigene Habsucht zu befriedigen, und was Ihr mit Eurem Schweiße erworben oder mit Mühe Jahre lang für den Abend Eures Lebens erspart habt, das stecken sie lachend in ihre Taschen und vergeuden es in kürzester Zeit. Aber das will unser König nicht länger geduldig mit ansehen, und darum hat er seine Schiffe hierhergesandt. Leider habe ich meine Station auf der Südostspitze der Insel erhalten, und sobald der Wind aufspringt, werden wir unsere Stelle einnehmen; statt dieses Schiffes aber wird ein anderes kommen, und so gern wie wir auf das geringste Zeichen Euch zu Hilfe eilen.

»Ja, ja doch, das ist mir schon recht,« unterbrach ihn der ungeduldige Strandvogt, »aber das klingt ja gerade so, als ob Schweden Frankreich wieder den Krieg erklärt hätte, oder es wenigstens bald thun wollte?«

Waldemar lächelte triumphirend. »So sieht es allerdings aus, mein Vater, und wir alle hoffen und wünschen es, da sich das Verhängniß endlich wider den Allerweltsbedrücker gewandt und seiner Macht vorläufig einen gewaltigen Stoß beigebracht hat.«

»Wieso denn, mein Sohn, davon wissen wir ja gar nichts.«

»Das glaube ich gern, und auch wir haben erst seit gestern eine bestimmte Kunde davon erhalten. Ich wollte sie Euch aber als das kostbarste Geschenk, was ich bringe, zuletzt auftischen. In Rußland, so hieß es beinahe schon seit einer Woche, sei dem Kaiser Napoleon nicht Alles nach Wunsch gegangen. Er habe allerdings zuerst einige Siege erfochten, aber dabei so große Verluste erlitten, daß sie Niederlagen gleichkommen. Dabei soll es den Truppen in den wüsten Haidegegenden an Nahrung fehlen und die Kälte so wunderbar früh ausgebrochen sein, daß die ganze Armee große Noth leidet. Gestern aber erhielten wir zufällig eine Nachricht, die noch Schlimmeres erzählt und dennoch auf Wahrheit beruht. Wir begegneten nämlich zwei russischen Courierschiffen, die nach Stockholm und London segelten, und riefen sie an. Da hörten wir denn, daß die Czarenstadt Moskau in Brand gerathen und der Kaiser Napoleon dadurch gezwungen sei, mit großen Verlusten dieselbe zu verlassen und seine Armee zurückzuführen, um sie nicht ganz dem Elende des Hungers und der nagenden Kälte preiszugeben. So scheint es denn, als ob eine neue Aera für uns anbrechen sollte, und wenn man der französischen Armee auf ihrem

Rückzüge bei Zeiten die Wege sperrt, und die russische Armee ihre Pflicht erfüllt, so dürfte es bald einen Kaiser und eine halbe Million Menschen – seine glorreiche Armee – weniger auf der Welt geben. Daß Schweden aber gegen ihn operirt, ist so gut wie gewiß, und davon liefert ja auch schon unsere Sendung einen genügenden Beweis. Also Muth, mein Vater, Hoffnung und Gottvertrauen! Wir gehen einer besseren Zeit entgegen, und bald wird der Kummer, den wir so lange getragen haben, von unseren Herzen genommen sein.«

Sprachlos, mit weit aufgerissenen Augen starnte der Strandvogt den also Redenden an; was er da eben hörte, hatte er nicht im Geringsten zu hoffen gewagt. Endlich aber ermannte er sich und, seinen Sohn kräftig am Arm schüttelnd, sagte er: »Junge, was Du uns da gesagt hast, klingt wie die lieblichste Musik in meinen Ohren, aber ich glaube es noch nicht recht und muß erst die Bestätigung abwarten.«

»Die wird nicht lange ausbleiben, in wenigen Tagen wird es England aller Welt verkündigen, und auch von Deutschland her wird das Gerücht durch nähere Berichte beglaubigt werden. Ich möchte wetten, daß die Franzosen in Stralsund und Bergen schon mehr davon wissen, als sie laut werden lassen, doch das wird sich ja bald durch ihre Bewegungen verrathen, wie wir ja auch schon in Erfahrung gebracht, daß sie nach und nach die disponiblen Regimenter ganz im Stilien von hier fortgezogen und nach dem Norden geschickt haben.«

»Aha! Darum auch! Ja, das mag wahr sein, Junge. Wir haben schon seit ein paar Tagen keine Truppen mehr gesehen, und sie streifen nur noch ganz einzeln hier und da herum, um zu spioniren oder zu stehlen, was Eins und Dasselbe bei

ihnen ist. Hurrah! Das ist eine große Freude heute Abend, nun wollen wir die Illumination für uns abbrennen, so haben wir die Lichter doch nicht vergeblich gekauft!» —

Die kurze Zeit, die Waldemar an diesem Abend im elterlichen Hause verleben konnte, verfloss überaus schnell, und man hatte sich noch nicht zur Hälfte das volle Herz freigesprochen, als die alte Uhr schon die gesetzte Frist für abgelaufen erkennen ließ. So war denn wieder einmal die Trennungsstunde gekommen, und Waldemar schied mit dem Versprechen, so bald wie möglich wiederzukehren, und mit dem Wunsche, daß ein glücklicher Friede nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen möge.

Seelenvergnügt brachten die beiden Alten den Rest dieses Abends zu, denn sie hatten einmal unerwartet ihren Liebling wiedergesehen, Hille dagegen war schweigsam und schien das Glück der Hoffnung auf bessere Zeiten nur innerlich zu fühlen, wenigstens sprach sie es nicht hörbar aus, und auch in den nächsten Tagen lebte sie mehr still für sich, indem sie mit sich zu Rathe ging, ob es unter diesen Verhältnissen besser für sie sei, im Kiekhouse zu bleiben oder nach Bakewitz zurückzukehren und dort die Entscheidung abzuwarten, die bald Jedermann auf der Insel für nahe bevorstehend hielt.

Diese Entscheidung jedoch sollte noch ziemlich lange auf sich warten lassen, obwohl sie mit entschiedenen Schritten herannahte, was sich alle Tage zweifeloser herausstellte. Acht Tage nach der festlichen Illumination, welche die letzte war, die Napoleon den von ihm besetzten Ländern aufzwang, war es Niemandem auf Rügen mehr verborgen, daß der Kaiser in der That große Verluste in Rußland erlitten habe, und daß er alles Ernstes bemüht sei, seine gelichtete

Armee durch die noch in Deutschland an verschiedenen Orten stehenden Regimenter zu ergänzen. So zog denn auch aus Schwedisch-Pommern eine Abtheilung nach der andern fort, und zuletzt blieben nur noch so viel zurück, als zur Besitzerhaltung der mit Beschlag belegten Landestheile durchaus nothwendig waren. Rügen behielt nur noch ein halbes Bataillon Infanterie und ein halbes Regiment Cavallerie, über welche Truppen Colonel Caillard in Bergen den Oberbefehl errang und nun kraft der in seine Hand gelegten Macht nach Belieben an allen Orten schalten und walten konnte. Namentlich war er auf das Eifrigste beflossen, die rückständigen Contributionen zusammenzutreiben, die im November und December von Neuem ausgeschrieben worden waren und in Anbetracht der großen Summen, die der Kaiser beanspruchte, eine beträchtliche Höhe erreichten. Allein die schlauen Insulaner hatten sich die Winke, die sie von allen Seiten erhalten, zu Herzen genommen und sträubten sich von Tag zu Tag, indem sie Mittellosigkeit vorschützten und wiederholt durch Rede und Schrift darthaten. Die französischen Befehlshaber, durch diese hartnäckige Weigerung auf's Höchste erbittert, schrieben immer höhere Summen aus, die wiederum nicht bezahlt wurden, und so zog sich die unerquickliche Fehde durch den ganzen Winter hin, ohne daß man davon hörte, daß irgend wo fernere Gewaltmaßregeln gegen das Eigenthum der besitzenden Klasse ergriffen worden wären. So kreuzten denn auch die schwedischen Kriegsschiffe auf und ab, ohne jemals zu einer von ihnen sehnlichst erwarteten Landung bewogen zu werden, allein ihre Anwesenheit schien doch von Einfluß auf die Feinde gewesen zu sein, denn diese ahnten sonder Zweifel, weshalb sie ihre drohenden Mäuler gegen sie aufgesperrt hatten, und

hielten sich von allem gewaltthätigen Vorgehen weislich zurück.

Unter diesen Umständen war es Waldemar nicht mehr ge-glückt, seine Eltern noch einmal zu besuchen; die schwedi-schen Schiffsführer zogen es vor, jeden Zusammenstoß mit den Franzosen zu vermeiden, so lange es möglich war, und so ließen sie Niemanden an's Land, so viele Wünsche dazu auch von Seiten der eingeborenen jungen Männer, die an Bord waren, laut werden mochten.

Von Woche zu Woche aber langten, zum Theil auf den größten Umwegen, die Nachrichten von den Ereignissen in Rußland an, und wiederum waren es die Engländer, die sich am meisten bemühten, den wahren Sachverhalt der Vor-gänge innerhalb der großen französischen Armee den all-mählig aufathmenden Bewohnern des Festlandes mitzutheilen. So erfuhr man denn, daß Napoleon am 18. December 1812 in Paris eingetroffen sei und seine Armee hülflos in den Schneefeldern Rußland's zurückgelassen habe, aber zu-gleich, daß er von Neuem ungeheure Anstrengungen ma-che, den Krieg abermals zu beginnen und es noch einmal mit seinen deutschen und russischen Gegnern zu versuchen.

Jetzt aber erhob sich das bisher in Fesseln gelegene Volk der Deutschen wie auf einen Ruf. Auch die Fürsten erwach-ten zum Bewußtsein ihrer Pflicht, und so traten die großen antifranzösischen Bewegungen des Jahres 1813 ein, die wir Alle kennen und hier also nicht weiter zu verfolgen brau-chen.

Auch auf Rügen war die Stunde der Befreiung von der französischen Willkür und Tyrannie nahe. Bereits am Ende des Februar, bevor noch das theilweise mit Eis belegte Was-ser der Ostsee den Schiffen den Eingang gestattete, zeigten

sich dann und wann auf offener See englische Kreuzer, die mit der vorrückenden Jahreszeit sich alle vermehrten und um ganz Rügen herum allmählig einen Wald von Segeln emportauchen ließen, wie ihn die erstaunten Inselbewohner lange nicht oder vielleicht noch nie gesehen hatten.

Da regte es sich denn auch gewaltig im Innern dieser stillen und lange so Schweres duldenden Menschen, und auf allen Stationen wehten die weißen Flaggen, die schwedischen Krieger herbeizurufen, nicht um von ihnen in einer noch etwa drohenden Gefahr Beistand zu erbitten, sondern um sie einzuladen, den alle Tage erwarteten Abzug der Franzosen mit anzusehen, deren Verbleiben auf der Insel allmählig unmöglich geworden war, indem sie befürchten mußten, von ihrer großen Armee gänzlich abgeschnitten und von den heranschwärmenden Deutschen und Engländern gefangen genommen zu werden.

Waldemar war es in diesen Tagen geglückt, einige Stunden in Sassenitz zu landen und seine Eltern wiederzusehen. Zu seinem Erstaunen fand er sie allein, denn Hille war von ihrem Pächter nach Bakewitz berufen worden, um dort seine Pläne für den kommenden Frühling zu vernehmen und dem sorglichen Manne ihren Rath zu ertheilen, der durch die vielen Bedrückungen in seinen Vorsätzen schwankend geworden war und ohne die Zustimmung der Herrin des Gutes nicht gern zu neuen Unternehmungen schreiten wollte.

Als Waldemar am Abend dieses Tages an Bord des Ingiald zurückkehrte, empfing er von seinem Commandeur den am wenigsten erwarteten Befehl, mit zehn Marinesoldaten und einer Abtheilung waffenfähiger Matrosen auf Rügen zu landen und den Abzug der Franzosen zu beobachten, der, wie

man an diesem Tage erfahren, am 8. März stattfinden sollte. Mit dem Ingiald zugleich sandten auch die anderen Schiffe einen Theil ihrer Mannschaften an's Land, die sämmtlich den Befehl erhielten, auf den großen Straßen hin und her zu marschiren und darauf zu achten, daß die abziehenden Franzosen dieselben nicht mit Raub und Plünderung besudelten.

Es war am 6. März 1813, als Waldemar mit seiner Abtheilung schwedischer Seeleute bei Zicker landete und ohne Aufenthalt nach Bergen aufbrach, um die ihm ertheilten Befehle auszuführen. In mäßiger Eile bewegte sich der kleine Schwarm durch Mönchgut auf der Straße nach Putbus hin, wo sich um das fürstliche Schloß her seit drei Jahren die kleine Stadt Putbus aus der Erde erhoben hatte. Um die im Schlosse vorhandenen Schätze zu sichern, sollte man dasselbe umstreifen und von da aus Abstecher nach Bergen, Garz und Sagard machen, denen man auch den vaterländischen Schutz angedeihen lassen wollte.

In Putbus aber fand Waldemar eine andere sehr zahlreiche Abtheilung schwedischer Marine vor, so daß er ohne Aufenthalt seinen Weg fortsetzen konnte, und während er einen Theil seiner Leute nach Garz entsendete, marschirte er selbst nach Bergen, wo sich um diese Zeit Alles concentrirte, was noch von französischer Macht auf der Insel vorhanden war.

Wie man sich vorstellen kann, war die ganze Insel in diesen Tagen in der heftigsten Bewegung. Die Einwohner jubelten vor Freude, und die Leute geringeren Standes hatten fast sämmtlich ihre kleinen Häuser verlassen, um auf die Straßen zu eilen und die aller Orten abziehenden Feinde mit endlosem Geschrei zu begleiten, was denselben allerdings

nicht angenehm in die Ohren klingen mochte. Die kleinen Häufchen Reiterei und Fußvolk, die noch hier und da zurückgeblieben waren und gegen die gewaltige Volksgährlung nichts ausrichten konnten, waren dadurch in eine üble Lage versetzt worden, denn ein ähnliches Gefühl der Demüthigung hatten die stolzen und übermüthigen Leute Jahre hindurch nicht empfunden. Voller Angst, daß man in Städten und Dörfern auf sie einschlage, packten sie ihre Habseligkeiten hastig zusammen und eilten Hals über Kopf den allgemeinen Sammelplätzen zu, die ihnen von ihren Befehlshabern waren bezeichnet worden, um von Bergen aus auf dem kürzesten Wege über Stralsund oder die Glewitzer Fähre das Festland zu erreichen, die Hauptstraßen zu gewinnen und so mit ihren abermals von Frankreich wieder heranziehenden Landsleuten zusammenzutreffen. Hinter ihnen aber, wo sie sich auch blicken ließen, liefen Stadt- und Landbewohner her, und selbst Weiber und Kinder, die ihre Züge umgaben, hielten nicht mit bitterem Spott zurück, um so wenigstens mit dem Munde die Schmach zu vergelten, die ihnen die räuberischen Franzosen so lange durch die That hatten angedeihen lassen. »Heda! Franzmann!« riefen die mit Steinen bewaffneten Fischerbuben, die indeß so flüchtig waren, daß kein abziehender Feind, der sich nicht von seiner Truppe trennen wollte, sie einzuholen und zu bestrafen im Stande war, »Du hast Deinen Grütztopf vergessen! Er steht bei meiner Großmutter am Feuer! Soll ich ihn Dir bringen?«

»Lauft, lauft,« schrien die muthig gewordenen Weiber hinter ihnen her, »Eure Frauen erwarten Euch schon zu Hause, und wenn Ihr nicht schnell macht, kommen die Kosacken und bringen Euch nach Sibirien, wo Eure Brüder auf dem Schnee erfroren sind!«

Schaamroth, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben, hörten die Franzosen diese Schmähreden an und eilten nun um so mehr, dem brennenden Feuer dieser Geschütze zu entrinnen, für das sie Dank ihrer feineren Organisation so empfindlich waren.

In Bergen selbst herrschte ein Leben auf den Straßen wie nie zuvor. Alle Bewohner hatten ihre Häuser verlassen und lagerten auf den Wegen, um die Vorbereitungen des Abmarsches ihrer Quälgeister aus nächster Nähe mit anzuschauen. Aber hier verhielt man sich am ruhigsten und gemäßigtsten, denn hier stand das Hauptquartier der Franzosen, und die reitenden Jäger, die Karabiner auf dem Knie und den Hahn gespannt, saßen unbeweglich auf ihren Gäulen, von denen viele auf Rügen geboren waren und nun mit ihren jetzigen Besitzern das Vaterland für immer verlassen sollten. Worauf warteten sie und warum marschirten sie nicht ab, wie ihre Kameraden, die schon lange auf dem Wege nach dem westlichen und südlichen Strande waren?

Niemand wußte es. Wir aber wollen es dem Leser mit wenigen Worten erzählen. Sie warteten auf ihren Commandeur, den Colonel Caillard, der mit einer Abtheilung seiner besten Reiter am frühen Morgen nach dem Norden aufgebrochen war, um irgend ein Geschäft zu vollenden, das er nicht ohne Absicht bis zum letzten Augenblick verschoben hatte. Er wollte gleich nach Tische in Bergen sein, hatte er gesagt, und seine Untergebenen sollten ihn marschfertig auf dem Marktplatz aufgestellt erwarten, um Nachmittag zu guter Stunde in Stralsund einzutreffen, wo das nächste Nachtquartier angesagt war. Aber die guten Leute warteten etwas lange auf ihren Colonel und mußten sich zuletzt, als gar ein reitender Bote ihnen eine schreckenerregende Meldung

gebracht hatte, entschließen, ohne ihn abzureiten, was sie denn auch in größter Hast und von einem großen Volkshauſen umdrängt, gegen vier Uhr Nachmittags thaten.

Die Meldung aber, die jener Bote dem unter dem Colonel befehligen Officier überbrachte, wollen wir dem Leser im nächsten Kapitel mittheilen, nachdem wir ihm die Einzelheiten des Ereignisses erzählt haben, welches dieser Meldung voranging und sie nothwendig machte.

SECHSTES KAPITEL. »HALT VOR DER PRORA!«

Waldemar Granzow, in voller Uniform vor seinen Seeleuten hermarschirend, war am frühen Morgen in Bergen eingetroffen und hatte ohne Verzug die dortigen Verhältnisse in Augenschein genommen. Auf dem ganzen Wege, den er von Mönchgut aus über Putbus zurückgelegt, hatte er keine Veranlassung gefunden, zur Gewalt seine Zuflucht nehmen zu müssen, denn entweder hatte er die meisten Ortschaften von Franzosen verlassen angetroffen, oder die wenigen, die er hier und da gesehen, waren in solcher Hast auf ihrem Marsche begriffen und schienen von so großer Besorgniß in Bezug auf ihr persönliches Wohl erfüllt, daß ihnen die Lust verging, an diesem oder jenem Orte noch irgend eine Beute zu machen oder eine Brutalität auszuüben.

Nachdem unser Freund eine Stunde bei seinem Bekannten, dem Müller Dalwitz, ausgeruht und dann das Treiben in dem lärmvollen Städtchen betrachtet hatte, befiehl ihn ein eigenthümliches Wehgefühl. Sein warmes Herz empfand plötzlich eine Art Mitleid mit den Leuten, die Napoleon von Ort zu Ort durch alle Welt herumgeschleppt und die ihrerseits doch eigentlich unschuldig an dem Uebermuth und den Gelüsten ihres nimmersatten Gebieters waren. Sie hatten so

oft ihr Leben in die Schanze geschlagen, um seinem Ruhme ein neues Lorbeerreis beizufügen und, immer des Sieges und Triumphes gewohnt, jetzt aber zum ersten Mal in ihrem Kriegerleben von jedem zuverlässigen Führer verlassen, entdete ihre lange Ruhmesbahn auf so klägliche Weise, indem sie nicht einmal wußten, ob dieser Spott und Hohn der lange unterdrückten Landbewohner das letzte schwere Stück Arbeit sei, das sie zu überwinden haben, oder ob sie abermals einer ungewissen Zukunft und einem vielleicht noch trüberen Schicksal entgegengetrieben würden.

Mit einer gewissen inneren Zufriedenheit, daß vierundzwanzig Stunden später kein Franzose mehr auf dem vaterländischen Boden stehen werde, sah Lieutenant Granzow die Vorbereitungen zu ihrem Abmarsche an, als ihm einer seiner Leute die Meldung brachte, daß er eben gehört habe, der Commandeur der in Bergen stationirten Truppen sei am frühen Morgen dieses Tages nach dem Norden geritten, und man erzähle sich, er habe irgend wo eine kostbare Beute versteckt, die er jetzt herbeihole, um sie unter sicherer Escorte noch an diesem Tage außer Landes zu führen.

»Wohin ist er geritten?« fragte der Seeofficier, der nicht die entfernteste Ahnung hatte, daß dieser Beute heranbringende Officier der Colonel Caillard sein könne, da er soeben erst von seinem Schiffe gekommen war und nicht einmal wußte, daß derselbe in Bergen befehligte.

Der Matrose, der Waldemar obige Meldung gemacht, wußte nichts Genaueres über diesen Beuteritt anzugeben, daher entfernte er sich, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Nach einer Stunde aber kam er mit dem Bericht wieder, daß man glaube, der Herr sei nach Jasmund geritten, und

daß er also entweder durch die Prora oder auf dem Strandwege längs der schmalen Haide nach Bergen zurückkehren müsse.

»Nach Jasmund?« fragte Waldemar Granzow in nicht geringer Bestürzung. »Wißt Ihr vielleicht, wie der Commandeur heißt?«

Der Matrose nannte den erforschten Namen und da war es, als ob ein Blitzstrahl vor dem jungen Seeofficiere niedergiele und Gegenwart und Zukunft vor ihm erleuchte, indem er mit jäher Gewalt die Vergangenheit aus ihrem Schlummer vor seine Erinnerung riß.

»Mein Gott,« sagte er zu sich, nachdem er in ein abgelegenes Zimmer des Müllers getreten war, um ungestört mit sich zu Rathe zu gehen, »ist es denn möglich? Giebt es vielleicht wirklich eine Vergeltung auf Erden, wie ich es mir so oft gedacht, wie ich es sogar gesprochen habe, ohne zu glauben, zu ahnen, daß auch mir der Beweis einst sichtbar vor Augen gerückt werden würde? Mein Gott, mein Gott, welche Bilder steigen plötzlich vor meiner bisher so sorglosen Seele auf und reißen mich wider meinen Willen in die Vergangenheit zurück, die ich längst für überwunden hielt? Magnus, mein Freund! Was will Dein blutiger Schatten vor mir? Will er mich mahnen, spornen, stacheln, das Vermächtniß zu vollziehen, das Du mir wider meinen Wunsch in Deiner Todesstunde übergeben hast? Caillard! Welche düsteren Erinnerungen weckt dieser schreckliche Name in mir! Jahre sind vergangen, seitdem ich ihn gehört und mich bemüht habe, ihn ganz zu vergessen; auf Gott weiß welchen blutgetränkten Feldern, die er und die Seinigen Felder der Ehre nennen und die wir nur mit dem Gedanken an tausendfach erlittene Schmach und Knechtschaft betrachten, glaubte ich

ihn begraben und nun tritt der Mann, der diesen unvergeßlichen Namen führt, noch einmal auf meinem heimatlichen Boden vor mich hin, und noch dazu in dem Augenblick, wo er für immer denselben verlassen und zuletzt noch berauben will? Sollte es wirklich derselbe sein, der meinen Magnus erschlagen? Ha! Welche Leidenschaft packt mich so plötzlich im Herzen und treibt mein ruhiges Blut in wilden Stößen durch meine Adern! Will ich ihn tödten, wenn er mir nahe tritt und vor meinen Augen mit seiner Beute zu entfliehen trachtet? Nein, tödten will ich ihn nicht, aber fragen, ob er es ist, der meinen edlen Freund meuchlerisch ermordet hat und – wenn er es bejaht, was dann?

O, denke nicht daran, Waldemar, denke nicht an so Schreckliches! Beruhige Dich, Herz, es wird nicht derselbe unselige Mann sein, der schon einmal Deinen Pfad gekreuzt hat, nein, nein, es kann und wird ein Anderer sein, denn er würde es nicht wagen, noch einmal ein Haus zu betreten, das er mit Blut befleckt, und Menschen in das Gesicht zu blicken, die Zeugen seiner schimpflichen Flucht an jenem Tage gewesen sind.

Wenn er es aber dennoch wäre und noch einmal wagte, seine Hand nach dem Hab' und Gut anderer auszustrecken, wie dann? Er ritt nach Jasmund, um Beute zu holen, sagen die Leute – ha! das stimmt wunderbar mit seinem Charakter zusammen. Halt! es ist meine Pflicht, ihm in den Weg zu treten, wenn er als Räuber das Land verlassen will, wo er Alles in Allem, Tyrann, Verführer und zuletzt auch Mörder gewesen ist. Wohlan denn! Mein Entschluß ist gefaßt und die Ausführung soll ihm auf dem Fuße folgen. – Heda, Ihr Leute!« rief er aus dem geöffneten Fenster den Matrosen zu,

die auf dem Hofe mit der Reinigung ihrer Waffen beschäftigt waren – »macht Euch fertig! Nehmt Eure Pistolen und Messer und auch eine Portion Mundvorrath mit, wir wollen sogleich einen Streifzug antreten, um hoffentlich einen Fang zu thun.«

Die kühnen Seeleute, immer und überall zu jedem Wagestück aufgelegt, sprangen in das Hintergebäude, wo sie einquartiert waren, und rüsteten sich im Fluge zu dem befohlenen Marsche. Waldemar selbst sah nach seinen Pistolen, steckte sie in den Gürtel und schnallte sein dolchartiges Seitengewehr daran fest, das er als Seeofficier trug. Dann nahm er von dem Müller, mit dem er erst wenige Worte gesprochen, Abschied und sagte ihm, daß er einen Ausflug nach Jasmund unternehmen müsse und daß er ohne Sorge um ihn sein möge, wenn er an diesem Tage nicht nach Bergen zurückkehren sollte.

Zehn Minuten später befand er sich mit seiner kleinen Abtheilung, die durch verschiedene Detachements bis auf zehn Mann zusammengeschmolzen war, auf dem Wege nach Carow, um von da über Lubkow die schmale Haide zu erreichen, durch die Colonel Caillard zurückkehren mußte, wenn er wirklich den Ritt nach Jasmund unternommen hatte.

Es war am 8. März 1813, Morgens zehn Uhr, als Waldemar Granzow den Marsch an der Spitze seiner kühnen Begleiter antrat, von denen kein Einziger die Empfindungen kannte oder gar theilte, die seine Brust so tief bewegten. An ein Wagniß, welches mit seinem Vorhaben verknüpft sein könnte, dachte er nicht im Entferntesten, seine geistige Aufregung war zu groß und sein Gemüth zu stark in Anspruch genommen, um ihn eine mehr oder minder große persönliche Gefahr befürchten zu lassen. Aber das Allgemeinwohl

seiner Landsleute war bei diesem Unternehmen so sehr mit seinen persönlichen Gefühlen in Einklang, daß er sich in einer seltsam gehobenen Stimmung befand und es ihm schien, als führe er heute nicht die Befehle eines irdischen Machthabers, sondern vielmehr die eines göttlichen Willens aus.

Es war ein frischkalter Morgen, der naturgemäß zu einer heftigen körperlichen Bewegung reizt; die Sonne stand strahlend am Himmel, dessen klare Bläue nur einige kleine flatternde Wolken von Zeit zu Zeit trübten. Ein leichter Ostwind fegte in wechselnder Stärke über das Meer und zog pausend durch die Lüfte, die der nahende Frühling noch nicht mit seiner lieblichen Wärme gemildert hatte.

Als er so in schweigender Versunkenheit dem kleinen Zuge voranschritt, die leuchtenden Augen immer vorwärts auf den bisweilen sich schlängelnden Weg gerichtet haltend, überkam ihn ein seltsames und in den Zeiten, in denen er lebte, leicht erklärlches, beinahe frohlockendes Gefühl, das nur ab und zu durch einen trüben Rückblick in die überwundene Vergangenheit unterbrochen und gemäßigt wurde. Nie war ihm die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge so nahe vor Augen gerückt, als an diesem verhängnißvollen Morgen. Sein Leben war in eine wichtige, ereignißreiche, erst nächtlich düstere und nun plötzlich so hell gewordene Zeit gefallen. Der große Mann des Jahrhunderts, ausgezeichnet durch so viele erhabene Eigenschaften, bekleckt von so unzähligen niedrigen Leidenschaften, Napoleon, der Bezwinger einer blutgierigen Revolution, aber auch der Unterdrücker – nicht allein der Freiheiten seines eigenen Volkes, sondern auch vieler anderer Völker und Fürsten, die ihm keinen haltbaren Anlaß zum Zorn und zur Entfesselung seines gigantischen Ehrgeizes geboten hatten,

er war vom Throne seiner weltbeherrschenden Macht herabgestoßen und sammelte noch einmal seine Völker, um die verlorene Höhe wiederzugewinnen und Völker und Fürsten noch einmal unter sein bluttriefendes Scepter zu beugen. Aber daß ihm das diesmal nicht gelingen würde, flüsterte einem jeden klarblickenden Manne eine sichere innere Stimme zu, denn die Zeit war im geistigen Sturmschritt vorgrückt und das lange unterdrückte Gefühl für Menschenwürde und Menschenfreiheit war aus seinem langen Schlummer erwacht. Erhoben hatte sich bereits die deutsche, englische und russische Nation, von der Stimme ihrer Fürsten gerufen, hatten sie sich zusammengeschaart, und nun galt es einen großen Kampf; daß dieser Kampf aber kein vergeblicher sein werde, sagte sich Jeder ohne Ruhmredigkeit voraus. Im Vergleich mit diesen großen unläugbaren That-sachen erschien Waldemar Granzow das Unternehmen, welchem er heute seinen Willen und seine Kraft geliehen, nur ein ganz kleines, erbärmliches, es galt nur, einen einzelnen Menschen zu bezwingen und abzuhalten, seine im Kleinen gesammelte Beute dem ungeheuren Raube, den die Großen zusammengetrieben, beizufügen und so einen Tropfen zu dem unermesslichen Meere zu tragen, das über ganz Europa seine schlammigen Wogen wälzte.

Zu dieser ihm gering erscheinenden That aber stachelte ihn ein persönliches Wehegefühl an. Denn er gedachte in diesem Augenblick seines theuren Freundes Brahe, der nun schon lange nicht mehr auf dieser Erde weilte. O, wenn es auch ihm vergönnt gewesen wäre, den allgemeinen Umschwung in den Verhältnissen der Welt wahrzunehmen und

er nun bald als reicher Erbe so schöner Güter, im Besitz seiner angebeteten Geliebten auf Spyker hätte wohnen können, welch genußreiches Leben wäre ihm da aus dem Wust und Trübsal der Vergangenheit aufgeblüht, wie glücklich könnte er nun mit seinen Freunden und wie dankbar dem Schöpfer sein, daß sich mit dem allgemeinen Schicksal auch das seinige so freundlich gestaltet habe! O, wie seltsam hatte das Verhängniß mit ihm gespielt! Gerade durch seine Liebe mußte ihm der Untergang kommen! Durch diesen habssüchtigen, falschen, gleißnerischen Franzosen mußte ihm die letzte Schranke menschlichen Erdenglücks verschlossen werden!

Mit solchen Gedanken beschäftigt legte Waldemar Granzow den fünf Viertelmeilen langen Weg bis Lubkow zurück, und nun sich gegen Norden wendend, schritt er bis zu der Stelle vor, wo sich der Weg rechts nach dem Meere wendet und links nach der Prora abzweigt, dem waldigen Engpaß der dortigen Berge, den wir ihn schon einmal betreten sahen, als er sein elterliches Haus verließ und nach Mönchgut eilte, um in Bakewitz das liebliche Mädchen aufzusuchen, von dem in diesen Blättern so oft die Rede gewesen ist.

Der Boden, auf dem man sich bewegte, war vom geschmolzenen Schnee und reichlich danach gefallenen Regen tief aufgeweicht, und nur langsam und mit Mühe schritt man um Mittagszeit weiter. Die Seeleute, um eine Stütze auf dem schlüpfrigen Wege zu haben, hatten sich mit ihren Messern von den trockenen Gebüschen, durch die sie drangen, schwere Stöcke abgeschnitten, und auch Waldemar trug einen in der Rechten, wie er sich so gern eines solchen bei seinen größeren Wanderungen bediente, zumal es zu damaliger Zeit auf Rügen so Gebrauch war.

Endlich hatte man die Stelle erreicht, wo man auf die Scheidung des Weges sein Augenmerk richten mußte. Waldemar stand geraume Zeit still und überlegte, welchen Weg er selbst einschlagen solle, um seinen Gegner sicher zu treffen, denn er wollte ihm womöglich persönlich entgegentreten und seinen diesmaligen Weg kreuzen, wie sein eigener von Jenem so herbe durchkreuzt worden war.

Auf welchem Pfade würde der erwartete Beutejäger ihm entgegenziehen? Das war die Frage. Unfehlbar war der Weg durch die Prora der kürzere, verborgenere, der am sandigen, steinigen Strände entlang der weitere, offene, aber vielleicht doch für seinen Zweck wünschenswerther, da ein ihm in der Prora begegnendes Hinderniß seinen Zug ganz aufhalten und unnütz machen konnte.

Verharren auch wir einen Augenblick in Gedanken und ruhen wir dabei, bevor wir uns zu dem Wege entscheiden, den wir mit unserm Helden zu gehen gesonnen sind. Waldemar stand still und überlegte, ohne einen Blick auf die ihn umgebenden Leute zu richten, die seinem Entschlusse nicht vorgreifen wollten und ihre Meinung zurückhielten, bis er die seinige ihnen vorgelegt haben würde. Aber in seinem Innern, obwohl er in ihren Augen ruhig erschien, arbeitete es gewaltig, denn wunderbare Visionen traten vor seinen Geist und mischten die Vergangenheit mit der Gegenwart innig und bedeutungsvoll.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir uns gewissermaßen selbst entrückt sind und weniger in Folge eines innerlichen Bewußtseins vorwärts gehen, als vielmehr durch den unaufhaltsamen Trieb und Zug eines äußeren Verhängnisses zu irgend einer That fortgerissen werden. Wir *wollen* dann nicht Dies oder Jenes thun, sondern wir *müssen*

es thun, wir gehen nicht, wir handeln nicht, nein, es zwingt uns ein unbegreifliches, unsichtbares Etwas dazu. Vor uns, wie in Nebel gehüllt, schwebt dann ein erreichbarer Gegenstand und wir strecken unwillkürlich die Hand danach aus, um ihn an uns heranzuziehen, ja, es ist die Bewegung gegen ihn hin oft so stark, als ob wir nicht allein zu ihm treten, sondern als ob er wie durch einen Sturmwind zu uns herangerissen würde, so daß wir, um nicht gewaltsam mit ihm zusammenzstoßen, unsere Hand erheben und ihn gleichsam von uns abwehren müssen.

Welche Gewalt, welche Fügung ist es, die uns mit diesem erstrebten Gegenstande zusammenführt, die unsere Kraft an der seinen zerschellen oder die seinige an der unseren in Trümmer gehen läßt? Fürwahr, es ist keine menschliche, irdische Gewalt und Fügung, denn sonst würden wir uns ihr entziehen, ihr aus dem Wege gehen können, vielmehr ist es eine überirdische, eine göttliche oder dämonische, und immer kommen wir dabei wieder auf den Gedanken des Verhängnisses zurück, das wir schon so oft besprochen, aber nie erörtert und bewiesen haben. Aber was wollen wir für eine sicht- oder fühlbare Aufklärung? Alles auf der Welt vorhandene können wir nicht immer sehen, hören und fühlen, wir müssen es glauben, wie wir an Gott glauben, den wir auch nicht mit den Sinnen wahrnehmen und doch von ihm wissen, daß er vorhanden ist, weil er wirkt und segnet und spendet.

In einem solchen Augenblick befand sich zu jener Zeit auch Waldemar Granzow. Er ging vorwärts, fast willenlos und doch gewaltsam fortgezogen, wie ein mechanisches Uhrwerk; er mußte gehen und die Augen erheben auf das,

was an ihn herangewandelt kam, und wenn es mit ihm zusammenstieß, mußte er die Hand erheben, um es von sich abzuwehren, damit die ihm entgegenstrebende Gewalt ihn nicht selbst zerschmettere.

»Hört,« sagte er zu seinen Leuten, die ihn aufmerksam umstanden, um seine Befehle zu vernehmen, »hier ist der Vereinigungspunkt der beiden Wege, die nach Jasmund führen, einen anderen kann kein Mensch betreten. Hier also muß der Zug vorüber kommen, den wir erwarten. Diesen Punkt halten wir daher besetzt und nur zwei Mann gehen auswärts am Strande entlang und beobachten die Ferne. Sobald sie ihn sehen, kehren sie hierher zurück und benachrichtigen die Uebrigen. Ich selbst werde mit zweien von Euch den Hohlweg hinaufsteigen und auskundschaften. Hört Ihr mich eine Pistole abfeuern, so dringt Ihr mir nach, höre ich aber Euch schießen, so kehre ich im Fluge zurück und werde Euch beistehen. Kommt der Zug eher an, als ich bei Euch bin, so haltet Ihr ihn auf, gleichviel wie. Schießt die Pferde nieder, damit sie nicht fortkönnen, und wehren sich die Männer, so zeigt ihnen, daß Ihr brave Jungen seid und so gut mit einigen Jägern zu Pferde fertig werden könnt wie mit dem brausenden Sturme. Wohlan, Ihr Beide geht langsam auf dem Strandwege vor, und Ihr Beide folgt mir in einiger Entfernung.«

Der Befehl war gegeben, und schweigend, wie es die strenge Schiffsdisciplin erheischt, ward er vollstreckt. Die bezeichneten zwei Männer setzten allein ihren Weg längs des Strandes fort und zwei folgten ihrem Officier, während die anderen Sechs hinter dem dichten Buschwerk ihre Aufstellung nahmen, welches die Scheidewand zwischen beiden Wegen bildete.

Waldemar stieg, um nicht außer Athem zu kommen, den im Zickzack laufenden Bergpfad langsam hinauf, der im Jahr 1813 noch in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit und romantischen Schauerlichkeit unangetastet lag. Zu beiden Seiten erhoben sich steil ansteigende Berglehnen, die mit dem dichtesten Gebüsch von Eichen, Eschen, Hasselnußsträuchern, Espen, Birken, wilden Birnbäumen und Wachholder bewachsen und durch dornige Ranken und die Schlingwurzeln unzähliger anderer Pflanzen an manchen Stellen ganz unzugänglich und verwickelt waren. Selbst in dieser Jahreszeit, wo keine Blätter an den Bäumen und Gebüschen hafteten und die wuchernden Sträucher ihre neuen Ausläufer noch nicht über den Weg senkten, war der bergauf- und bergabführende Pfad so eng, daß man oft nur einen kleinen Flecken blauen Himmels über sich und kaum zwanzig Schritte vor- oder rückwärts sehen konnte. Oben auf der Höhe erst öffnete sich der nach dem Meere liegende Bergrücken und man erblickte stellenweise das fluthende Gewässer der Ostsee und sein steinreiches Gestade, über welches die Wellen fast unaufhörlich ihren weißen Schaum wälzten.

Wegen der Enge des Weges, die an manchen Stellen einem Wagen nur mit knapper Noth die Durchfahrt gestattete, war es gefährlich, denselben zu passiren, denn wenn man einem Gefährt begegnete, dessen Ziel in der Richtung lag, woher man selbst kam, so war ein Ausbiegen unmöglich. Aus diesem Grunde war es Sitte, daß die Fuhrleute, die sich in dieses Wald- und Berglabyrinth wagten, etwas rasch

fuhren, laut mit der Peitsche knallten und dazwischen beständig riefen »Halt vor der Prora!« was dennoch nicht immer vor einem unangenehmen Zusammenstoß schützte und dann beide Theile in die größte Verlegenheit brachte.

Waldemar also, seinen Gefährten einige Schritte voran, bewegte sich langsam den etwa eine Viertelstunde betragenden Hohlweg hinauf und gebrauchte kräftig seinen jungen Eichenstock, indem hier der Weg ungewöhnlich schlüpfrig war. Da die Berge mit ihrem Gestrüpp von beiden Seiten den Wind abhielten, so war die Luft innerhalb des eingeschränkten Raumes ohne alle Bewegung, und an den steilen Bergwänden hallte jedes in der Ferne auftauchende Geräusch wieder, wie in einer engen Röhre der leiseste Ton ungeschwächt bis zum Ende fortrollt. Waldemar war mit dieser Eigenthümlichkeit des abgelegenen Ortes vertraut und horchte, von Zeit zu Zeit stillstehend, aufmerksam nach beiden Richtungen hin, aber nicht der leiseste Ton ließ sich weder vor noch hinter ihm vernehmen. Schon glaubte er den Ausgang des schauerlichen Weges erreichen zu können, ohne Jemandem zu begegnen, und darum lag es in seiner Absicht, denselben zu Ende zu gehen, dann über die freie vor ihm liegende Haide hinwegzublicken und endlich, wenn er Niemanden des Weges daher ziehen sähe, zu seinen Gefährten am südlichen Eingang der Prora zurückzukehren. Eben war er zu diesem Entschlusse gelangt, als sein Ohr von der Landenge her ein dumpfes Geräusch wahrzunehmen glaubte, das schnell näher zu kommen schien, und in der That ließ sich sehr bald das Gestampfe galoppirender Pferde und bald darauf das Gerassel von Rädern unterscheiden, die heftig über die am Wege liegenden Steine und Wurzelstücke fortgerissen wurden.

Als Waldemar Granzow diesen Ton vernahm, dessen Bedeutung und Ursprung er nicht erkennen konnte, ging eine auffallende Veränderung in seinem ganzen Aeußeren vor. Mit einem gewaltigen Athemzuge, als wolle er eine unsiegbliche Widerstandskraft in sich einsaugen, erhob er sich zu seiner ganzen Höhe, bewegte seine mächtigen Schultern hin und her, gleichsam um zu untersuchen, ob sie noch geschmeidig wären, und erhob dann seinen schweren Stock, mit glühenden Augen die kurze Strecke verschlingend, die er mit einem Blick überschauen konnte.

»Aufgepaßt!« rief er den hinter ihm Hergehenden zu, die auch schon das Geräusch des kommenden Wagens mit den Ohren aufgefangen hatten.

Aber trotz dieses Warnungsruftes und trotz des besten Willens der drei kräftigen Männer sollte die Absicht, die sie vor Augen hatten, für's Erste noch nicht erreicht werden. Denn als der Wagen immer näher gekommen war und Waldemar sich schon in der Mitte des Weges aufgestellt hatte, um ihm den Paß zu vertreten und die Gäule zum Stehen zu bringen, so ward doch dies kühne Unternehmen dadurch vereitelt, daß der Weg gerade an dieser Stelle sehr eng war und bergab führte, der Lauf der Pferde also überaus heftig war und eine ungleich größere Gewalt dazu gehört hätte, das Wagestück auszuführen, als sie Waldemar zu Gebote stand. Das sah er auch in demselben Augenblick, aber leider zu spät ein, als er das Gefährt erblickte, das mit rasender Schnelligkeit um die nächste vorspringende Ecke vom Berge herabgerollt kam und ihn unfehlbar zerschmettert haben würde, wenn er auf der behaupteten Stelle stehen geblieben wäre. Rasch sich daher besinnend, sprang er wie der Blitz in das Gebüsch zur Seite des Weges auf die steil ansteigende

Berglehne, und mit ihm die beiden Gefährten, die jeder seiner Bewegungen mit schnellem Auge gefolgt waren.

Der Wagen selbst aber war ohne Zweifel der sehnstüchig erwartete, denn er war hoch bepackt und mit einer Leinwanddecke überspannt, und auf dem Vordersitz saßen zwei Franzosen, während dicht hinterher, einzeln nacheinander reitend, zwei Chasseure folgten, die wahrscheinlich die Schutzwache der in Sicherheit zu bringenden Beute bildeten. Ein Officier war nicht unter ihnen gewesen, das hatte sowohl Waldemar wie seine Begleitung bemerkt, und Ersterer stand, nachdem der Wagen dicht an ihm vorübergeraselt war und ihn über und über mit Koth bespritzt hatte, unschlüssig da, indem er nicht wußte, ob er dem Wagen folgen oder den Hohlweg vollends zu Ende gehen sollte, um auch den Führer des Zuges zu treffen, der jedenfalls noch kommen mußte, da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb.

Die drei Männer eilten sofort auf einander zu, um zu berathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei; endlich gab Waldemar dahin den Ausschlag, daß er rieth, schnell nach dem Eingang der Schlucht umzukehren, um den dort Wache haltenden Matrosen zu Hilfe zu eilen, die jedenfalls sich dem Wagen entgegengeworfen hätten.

»Herr,« sagte der eine Matrose und faßte respectvoll an seinen Hut, »wir brauchen uns nicht zu übereilen; es sind ihrer Sechs da vorne, und der Weg ist breit und tief ausgefahren. Dort wird man nicht im Galopp reiten und fahren, und sechs handfeste Schweden werden schon mit diesen vier kleinen Franzosen fertig werden.«

»Wohlan denn, so geht langsam hinab; ich werde sogleich nachkommen, so bald ich dort oben um die Ecke gelugt habe, von der man etwas weiter in die Schlucht hinab sehen kann.«

Scheinbar ungern gehorchten die beiden Seeleute, denn es widerstand ihrem Gefühle, ihren kühnen Führer allein vorschreiten zu lassen, da ihrer Meinung nach noch Bewaffnete hinter dem Wagen her kommen konnten. Allein dennoch trennten sie sich von ihm und schritten rasch dem Wagen nach, den sie indessen schon, als sie den Eingang des Hohlweges erreichten, in den Händen ihrer Gefährten fanden, nachdem die beiden reitenden Jäger, sobald sie die Ueberzahl des Hinterhalts erkannt, davon gesprengt waren und die Beute mit den Wagenführern im Stich gelassen hatten.

Waldemar dagegen sprang behende den steilen Abhang hinan und lauschte mit wachsender Spannung, ob er nicht etwa den Hufschlag eines Pferdes in der Ferne vernehmen könne. Und in der That, kaum waren wenige Minuten verstrichen, so traf seine Erwartung ein und sogar das Schnauben eines trabenden Pferdes glaubte er zu unterscheiden. Da gerieth denn des jungen Seemanns Blut wider seinen Willen in ungestüme Wallung und er mußte mit Gewalt die heftige Leidenschaft zurückdrängen, die sich in seinem Geiste Bahn brechen wollte, da er doch jetzt vor allen Dingen der Ruhe und kalten Ueberlegung bedurfte.

»Ha!« rief er ingrimmig mit den Zähnen knirschend aus, »jener Wagen mit seinen Reitern war nur der Vortrab des gewissenlosen Räubers, mit der Beute beladen, die er dem

Grafen in Spyker abgenommen hat; jetzt aber kommt er selber, der edle Herr, wohlweislich im Nachtrab und vor jedem möglichen Angriff bewahrt, nachdem ihm die gemeinen Leute erst den Weg frei gemacht haben. Allein er hat sich verrechnet, diesmal wird ihm das geraubte Gut nicht gedeihen, hoffentlich wird es schon jetzt in den Händen der Meinigen sein. Wehe nun ihm selber und seinen Absichten! Wir wollen sehen, ob wir auch ihn fassen und fangen können; für Mörder und Diebe haben wir Eisen und Fesseln, um sie für uns und die Unsigen unschädlich zu machen.«

Kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gedacht, so zeigte sich ihm in der Ferne schon der erwartete Reiter, der, allzu sicher und keck in seinem soldatischen Trotze, ohne jede Begleitung in glänzender Uniform auf schweißbedecktem Pferde dahertrabte und die kleine Anhöhe zu gewinnen trachtete, auf der Waldemar wie eine Säule und mit einer Miene stand, als wollte er sagen: »Halt vor der Prora, mein Lieber! Bis hierher und nicht weiter, denn hier ist der Markstein Deiner Erdenlaufbahn gekommen!«

Der Reiter kam näher, und erst jetzt erhob er das düster glimmende Auge und sah den Mann stehen, der ihm mit seinem mächtigen Leibe den schmalen Weg vertrat, welcher allein zum erstrebten Ziele führte, aber er erkannte ihn noch nicht, denn in der schwedischen Uniform, die er heute trug, hatte er ihn noch nie gesehen, und im Laufe der vier Jahre, die seit ihrem ersten Zusammentreffen verflossen, hatte sich vielleicht auch der Eindruck verwischt, den er in seiner Erinnerung von ihm bewahrte.

»Er ist es,« sagte sich dagegen Waldemar Granzow und nahm eine noch festere Stellung ein. »Ich kenne ihn an seinem Habichtsgesicht und seiner hochmüthigen Haltung, mit

der er sich brüstet, als wäre er der Kaiser selber, dessen Namen er so oft gemißbraucht hat. Hallo! Dich führt Dein böses Geschick hierher, und ich mache Dir nicht Platz; zurück mußt Du oder der gemordete Brahe hat mir seine Rache umsonst vermacht!«

In diesem Augenblick hatte der Reiter ihn erreicht und schaute mit grellem und verwundertem Blick auf den kühnen Mann, der ihm den Engpaß vertrat und sein scheues Pferd schon zum Stehen gebracht hatte.

»Die Hand vom Zügel und Platz gemacht, im Namen des Kaisers!« rief der französische Colonel wuthschnaubend dem unerkannten Fremden zu.

»Geduld!« versetzte mit ruhiger Stimme der Seeofficier, »Geduld, mein Herr! Hier hat Ihr Kaiser nichts mehr zu sagen, und ich stehe auf meinem Grund und Boden im Namen des Königs von Schweden, der mich hierher befehligt hat, um den Räubern die Beute abzunehmen, die sie ungerechterweise sich zu eigen gemacht haben. Begrüßen wir uns aber zuerst persönlich, und so sage ich: Guten Tag, Monsieur de Caillard – kennen Sie mich nicht?«

Dabei nahm er seine goldverbrämte Mütze mit der Linken ab und zeigte dem Colonel ein von innerer Wallung dunkel geröthetes Gesicht und ein paar düster drohende Augen mit dem Ausdruck eines Willens und einer Kraftfülle, die dem Franzosen offenbarten, daß er es hier mit einem freien Manne und keinem Knechte zu thun habe.

»Ha!« schrie er wild und nicht ganz ohne Besorgniß, »was sehe ich! Den Deserteur, den Geächteten, den Spion! Bube, mach' Platz, oder auch Deine Stunde ist endlich gekommen!«

Waldemar hatte seine Mütze bei Seite geworfen und stand jetzt mit sprühenden Augen vor dem französischen Obersten, wobei er schon seinen Arm mit dem schweren Stock erhoben hatte.

»Geduld, sage ich, mein Herr! Wessen Stunde von uns Beiden gekommen ist, steht bei Gott, aber ich weiche Ihnen nicht aus, und sollten mich die Hufe Ihres Pferdes zermalmen. Ziehen Sie also die Zügel an und spornen Sie es nicht auf mich, sonst vergesse ich, daß wir jetzt im Frieden leben und gedenke allein, daß Sie der Mörder eines Mannes sind, der einst mein Freund und Bruder war.«

Der Colonel, einsehend, daß er in eine ernste Lage gerathen, und daß hier keine Zeit zu verlieren sei, wenn er vorwärts kommen wolle, hatte vorsichtig und leise mit der Rechten in seine Satteltasche gegriffen und den Hahn der darin steckenden Pistole gespannt. Aber er hatte dabei nicht auf das schnelle und haarscharfe Auge seines Gegners gerechnet, das jeder seiner Bewegungen gefolgt war, und dessen Geist instinctartig seine nächste Absicht errieth. Immer noch den Zügel des Pferdes mit der Linken haltend und es Schritt vor Schritt rückwärts den Berg hinabdrängend, gab er allein auf die rechte Hand des Gegners Acht, der, den Augenblick für günstig haltend und sein beliebtes: »*En avant!*« rufend, rasch die Pistole hervorzog und abdrücken wollte. Aber in demselben Moment fiel mit dem Rufe: »Rückwärts heißt es jetzt bei uns!« der wuchtige Stock des Seemanns über den Hals des Pferdes her auf seinen Arm. Hart getroffen sank er nieder, und zugleich ging die Pistole los, deren Kugel schadlos in den weichen Erdboden fuhr. Das triefende Pferd aber, unruhig und zum Vorwärtsdrängen geneigt, empfing den heftigen Schlag auf eine empfindliche Stelle,

und, kerzengerade in die Höhe steigend, verlor es auf dem abschüssigen Wege das Gleichgewicht, stürzte hintenüber in das blattlose Gesträuch, das hart am Wege stand, und begrub unter seiner Last den Reiter, der, ohne einen Laut von sich zu geben, bewegungslos unter dem Leibe desselben liegen blieb.

Jetzt sprang Waldemar schnell zu dem Pferde hin und den Zügel ergreifend und daran zerrend, brachte er es schnell auf die Beine, worauf es, nachdem es sich geschüttelt, zitternd stehen blieb und verwundert den Fremdling anschauete, der es sammt seinem Herrn zu Falle gebracht. Aber sich nicht mehr um das Pferd bekümmernd, trat Waldemar an den gefallenen Franzosen heran, und da er ihn still am Kopfe blutend auf der Erde liegen sah, bückte er sich schnell zu ihm nieder.

Und merkwürdig, gerade da, wohin der Kopf desselben geschleudert war, lag ein scharfgekantetes Felsstück, das ohne Zweifel der Zufall hierhergebracht hatte, das aber dennoch bestimmt gewesen zu sein schien, die Klippe aller ferneren Entwürfe des beutesüchtigen Reiters zu werden.

»Colonel!« rief der Sieger dem Besiegten zu. »Hören Sie mich? Sehen Sie mich? – Ah, er röhelt schon – sollte es so rasch mit ihm zu Ende gehen? Deine eigene Schuld, Mann, Du hast Dich selbst zu Falle gebracht. Aber wir wollen sehen, ob wir nicht noch Hülfe bringen können.«

Und er bückte sich ganz nieder, faßte den widerstandslosen Körper unter die Arme und zog ihn auf eine höhere Stelle der Berglehne hinauf, wo er ihm eine bequeme Lage gab, sein Auge untersuchte, und als er es noch voll Leben fand, rasch das Pferd bestieg, um nach dem Eingang der Prora

zu sprengen, von wo ihm eben einige Leute mit der Kun-de entgegenkamen, daß der Wagen erbeutet und die beiden Franzosen gefangen genommen wären.

»So geht zurück und laßt sie laufen, damit sie zu ihren Landsleuten kommen und ihnen erzählen, daß ihr Oberst bei einem Sturze mit dem Pferde sich tödtlich beschädigt hat. Ihr aber kommt bald wieder dort hinauf und helft mir den Verwundeten nach dem Haidekrug bringen, das ist der nächste Ort, wo ihm Hülfe oder ein Grab zu Theil werden kann.«

Die Seeleute beeilten sich, den erhaltenen Befehl auszu-führen, und in wenigen Minuten fanden sie sich wieder bei ihrem Führer ein, während einige von ihnen den Wagen be-stiegen hatten, um ihn wieder nach Spyker zurückzufahren, woher er mit seiner Beute gekommen war.

Den Verwundeten aber fand man in derselben Lage vor, wie ihn Waldemar verlassen hatte. Man hob ihn auf das Pferd, unterstützte ihn dabei und führte dasselbe nach dem Haidekrug, wo er indessen schon nach einer halben Stunde verschied, da nicht allein sein Kopf gespalten war, sondern auch die Wucht des Pferdes seine Brust tödtlich gequetscht hatte.

An derselben Stelle aber, wo Colonel Caillard fiel, sieht man noch heute ein kleines steinernes Kreuz aus dem Hai-dekraut ragen, obgleich die verschönernde Menschenhand auch diesen Weg geebnet, erweitert und zu einer chaus-sirten Straße umgestaltet hat. Alte Leute erzählen gern, wenn man sie danach fragt, wie an dieser früher gefährlich-sten Stelle der Prora ein französischer Officier, der sich mit großer Beute habe flüchten wollen, von Waldemar Granzow,

dem braven Rügianer, ertappt und in Folge des Pferdesturzes, wie wir es berichtet, sein Ende gefunden habe.

Nachdem Waldemar vom Haidekruge aus das Pferd des Colonels mit einem besonderen Boten nach Bergen, den eroberten Wagen aber mit zweien seiner Leute nach Spyker gesandt und dem Kastellan die herzlichsten Grüße hatte sagen lassen, folgte er seiner Pflicht und kehrte wieder nach Bergen zurück, wo er indeß erst am späten Abend eintraf und hörte, daß kein Franzose mehr in Bergen sei, und daß sie sogleich abmarschirt wären, sobald die beiden waffenlosen Soldaten und der Bote mit dem Pferde die Nachricht des Todes ihres Obersten überbracht und die Meldung hinzugefügt hätten, es sei eine ganze Armee Schweden gelandet, und sie drängen schon heran, um den Franzosen den Rückzug nach Stralsund abzuschneiden.

So war denn Waldemar Granzow's Pflicht auch in Bergen erfüllt; er blieb die nächste Nacht daselbst und kehrte erst am frühen Morgen des anderen Tages nach Sassenitz zurück, um seinen Eltern mit ergriffener Seele aber ohne Prunk und Ausschmückung das Erlebte sowie den Tod des kleinen Tyrannen von Spyker mitzutheilen.

SIEBENTES KAPITEL. FRIEDE VON AUSSEN; KRIEG VON INNEN.

Rügen war also jetzt von Franzosen frei; zum letzten Mal hatte der Fußtritt der Fremden seinen Boden entweiht, wieder lag es in dem alten Frieden und der von aller Welt abgeschiedenen Stille da, und seine Bewohner hatten Muße und Gelegenheit genug, das von den Feinden verwüstete Land mit neuer Sorgfalt zu pflegen und Städte und Dörfer, die so

viel gelitten hatten, allmählig wieder in den früheren Zustand zurückzuführen. Aber noch war die vollkommene Ruhe nicht in die Welt, also auch nicht auf Rügen zurückgekehrt, der gewaltige Eroberer in Frankreich war erst gedemüthigt – bezwungen und vollends zu Boden geworfen war er noch lange nicht, und um auch das zu bewerkstelligen, wurden ganz Deutschland, England, Rußland und Schweden in die Schranken gerufen.

Alle vier Länder waren im Anfang des Jahres 1813, wie bekannt, in eine enge Verbindung getreten, aus der später die sogenannte heilige Alliance hervorging, um den in das Herz Deutschland's wieder vorgedrungenen Feind gänzlich hinauszuwerfen. Zu diesem Zweck landete der Kronprinz von Schweden im März, bald nach Abzug der Franzosen, mit einem schwedischen ArmeeCorps von 24,000 Mann in Pommern, das sich mit einem preußischen Corps unter Bülow und Tauenzien und einem russischen, englischen und deutschen unter Walmoden vereinigte und so eine 150,000 Mann starke Armee bildete, die unter den Befehlen Bernadotte's Norddeutschland gegen alle Angriffe decken sollte.

Da die beiden pommer'schen Regimenter, deren wir früher Erwähnung gethan, um diese Zeit noch in französischer Gefangenschaft schmachteten, so befahl die Regierung zu Stralsund am 31. März 1813 die schleunige Errichtung einer schwedisch-pommer'schen Landwehr, worauf acht Tage später zwei schwedisch-pommer'sche Legionen gebildet wurden, die größtentheils aus Freiwilligen bestanden, die sich selbst ausrüsteten. Im Laufe des Monats April wurde die Landwehr ausgehoben, und so standen zwei Regimenter wieder schlagfertig da, die der Oberst der Leibgarde, Graf Ritterstolpe, befehligte. Sie, wie jene beiden Legionen

schlossen sich den schwedischen Truppen in dem nun folgenden Befreiungskriege an und theilten ihre Siege und ihren Ruhm, der noch heutzutage unter der jüngeren Generation in treuer Erinnerung fortlebt.

Aber noch einmal sollte Pommern und Rügen in einen unerwarteten Schrecken versetzt werden, als es hieß, die Franzosen rückten unter den schrecklichen Marschällen Davoust und Vandamme mit 14,000 Mann über Mecklenburg gegen Pommern vor, welches damals von befreundeten Truppen entblößt war, da der Kronprinz von Schweden mit seinem ganzen Corps in der Gegend von Berlin operirte.

Schon waren die wenigen Schweden, die unter General Vegesack zur Deckung Pommern's und Stralsund's in Mecklenburg standen, bei Rostock zurückgedrängt, und flüchtende Familien aus Mecklenburg setzten ganz Pommern in die heftigste Bestürzung. Da aber schreckte die nach Blut und Beute lechzenden französischen Marschälle der bei Großbeeren errungene Sieg nach Hamburg zurück, und Pommern wie Rügen waren somit einer vierten Besitznahme durch die Franzosen glücklich entgangen.

Wie bekannt, führten nun die rasch aufeinander erfochtenen Siege von Großbeeren, Dennewitz, Culin, Leipzig und die in demselben Jahre in Frankreich selbst errungenen Triumph im Jahre 1814 den Frieden mit Frankreich herbei, welcher am 30. März in Paris seinen Abschluß erhielt. Erst sechs Wochen später kehrten die 1812 nach Frankreich als Kriegsgefangene abgeführt beiden pommer'schen Regimenter nach ihrem Vaterlande zurück.

Auch mit Dänemark endlich, das bis nach der Schlacht bei Leipzig mit Frankreich alliirt blieb, schloß Bernadotte

am 14. Januar 1814 in Kiel Frieden, zufolge dessen Dänemark Norwegen an Schweden abtrat, aber dafür Vorpommern und Rügen erhielt.

Diesen Tausch hatten die Rügianer am wenigsten erwartet und gewünscht, denn Dänemark waren sie von allen Mächten am wenigsten zugethan. Glücklicherweise für sie wurde das Resultat des Kieler Friedens durch den Wiener Congreß umgestaltet, der vom October 1814 bis zum Juni 1815 dauerte, und auf welchem man sich bemühte, die Territorialangelegenheiten Deutschland's und die politischen Verhältnisse Europa's in Anwesenheit aller Fürsten der kriegführenden Mächte zu ordnen und für alle Zukunft zu bestimmen.

Auf diesem Wiener Congresse traten die Verhältnisse ein, die noch heute bestehen. Das einstweilen als Entschädigung für Norwegen der Krone Dänemark zugesprochene schwedische Pommern wurde von Dänemark an Preußen abgetreten, und dafür erhielt jenes das an Holstein gränzende Herzogthum Lauenburg.

So war denn, nachdem auch der letzte Angriff Napoleon's nach seiner Rückkehr von Elba im Jahre 1815 bei Belle-Alliance siegreich zurückgeschlagen und der ruhmreiche Kaiser nach St. Helena abgeführt war, der Friede in die hart gedrückte Welt zurückgekehrt, und haben wir nun in flüchtig skizzierter Darstellung das Schicksal der kleinen Insel Rügen von Anfang an bis zu dem Ende verfolgt, wo sie unter die Herrschaft der preußischen Königskrone gelangte. Hoffen wir denn, daß der Friede und Segen, der seit jener Zeit mit Gottes Beistand auf ihr ruht, dauernd sein, daß ihr Wohlstand und ihre Zufriedenheit unter einer einsichtsvollen und gerechten Regierung wachsen und gedeihen und

ihre Bevölkerung unter dem Segen der Arbeit, des Fleißes und der frommen väterlichen Sitte in jeder Beziehung sich glücklich fühlen möge, wie es Gott der Herr gewollt hat, indem er sie so fern von der deutschen Muttererde auf ihre kleine Heimat verpflanzte und ihr in seiner Vatergüte ebenso viel Genügsamkeit wie Reichthum an irdischer Schönheit und Herrlichkeit verlieh. Uns bleibt für jetzt nur noch übrig, mit treuer Hingebung die Geschicke derjenigen Personen zu verfolgen, die wir in dem Rahmen dieser Erzählung aufgestellt haben, und dabei zu erfahren, wie ihr Loos und ihre Verhältnisse sich gestalteten, nachdem die Kriegstrompete ihre Fanfare ausgeschmettert und die süße Ruhe zu ihnen zurückgekehrt war, die sie so lange mit blutendem Herzen entbehrten.

Zu diesem Zwecke betreten wir noch einmal das stille Kiekhaus bei Sassenitz, in dem wir unsere Erzählung begonnen haben, und in das wir die Hauptscenen des Schlusses derselben auch wieder zurückverlegen müssen.

Waldemar Granzow war erst im Frühsommer des Jahres 1815 zu den Seinigen zurückgekehrt, bis dahin war er auf dem schwedischen Schiffe geblieben und hatte alle Gefahren, denen dasselbe auf seinen Kreuzfahrten gegen Dänemark und Frankreich, sowohl zwischen den dänischen Inseln wie später im britischen Kanal an der französischen Küste ausgesetzt gewesen, siegreich bestanden, weshalb er auch zum ersten Lieutenant auf demselben avancirt war. Im Jahre 1813 aber, als Schweden seine überzähligen Schiffe demobil machte, sie in die Häfen zog und abtakelte, wurde der größte Theil ihrer Mannschaften entlassen und nur

Wenigen freigestellt, in der schwedischen Marine weiterzudien, falls sie Neigung dazu hätten. Auch Waldemar gehörte zu diesen Wenigen, allein da er sich im Herzen mehr zu Deutschland als Schweden gezogen fühlte, seine alten Eltern auch nicht in ihrem stillen Häuschen allein lassen wollte und von Sehnsucht nach seiner Heimat verzehrt wurde, so zog er es vor, den schwedischen Dienst zu verlassen und einen neuen Wirkungskreis im Vaterlande zu suchen. So kehrte er denn Ende Juni nach Rügen zurück und fand seine Eltern im besten Wohlsein vor, zumal die Freude über den endlich errungenen Frieden und die Hoffnung auf ferner ungetrübtes Glück sie gegen die Stürme des Alters aufrecht erhalten, wozu ihre gesunde Natur unendlich viel beigetragen hatte.

Dem alten Strandvogt merkte man kaum an, daß er, seitdem wir ihn zum ersten Mal sahen, sechs Jahre älter geworden war; zwar hatte sein Haar völlig die Farbe des Schnees angenommen, aber seine leibliche und geistige Kraft war ungebrochen, und sein energisches Gesicht strahlte noch immer die alte Heiterkeit und Lebensfrische aus, die er in allen Stürmen seines Lebens unverwüstlich bewahrt hatte.

Auch Mutter Ilske zeigte keine äußerliche Spur irgend eines Verfalls; ihr Gang war noch ebenso rasch und leicht, ihre Haltung noch ebenso ungebeugt, und ihr selbst im Alter schönes Gesicht hatte noch immer die angenehmen Merkmale eines früheren rosigen Teints und namentlich die Milde und Ruhe des Blicks bewahrt, was man bei schönen nordischen blauen Augen so oft bis in's späteste Alter beobachtet.

Wenn der Frohsinn der beiden Alten von Zeit zu Zeit verdüstert wurde, so war allein das noch immer unklare Geschick ihres einzigen Sohnes, dessen Wiederkehr sie mit unendlicher Freude begrüßt hatten, daran schuld, denn daß dieser in der Tiefe seines Herzens noch nicht vollständig beruhigt und beglückt war, sahen sie sehr bald, nachdem er die Schwelle ihres Hauses wieder betreten hatte. Mit stiller Wehmuth unterhielten sie sich oft Abends spät, wenn sie allein oder schon zur Ruhe gegangen waren, von ihm und seinen Absichten, und die Hoffnung wurde immer von Neuem in ihnen wach, daß nur eine Verbindung mit Hille ihn ganz dem frohen Leben zurückgeben könne, dem er bisher noch immer entzogen war.

Dieser Verbindung aber stellte sich vor wie nach sein von edler Gesinnung zeugendes Vorurtheil entgegen, nicht um ein Mädchen freien zu wollen, das ihm an äußersten Mitteln so weit überlegen war, und dem er in der Lage, in welcher er sich jetzt befand, noch weniger als früher eine heitere Existenz und eine sorgenfreie Zukunft bieten konnte.

Hille Vangerow selbst hatte einen großen Theil der beiden letzten Jahre im Kiekhouse verlebt, mit Geduld und Ergebung die Zeit erwartend, wo der Friede in das Land und die Ruhe in ihr Gemüth zurückkehren werde. So war sie den beiden Verwandten an jedem Tage ein Trost, eine Freude und auch ein Sporn zur Zufriedenheit mehr gewesen, und nur ungern hatte man sie im April des Jahres 1815 wieder von Sassenitz scheiden sehen, wo sie erklärte, sie müsse jetzt nach Bakewitz wandern, um dort ihre eigenen Verhältnisse zu ordnen und zu lichten, da der Pächter des ererbtem Gutes die Absicht verrathen habe, die Pacht aufzugeben, die mit dem Jahre 1815 abgelaufen war.

So finden wir denn die beiden Alten im Kiekhause, als Waldemar dahin zurückkehrte, allein, und mit offenen Armen empfingen sie ihn und hörten fröhlichen Herzens die Erzählungen mit an, die er ihnen von seinen Fahrten und Erlebnissen zu Theil werden ließ. Erst mit ihm und dem Friedensfrühling, der ja zugleich mit ihm kam, war Freude und Behagen in das stille Häuschen eingezogen, die selbst die neuen, rasch am Horizont des Lebens vorüberfliegenden Vorgänge in Frankreich nicht trüben konnten. Als man nun aber vernahm, daß Rügen an Preußen gefallen sei, das durch seine großartige Erhebung und seine ruhmvollen Siege in der Meinung Europa's wieder zu einer Großmacht herangewachsen war, da fühlte man sich gegen alle ferneren äußeren Stürme geschützt, und nur die kleinen inneren Kämpfe waren noch zu überwinden, die in dem engen Bereich der Familie, gleich drohenden Wölkchen am Horizont des Himmels, bald nach Waldemar's Rückkehr auftauchten.

Nachdem Dieser einige Tage im Hause seiner Eltern zugebracht und den Lauf der dortigen Verhältnisse mit zufriedenem Auge betrachtet hatte, fing es plötzlich an in seinem Innern zu gähren und zu treiben, wie wenn eine Schlacke sich in ihm abstoßen und sein im Stillen nagender Kummer mit Gewalt seine Fesseln sprengen wolle. Alles um ihn her lachte und glänzte in heiterem Sonnenschein der Behaglichkeit und Zufriedenheit, die Eltern waren glücklich, ihn bei sich zu haben, der Vater förderte seine wieder aufgenommene Arbeit auf dem Meere, am Strande, im Kreise seiner Untergebenen und Freunde, die Fischer verrichteten ihr Geschäft auf der See und die großen Schiffe der Engländer, Deutschen und Schweden durchfurchten rastlos die blaue

Fluth, die sich belebter zeigte, als sie seit Menschengedenken gewesen war. Auch das neu erworbene Vieh tummelte sich auf den so lange öde gelegenen Weiden, und so war Alles wieder in das alte, gewohnte Geleise zurückgekehrt, das dem ruhig strebenden Menschen so wohlthätig ist, wenn es mit Frieden und Zufriedenheit im Innern gepaart betreten wird.

Nur Waldemar selbst nahm an allen diesen Vorgängen sehr wenig Theil. Er, der früher so gern unter Menschen geweilt, ihre Freuden durch Mitgenuß erhöht und ihr Weh durch ernsten Zuspruch gemildert hatte, floh jetzt, so oft es ging, den Verkehr mit denselben und zog sich in die Einsamkeit und in sich selbst zurück. Den glänzenden Rock seines kurzen schwedischen Kriegerlebens hatte er lange abgelegt und wieder seine gewöhnliche Seemannstracht hervorgeholt, um nicht etwas zu scheinen, was er seiner Meinung nach längst nicht mehr war. In dieser ihm bequemen und aus alter Gewohnheit lieb gewordenen Kleidung sah man ihn oft schon Morgens früh das Kiekhaus verlassen und die einsamste Stelle des Waldes aufsuchen, wo er entweder auf einer Felskuppe saß, die hoch über das Meer emporragte und seiner sehnenden Seele einen weiten Spielraum gestattete, oder er begab sich tief in die nie erhellten Schatten der Stubnitz, wo er auf den moosbewachsenen Steinen ruhte, die seine Voreltern vor Jahrhunderten aufgestellt hatten, oder er schwärzte in den Gebüschen umher, die nur der Jäger und das flüchtige Thier des Waldes betrat, um vor den blutdürstigen Menschen, die ihm nur Unheil und Verderben bringen, Schutz zu suchen.

Wohin schaut er von dieser hohen Strandklippe aus? Nach Norden oder Süden? Denkt er an den lange ruhig

schlummernden Freund im Norden oder an das holdselig gestaltete Mädchen im Süden, das ihm so oft seine aufopfernde Liebe bewiesen hat? Wohl möglich, daß er an beide denkt, indem er sich sagt: »Wenn Magnus am Leben geblieben wäre, hätte ich Mittel und Wege gefunden, das Mädchen zu gewinnen, welches der Stern meines Lebens geworden ist und das mich mit seinem blauen Auge verfolgt in den Träumen bei Nacht und in den Gedanken bei Tage! O, wie begreife ich jetzt, was ich bei Magnus nie begreifen konnte, daß ein solches Weib, wenn es mit der Seele des fühlenden Mannes einmal verwachsen ist, sein ganzes Wesen erfüllt, jeden seiner Schritte begleitet und allen seinen Handlungen ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, einen bestimmten Zweck und eine gewisse Absicht unterlegt. O, aber Welch lähmender, demüthiger Gedanke, daß nur ein Anderer mir den Besitz dieser Hille verschaffen konnte, daß ich nicht selbst Mann genug war, den Platz an ihrer Seite zu gewinnen! Und doch ist es so. Alle meine Hoffnungen, die ich vor Jahren hegte, im Kampfe um das Wohl meines Vaterlandes mir eine Stellung zu erringen, die mir die Mittel böte, ein Haus zu gründen und Hille glücklich zu machen, sind wieder vernichtet, seitdem der Friede in die Welt zurückgekehrt ist und Alles mit Wonne, Zufriedenheit, Arbeit und Segen erfüllt. Wie gerne wollte ich auch arbeiten, streben, ringen, so weit meine Kräfte reichen, und meine Kräfte sind nicht gering, mit denen anderer Menschen verglichen, aber der Gedanke lähmt vor allen meine Zuversicht, daß es mir schwer werden dürfte, eine Stellung zu erobern, die derjenigen entspräche, die Hille in den Augen der Menschen einnimmt. Denn sie ist wohlhabend, im Besitz schöner Ländereien, von Haus und Hof. Das erobert selbst ein fleißiger und kluger Mann nicht

im Sturmschritt, das wächst ihm nur langsam zu nach langer redlicher Arbeit, und bis es mir gelingt, Haus und Hof zu erwerben, sind wir alte Leute geworden, da ich ihr doch nicht zumuthen kann, mit dem Erwerbe eines Seemanns zufrieden zu sein, der für geringen Lohn den Tag über im Dienste Fremder arbeitet. Nein, das paßt nicht für mich, ich muß an etwas Anderes denken. Hätte ich nur einige Mittel, ich schaffte mir ein eigenes Schiff und führe damit über's Meer, um Schätze zu gewinnen, nicht um sie zu haben und darauf wie auf breiten Polstern zu ruhen, sondern um sie vor Hille's strahlenden Augen auszubreiten und ihr zu sagen: Sieh, schönes Mädchen von Sassenitz, das Alles ist mein und Du sollst es mit mir theilen, denn für Dich allein hab' ich es redlich erworben.

O daß mein Herz von Jugend auf gewohnt ist der Liebe, die von Außen hereinströmt und es erfüllt mit dem köstlichsten Gefühle, welches dem Menschen auf Erden zu Theil ward! So lange ich Magnus hatte, entbehrte ich diese Liebe nicht, als er aber todt war und kalt an meiner Seite vor meinen strömenden Augen lag, da ward ich mir der Leere bewußt, die er in meinem Gemüthe ließ, und alle meine Gedanken wandten sich auf sie hin, die jetzt der Inbegriff aller meiner Wünsche und Hoffnungen ist. Das ist nun schon bei nahe fünf Jahre her – und fünf Jahre irre ich suchend und hoffend in der Welt von einem Orte zum andern, und noch immer habe ich nicht gefunden, was ich suchte, wonach ich spähte. Meine armen Eltern sind auch dabei zu beklagen. Sie sehen durch die Wandung meiner Brust und kennen die bittere Fülle, die mein Herz überquellen macht. Fast schäme ich mich vor ihnen, immer wieder Abends an ihre Thür zu

klopfen und von ihrem schwer erworbenen Brode zu zehren. Sie geben es mir zwar gern, ich weiß es, sie wünschen mir überhaupt das Beste, aber helfen können sie mir eben so wenig, wie ich mir selber, obwohl ich manchmal denke, die Mutter trage ein Geheimniß für mich in sich, das, wenn sie es nur sagen wollte, mir zum Glücke verhelfen könnte. Aber beinahe errathe ich, was das für ein Geheimniß ist. Geh hin zu Hille, sagt mir ihr mütterliches Auge, und bekenne ihr Deine Neigung und wirb um sie, und Hille wird das Ihrige mit Dir theilen, denn sie ist gut und brav und hat ein Gefühl für so treue Zuneigung. Ach ja, das glaube ich wohl, aber ich kann mich nicht zu diesem Entschlusse bezwingen, die Zunge würde mir ihre Dienste versagen, wollte ich sie zu solchem Geständniß nöthigen. Und doch wird es Zeit, daß ich einen ernstlichen Schritt thue, oder ich muß mich wieder nach Schweden wenden, um noch einmal den mir angebotenen Dienst zu versuchen. Das wäre am Ende das Klügste und soll heute, morgen und übermorgen bedacht werden, denn ich bin achtundzwanzig und Hille ist vierundzwanzig Jahre alt, es wird also Zeit, daß wir unsere Zukunft befestigen, sonst entchlüpft sie mir; geht mir aber auch Hille verloren, so habe ich nichts mehr auf dieser Welt, was mich reizt und spornt, und ich könnte mich eben so gut neben Magnus betten, den auch nichts reizte und spornte, seitdem ihm Gylfe abtrünnig geworden war.

Also Schweden! Hm! Ja, das muß bedacht werden. Heute will ich noch nicht mit den Eltern darüber reden, auch morgen und übermorgen noch nicht, aber dann werde ich selbst mit mir einig geworden sein und sie sollen mir ihren letzten Rath ertheilen.

Mit solchen Gedanken trieb sich Waldemar eines Tages im Walde der Stubnitz um; er machte absichtlich weite Wege, um sich zu ermüden und des Nachts schlafen zu können, aber diese Gänge erhitzten und regten ihn mehr auf, als sie ihn abkühlten und beruhigten, es war, als ob seine physische Kraft zunehme, je mehr er die geistige in Thätigkeit setzte, und als ob er nicht mehr des wohlthuenden Schlafes bedürfe, um sich zur Arbeit des nächsten Tages zu stärken und seine Hoffnungen von Neuem aufleben zu lassen.

Seine Eltern, die, ohne mit ihm darüber zu sprechen, den ganzen Zwiespalt seiner Seele sahen und den innigsten Anteil daran nahmen, wußten nicht, wie sie ihm raten und beistehen sollten. Wohl waren sie recht traurig, schüttelten die Köpfe und flüsterten leise untereinander, wenn sie allein waren, aber in seiner Gegenwart sprachen sie nichts, sondern warteten nur geduldig ihre Zeit ab, denn daß diese kommen und ihnen und ihm helfen würde, das wußten sie, da sie ihren Sohn kannten, dessen Thatkraft endlich einmal zum Durchbruch kommen mußte, wenn er lange genug nachgedacht und gegrübelt hatte.

So standen die Sachen, als Waldemar eines Nachmittags wiederum vom elterlichen Hause entfernt war und einen weiten Spaziergang am Jasmunder Oststrande entlang nach Stubbenkammer unternommen hatte, um eine Viertelstunde nördlich hinaus eine Meierei zu besuchen, die dem Grafen Brahe gehörte und auf der er eine Art Musterwirthschaft hatte einrichten lassen, um den Bewohnern des umliegenden Landes in der Bebauung der Felder und der Züchtung des Viehes mit gutem Beispiele voranzugehen. Waldemar hatte schon in früheren Jahren mit Magnus diesen Ort – Blankenau war sein Name – immer gern besucht und viele

süße Erinnerungen seiner glücklichsten Jugendzeit knüpf-ten sich daran, da namentlich dort die innige Freundschaft zwischen beiden jungen Männern sich entwickelt hatte oder zum Ausbruch gekommen war. Er lag hart am Meere auf dem hohen Strande, ungefähr an der Stelle, wo das Kreidefelslager in Lehm- und Sandformation überging, bot eine herrliche Aussicht auf das weite Meer, hatte herrliche Waldungen um sich her und Ackerland, Wiesen und Viehtrift, so schön, wie kaum das beste auf Wittow war. Dicht am hohen Ufer aber erhob sich das gräßliche Wohnhaus, nicht kostbar und reich, aber ungemein wohnlich und bequem eingerichtet, denn der alte Graf hatte es für sich und die Seinigen zum Sommeraufenthalt bestimmt, wenn er einmal längere Zeit auf seinen Gütern in Jasmund zubrachte und, von allem geräuschvollen Verkehr der Welt zurückgezogen, sich und der reizenden Natur leben wollte.

Kaum hatte Waldemar den Eltern seinen Entschluß ausgesprochen und ihnen Lebewohl gesagt, so sollte etwas im Hause geschehen, was weder er noch jene erwartet hatten, und was von der Vorsehung bestimmt war, einen gewaltigen Umschwung in ihren so trüben Verhältnissen herbeizuführen.

Der Strandvogt hatte eben sein Mittagsschlafchen begonnen, denn es war ein heißer Tag, und Mutter Ilske saß auf ihrem Stuhle am Fenster, besserte Wäsche aus, blickte zuweilen über die See und seufzte leiser oder lauter, je nachdem ihre sorgende Seele bald mehr oder minder um das Wohl ihres Sohnes in Kümmerniß verfiel.

In diesem Augenblick erklang im Garten vor dem Hause eine laute Stimme, welche die alte Trude nach etwas zu fragen schien. Bald daraus ward die Hausthür geöffnet und ein schwerer Schritt näherte sich dem Wohnzimmer.

Mutter Ilske, die an diesem schweren Schritte einen der Lootsen vom Strande zu erkennen glaubte und ihren Mann nicht gern aus seiner gemüthlichen Mittagsruhe stören lassen wollte, stand schnell vom Stuhle am Fenster auf und trippelte zur Thür, um den Besuch vom Wohnzimmer abzuwehren. Aber da lag schon eine feste Hand auf dem Drücker und drehte ihn so kräftig um, daß der Schläfer erwachte und erschrocken emporfuhr, Mutter Ilske dagegen erzürnt dem so heftig Eindringenden entgegentrat, um ihm seine Störung zu so ungelegener Zeit, ernstlich zu verweisen. Aber wie betroffen fuhr sie zurück und mit wie großen Augen starnte der Strandvogt diesem Besuche entgegen, als er nun in ganzer Person über die Schwelle trat und dabei seine riesige Gestalt tief beugen mußte, um den kahlen Schädel nicht an den Türpfosten zu stoßen.

»Adam Sturleson!« riefen die beiden Alten in einem Athem und sprangen dem lieben und so lange nicht gesehenen Verwandten mit freudig bewegtem Herzen entgegen.

»Ja, Adam Sturleson, der alte Schwede aus Pulitz ist es selber, Base Ilske und Vetter Granzow!« rief der brave alte Pächter und streckte seine Hände dem Ehepaar entgegen. »Grüß Euch Gott, Kinder, da bin ich, mit Haut und Haaren, wie mich der Schöpfer erschaffen hat, und ich komme mit einem Gruß von meiner Alten, um einmal zu sehen, wie es bei Euch steht und geht, nachdem wir den Frieden wieder haben, und anzufragen, ob Euch der lange Krieg auch keine ernstliche Beule geschlagen hat und Ihr guten Muthes und

Gott vertrauenden Herzens seid? Heda, alter Knabe Granzow, ich sehe es, Sie sind ja noch ganz wohl aufgetakelt, und Ihr, Frau Base, habt Euch gewiß mit dem französischen Firlefanz vor dem großen Spiegel da die Wangen bemalt, denn, straf mich Gott, wenn wir beide noch ledig wären, könnte ich mich verlieben in Euch, so jungwangig und strotzig seht Ihr aus!«

Die beiden Bewohner des Kiekhauses lächelten sich freudig an bei diesem Gruße, denn sie waren es schon gewohnt, den alten Freund so heiter sprechen und scherzen zu hören, und sahen ein, daß er unter allen Gefahren und Beschwerden der vergangenen Zeit noch ganz der Alte geblieben war.

Nachdem nun aber der alte Schwede auf dem bequemsten Sitze im Zimmer Platz genommen und der wieder heimisch gewordene Kaffee in alter Fülle aufgetragen war, goß Mutter Ilske rasch die altmodischen Tassen mit dem dampfenden Getränk voll, und dann saßen sie alle Drei beieinander und erzählten sich des breiten und langen, was ihnen die Zeit hindurch begegnet war, seitdem sie sich zum letzten Male gesehen hatten, was vor ungefähr anderthalb Jahren geschehen, als Waldemar noch auf dem Schwedenschiffe diente. Sehr bald war daher Vetter Sturleson mit dem allgemeinen Gange der Dinge im Kiekhouse vertraut, und er hörte mit Ruhe zu, bis die gute Base mit ihrer Erzählung zu Ende gekommen war; dann aber sah man ihm an, daß er mit seinen Gedanken vorwärts eilte, da ihm offenbar noch ein anderer Zweck, als der des bloßen verwandtschaftlichen Besuches auf der Seele brannte.

»Nun ja,« sagte er zum Schluß, »da habt Ihr mich also wieder, nachdem wir mit Gottes Hilfe den Frieden erlangt,

nach welchem wir so lange geseufzt, und ich hoffe, nun werden wir uns wieder öfter besuchen, da keiner von uns mehr wie ein Knecht eines unerwünschten Herrn an sein Haus gebunden ist. Ja, Kinder, den großen Kaiser von Frankreich werden wir nun mit seinen Schelmen von Marschällen und Trabanten so wenig wiedersehen, wie ich meinen kleinen Kaiser von Pulitz wiedergesehen habe, denn den Ersten haben sie *auf* eine und den Letzten *um* eine Insel gebracht, die beide vorher nicht im Traume erblickt hatten. Das ist der Humor davon, und so ist nun einmal der Welt Lauf. Ha, ja, was waren das für Zeiten, die nun endlich hinter uns liegen! Wie ist da Alles drunter und drüber gegangen, und was haben wir kleinen Leute im Herzen erduldet! Hol' mich der Geier, es stand arg mit der Welt, die Großen haben diesmal auch ihr Theil abgekriegt, und die Erde hing nur noch an einem einzigen Faden im Weltenraume, und wenn der gerissen wäre – gewackelt und gekracht hat er schon – dann wären wir alle im leeren Raume herumgezappelt und hätten mit den Vögeln um die Wette fliegen oder mit den Fischen um die Wette schwimmen können! Na, *die* Furcht sind wir nun los und noch einmal mit heiler Haut davongekommen. Meine hohe Pacht habe ich auch nur bis Anno Zwölf bezahlt, da nahm der Schwedenkönig Pulitz wieder in Besitz, und der rotnasige Burgunderkaiser hat nichts wieder von sich hören lassen. Gott hab' ihn selig! Er hat mir doch eigentlich mehr Spaß als Verdruß gemacht!«

»Den Wald von Pulitz abgerechnet!« schaltete der Strandvogt mit bedeutsam aufgehobenem Finger ein.

»Vetter!« rief der alte Schwede entflammt. »Was war das für ein Wort! Von meinem Walde sprecht mir nicht, sonst krampfen sich meine Eingeweide zusammen, und meine

Fäuste ballen sich, als wollten sie Alles rings umher in Scherben schlagen. Nein, davon schweigt mir, wenn Ihr mich bei guter Laune erhalten wollt, laßt mich lieber von Euerm Sohne Waldemar hören, dem ich nun auch so lange nicht mehr die Hand geschüttelt habe. Ha, was macht der Junge, nachdem ihm sein Freund, der blasse Graf, abhanden gekommen ist? Ich wundere mich schon lange, daß ich ihn nicht sehe, und doch soll er wieder hier sein, wie man mir gesagt hat.«

Mutter Ilske stieß einen leisen Seufzer aus, und der Strandvogt kraute sich mit verblüfftem Gesicht hinter den Ohren, als besänne er sich, was er darauf erwidern sollte.

»Nun,« fing der alte Schwede wieder an, als die beiden Alten verlegen schwiegen und sich fragend anblickten, »Ihr sprechst ja nicht und seht Euch so verdutzt an. Ihm ist doch kein Unglück begegnet? Das sollte mir leid thun, denn ich habe den Jungen so lieb, wie mein eigenes Fleisch, – wie ich es wenigstens haben würde, meine ich, wenn mich Gott damit gesegnet hätte. Nun, wird's bald mit der Antwort?«

»Ach, Vetter!« erwiederte die Mutter mit trübseligem Gesicht, »mit unserem Waldemar geht es uns beinahe wie Euch mit Eurem Walde – verzeiht, daß ich Euch noch einmal daran erinnere.«

»Was? Er ist Euch doch nicht gefällt? Das verhüte Gott!«

»Nein, nein doch!« rief der Alte, mit komischer Grimmgeberde gegen seine Frau hantirend. »Die Alte spricht, glaube ich, vor Freuden unklug, weil sie Euch so unverhofft sieht und Ihr ihr eine so schöne Schmeichelei gesagt habt, die Euch gewiß der Franzose mit der Burgundernase beigebracht. Aber mit meinem Jungen, Sturleson, ist es allerdings nicht richtig, er läuft mit gesenkten Ohren mehr im Walde umher, als die Hasen der Stubnitz, und kann das warme

Nest nicht finden, wo er sich gern niederlegen und ruhen möchte von der erlebten Angst und Noth.«

»So – ah! Also so steht die Sache! Und Hille, wo ist denn die?«

»In Bakewitz, wo sie immer war, wenn sie nicht bei uns lebte,« sagte die Mutter seufzend.

»In Bakewitz! So, so! Und der Junge ist noch nicht bei ihr gewesen, wie? Und hat ihr noch nicht sein Herz und seine Hand angetragen, he? Hab' ich Recht oder Unrecht?«

»Ihr habt sehr Recht, Vetter,« erwiderte Mutter Ilske, »denn er ist noch nicht bei ihr gewesen, und das ist eben unser Kummer, da wir ihn doch nicht mit Gewalt hinschicken können. Ach, hätte er sie erst einmal besucht, so würde er, ich weiß es gewiß, mit freudigem Gesichte wiederkommen, und das Nest wäre gefunden und sein unstätes Umhertreiben würde ein Ende haben, wie der Wind, der sich immer einmal wieder beruhigt, wenn er eine Zeit lang stürmisch genug geweht hat. Aber dahin ist er nicht mit Güte zu bringen. Er hält es in seinem edlen Herzen für eine Schande, um ein Mädchen zu freien, das ein Gut hat und reich ist, wogegen er ihr nichts bieten kann, als seine starke Hand und sein redliches Herz.«

»Oho! So, so!« sagte der alte Schwede schmunzelnd und durch die Zähne pfeifend. »Bläst der Wind aus der Richtung! Haha, das ist zum Lachen! Nun freilich ist mir Alles klar. Also hier ist Krieg, noch immer Krieg, wo rings herum schon Friede ist! Soll das etwa die Feier sein, die das ganze Land begieht, daß es nun endlich zu Deutschland gekommen, wohin es von Gottes und Rechts wegen gehört, und was es so lange gewünscht hat? Halloh, auf Euern Posten, Kinder! ›Old England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue,‹ hat

Nelson bei Trafalgar gesagt, und Euer Junge hat wacker mit ihm gefochten und damals auch seine Schuldigkeit gethan. So soll er sie jetzt auch thun, dafür laßt den alten Schweden sorgen. Ha! Wie ist mir denn mit einem Male so spaßhaft zu Muthe! Der herrlichste Wind bläst mein ganzes Schönfahrsegel auf, und alle Wimpel flattern, daß es eine Lust ist. Juchhei! Donner und Wetter! Was kommt mir da für ein verteufelt hübscher Gedanke!«

Und er stand auf und ging eine Weile mit langen und dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab, lächelte dazwischen heiter, und dann stieß er plötzlich einen fürchterlichen schwedischen Fluch aus, ergriff den Strandvogt, der ihm zunächst stand, am Arme und sagte mit scherhaft flüsternder Stimme, als ob die Wände nicht einmal hören sollten, was er sprach:

»Hört mal, Vetter, ich wollte erst bis morgen oder übermorgen bei Euch bleiben und mir das Herz rein sprechen von Allem, was ich für Euch darin gesammelt, und es war ein bischen Viel, denke ich. Nun aber habe ich mich anders besonnen und werde Euch in einer Stunde etwa verlassen. Oder denkt Ihr, daß der Junge noch früher von seinem Gange heimkehrt?«

»O nein, o nein,« erwiderte seufzend der Vater, »der kommt nicht vor sinkender Nacht, denn das ist so seine unglückliche Gewohnheit jetzt.«

»So, so, ja, ja! Dann habe ich auch noch eine Stunde länger Zeit. Aber hört, sagt ihm heute Abend, wenn er kommt, kein Wort, daß ich hier gewesen bin, noch weniger, wovon wir gesprochen haben. Ich will einmal meine Siebenmeilenstiefel anziehen und noch heute nach Mönchgut wandern,

um zu sehen, wie in dem warmen Neste da die Sachen stehen.«

»Nach Mönchgut? Was wollt Ihr denn da machen, Vetter?«

»Ei, das werdet Ihr schon erfahren, wenn es an der Zeit ist. Ich kam, um es Euch offen zu sagen, nicht um Euch allein hierher, auch Euern Waldemar wollt' ich sprechen und ihm ein Wörtchen in's Ohr flüstern, was ihm vielleicht angenehm geklungen hätte. Aber nun, da ich sehe, wie es in ihm blitzt und donnert, will ich mir einmal einen Spaß mit ihm machen, einen Spaß, Donner und Wetter! wie er gut thut nach so langer Sorge und Noth. Ihr werdet es erleben, das wird helfen, und der Sturm in ihm wird sich zur sanftesten Brise legen, sein schönes Schiff wird wieder unter vollem Winde segeln, und er soll Euch eine Freude machen, wie ich mir selber eine machen will. So soll sich der alte Schwede bewahren, wie er sich immer bewährt hat, und Ihr sollt mir nicht sagen, daß ich Euer Haus über das meinige vergessen habe.«

Die beiden Alten blickten ganz verwundert sich und den Vater Sturleson an, dessen Gesicht einen wahrhaft triumphirenden Ausdruck angenommen hatte und dessen Auge blitzte, wie es ehemals in den nordischen Schlachten mochte geblitzt haben. So viel sie aber auch in ihn drangen und seine Absicht zu erfahren trachteten, er war und blieb undurchdringlich wie eine bombenfeste Mauer, und nachdem er sich noch weidlich an den nahrhaften Speisen erquickt, die man ihm vorgesetzt, zog er, wie er sagte, seine Siebenmeilenstiefel an, das heißt, er schüttelte den beiden Alten

die Hände, daß ihre Gelenke krachten, und schritt mit einem heimlichen Lächeln davon, als wüßte er vorher, daß er nur ein leichtes Stück Arbeit vor sich habe.

Der Strandvogt und Mutter Ilske aber blieben in einer ungewöhnlichen Aufregung zurück, da sie sich auf keine Weise das Vorhaben des alten Freundes erklären konnten, mochten sie auch noch so viel darüber hin und her denken. Aus diesem Grunde waren sie auch nur wenig geneigt, mit Waldemar heute noch zu reden, als dieser am späten Abend von seinem Ausfluge heimkehrte, schweigsam wie immer sein Abendbrod verzehrte und nach wenigen Worten die guten Alten verließ, um auf seine Kammer zu gehen, die im östlichen Giebelraume lag und die entgegengesetzte Seite des Hauses einnahm, die sonst Hille bei ihrer Anwesenheit im Kiekhause bewohnt hatte.

ACHTES KAPITEL. MÖNCHGUTER JAGD.

Waldemar war, wie gesagt, spät am Abend und wortkarger denn je nach Hause gekommen, diesmal aber nicht so wohl, weil er wieder ohne Unterlaß seinen alten Wünschen nachgehängen, sondern weil er überhaupt einen bewegten Tag verlebt hatte, der ihn zuerst in die Erinnerung seiner glücklichsten Jugendzeit zurückgeführt und dann, wie der Gegensatz bei dergleichen Gedanken nie ausbleibt, die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft hatte überschauen lassen. Schon der Spaziergang am hohen Klippenstrande von Jasmund entlang, von Sassenitz bis über Stubbenkammer hinaus, hatte sein für Naturschönheiten so empfängliches Herz in eine ungewöhnliche Wallung versetzt. Das herrliche Wetter der lieblichsten Jahreszeit, die blühende Natur, der über dem blauen Meere golden blinkende Sonnenschein,

der hunderte von Segeln beleuchtete, die seine kleine Heimat umschwärmt und nach Weltgegenden steuerten, hatte eine unglaubliche Sehnsucht nach einem auch innerlich so wohlthuenden Zustande in ihm erweckt, denn ein denkender und zugleich gefühlvoller Mensch liebt es nicht allein, sondern hegt auch das Bedürfniß, seine Seele stets in harmonischen Einklang mit den Erscheinungen der Außenwelt zu setzen, und gewöhnlich ruft diese, wenn sie schön ist, das Innere zur Freude wach, nicht selten aber auch erweckt der Gegensatz die traurigste Stimmung, wenn das Herz des Menschen von heißen und schwer erreichbaren Wünschen überfüllt ist, wie es das unseres wackeren Freundes war.

Als er nun aber über Stubbenkammer hinausgekommen war, die düstere Stubnitz hinter sich gelassen und die anmuthige nordöstliche Landschaft von Jasmund erreicht hatte, auf deren schönstem Punkte die Meierei Blankenau mit ihren belebten Viehhöfen, ihren in regelmäßigen Linien gepflanzten Waldungen und den schon in goldener Frucht stehenden Ackerfeldern lag, als er Alles in blühendster Frische und nirgends mehr eine Spur der auf anderen Stellen der Insel so sichtbaren Verwüstung aus den vergangenen Kriegsjahren fand, da tauchte vor seinem rückwärts schauenden Blicken die liebliche Jugendzeit auf, die mit ihren unbezahlbaren Freuden und unvergänglichen Eindrücken, wenn sie uns in geeigneter Zeit vor die Seele treten, wohl dazu angethan ist, ein sanftes und reizbares Gemüth mit linder Wehmuth, aber auch mit lebensvollen Wünschen zu füllen.

Als er nun aber die inneren Räume des behaglichen und stets in Ordnung gehaltenen Wohnhauses betreten und auch hier Alles in glänzender Frische gefunden hatte, als wäre es

eben erst aus den Händen des Baumeisters hervorgegangen, da war ihm wie nie der ungeheure Unterschied zum Bewußtsein gekommen, der zwischen einem begüterten und einem mittellosen Mann besteht, und der Vorzug, den jener genießt, erschien ihm als ein beneidenswerthes Glück, das nur wenigen Menschen auf dieser Erde beschieden ist und von diesen Wenigen nicht einmal immer auf die rechte Weise beherzigt und genossen wird.

Er war durch das ganze Gehöft geschritten, ohne den jungen Verwalter anzutreffen, der als eheloser Mann ein bescheidenes, von dem Herrenhause abgesondertes Häuschen bewohnte, und nach ihm fragend, hatte er die Antwort erhalten, er sei nach dem Strande hinabgestiegen, um die Felssteine malerisch zu ordnen, die der Zufall dort aufgehäuft, und die, wild und wüst durcheinander geworfen, dem mit reicher Vegetation bedeckten Uferabhang ein unholdes Ansehen gaben, das mit der übrigen Symmetrie der Musterwirtschaft nicht recht stimmen wollte.

So suchte er den fleißigen Mann denn auch hier auf und fand ihn bei einer Arbeit, der er, mehr zur Befriedigung seines eigenen Schönheitssinnes als um den Anforderungen des Gutsherrn zu genügen, alle Tage einige Stunden widmete. Er war damit beschäftigt, eine bequeme Treppenstiege nach dem Außenstrande anzubringen und so das Gut selbst mit dem Meere in unmittelbare Verbindung zu setzen, an den Seiten dieser Stiege aber in gefälligen Gruppen junge Edeltannen zu pflanzen und dazwischen mit Moos bewachsene Steine aufzustellen, die dem ganzen das Ansehen einer planmäßigen Anlage gaben, ohne ihm die wohlthuende Physiognomie einer von selbst entstandenen Naturschöpfung zu nehmen. Waldemar war von diesem Unternehmen wahrhaft

entzückt und mit innerer Genugthuung bemühte er sich, auf die Ideen des geschickten Mannes einzugehen und ihn zur Ausführung seiner weiteren Pläne auf jede Weise zu ermuntern. Ach, wenn er in diesem Augenblick seinen lieben Magnus zur Seite gehabt hätte, für den der gütige Vater alle diese Neuerungen in's Leben gerufen, wie glücklich würde er sich dann gefühlt haben und wie würde dann auch der andere Kummer leichter zu ertragen gewesen sein, der außerdem noch auf seinen Schultern lastete!

Mit solchen ihn durch und durch erschütternden Gedanken nahm er am Abend Abschied von dem Verwalter, das Versprechen hinterlassend, in den nächsten Tagen wiederzukehren und auch die Verbesserungen auf den Feldern und in den Wäldern in Augenschein zu nehmen, die er seit der Anwesenheit der Franzosen eingeführt, die zwar auch hier zeitweise ihr Unwesen getrieben, aber in Folge einer guten Bewirthung keine übertriebenen Anforderungen geltend gemacht hatten. Auf dem ganzen Heimwege schwebte ihm nun das an diesem Tage Erlebte und Genossene vor und selbst zu Hause noch, als er schon lange wieder unter den Eindrücken des engen Haushalts seiner Eltern sich befand, tauchten wie mit linder Schmeichelei die reizenden Gebilde von Blankenau vor ihm auf. –

Der nächste Tag kam und wieder war es ein klarer windstiller Sommertag, wie sie auf Rügen nur selten in anhalgender Reihe wahrgenommen werden. Am Morgen war Waldemar am Sassenitzer Strande gewesen, um an dem Boote mit arbeiten zu helfen, welches er von einigen Schiffern, die das Handwerk eines Schiffszimmermeisters aus dem Grunde verstanden, für sich selbst herstellen ließ. Nach Tisch war er etwas länger im Hause geblieben und hatte seinen Eltern

von der Meierei des Grafen erzählt und ihnen das Allgemeine und Einzelne mit treuen Zügen vor Augen geführt. So anhaltend wie diesmal hatten ihn die guten Alten lange nicht sprechen gehört, und als er sich endlich zu einem weiteren Ausfluge anschickte und mit herzlichem Gruße das Kiekhaus verließ, sagte Mutter Ilske zum Strandvogt: »Na, Daniel, er fängt ja an, wieder Antheil an den Sorgen und Freuden der Leute zu nehmen, er ist also auf gutem Wege. Hoffen wir denn auch das Beste und reden wir ihm freundlich zu, es wird am Ende noch Alles besser gerathen, als wir so oft schon gefürchtet haben.«

»Na, nur nicht zu früh frohlockt!« mahnte der ernstere Strandvogt, »es kann auch eine Laune sein, die ihn einmal zufällig angelächelt hat. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber der Spaß, den der alte Schwede vorhat und den ich nicht ergründen kann, wie sehr ich mir auch darüber den Kopf zerbreche, hilft am Ende mehr als alles Uebrige. Gieb mir doch meinen Hut dort herunter, Ilske, ich will einmal den Strand beschreiten und nach dem Rechten sehen. Die gute Jahreszeit muß man nutzen, damit die schlechte uns gerüstet findet.«

Mutter Ilske langte den Hut und reichte ihn dem biederen Mann dar, wie sie es seit vielen Jahren zu thun gewohnt war, wenn er einen Ausgang beabsichtigte. Bald darauf hatte er das Kiekhaus verlassen und wanderte am Strande auf und ab, mit diesem und jenem der Bewohner von Sassenitz redend, wie er ihm nun durch Zufall in den Weg geführt ward.

Mutter Ilske aber blieb allein bei ihrer häuslichen Arbeit zurück, die sie auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster verrichtete und hegte dabei schon wieder neue Hoffnung,

wie sie das leicht bewegliche Frauenherz glücklicherweise so oft überströmt. Da ward sie aus ihren Gedanken durch lautes Klopfen an die Haustür gerissen, und als Trude, die im Garten auf der Strandseite arbeitete, nicht gleich herbeieilte, um den Kommenden einzulassen, stand Mutter Ilske selbst von ihrem Stuhle auf, um nachzusehen, wer da sei.

Zu ihrer Verwunderung sah sie den Landpostboten vor sich stehen, der ihr einen ziemlich großen Brief überreichte und dafür die kleine Münze in Empfang nahm, die er zu beanspruchen hatte. Mutter Ilske goß ein Glas Milch ein und gab sie dem Boten zu trinken, denn es war heiß, und der Mann war von dem weiten Gange erhitzt. Als er das Gebo-tene mit Dank genossen, und wieder fortgegangen war, trat die alte Hausfrau in ihr Zimmer zurück und setzte sich nach alter Gewohnheit auf ihren Stuhl, immer noch den Brief in der Hand haltend, den sie von allen Seiten betrachtete und dessen Aufschrift sie wohl zehnmal las.

»Was mag wohl in diesem Briefe stehen,« sagte sie mit jener verzeihlichen Neugier, die schon Millionen Menschen mit ihr empfunden haben, »er ist an Waldemar Granzow gerichtet und kommt aus Stockholm. Aus Stockholm! Das ist weit her, und er ist gewiß von einem alten Kameraden zur See an meinen Sohn geschrieben. Doch halt – nein, was seh' ich denn da – da hab' ich ja beinahe die Hauptsache außer Acht gelassen –« und sie drehte ihn herum und blickte auf das rothe Siegel hin, das mit einem schönen Wappen bedruckt war. »Bei Gott,« fuhr sie erregt fort, »seh' ich recht? Ist das nicht das Brahe'sche Wappen? Ha, der Brief ist gewiß von dem Grafen selber! Nun, dann bringt er nur etwas Gutes, das kann man sich denken, und Waldemar wird sich

unendlich freuen, endlich einmal von dem alten Herrn Et-was zu vernehmen, der so lange nichts hat von sich hören lassen. Ha! da fällt mir ein, morgen ist Sonntag, und ich wollte zur Kirche nach Sagard gehen. An einem solchen Tag kann man sich nicht genug freuen, und ich werde den Brief erst morgen Früh bei'm Kaffeetrinken auf Waldemar's Platz legen. Da findet er ihn, und wenn was Gutes darin ist, wie ich hoffe, so freut er sich den ganzen Tag. Ja, ja, so soll es sein, und dem Alten sage ich auch nichts davon. Dem Jungen nun schon gar nicht. Denn wenn er wie gewöhnlich spät nach Hause kommt, ist er ermüdet und geht gern gleich auf seine Kammer. Was nun auch darin enthalten ist, Gutes oder Schlimmes, er könnte nicht davor schlafen, und junge Leute bedürfen ebenso gut der Nachtruhe, wie wir Alten. Ja! So ist es abgemacht – weg damit in die Commode – nun liegt er darin, und keiner soll mir errathen, was für eine Ueberraschung ich auf morgen habe.«

Wie sie sagte, so that sie es, und bald war der Brief in der Commode unter Hauben und Kragen versteckt, und sie saß wieder am Fenster, diesmal ein Geheimniß mehr auf ihrer Seele als früher, und hoffentlich ein recht angenehmes, wie sie sich immer mehr einredete.

Waldemar kam diesen Abend noch später als gewöhnlich nach Hause und erzählte den Eltern, die schon lange ihr Abendbrod verzehrt, daß er auf der Försterei Werder in der Stubnitz gewesen sei und der Ausgrabung eines Hünengrabs beigewohnt habe, was man schon lange beabsichtigt, aber wegen der Anwesenheit der räuberischen Franzosen

immer hinausgeschoben hatte. Man war diesmal sehr glücklich gewesen und hatte eine Menge wohlerhaltener Waffen gefunden, die man der Sammlung des Grafen Brahe einverleiben wollte, da sie auf seinem Grund und Boden ausgescharrt worden waren. Der Strandvogt, der eben so wenig wie sein Sohn dergleichen Umwühlungen des vaterländischen Bodens liebte, brummte etwas Unverständliches vor sich hin und gab seinen Wunsch zu erkennen, zur Ruhe zu gehen, da er den Tag über viel in der freien Luft gewesen war und sich ermüdet fühlte. Mutter Ilske stimmte ihm bei, und so zog sich das alte Paar in sein Schlafgemach zurück, das von Waldemar's Wohnung ziemlich entfernt und auf der entgegengesetzten Seite des Hauses lag. Auch dieser verließ bald darauf das Wohnzimmer und bestieg sein Giebelstübchen, fühlte aber durchaus noch keine Neigung zum Schlafen und legte sich daher in sein kleines Fenster, um den Lauf der Gestirne zu beobachten, die an diesem windstillen Abend wunderbar klar am Himmel glänzten und mit lieblichem Widerschein sich in der ruhig wallenden See spiegelten.

Je mehr Waldemar sich in den Anblick dieses herrlichen Nachtbildes vertiefte und mit stillem Behagen dem rauschenden Pulsschlage der Brandung lauschte, um so sanfter ward seine Stimmung und um so empfänglicher sein Sinn für die unnennbar süße Melodie, die das kosende Wellenspiel in so friedlicher Nacht hören lässt, und jedes Menschen Herz mit linder Wehmuth und schwelender Sehnsucht füllt. Ach, und sein Herz war in dieser Zeit für dergleichen Empfindungen nur zu weit geöffnet, es war leicht zugänglich für alle menschlichen Gefühle und nahm mit ganzer Hingabe alle von Außen andringenden Regungen auf.

Was er in diesem Augenblick fühlte und dachte, wir brauchen es nicht mehr zu erörtern, denn wir kennen seine Wünsche und Hoffnungen! – wie es aber kam, daß er sich jetzt weniger unglücklich als an den Abenden zuvor fühlte, das wissen wir eben so wenig, wie er selbst es wußte, denn wer begreift, wer erräth, wer entziffert die Ursache des Ebbens und Fluthens der menschlichen Seele, die heute wie ein ruhiger Bach sanft dahinfließt und morgen wie ein jähzorniger Strom voll heftiger Leidenschaft über alle Schranken und Hindernisse fortstürzt?

Es mochte etwa elf Uhr sein, und die alten Leute waren schon lange in den festesten Schlaf gesunken, als Waldemar endlich das Fenster verließ, um sein Lager aufzusuchen. Eben hatte er jenes geschlossen und dieses geöffnet, als er zu hören glaubte, daß Jemand das Gatterthor des Gärtchens in Bewegung setze und in den grünen Raum eentrete, der rings das Kiekhaus umgab.

Im Begriff, sich zu entkleiden, hielt er inne und neigte sein Ohr dem Fenster zu. Da erschrak er, denn ein hoch erhobener Stab pochte leise an dieses Fenster, als wolle man ihn dadurch bewegen, dasselbe zu öffnen. Waldemar zog den Rock wieder an, den er schon abgeworfen hatte, und trat an das Fenster, um in den Garten hinunter zu blicken, allein im ersten Augenblick sah er Niemanden. Als er es jedoch geöffnet hatte und sich hinausbeugte, nahm er in der sterlenklaren Nacht die Gestalt eines großen Mannes wahr, der dicht unter dem Fenster stand und in Folge seiner Länge und mit Hülfe seines Stockes bis zu ihm empor hatte reichen können.

Waldemar war über diesen seltsamen Besuch nicht wenig verwundert und, um alles Geräusch zu vermeiden, fragte er mit leiser Stimme hinunter: »Wer ist da, und was wollt Ihr?«

Da antwortete eine tiefe und nur mit Mühe ihre natürliche Kraft dämpfende Stimme von unten her: »Ich bin es, Waldemar Granzow, kennst Du mich nicht?«

»Wie!« rief der Angeredete, in der That erschrocken, denn die Stimme kam ihm bekannt vor und weckte ein lange nicht vernommenes Echo in seiner Brust. »Wer seid Ihr, ich sehe es nicht genau und kenne Euch nicht recht.«

»So will ich es denn sagen, wer ich bin, wenn Du mich nicht kennst. Ich bin Deines Vaters und Deiner Mutter Vetter, Adam Sturleson mit Namen, und wohne auf Pulitz; im gewöhnlichen Leben aber nennt man mich den alten Schweden, was mich nicht im Geringsten verdrießt, denn alt bin ich fürwahr und ein ehrlicher Schwede auch!«

Waldemar zitterte vor Freude, und kaum hatte er so viel Geduld, den alten Freund aussprechen zu lassen, der seltsamerweise heute in einem wunderbar gemessenen und förmlichen Pathos sprach. »Sturleson!« rief er etwas lauter als zuvor, »theurer Ohm, wie, Du bist es? O, wie freue ich mich, Dich hier zu sehen. Aber warum kommst Du so spät? Warte einen Augenblick, ich will Dir sogleich das Haus öffnen, damit Du eintreten kannst.«

»Halt, junger Mann, es ist meine Absicht nicht, so spät in Deines Vaters Haus zu treten, denn ich will Niemanden stören und nur Dich allein sprechen, da ich einen Gruß und eine Bestellung an Dich auszurichten habe.«

»Mich allein willst Du sprechen? Und einen Gruß und eine Bestellung hast Du an mich? Wie soll ich das verstehen?«

rief Waldemar hinab, und seine Stimme zitterte unwillkürlich, als er dies sagte.

»Ja,« erwiderte der alte Schwede im tiefsten Baß und nickte sichtbar mit seinem weißen Kopfe.

»So sprich, was führt Dich hierher, alter und theurer Freund?«

»Ich komme aus Mönchgut, von Bakewitz her, und Hille Vangerow ist es, die mich schickt, denn sie ist meiner Frau Talke Nichte, und ich bin also auch ihr Ohm, wie ich der Deinige bin.«

Waldemar glaubte seine Sinne schwinden zu fühlen, als er dies hörte. Das Firmament mit allen Sternen tanzte wie im Wirbelgewoge vor ihm hin und her, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe er sich so weit fassen konnte, daß er weiter zu reden vermochte.

»Von Hille Vangerow kommst Du? Es ist wohl nicht möglich! Aber was bringst Du zu so ungewöhnlicher Zeit, und was will sie von mir?«

»Die Zeit, in der ich komme, ist die rechte, und was ich bringe, sollst Du sogleich hören. Hille ist ein ächtes Mönchguter Kind und achtet die Rechte und Sitten, die ihre Väter seit undenklichen Zeiten ihr überliefert haben. So macht sie denn Gebrauch von dem, was ihr zusteht, und sie hat mich zu ihrem vertrauten Sendboten erwählt, den sie an Dich, ihren Liebling, schickt.«

»Gott im Himmel, Sturleson!« brachte Waldemar stammelnd hervor – »was will sie von mir?«

»Sie begehrt Dich zum Manne, Waldemar Granzow, und trägt Dir Herz und Hand, Haus und Hof zum Besitz Zeit Lebens an. Du allein sollst ihr Herr, und sie will Dein treues

Eheweib sein, wie es Gott angenehm und den Menschen eine Nothwendigkeit ist, und keiner soll zwischen Euch treten, wenn Ihr Beide einig seid, und sie will glücklich mit Dir leben und Dich auch glücklich mit ihrer Person machen, wenn Du ihren Antrag annimmst.«

Waldemar hatte keine Worte mehr. Er rang die Hände wie in Verzweiflung, und doch war er nie glücklicher gewesen als in diesem Augenblick.

»Sturleson, Ohm,« rief er endlich hinab – »sprichst Du wahr? Täuschest Du mich nicht?«

Der alte Schwede würgte einen unverständlichen Fluch hinab, schüttelte den Kopf und legte die rechte Hand auf sein Herz. »Wenn ich es Dir sage, Junge,« sagte er mit natürlicher Stimme, »so kannst Du es schon glauben. Hast Du mich je eine verdammte Lüge sprechen hören?«

Waldemar war überzeugt; o, wer wäre es nicht an seiner Stelle gewesen, da ihm hier nur aus freien Stücken angeboten wurde, was er schon seit langer Zeit mit allen Wünschen seiner Seele erstrebt und doch nie zu fordern gewagt hatte.

»Komm herein, Ohm, ich bitte Dich darum,« bat er mit weicher Stimme. »O, ich habe so viel mit Dir zu reden und nach hundert verschiedenen Dingen zu fragen.«

»Das glaube ich wohl, aber ich will verdammt sein, wenn ich heute einen Fuß in Deines Vaters Haus setze, denn das ist nicht Brauch bei der Freiwerbung der Mönchguter Mädchen, und sobald ich meine Pflicht erfüllt habe und Du mir Deine Zustimmung gegeben, so kehre ich noch in dieser Nacht nach Pulitz zurück, und da kannst Du mich nach den hundert verschiedenen Dingen an einem anderen Tage fragen, wenn es Dir vielleicht später noch belieben sollte. Nun

habe ich aber lange genug hier unter der Traufe Deiner gottseligen Augen gestanden – gieb Antwort – nimmst Du den Antrag der Hille Vangerow an?«

»Gott im Himmel, ja! – nicht einmal, zweimal, zehnmal, – ja zehntausendmal!«

»Das thut mir leid, zehntausendmal kannst Du sie nicht freien, nur einmal, so viel ich weiß. Sprich also deutlich und dann leg' Dich in Deine Koje und träume von den Sternen am Himmel oder – von was Du sonst willst, mir ist es einerlei.«

»So will ich sie nur einmal nehmen, wenn Du es nicht anders willst, ja, ja, ja und im Namen des allmächtigen Gottes will ich ihr sein, was Du Deiner guten Talke bist, ein ehrlicher, rechtschaffener Mann und eine Hülfe in aller Noth.

»So bin ich zufrieden!« sagte der alte Schwede, und wenn Waldemar Ohren dafür gehabt, hätte er hören können, wie er aus tiefer Brust laut aufseufzte und damit ein eigenthümliches Gurgeln verband, als bemühe er sich, die Freudigkeit seines Herzens damit zu ersticken. »Aber Du mußt dann morgen spätestens elf Uhr in Bakewitz sein und ihr selbst Dein Jawort überbringen, sie wartet auf Dich, und wenn Du nicht zu der bestimmten Zeit bei ihr bist, so nimmt sie es für eine abschlägige Antwort und sagt ihre kleine Hand und ihren großen Besitz einem andern Mann zu, der sie schon lange begehrt hat.«

»Gott verhüte es, Sturleson – theurer Ohm, wollt' ich sagen. Aber verzeih', ich weiß nicht recht, was ich spreche, denn die Freude erstickt meine Gedanken, und meine Zunge sprudelt wie eine Sturzsee alle Wellen auf einmal heraus. Gewiß werde ich zur rechten Zeit da sein – also um elf Uhr hast Du gesagt?«

»Ja, um elf und das vergiß nicht.«

»Ei, wie werde ich! Willst Du wirklich gehen?«

»Auf der Stelle. Nun gute Nacht, mein Junge. Da, ich kann Dir die Hand nicht reichen, aber fasse den Stock hier an, den ich halte, und schüttele ihn, und wenn ich es fühle, so werde ich denken, Du bist es selber, – he – willst Du nicht?«

Waldemar hatte schon das Ende des hinaufgereichten Stockes erfaßt und bewegte ihn heftig hin und her.

»Na, laß es gut sein, Knabe, reiße ihn mir nicht aus der Hand – ich versteh Dich – gute Nacht! Aber eins noch – sage nicht den Alten, was zwischen uns vorgefallen ist, sondern überrasche sie lieber damit, wenn Du aus Bakewitz zurückkommst, sie werden sich dann um so mehr freuen.«

»Das will ich, bei, Gott, und nun lebe wohl – habe tausend Dank für Deine Mühe und Güte..«

»Stille, mein Herz, mit *Einem* bin ich auch zufrieden, und was die Mühe anbelangt, so haben bloß meine Beine sie gehabt, mein Herz aber hat um so mehr Freude dabei empfunden..«

Mit diesen Worten trat er vom Hause fort, und bald war er in den Schatten der Nacht verschwunden. Waldemar aber taumelte vom Fenster in das Zimmer zurück wie ein Betrunkener, er faßte sich mit beiden Händen nach der Stirn, fühlte den warmen Schweiß darauf, der aus allen Poren drang, und dann fiel er auf die Kniee und dankte Gott aus vollem Herzen für die Gnade, die er ihm in dieser Stunde gegen alle Erwartung hatte widerfahren lassen.

Um dem Leser, der mit den Sitten der Mönchguter nicht vertraut ist, eine Erklärung der eben geschilderten Scene zu geben, die er vielleicht nicht für natur- und wahrheitsgemäß halten möchte, so wollen wir ihm in kurzen Worten mittheilen, daß die Mönchguter Frauen nach der Landessitte das Recht haben, den Mann *anzusprechen*, das heißt zu wählen, der ihnen am besten gefällt. Die Anwerbung geschieht durch einen sogenannten Freiwerber, der in der Regel ein Pathe oder ein Verwandter ist, aber gewöhnlich ist eine solche Anwerbung nur eine Förmlichkeit, von der man sich nicht gern lossagt, da die beiden Personen oft schon vorher wissen, wie nahe sie sich in Neigung stehen, und was also das Resultat dieser Werbung sein wird. Diese Sitte hat ihren Grund¹ in Local- und Personalverhältnissen, indem theils Wittwen und Mädchen nach dem Tode ihrer Ehemänner und Eltern die Wirthschaft als Erbinnen fortsetzen müssen, theils auch der Herrschaft die Erhaltung der bestimmten Anzahl von Wirthschaften, besonders der Bauerngehöfte, obliegt. Die Herrschaft sorgt daher mit der Mönchguterin, die sich zum Heirathen bei ihr meldet, daß ein guter Wirth und Hausvater in die erledigte oder ledige Stelle eintrete und baldigst einziehe, damit das Hauswesen nicht darunter leide. Aber weiter untersucht sie nicht, ob der Begehrte den Antrag annehmen werde oder nicht, nimmt überhaupt auch keinen unmittelbaren Anteil an der Heirathsunterhandlung und erfährt daher, weil solche oft insgeheim betrieben wird, gewöhnlich erst nach glücklicher Beendigung derselben, wer der Erkorene ist, der dann in dem Bauernwesen bestätigt wird.

¹Grümbke

Wird die gedachte Ansprache für ein Frauenzimmer durch einen Freiwerber gemacht, so ist der eigentlich übliche und gewöhnliche Ausdruck dieser: se stellt na N. N. ut (sie stellt nach N. N. aus). Ein Abschlag ist indessen keineswegs beleidigend und entehrend, oder von anderer nachtheiliger Wirkung, nur pflegt man, wenn der Heirathsantrag von mehreren Männern zurückgewiesen, wohl spottweise zu sagen: die macht auch lange Jagd, oder sie *jagt* das ganze Land durch, und hieraus ist das Freiwerben der Weiber auf Mönchgut von Fremden mit dem Worte *Jagd* überhaupt bezeichnet worden. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß junge Erbinnen eines Bauerngehöfts oder eines Fischerkathens seltener Körbe davontragen, als Wittwen, zumal wenn sie Kinder haben. Die heirathslustigen Mädchen wählen auch meistentheils nur solche junge Burschen, die ihnen schon längst gefielen oder ihnen Beweise der Zuneigung gaben. Man hat aber auch Beispiele, daß selbst nach zweier- oder dreimaliger Ertheilung eines Korbes entschlossene und berezte Freiwerber dennoch den spröden Mönchguter durch neue Angriffe, in Verbindung mit Bestürmungen der nächsten Verwandten, erobert haben. Wankelmuth der Verlobten ist zwar zuweilen die Folge solcher Ueberredungen und einseitigen Eheversprechen, ist aber die Ehe förmlich geschlossen und vollzogen, so bleibt sie unauflöslich bis zum Tode und wird oft mit musterhafter Treue und Einigkeit, selbst unter Ehepaaren von ungleichem Alter, geführt. —

Waldemar waren die Sitten der Mönchguterinnen, zumal seine eigene Mutter eine solche war, so gut wie jedem aus Rügen geborenen Manne bekannt, daß aber Hille, deren Stand und Bildung die gewöhnlichen Verhältnisse ihrer

Landsmänninnen so weit überwogen, von dieser Sitte Gebrauch machen werde und könne, hatte er zu allen Zeiten für unmöglich gehalten. Daher war er über die Maßen erstaunt, ja beinahe bestürzt, als er ihre Anwerbung empfing, und es verging eine lange Zeit, ehe er sich von dieser Bestürzung erholen und in das ruhige Geleise besonnener Ueberlegung zurückfinden konnte.

Endlich aber, jedoch erst lange nach Mitternacht, hatte er sich gefaßt, und nun erst war er in der Stimmung, über seine sonderbare Lage, sein unverhofftes Glück und die endliche Erfüllung seiner heißesten Wünsche nachdenken zu können.

»Gott im Himmel,« sagte er immer wieder, »wer hätte das gedacht, gehofft, wie ist es überhaupt nur möglich gewesen? Wie hat sich Hille zu dieser Werbung entschließen können? O, sie muß gewußt haben, wie theuer sie mir ist, und die Gründe gekannt haben, die mich allein davon abhielten, ihr meine Liebe zu bekennen, sonst würde sie nicht einen Schritt gewagt haben, der weit unter ihren Verhältnissen, ihrem Stande und ihrer Erziehung ist. Ha! Ob etwa der alte Schwede seine Hand dabei im Spiele gehabt hat? Gewiß, denn ihm kann man schon dergleichen zutrauen. Oder vielleicht hat auch meine Mutter ein Wort fallen lassen, und da ich immer schwieg, mich wie ein Träumender geberdete, so hat Hille mir auch diesmal geholfen, mich in Bezug auf sie selber glücklich zu machen, wie sie mir schon so oft in anderen Dingen geholfen hat. O, welches Weib, welches Mädchen! Ja, jetzt erkenne ich erst, was sie mir immer war, jetzt ist und ewig sein muß! Ohne sie hätte ich nie glücklich sein können, und mit ihr erst ist mein ganzes Leben umgewandelt worden, ich werde so glücklich sein, wie es mein

guter Magnus auch mit Gylfe hätte werden können – doch nein, mit Gylfe nicht, denn Gylfe und Hille lassen sich auf keine Weise mit einander vergleichen.

Aber was werde ich ihr nur sagen, mit welchem Gesichte zu ihr treten, wenn ich sie nun vor mir sehe? O, ich werde ihr sagen, wie es mir Jahre lang um's Herz gewesen ist, seitdem ich sie in Bakewitz, auf dem Quoltitzer Todtenfelde, in jener Nacht auf dem Boote im Jasmunder Bodden und in Bergen bei meiner Flucht gesehen habe, ich werde ihr sagen, wie ich ihrer schon liebenvoll auf dem Rugard gedacht, in jener unheilvollen Nacht, als ich Magnus daselbst erwartete, und er verwundet in Stralsund lag. Ja, das will ich ihr sagen, und sie wird wissen, ob es Liebe oder etwas Anderes war, was mich von ihr ferngehalten, und daß nur die Scheu, aus Eigennutz ihr Werber zu erscheinen, mich von dem bedeutungsvollen Schritte abgemahnt hat, den sie nun selbst gethan. O, o, bräche doch erst der neue Morgen an – es ist jetzt erst ein Uhr, und ich habe noch drei bis vier lange Stunden vor mir, bevor ich die Sonne wiedersehe und das Meer wieder rauschen höre, das mich mit den Flügeln des Windes zu ihr tragen soll.«

So plauderte Waldemar noch lange vor sich hin, als er schon im Bette lag, bis ihn endlich ein süßer Schlummer umfing und zu dem Unternehmen stärkte, welches er vor sich hatte. Endlich aber brach dieser Morgen an, die neue Sonne stieg strahlend über dem Meeresrande auf und goß ihren Lichtglanz auch in sein kleines Stübchen aus. Waldemar fuhr empor aus wonnigen Träumen, und als er die rosig Wölkchen über dem Wasser heraufziehen sah, die ihm den ersehnten Tag verkündeten, da sprang er mit Entzücken vom Lager, kleidete sich mit Sorgfalt an und stieg rasch in

das Unterhaus hinab, zu einer Zeit, wo ihn die früh thätige Mutter noch nicht in ihrer Stube zu sehen gewohnt war.

Sie hatte eben ihre Morgentoilette beendet und dem Strandvogt, der auch schon auf den Beinen war, ihren Morgengruß geboten, als Waldemar in Feierkleidung mit strahlendem Gesicht und leuchtenden Augen bei ihr eintrat und beide Eltern mit warmer Herzlichkeit und fast überfließenden Worten begrüßte. Beide erhoben erstaunt ihre Augen und schauten erst ihn und dann sich höchst verwundert an. Denn so, in dieser Stimmung, mit diesem glücklichen Gesichte hatten sie ihren Sohn lange nicht gesehen, und sie konnten natürlich nicht begreifen, welches Ereigniß sein ganzes Wesen so plötzlich umgewandelt hatte. Fast glaubten sie, die früheren Jahre der glücklichsten Jugendzeit seien durch ein Wunder zurückgekehrt, und Waldemar habe alles Trübselige vergessen, was ihm in den letzten Zeiten begegnet war. So lautete denn auch die Anrede, die Mutter Ilske an ihn richtete, ihrer Verwunderung entsprechend, während der Strandvogt mäuschenstill daneben stand und vor Erstaunen kein Wort hervorbringen konnte.

»Aber mein Gott, Waldemar, was ist Dir denn begegnet?« fragte die Mutter, als der Sohn sie stürmisch in die Arme schloß und dann dem Vater mit an Heftigkeit gränzender Wärme beide Hände schüttelte. »Und Du bist schon in Deinen besten Kleidern? Was soll denn das bedeuten, und was beabsichtigst Du, daß Du zwei Stunden früher als gewöhnlich in unsre Mitte trittst?«

»Mutter, Mutter,« rief der beglückte Sohn, »frage mich nicht, denn ich kann es Euch doch nicht sagen. Es hat sich

allerdings etwas begeben, was mich außerordentlich glücklich stimmt. Und was ich zu thun beabsichtige? O, ich will eine kleine Reise unternehmen und bitte Euch, nicht in Sorge zu gerathen, wenn ich einen oder ein paar Tage ausbleibe, denn so lange halten mich meine Geschäfte vielleicht vom Hause fern.«

Da blitzte in dem alten Strandvogt ein Gedanke auf, der der Wahrheit sehr nahe kam, aber sie dennoch nicht vollständig erreichte, denn er glaubte, der Sohn habe sich besonnen und endlich den Entschluß gefaßt, sein Herz der Geliebten zu offenbaren und ihr seine Hand anzutragen. Als er dies im Fluge bedacht, gab er Mutter Ilske einen verständlichen Wink, nicht weiter in den Glücklichen zu dringen, und bat dann, schnell das Frühstück zu besorgen, damit Waldemar bald auf den Weg und zu seinen Geschäften käme.

Mutter Ilske beeilte sich natürlich aus vollen Kräften und vergaß darüber den Brief aus Schweden, den sie dem Sohne am Kaffeetisch hatte überreichen wollen.

Endlich um sechs Uhr Morgens war das Frühstück bereit und wurde dampfend von der alten Trude in die Stube gebracht. Waldemar aß und trank wie ein Mensch, der mit seinen Gedanken nicht bei der Speise ist, und war daher viel schneller fertig, als die bedächtiger genießenden Eltern. Als er diesen aber dann Lebewohl gesagt, nahm er seinen Hut und verließ das Kiekhaus, mit einer Eile, als brenne der Boden unter seinen Füßen, und mit flüchtigem Schritte stieg er die Schlucht des Steinbachs hinab, um so rasch wie möglich an den Strand zu gelangen.

Als er die Stube verlassen, blickte der Alte ihm mit offenem Munde nach und richtete dann die verwunderten Augen auf seine Frau, die der unerwartete Vorgang in eine heftige Gemüthsbewegung versetzt hatte. »Na, Ilske,« sagte er, »was ist denn nun mit einem Male los, wirst Du etwa klüger daraus als ich?«

»Weiß es Gott, ich nicht, Alter! Aber wenn dem in dieser Nacht kein guter Geist erschienen ist, so soll mich Jeder-mann für dumm schelten.«

»Donner und Wetter, Ilske, ich glaube, ich kenne den guten Geist, der ihm die Leviten gelesen. Ich wette darauf, er segelt nach Mönchgut und trägt seine hübsche Person einer noch hübscheren zur Sonntagsmorgengabe an.«

»Alter, Du kannst diesmal wohl Recht haben, das glaube auch ich. Nun, dann seien alle guten Geister gesegnet, denn ein besserer konnte ihm so leicht wohl nicht begegnen. Nach Mönchgut! Zu Hille Vangerow, unserm Liebling! Na, da werden wir bald etwas Herrliches erleben und nun wird es im Kickhause nicht mehr so trübe sein, wie es die langen Jahre her gewesen ist.«

»Es war auch Zeit dazu, Mutter. Bis jetzt habe ich darüber geschwiegen, aber nun ist meine Geduld zu Ende und ich hätte es nicht lange mehr so ausgehalten.«

»Das ist jetzt bald gesagt, Vater, Du hättest nur früher, sprechen sollen – ah! aber der Brief!« Und plötzlich fiel ihr derselbe ein und sie trippelte an ihre Commode und holte ihn hervor. »Ich habe ihn ganz und gar über die Freude vergessen und nun ist ihm doch nicht der Kaffee damit ver-süßt.«

Der Strandvogt nahm den Brief in die Hand und betrach-tete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich wurde ihm

der Athem etwas kurz. »Ilske,« sagte er vorwurfsvoll, »ich glaube, Deine Vergeßlichkeit hat dem Jungen einen argen Streich gespielt, denn in diesem Briefe kann leicht Etwas enthalten sein, was unserm Sohne seinen heutigen Weg um ein Bedeutendes erleichtert hätte.«

»Wer weiß es, Alter! Nur heute nicht gebrummt! Es kann auch Unangenehmes darin stehen, und wir hätten ihm dann nur seine Reise verbittert.«

»Das ist freilich auch möglich. Nun, vielleicht war es Gottes Wille so, und jedenfalls erhält er ihn noch zeitig genug, wenn er morgen oder übermorgen zurückkehrt. Ist er soviele Jahre ausgeblieben, so wird es auch nichts schaden, wenn er noch zwei Tage länger im Kasten liegt.«

»So denke ich auch und Gott lenke Alles zum Guten!«

Es war gegen sieben Uhr Morgens, als Waldemar Granzow aus der Lithe des Steinbachs hervortrat und den Strand von Sassenitz erreichte. Ein lieblicher frischwarmer Morgen lag auf Land und Meer und eine sanfte Ostbrise kräuselte die Oberfläche des Letzteren und versetzte sie in jene sichtbare, doch gemäßigte Bewegung, die ein Ostseeschiffer so gern sieht, wenn er eine anmuthige Spazierfahrt vor Augen hat und die Wichtigkeit seines Geschäfts keinen stärkeren Luftstrom verlangt. Waldemar wußte sehr wohl, daß er sich nicht zu übereilen brauchte, denn von sieben bis elf Uhr – der ihm bezeichneten Stunde – hatte er Zeit genug, von Sassenitz bis Bakewitz zu gelangen, selbst wenn die Brise noch etwas schwächer werden sollte.

Als er den Strand erreicht und sich nach der Stelle gewandt hatte, wo damals die Boote der Lootsen und Fischer lagen, stand er still und ließ sein Auge über den glänzenden blauen Himmel und das im Sonnenschein blitzende Meer schweifen, als begrüße er Beides mit echtem Seemannsauge, wie er es in seiner geistigen Versunkenheit lange nicht gethan hatte. Lächelnd betrachtete er dann den Strand, sah mit Vergnügen die Möven hin und her fliegen und die Schwalben mit pfeilschnellem Fluge dazwischen hindurchschießen, und begann nun unter den Booten eins zu wählen, wie es ihm für seine heutige Fahrt am angemessensten erschien.

In diesem Augenblick nahte dem Strande von der Südseite her die riesige Gestalt des älteren Piesing, der an diesem Tage den Lootsendienst hatte und immer bereit sein mußte, in See zu stechen, sobald von irgend einem Schiffe seine Hilfe verlangt werden sollte. Waldemar hatte sich gerade dieses ihm befreundeten Mannes Privatboot auserlesen, da es nicht zu groß, schlank und doch fest gebaut und dabei ganz neu getakelt und mit schneeweissen Segeln versehen war, was auf Rügen zu damaliger Zeit nur selten gefunden wurde, da man sich meistens der dunkel getheerten Leinwand zu Segeln bediente.

»Haloh!« rief der gute Lootse schon von Weitem Waldemar an, »ich grüße Euch, Herr Granzow. Ha! Sie sind ja ganz neu getakelt, als wolltet Ihr dem Quarterdeck eines Admirals Eure Aufwartung machen. Wollt Ihr wieder nach Schweden, wie damals, o – Ihr wißt doch, als Ihr in die Patsche auf Bakewitz gerietet?«

»Gewiß weiß ich das, mein lieber Piesing,« erwiderte Waldemar leicht erröthend, als er den oben genannten Namen

aussprechen hörte, »und ich biete Euch einen herzlichen guten Morgen. Ich will aber heute nach Süden segeln und bei dem leichten Winde möchte ich auch ein leichtes Boot haben, da die meines Vaters mir zu schwer sind und *einem* Menschen zu viel Arbeit machen, wenn er es nicht gerade nöthig hat. Und da dachte ich, Ihr würdet mir Euern neuen Pelikan hier leihen, der so schmuck aussieht, als wäre er zu einer Brautfahrt gerüstet.«

»Wer weiß, wozu er heute dienen soll!« dachte der alte schlaue Lootse, aber er ließ nichts darüber laut werden, denn er nahm sich nie heraus, mit dem gewöhnlich so ernsten Sohne seines Vorgesetzten zu scherzen. »Gern,« sagte er gleich darauf, nehmt es und fahrt damit wohin Ihr wollt; aber Ihr werdet doch einen Mann mitnehmen wollen, der Euch die Segel stellt, wenn Ihr am Steuer sitzet? Sie sind ja heute nicht auf der Flucht wie damals, wo der verwetterte Däne von der Oee her hinter Euch her war – Ihr wißt es doch noch?«

»Ich weiß Alles, Piesing; ach ja, das waren trübe Zeiten. Aber heute ist es anders, Freund, und Ihr möchtet Recht haben mit dem Vormann, wenn ich nicht gerade Lust hätte, allein zu segeln, da ich nicht viel reden und lieber meinen Gedanken nachhängen mag.«

»Oho, wenn es weiter nichts ist, da kann ich schon helfen. Ich will Euch meinen schweigsamen Bruder mitgeben, der jetzt bei mir wohnt, der hat bloß Augen und Ohren vom lieben Gott empfangen, aber die Zunge ist ihm angenagelt, wie der Wimpel am Nothmast. Ihr wißt ja, daß er sich zehnmal besinnt, ehe er einmal spricht, der wird Euch also in Euern Gedanken nicht stören und Ihr habt doch Jemanden, der Euch die grobe Arbeit aus der Hand nimmt.«

»Wenn das ist, so mag er mich begleiten und Ihr thut mir obendrein einen Gefallen damit, wenn Ihr es erlaubt.«

Der Lootse nickte beifällig, drehte sich nach dem Lande um, steckte zwei Finger in seinen wallfischartigen Mund und ließ einen schrillen Pfiff hören, der mit dreifachem Echo an den vorspringenden Wänden des Hochstrandes entlang fuhr und alsbald einen Mann aus einem der Häuser rief, der ein solches Zeichen und seine Bedeutung ohne Zweifel kannte.

»Da kommt er schon,« sagte Piesing! »seht Ihr, Ohren hat er und auf seine Augen und Hände könnt Ihr Euch auch verlassen.«

In wenigen Minuten war der jüngere Piesing, derselbe, der jene verunglückte Reise nach Schweden mitgemacht und mit Magnus und Waldemar auf Bakewitz von den Franzosen gefangen worden war, von dem Wunsche des jungen Granzow unterrichtet, und wie zu erwarten stand, stimmte er sogleich ein und machte das Boot zurecht, das ihn wider Vermuthen noch einmal nach Bakewitz tragen sollte. So konnte Waldemar denn bald seinen gewöhnlichen Platz an der Pinne einnehmen, und er that es mit einem Freudengefühl, das wie ein wetterleuchtender Strahl sein ganzes Gesicht erhellt, was dem älteren Piesing nicht entging.

»Geht mit Gott,« rief er dem Sohne des Strandvogts zu, »ich sehe, Ihr habt etwas Angenehmes vor und der Tag ist wie geschaffen dazu; die Brise wird anhalten, so sicher wie die Sonne bis zum Abend am Himmel bleibt.«

»Ich danke Euch, Piesing, lebt wohl! heute Abend habt Ihr Euer Boot wieder.«

»S hat keine Eile damit!« rief der Lootse ihm nach, in dem er mit seinen gewaltigen Armen dem Boote einen Stoß gab,

der es zehn Ellen weit vom Strande brachte, wo der Wind das leichte Segel faßte und es nun auf seinen Fittigen dahin schweben ließ.

Waldemar hatte kein Auge mehr für das rückwärts Liegende, nur auf das Vorwärts war es gerichtet. Nie in seinem Leben, so weit seine Erinnerung reichte, hatte er eine anmuthigere Fahrt vor sich gehabt, nie aber auch hatte die Außenwelt so harmonisch mit den Gefühlen seines Innern übereingestimmt, denn Sonnenschein war außer ihm und in ihm und ein gleich glücklicher Wind blies sein Segel wie seine Hoffnung auf, so daß er voller Frohlocken war und kaum seine Freude in der übervollen Brust verschließen konnte, wovon jedoch der schweigsame Mann im Buge keine Ahnung hatte, da ihm, das tiefstehende Ewersegel den Anblick des Steuernden entzog.

Nie war ihm seine nordische Heimat so schön vorgekommen wie an diesem Tage, als er, in Schweite der ihm zur Rechten liegenden grünen Küste Rügen's unter leichtem Ostwinde langsam seine Fahrt nach dem Süden der Insel fortsetzte, und schön war der Anblick in der That, der sich ihm unter dem goldstrahlenden Himmel, auf der blau schimmernden gekräuselten Fluth darbot, wenn er das Auge nach dem Lande wandte und den stolzen Rücken des hügelreichen Jasmund's allmählig in das Meer abfallen und in den schmalen graugelben Sandstreifen der schmalen Hайде übergehen sah, die nur an wenigen Orten mit dem Boot zugänglich ist, da die einförmigen, höchstens mit kargem Rietgras bedeckten Dünen, oder schwere in's Meer gewälzte Steine dem Kiele keinen Zufluchtsort darbieten. Aber auch seewärts lächelte ihn heute die Ferne an, denn niemals, selbst in früheren ruhigeren Jahren nicht, hatte er das Meer

so belebt von Schiffen aller Nationen gesehen. Unter ihren schneieigen Schönfahrsegeln, friedlich daher schwimmend, tauchten stolz die dunkeln Rumpfe auf, beladen mit allerlei Gut, das jetzt von Nah und Fern nach Deutschland und Rußland strömte, und wenn schon das Auge des Laien an solchem Schauspiel den vollsten Anteil nimmt, wie muß erst das weiter dringende Auge des Seemanns sich daran weiden, der jedes Schiffes Bau von Weitem erkennt und an der bloßen Stellung der Segel, dem Laufen der Taue, die wie schöne architektonische Linien auf dem mattgoldenen Hintergrunde des hellen Lufthimmels hervortreten, die Nation erräth, die diesen majestätischen Bau geschaffen und diese kühnen Linien von einem Maste zum andern gezogen hat.

Der Anblick dieser landwärts und seewärts in so ganz entgegengesetzter Weise sich darstellenden schönen Scenerie war von so mächtiger und überwältigender Wirkung auf Waldemar an dem sonnigen Sommertage, daß er ihn bei nahe von dem stürmischen Gefühle abgezogen hätte, das in seinem Innern brauste, immer wieder aber kehrte er von der Ausflucht in's Weite zu der schwelenden Seligkeit dieses Innern zurück und dann war er nahe daran, zu bezweifeln, es nicht begreifen zu können, wie er dazu komme, so ausgewählt zu einem Glücke zu sein, wie früher niemals eins für ihn auf Erden gelächelt hatte. War aber der Gedanke an dieses Glück auf der ersten Hälfte seiner Tagesfahrt vorherrschend in ihm, so machte, je näher er dem Ende derselben kam, eine gewisse Aengstlichkeit sich in ihm geltend, als wäre er noch nicht am Ziele, das ihm bisher so glänzend und unvermeidlich vor Augen gestanden hatte, und als könne noch immer ein unerwartetes Hinderniß zwischen ihn und dieses Ziel treten. Namentlich von dem Augenblick an, wo

die düstere Waldung der Granitz am Lande auftauchte und der weit in's Meer vorspringende Granitzer Ort ihn gewissermaßen in den näheren Bereich des Landes und der darauf wohnenden Menschen zog, ergriff ihn eine Art Beklemmung, die er nicht im Stande war von sich abzuschütteln und endlich nur durch ein Gespräch zu unterdrücken glaubte, das er mit dem im Buge sitzenden Lootsen anzuknüpfen versuchte. Allein da war er auch auf keine gründliche Abhilfe gerathen, Piesing des Jüngerens Zunge war in Wahrheit wie angenagelt und nur wenige Sylben kamen über seine Lippen, da er gewöhnlich auf Waldemar's Fragen mit »Ja, ja, Herr!« antwortete und dann alsbald in sein voriges Schweigen zurückfiel.

Als der Pelikan aber am Quitzlaser Ort sanft vorbeigestrichen war und gerade vor seinem Buge jetzt die hohe Vormauer des Göhren'schen Höwts aufragte, hinter dessen steilem Rücken das Ziel des Tages, das liebliche Bakewitz lag, da fing Waldemar's Herz noch stärker an zu klopfen, denn von nun an, glaubte er, könne jeden Augenblick die schöne Gestalt des holden Wesens aus den Bäumen des Ufers hervortreten, die ihn ohne Zweifel mit Sehnsucht an irgend einer Stelle des Strandes erwartete.

Allein diese Hoffnung wies sich für jetzt wie auch nachher als eine irrige aus; niemand ließ sich weder auf Peerd noch weiter südlich blicken, denn die meisten Strandbewohner mochte die Kirche nach dem Innern des Landes gelockt haben, die ja um diese Stunde – es war etwa zehn Uhr – der allgemeine Sammelplatz am Sonntage ist.

Nur einmal und zwar dicht am Lande vor Bakewitz regte sich Piesing's schwere Zunge, wozu ihm die seltsame Steuerung des kleinen Bootes Veranlassung gab, die er nicht begreifen konnte, trotzdem sie ein so erfahrener Seemann in Händen hatte. Als nämlich Waldemar dem Lande näher gekommen war, welches schon zu Bakewitz gehörte, hinderten ihn die Segel, nach dem Ufer hinüberzublicken und er hielt daher den Schnabel des Schiffs vom Lande abgewandt, um ungehindert die Gebüsche am Strande bestreichen zu können, hinter denen er nun endlich die geliebte Gestalt zu erblicken glaubte.

»Herr!« rief ihm Piesing von vorn zu, »Ihr fahrt ja an der Landestelle vorbei. Die Baaken liegen mehr rechts hin. Oder wollt Ihr vielleicht nach Lobberort hinüber, der da drüben mit seiner grauen Landspitze vorspringt?«

»Nein, Piesing,« erwiderte Waldemar lächelnd und gewissermaßen vor sich selber erröthend, da ihm sein sehnsgütiges Herz diesen Vorwurf zugezogen hatte, »ich will an dem gewöhnlichen Landeplatze von Bakewitz anlegen, und seht, jetzt gebe ich dem Pelikan die rechte Wendung – so, nun richtet Eure Segel und Ihr werdet sehen, daß wir noch leicht genug herum kommen.«

»Ich weiß es doch nicht,« dachte Piesing im Stillen, »und ich verstehe ihn heute nicht so recht; man wählt doch sonst nicht den weitesten Weg, um das Ziel zu erreichen, und diesmal hat er sich und mir unnöthige Mühe mit dem Wenden gemacht. Na, ich habe Zeit und er hat sich vielleicht einen Spaß machen oder eine kleine Uebung anstellen wollen.«

Jetzt war man dem Lande näher gekommen und der Pelikan rauschte mit leichtem Schwunge durch das vorspringende Schilf, nachdem er die beiden Baaken schon lange hinter sich gelassen hatte. Da lag Bakewitz, dicht vor den Augen des Verlangenden; die Nußbäume vor der kleinen Laube über der Bank, die die Aussicht nach dem Meere bot, grünten im vollsten Blätterschmuck, und der kleine Garten, den Hille alle Jahre zu ihrem Vergnügen selbst bestellte, duftete von Levkojen und anderen Blumen und war so zierlich und von allem Unkraut frei gehalten, daß es eine Freude war, ihn anzuschauen. Aber die Bewohnerin und Erhalterin dieser abgelegenen Zierde war nirgends sichtbar, wie das ganze Ufer überhaupt leer von Menschen war.

Das Boot fuhr an den halb im Wasser und halb auf dem Lande liegenden Balken an und Piesing machte dem Steuernden Platz, daß er bequem aussteigen konnte.

»Wollt Ihr vielleicht mit hereinkommen, Piesing,« fragte Waldemar mit unsicherer Stimme, »und Euch erfrischen nach dem langen Fasten, so will ich für einen guten Imbiß Sorge tragen; wir werden heute willkommener sein als vor fünf Jahren, da wir in den Hinterhalt der Franzosen fielen.«

»Ja, ja, ich weiß es noch recht gut, aber hinein will ich heute nicht, denn ich möchte noch nach Lobbe hinüber, wo ich bei meiner Schwester, die dort verheirathet ist, essen will, bevor ich nach Sassenitz zurücksegle.«

»So danke ich Euch vorläufig und wünsche eine gute Nachhausekunft.«

Er reichte ihm die Hand und stieß nun selbst wieder das Boot in die See zurück, denn er sah es diesmal nicht ungern, wenn keiner seiner Bekannten dem Zusammentreffen mit Hille Vangerow beiwohnte.

Aber auch diesmal hatte er umsonst gesorgt; denn nachdem er den Pelikan eine Weile mit den Augen durch das Schilf verfolgt und sich dann nach dem Plätzchen unter den Nußbäumen gewandt hatte, kam ihm ein Bewohner von Bakewitz entgegen, und auf seine Frage, wo die Besitzerin des Gutes weile, sagte der Mann, sie sei nach Middelhagen zur Kirche gegangen und könne vor einer Stunde nicht gut zurück sein.

Waldemar schien etwas betroffen und, sich eine Weile auf der Bank ausruhend, überlegte er, ob er hier warten, oder Hille nach Middelhagen entgegen gehen solle, was etwa eine kleine halbe Stunde von Bakewitz entfernt zwischen Reddewitz und Philippshagen lag. Endlich entschied er sich für den Gang, denn er glaubte durch eine körperliche Bewegung das Klopfen loszuwerden, das sich allmählig in seiner Brust zu regen begonnen hatte und von Minute zu Minute heftiger ward.

»Mit welchen Worten wird sie mich nur zuerst empfangen?« dachte er. »Wird sie eine Entschuldigung vorbringen, daß sie mich hierher gerufen oder wird sie mir unbefangen wie immer entgegentreten? Was soll aber ich ihr sagen, wie ihr danken, daß sie mir das größte Glück des Lebens bereitet? Ach! der Schritt, den ich heute thue, erscheint mir schwerer als je einer, den ich bisher gethan, und wie ist es so sonderbar, daß ein Mann, der so oft Todesgefahren entgegengegangen wie ich, sich scheut, in die lichtvollen Augen eines Mädchens zu schauen, die nur Wohlwollen und Liebe strahlen! Sonderbares Ding das, ich hatte mir nicht gedacht, daß ich je in eine so seltsame und peinliche Lage gerathen könnte!«

Solches denkend schritt er langsam durch den Garten, an dem Gehöft vorbei und wandte sich dann nach Westen, zuerst die kleine Birken- und Buchenwaldung erstrebend, die zu den Bakewitz'schen Ländereien gehörte und an das freie Feld gränzte, durch welches der Weg über Wiesen und Ackerland, Torf- und Moorstriche nach dem Dorfe Middelhagen führte, wo die Filialkirche von Groß-Zicker lag. Jene kleine Waldung galt für einen der lieblichsten Plätze auf ganz Mönchgut; die Bäume waren geradlinig gepflanzt, von mäßiger Stärke und sämmtlich reich bewipfelt und voll belaubt. Der Boden zwischen ihnen aber stieg wellenförmig auf und ab und war mit einem dichten Moosteppich bedeckt, der jetzt, da die Strahlen der nahenden Mittagssonne darauf fielen, in smaragdgrüner Farbe leuchtete und, wo er hier und dort zerstreut liegende Steine und Baumstämme überzog, manchen angenehmen Sitzplatz im Schatten der saftigsten Laubkronen darbot.

Als Waldemar durch diesen Wald schritt und eine lautlose Stille ihn umgab, die um diese Zeit nicht einmal der Gesang eines Vogels unterbrach, kam eine sanfte und ruhige Stimmung über ihn, wie er sie den ganzen Morgen noch nicht gehabt, und er sprach wiederholt im Stillen den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möge, an diesem Orte das Mädchen zu treffen, welches ihn in so wichtiger Angelegenheit zu sich beschieden hatte. »Wenn sie doch hier käme,« sagte er leise, »hier hätte ich den Muth, den Strauß mit ihr zu beginnen, denn hier sieht und hört mich niemand, der mich stören und beunruhigen könnte, wenn ich ihr in die großen blauen Augen sehe, die immer so wunderbar blicken, als wollten sie mir bis auf den Grund meiner Seele schauen!«

Aber er hatte das Ende der Waldung erreicht, ohne der Gesuchten zu begegnen, wie ihm überhaupt hier noch kein Mensch zu Gesicht gekommen war. So schritt er denn ein Stück auf das Feld hinaus, bis er von Weitem das Dorf Middelhagen liegen sah, in dem heute der Gottesdienst abgehalten wurde, was einen Sonntag um den andern abwechselnd mit Zicker geschah. Als er auf diese Weise einige hundert Schritte fortgewandert war, blieb er auf dem freien Felde stehen; ihn fesselte das Schmettern der Lerchen, die hoch über ihm in der reinen Sonnenlust wirbelten und auch ihren Gottesdienst wie die Menschen, aber wie immer, die freieste Gemeinde der Welt, auf freiem Felde abhielten.

Da aber drang noch ein anderer feierlicher Ton vom Dorfe über die Felder herüber, denn eben fingen die Glocken an zu läuten, die das Ende der Predigt und den Schluß des Gottesdienstes verkündeten. »Ha!« sagte Waldemar und hielt wieder auf seinem Gang inne, »nun ist die Feierlichkeit vorbei und die Menschen werden bald nach allen Richtungen in ihre Heimat strömen. Auch Hille wird unter ihnen sein, nachdem sie noch einmal mit Gott geredet und ihn um seinen Segen in Betreff ihres heutigen Vorhabens gebeten hat. Wenn sie doch allein daher käme! Denn wenn sie andere Begleitung hätte, so würde ich es nicht wagen, ihr vor das Angesicht zu treten.«

Kaum hatte er dies gedacht, so sah sein scharfes Auge von Weitem einige Männer und Frauen, die Kinder an der Hand hielten, über die Felder schreiten, aber noch kam ihm niemand entgegen, alle wandten sie sich nach Norden oder Süden hin.

»Nein,« sagte er, indem ihm das Herz immer ungestümer schlug, »hier auf freiem Felde halte ich es nicht aus, hier

sengt mir die Sonne den Scheitel und ich will lieber den Wald und seine Schatten aufsuchen, damit ich mich beruhige und sammle. Mein Gott, mein Gott, was ist es für ein seltsames Gefühl, das ich heute empfinde! Ich hätte es mir nicht träumen lassen, daß die sehn suchtsvolle Liebe im Herzen und der nahe bevorstehende Erguß derselben eine solche Angst und Beklommenheit hervorrufen kann, wie ich es nun an mir selbst erlebe! Bei Gott, eine Werbung ist doch kein so leichtes Ding, wie man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Still, still, Herz, was ist es denn weiter, es ist ja nur Hille, der Du entgegen siehst, und sie ist ja so schrecklich nicht, daß Du eine so bittere Furcht vor ihr zu empfinden brauchst.«

Dennoch aber schien die seltsame Furcht in seiner Brust etwas groß zu sein, denn er schritt viel lebhafter und schneller nach dem Walde zurück, als er vorher auf das Feld hinaus getreten war. Endlich aber hatte er ihn erreicht und nun erst fühlte er sich wieder erfrischt und zu jedem Unternehmen aufgelegt. Als er aber ungefähr in die Mitte der Waldung gelangt war, die ein schmaler Fußsteig vom Dorfe her nach Bakewitz durchschnitt, setzte er sich auf einen moosbewachsenen Stein und schaute von hier aus durch den Wald zurück, so weit sein Auge reichte. Beinahe eine Viertelstunde mochte er so gesessen haben, als er in der Ferne mehrere Menschen kommen sah, und als er nach einer Weile genauer hinschaute, erkannte er den Pächter von Bakewitz, der mit seiner ganzen Familie aus der Kirche kam. Hille war nicht dabei, das sah er wohl und so faßte er sich und schritt den An kommenden langsam entgegen, die ihn auch bald erkannten und auf die gewöhnliche Weise mit Wort und Handschlag begrüßten.

»Herr Granzow,« sagte der Pächter freudig, »ei, was führt Sie denn einmal hierher?« Und dabei konnte er ein unbestimmtes Lächeln nicht ganz unterdrücken, das schwer auf des Sehnsüchtigen Seele fiel. »Wir haben ja lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen!«

»Ich will meine Cousine sprechen,« entgegnete Waldemar kurz und mit fliegendem Athem – »kommt sie bald aus der Kirche?«

»O ja, sie muß bald heran sein; sie wollte nur noch eine arme, kranke Frau im Dorfe besuchen, der sie auf ihrem Kirchgange immer eine kleine Spende bringt.«

»Wird sie diesen Weg daherkommen?« fragte Waldemar weiter, nur um etwas zu sagen.

»Ei gewiß, Herr, welchen sollte sie sonst kommen? Es führt kein anderer Weg von Middelhagen nach Bakewitz.«

»So will ich Euch nicht aufhalten und ihr lieber entgegengehen. Lebt wohl, wir sehen uns nachher wohl noch.«

Der Pächter verabschiedete sich mit seiner Familie und Waldemar war wieder allein. Er athmete auf, als wäre ihm ein Stein von der Brust gewälzt, und erst, als er die kleine Gesellschaft jenseits des Waldes verschwinden sah, drehte er sich wieder nach dem entgegengesetzten Ende um, und da noch immer niemand auf dem Feldwege erscheinen wollte, schritt er langsam demselben von Neuem zu.

Da, eben als er aus dem Saume des Waldes heraustreten wollte, war es, als ob sein Herz still stehen müßte, und alle seine Gedanken schwammen in ein wüstes Chaos zusammen, so daß er keinen einzigen klar aus seinem Hirn entwickeln konnte.

Denn in der Ferne, mitten zwischen den wogenden Aehren des Feldes, sah er eine Gestalt sich daher bewegen, wie

es keine zweite mehr auf Rügen gab, so viel Weiber und Mädchen auch rings auf der Insel wohnten. Es war Hille, es mußte Hille sein, einen so leicht schwebenden Gang, so anmuthig natürliche und doch gleichsam bedachtsam ausgeführte Bewegungen konnte nur sie allein haben.

Sie kam rasch näher, eben so rasch aber trat Waldemar in den Schatten der nächsten Buche zurück, als wolle er sich verborgen halten, so lange es möglich sei. Von diesem Hinterhalt aus lugte er mit schwimmendem Auge hervor, das sonst die Stärke eines Adlerauges hatte, heute aber wie mit einem Flore bedeckt war. Schon sah er die langen seidenen Bänder der golddurchwirkten kleinen Kappe, die sich bemühte, die Fülle des braunen Haares auf dem Hinterkopfe zu umfassen, im leicht sie umspielenden Winde flattern. Ueber den linken Arm hatte sie ihr schwarzes Windtuch geschlagen, ohne welches eine Mönchguterin nie ausgeht, in der Rechten hielt sie einen Strauß Feldblumen, die sie im Korne gepflückt, das zu beiden Seiten des Fußpfades seiner Reife entgegenschwoll.

Als sie noch ein Stück näher gekommen war, konnte Waldemar schon die Umrisse ihrer schönen und viel voller gewordenen Gestalt wahrnehmen, die jetzt in der reichsten Lebensblüte prangte; er glaubte sogar das Rauschen ihres schweren schwarzen Seidenrocks zu hören, der zwei Hände breit bis unter das Knie herabfiel, in weiten Falten sich reich um ihren Leib bauschte und die zierlichen, mit schneeweissen Strümpfen bedeckten Füße sich frei bewegen und weit-hin sichtbar werden ließ.

Als er alle diese Einzelheiten wahrgenommen, wagte er endlich auch nach ihrem Gesicht zu blicken, das etwas seitwärts gewendet war, um die Aecker zu überschauen, und

dabei heiter ernst wie gewöhnlich und freundlich sinnend auf die Saaten niederblickte. Aber wie schön und voll war der Hals, der bei dieser Wendung sichtbar wurde und dessen matte Weiße lieblich gegen die goldgelben Bernsteinkorallen abstach, deren kostbare Schnur auch heute denselben umgab! Auf dem blauatlassenen Latze ihres Mieders endlich, das die volle Brust eng umspannte, glitzerten im Sonnenstrahl die goldenen Zierrathen und ließen bei jeder Bewegung ein leises Klingen ertönen, was der ganzen Erscheinung eine eigenthümliche Lebendigkeit verlieh.

Waldemar hatte genug gesehen, er mußte sich zum Handeln entschließen. Er raffte sich daher zusammen und trat hinter dem Baumstamm hervor, der ihn bisher verborgen hatte. Die Kehle war ihm dabei wie zugeschnürt und Alles, was er fühlte und dachte, prägte sich nur in seinem Auge aus, das in einer Art trunkener Starrheit dem schönen Wesen entgegensaute, das, ahnungslos, was ihm bevorstand, rasch auf ihn zutrat.

Da erfaßte ihr helles Auge plötzlich die Gestalt des ihr so wohlbekannten Mannes und sie erschrak sichtbar. Denn sie blieb mitten auf dem Wege stehen, drückte den Arm, auf dem sie das Tuch trug, fest gegen die Brust und hob den dunklen Kopf hoch empor, als wollte sie sich vergewissern, daß es wirklich Waldemar Granzow sei, den sie so unverhofft vor sich sah, wobei ihre Wangen bis hoch zu den Schläfen errötheten und ihr Athem merklich kürzer und schneller wurde.

Als aber Waldemar ihr mit aufgehobener Rechten entgegentrat, schritt auch sie wieder vorwärts, und als sie in den Schatten der Buche gelangt war, trafen sie sich und ihre Hände fielen zitternd ineinander.

»Hille!« sagte Waldemar, unvermögend, ein Wort weiter zu sprechen, und »Waldemar!« erwiderte sie, worauf sie rascher gefaßt als er, hinzufügte: »Wie kommst Du hierher? Dich auf Bakewitz zu sehen hätte ich am wenigsten an diesem heiligen Sonntage erwartet.«

Waldemar stand bei diesen Worten wie versteinert vor ihr, seine Augen suchten in ihren Augen zu lesen, aber er fand keine Spur von *dem* darin, was er so sehnsgütig begehrte. Ach, da erleuchtete plötzlich ein trüber Blitz seine Seele und er erkannte die List des trügerischen alten Schweden, die ihn hierher geschickt, ohne daß Hille eine Ahnung davon, noch viel weniger aber ihn zu einer Anwerbung um seine Hand abgesandt hatte.

Als Waldemar den unseligen Irrthum erkannte, in dem er seit zwölf wonnigen Stunden befangen gewesen, dunkelte es vor seinen Sinnen und er gerieth in eine Aufregung, die er kaum vor Hille bemeistern konnte, die mit ihren tief dringenden Blicken ihn durchforschte und sich eben so wenig sein seltsames Benehmen erklären konnte, zumal sie nicht im Entferitesten ahnte, in welcher peinlichen Lage sich ihr armer Freund befand. Um aber endlich der unheimlichen Pause ein Ende zu machen, die sich zwischen ihnen eingesellt, kam sie ihm mit einer Frage zu Hilfe, und als Waldemar erst ihre sanfte melodische Stimme vernahm, kehrte allmählig seine Fassung zurück, und indem er wiederholt tief Athem schöpfte, wagte er es sogar, in ihr Gesicht zu blicken, das mit ungewöhnlicher Spannung und doch so sanft und klar wie immer ihn mit heimlicher Freude anlächelte.

»Bist Du den weiten Weg zu Fuße gegangen?« fragte sie ihn, um seine und ihre Gedanken auf das Alltägliche zu lenken.

»Nein, Hille, ich bin in einem Boote gekommen, das ich aber schon wieder zurückgeschickt habe.«

»Ah, so willst Du den Landweg nach Hause einschlagen?«

»Ja, wenn ich wieder zurückkehre, was, ich weiß noch nicht wann geschehen wird.«

Hille schwieg wieder. Die eben vernommene Antwort klang ihr etwas wunderlich und in einer Art unwillkürlicher Hast ausgestoßen, deren Bedeutung und Ursache sie sich unmöglich ganz erklären konnte.

»Wir haben uns lange nicht gesprochen, Waldemar!« fuhr sie nach einer kleinen Pause wieder fort.

»Ach, sehr lange nicht, Hille, und ja – Du wirst Dich wundern, mich nach langer Zeit einmal wieder bei Dir zu sehen.«

»Freilich wohl, aber die Freude ist doch größer als die Verwunderung, da Du mir gewiß viel zu erzählen haben wirst, denn Du hast mehr erlebt als ich.«

»Ach ja,« seufzte Waldemar, und indem er an ihrer Seite langsam durch den schattigen Wald schritt, fing er an, sich nach und nach zu sammeln und die Gedanken zu ordnen, die noch immer verworren in seinem Kopfe schwirrten. »Hille,« fuhr er fort, »Du kannst nicht ahnen, was mich eigentlich zu Dir geführt hat und vielleicht – vielleicht habe ich nachher den Muth, es Dir ganz offen zu sagen, da ich einmal so weit gekommen bin. Aber zuerst muß ich mich meiner Schuld gegen Dich entledigen, die seit Jahren zu einem Berge angewachsen ist, der überlästig auf meine Brust und mein Gewissen drückt.«

»Deiner Schuld? Was willst Du damit sagen? Und wie ein Berg drückt sie überlästig auf Dein Gewissen?«

»Ja, Hille, einmal muß es doch gesagt sein und da wir glücklicherweise allein in Gottes freiem Walde sind, so will

ich es gleich sagen. Du hast Jahre lang meinen Eltern Wohlthaten erwiesen und ihnen Opfer gebracht, wie sie nur ein edler und reich begabter Mensch seinen Mitmenschen erweisen und bringen kann.«

Hille stand still und legte ihre rechte Hand, aus der ihre Linke schon lange die Blumen genommen, auf seinen Arm. »Waldemar,« sagte sie mit bittender Stimme und Miene, »schweig davon, oder Du machst mich vor mir selbst erröthen. Was ich gethan, hättest Du hundertmal besser und lieber gethan als ich, wenn Du an meiner Stelle und ich an der Deiner Eltern gewesen wäre, abgesehen davon, daß sie mir unendlich viel Gutes in meiner verwaisten Jugend erwiesen haben.«

»Nein, Hille, ich kann Dir diesmal Deine Bitte nicht erfüllen, ich muß davon sprechen. Ach, aber wie soll ich es sagen, was ich darüber fühle? Ich bin so tief und dankbar ergriffen von der Freundschaft und Hingebung, die Du an uns alle seit Jahren gewandt hast, daß ich – daß ich unmöglich *mit Worten* allein es wieder gut machen kann, und Jahre werden vielleicht vergehen, bevor ich die ganze Schuld abzutragen vermag, die Du mit seltener Liebe auf uns gehäuft hast.«

Hille schwieg und senkte das Kinn auf die Brust, die sich allmählig zu heben begann. Auch Waldemar schwieg, in großer Unruhe, denn nun wußte er nicht, was er weiter sagen, wie er fortfahren sollte in dem Gespräch, das sich so glücklich angesponnen hatte. Da aber, als er mit seiner Gefährtin den Ausgang des Waldes erreicht, das in stiller sonntäglicher Feier ruhende Gehöft links liegen blieb und beide unwillkürliche wie auf gegenseitiges Uebereinkommen der abgelegenen Laube unter den Nußbäumen am Strande zuschritten, kam ihm ein guter Gedanke, und wie er in seinem

ganzen Leben mit Jedermann offen und ehrlich zu Werke gegangen war, so beschloß er auch diesmal offen und ehrlich zu sprechen, wie es sein Herz verlangte. Als er nun den blauen Spiegel der See vor sich sah, die der leise Wind noch immer spielend beilegte, schien ihm dieser Wind einen wunderbaren Muth heranzufächeln, und indem er Hille's Hand ergriff, die sie ihm willig ließ, sagte er fest und freudig, wobei er jedoch nicht wagte, ihr Auge zu suchen, das von Zeit zu Zeit forschend und Aufschluß begehrend seitwärts auf ihn gerichtet ward:

»Hille, ich befinde mich gegenwärtig vor Dir in einer eigenthümlichen Lage, so eigenthümlich, daß Du, wenn Du sie einmal erfährst, mir gewiß verzeihen wirst, daß ich mich so seltsam und linkisch benehme. Aber sieh, wir sind Gespielen und Freunde seit unsren Kinderjahren, und ich kann, denke ich, immer noch auf Deine Freundschaft rechnen, obgleich ich die meinige nicht in Worten und Thaten zu Dir habe sprechen lassen, woran indessen die schwierigen Verhältnisse schuld waren, in denen ich mich bewegte. So will ich denn auch jetzt auf Deine Freundschaft bauen und Du wirst die meine offen erwidern. Sage mir aufrichtig – hast Du gestern Besuch gehabt?«

Hille wandte schnell den Kopf nach ihm herum, in den alles Blut ihres glühenden Herzens geströmt war. Eine Art Ahnung blitzte auch plötzlich in ihrem Geiste auf, doch sie hielt sie noch zurück und beschloß, erst Waldemar weiter reden zu hören. »Ja,« sagte sie, »unser beider Ohm, der alte Schwede von Pulitz war hier.«

»Was hat er bei Dir gewollt?«

»Er hat sich nach meinen Verhältnissen erkundigt und dabei Alles und Jedes auf Bakewitz in Augenschein genommen.«

»So. Das kann ich mir denken. Wovon hat er mit Dir gesprochen?«

»Von allen möglichen Dingen. Vom Leben und Sterben, von Krieg und Frieden, von dem Glück der Häuslichkeit und einem guten Gewissen, was dem Menschen das Leben und Sterben erleichtert und ihn anstacheln sollte, mit allen seinen Nächsten sich auf das Herzlichste zu vertragen.«

»Hm! Sei einmal recht aufrichtig – hat er auch von mir gesprochen?«

»O ja!« brachte Hille langsam und mit tief gesenktem Kopfe hervor.

»Kannst Du mir wiederholen, was er von mir gesagt?«

Hille schwieg. Waldemar wandte sein Gesicht zu ihr und suchte in ihren Augen zu lesen, die sie ihm aber beharrlich entzog.

»Er hat vielleicht Böses gesagt, daß Du es mir nicht wiederholen kannst?«

Hille lächelte auf eine unendlich liebliche und doch verlegene Weise. »Nein,« sagte sie, mehr durch das Schütteln ihres reizenden Kopfes als mit den still sich bewegenden Lippen.

»Nun, wenn Du es nicht sagen *kannst*, so will ich Dich nicht dazu zwingen, aber ich muß Dir sagen, daß er auch bei mir gewesen ist, und zwar gestern Nacht, insgeheim, als meine Eltern schon schliefen, und ich habe ihm das Versprechen geben müssen, gegen Niemand von seinem geheimen Besuche reden zu wollen.«

»Aber Du redest ja zu mir davon?«

»Zu Dir muß ich davon reden, denn Dich betraf sein nächtlicher Besuch.«

»Waldemar!« rief Hille laut auf und eine glühende Röthe überzog nicht allein ihr Gesicht, sondern auch ihren Hals und verlor sich in das dunkle Mieder hinein, das ihre wundervollen Formen umschloß.

»Ja, Hille, Dich betraf es und mich dabei mit, und wir sind die beiden Einzigen, die er hintergangen hat, vielleicht aus Liebe zu uns, aber doch uns Beiden eine Verlegenheit bereitend, die ich wenigstens noch nicht überwunden habe.«

Hille schwieg wieder, aber athmete laut und so heftig, als wollte ihr Herz die Banden sprengen, die es umschlossen.

»Kannst Du Dir denken,« fuhr Waldemar fort, »was er von Dir sagte? – Du schweigst – o sprich, Du glaubst nicht, wie ich mich nach Deiner Antwort sehne.«

Mit dem Tone, wie Waldemar jetzt zu Hille sprach, hatte er noch nie zu ihr gesprochen, seine ganze Seele lag darin, und diese Seele war übervoll, darum ging er auch zu Hille's Seele und löste endlich ihre Zunge.

»War es Dir unangenehm, was er Dir von mir sagte?« fragte sie endlich flüsternd.

»Hille! Unangenehm? Wäre ich dann so schnell nach Bakewitz gekommen? Köstlich, köstlich war es für mein Herz, das beinahe vor Sehnsucht nach Dir starb.«

»Waldemar!« schluchzte Hille und lag mit ihrem Kopfe an seiner Schulter.

»Ja, das ist die Wahrheit, und sie muß endlich gesagt sein. Aber ich bin noch lange nicht fertig. Meine Sehnsucht nach Dir war groß, Hille, aber noch größer war mein Kummer.«

»Dein Kummer? Warum denn?«

»Du bist Hille Vangerow, aber das nicht allein – Du bist auch Besitzerin von Bakewitz und ich –«

Jetzt war die Kraft des Widerstandes, die Hille bisher an den Tag gelegt, erschöpft und das Maaß ihrer weiblichen Zurückhaltung bis auf den letzten Tropfen gefüllt. Sie vermochte ihr Herz nicht länger zu bemeistern, es quoll über und strömte gegen den aus, der ihr in diesem Augenblick wie immer der Nächste war. Sich zu dem Geliebten hinneigend, schloß sie mit der Linken, der lange das Tuch und die Blumen entfallen waren, seinen Mund, und bei dieser Bewegung näherte sie sich ihm so sehr, daß ihr warmer Athem seine Wange streifte und ihr Körper sanft den seinigen berührte. Als diese Berührung Waldemar mit elektrischer Wirkung ergriff, erwachte sein ganzer männlicher Muth, und auch er streckte seinen linken Arm aus und umfaßte damit ihren Leib.

»Waldemar!« rief sie wie in Herzensangst, »sage nichts weiter, gar nichts, oder etwas Anderes, womit Du mich vielleicht sehr – sehr glücklich machst.«

Waldemar's ganze, übervolle Seele schien in seinen Augen zu fluthen, als er sie nach diesem Ausruf auf das schöne Mädchen richtete, das er so lange liebte und jetzt zum ersten Male eng an seine Brust geschmiegt in den Armen hielt. »Was willst Du hören?« fragte er leise, aber um so inniger.

»War Dir Sturleson's Besuch und das, was er Dir von mir sagte, unangenehm?« wiederholte sie mit starker Betonung.

»Nein, Hille, ich dankte sogar Gott dafür, denn ich nahm es für Wahrheit und hatte lange gewünscht, daß es auf die eine oder andere Weise zu Tage kommen möchte, ohne daß ich den Muth gehabt hätte, den ersten Schritt dazu zu thun.«

»Dann hat der gute Ohm Dir ja wohl gethan, mein Freund?«

»Unendlich wohl, und ich bin ihm dankbar dafür, trotzdem er mich betrogen hat, denn Du – Du hast ihn ja nicht zu mir gesandt.«

Jetzt weinte Hille wirklich, aber kein Schmerz, kein Wehgefühl preßte ihr diese wohlthätigen Tropfen aus, sondern das Gefühl einer wunderbaren, nie empfundenen Freude. Als aber Waldemar sie bat, ihm ein Wort zu sagen, das ihn beruhige, ihn belebe, da schluchzte sie: »Nein, ich habe ihn nicht zu Dir mit Worten gesandt, mein Herz aber, mein Herz – o das habe ich alle Tage zu Dir geschickt, und dies Herz hat er wahrscheinlich verstanden, und so hat er Dich hierher beschieden.«

»Hille! Was muß ich hören! O dann kann ich Dir sagen, daß Dein Herz nicht zu mir zu schicken brauchte, um mich erst rufen zu lassen, denn das meine war immer bei Dir – immer – seit –«

Er konnte nicht fortfahren; die süße Gestalt, die er liebte, mehr als Alles auf der Welt, lag fest an seiner Brust, und ihre Lippen ließen den seinen kein Wort entschlüpfen.

Der seligste Moment, den Menschen auf Erden nur erleben können, verband die Glücklichen ziemlich lange, denn nichts störte sie, als das Flüstern des Windes und das sanfte Rauschen der im Schilfe sich wiegenden Wellen. Keins von beiden konnte sprechen, Keines mochte sprechen. Worte sind es auch nicht, deren der Mensch bedarf, wo Thaten reden, und hier redete eine süße That mit feurigen Blutwellen, die, getrennten Ursprungs zwar, doch nach einem Ziele wallten und für einander pochten und stürmten.

»Es hat lange gedauert, bis wir uns in Liebe gefunden haben,« sagte Waldemar endlich.

»Lange, sehr lange, mein theurer Freund, aber ich wußte, daß die Zeit kommen würde, und darum war ich getrost und geduldete mich.«

»Auch ich, Hille, wußte das – oder glaubte es wenigstens zu wissen, aber mein Hoffen war mit Bangen gemischt. O warum hat Dir der alte Lachmann sein Erbe vermacht, – ohne ihn hätten wir schon lange glücklich sein können!«

»Wer weiß es! Wir hatten ja Krieg, und es wäre schrecklich für mich gewesen, Dich in Gefahr und Noth zu wissen und Dir nicht helfen zu können.«

»Du hast mich doch darin gewußt –«

»Ja, aber nicht als den Meinen! Jetzt aber, jetzt ist Friede, Waldemar, und sieh, wie die Sonne so heiter auf uns hernieder lächelt, und das Meer seine silbernen Wogen so traulich an uns heran murmelt – o, mein Gebet ist erhört, das ich heute zu Gott emporgestammelt. Gieb ihn mir, sagte ich an heiliger Stätte mit aller Inbrunst und Sehnsucht, und sieh, als ich aus der Kirche trat und auf die Felder schritt, über denen die Lerchen schwirrten und Gott seine Sonne scheinen ließ, da warest Du da –«

»Um Dich wieder zur Kirche zu führen, nicht wahr?«

»Wie und wann Du willst – ich bin die Deine, solange ich lebe auf Erden und Gott uns in seiner Gnade zusammen vereint lassen will!« –

Lange ruhten sie Brust an Brust auf dieser Stelle und genossen das Glück, das der gütige Himmel auch ihnen aufbewahrte. Als sie aber endlich in das sonntäglich geschmückte Haus eintraten und allen darin Wohnenden verkündeten,

was da draußen geschehen, da ließ eine Freude ihre heiteren Klänge vernehmen, wie sie noch nie auf dem stillen Gute laut geworden war, denn ihre schöne und geliebte Herrin mit dem Manne ihrer Liebe – den alle kannten – mit Waldemar Granzow vereinigt zu sehen, war der einzige Wunsch gewesen, den sie gehegt hatten, nachdem ihnen Gott den Frieden im Lande gegeben.

NEUNTES KAPITEL. DER STRANDVOGT VON JASMUND.

Die beiden Brautleute, im Rausche ihres jungen Glücks nicht die Anderen vergessend, die daran Theil zu nehmen die nächste Anwartschaft hatten, waren bei Tische übereingekommen, noch an demselben Tage in den ersten Nachmittagsstunden Bakewitz zu verlassen und, bevor sie sich nach Sassenitz begäben, um den alten Eltern des Bräutigams die frohe Kunde ihrer Vereinigung zu überbringen, erst den alten Schweden auf Pulitz zu besuchen und ihm Rechenschaft von dem Erfolge seiner List abzulegen, die so gute und schnelle Frucht getragen. Waldemar aber hatte sich vorgesetzt, den Scherz des Alten durch einen andern zu erwidern und ihm Gleiches mit Gleichen zu vergelten. Hille, alle Wünsche des Geliebten zu den ihrigen machend, stimmte von ganzem Herzen mit ein, fügte aber die Bitte hinzu, sie bei dieser Gelegenheit auf den Rugard zu führen, den sie noch nie bestiegen, und damit ein Versprechen zu erfüllen, welches er ihr einst in einer traulichen Stunde, wie wir wissen, gegeben hatte.

Zu ihrer Ueberkunft nach Pulitz hatten sie zunächst den Seeweg bis zur Landungsstelle an der schmalen Haide, dem Haidekrug gegenüber, gewählt; vom Kruge aus wollten sie ein Boot nehmen, um ganz im Stillen auf Pulitz zu landen

und den alten Schweden womöglich noch zur Zeit seines Mittagsschlafes zu überraschen. Nachdem Hille nun rasch einen kleinen Koffer gepackt und in das Boot des Pächters von Bakewitz gesandt hatte, sagten sie diesem und seiner Familie Lebewohl und begaben sich an den Strand, wo unweit der Nußbäume das zur Ueberfahrt bestimmte Boot lag. Wohlwollende Hände hatten es in größter Eile in Bereitschaft gesetzt, und so weit die vorhandenen Mittel reichten, mit bunten Wimpeln und Flaggen geschmückt, wogegen weder Waldemar noch Hille etwas einwenden mochten, da die guten Leute es sich einmal nicht nehmen ließen, auf diese Weise wenigstens ihre Liebe und Freude an den Tag zu legen.

Da derselbe Wind noch wehte, der Waldemar nach Bakewitz gebracht, ja sogar noch etwas kräftiger geworden war, so ging ihre Fahrt ziemlich rasch von Statten, und schon nach zwei Uhr langten sie an der bezeichneten Stelle der schmalen Haide an, wo sie das Boot verließen, um zu Fuß quer über den schmalen Erdgürtel nach dem Haidekruge zu gehen. Bevor sie jedoch von den Leuten, die sie gefahren, Abschied nahmen, bat Waldemar den Steuermann, ihm zu Liebe seine Fahrt bis Sassenitz fortzusetzen, dort im ersten Häuschen am Strande dem Lootsen Piesing Hille's Koffer zur Aufbewahrung mit der Bitte zu übergeben, ihm um Mittagszeit des andern Tages ein Boot an dieselbe Stelle der Haide zu senden, um darauf die Ueberfahrt nach seiner Heimat zu bewerkstelligen. Dabei aber sprach er den Wunsch aus, noch nichts von den auf Bakewitz vorgefallenen Ereignissen verlauten zu lassen und den Lootsen am Strande zu untersagen, den Strandvogt von seiner Rückkehr mit Hille in Kenntniß zu setzen.

Der Mann versprach es mit lächelndem Munde und segelte nach Jasmund ab, während Hille an Waldemar's Arm die kurze Strecke zum Haidekruge zurücklegte, wo sie in wenigen Minuten ein Ruderboot erhielten, das sie nach Pulitz trug.

Innigst beglückt im Herzen und Hand in Hand in dem kleinen Boote sitzend, fuhren die Brautleute über den schmalen Wasserstreifen, und erst als sie dem Strande der kleinen Insel nahe kamen, fing Waldemar's Herz an zu pochen, da er sich nun auf die Ausführung eines Scherzes vorbereiten mußte, der seinem ernsten Wesen nicht ganz entsprach und dessen Gelingen daher fraglich erschien.

Nachdem er aber mit Hille die ganze Scene wiederholt verabredet, stieg er mit ihr an's Land, sandte das Boot nach dem Kruge zurück und schritt nun langsam gegen das Gehöft vor, das, da es Sonntag war, in friedlichster Stille ruhte, zumal die meisten Dienstleute die Insel verlassen hatten, um auf dem nahegelegenen Rügen bei Verwandten und Freunden ihrem Vergnügen nachzugehen.

Es war noch nicht drei Uhr Nachmittags, als sie geräuschlos durch die Pforte des Hofes schlüpften, wo sie der ersten Magd desselben ansichtig wurden und ihr Stillschweigen geboten. Ohne ein Wort zu reden, näherten sie sich dem Herrenhause, und während Waldemar in das Wohnzimmer Adam Sturleson's eintrat, blieb Hille mit klopfendem Herzen an der Thür stehen und horchte mit Spannung auf die Entwicklung der Scene, die sogleich ihren Anfang nehmen sollte.

Der alte Schwede saß in der Nähe des Ofens auf seinem bequemen Sorgenstuhl und schnarchte im glücklichsten Mittagsschlummer. Mutter Talke hatte die eine Ecke des

alten Kanapee's eingenommen, um in einem Gesangbuche zu lesen, das jedoch ihren Händen entglitten war, weil auch sie ein sanfter Schlaf heimgesucht.

Unter diese schweigende und friedfertige Gruppe nun, die sich eines solchen Ueberfalls nicht im Geringsten versah, trat plötzlich mit einigem Geräusch Waldemar Granzow, auf seinen Mienen den Ausdruck des größtmöglichen Kummers tragend, der mit einem geschickt erheuchelten Grolle gegen den Urheber des gestrigen Scherzes erkennbar genug gemischt war.

Kaum hatte Waldemar die Thür hinter sich zugeschlagen, so fuhr zuerst Mutter Talke aus ihrem Schlummer in die Höhe, und ihr lauter Freudenschrei, dem aber sogleich eine lebhafte Besorgniß folgte, als sie das entstellte Wesen des befreundeten jungen Mannes sah, weckte alsbald auch ihren Mann aus dem Schlafe. Der alte Schwede, sich rasch in den Vorgang zurechtfindend, sprang mit heftiger Bewegung vom Stuhle auf, starrte seinen Vetter mit offenem Munde an und konnte anfangs kein Wort finden, um seinem Erstaunen einen Ausdruck zu geben.

Waldemar, ohne ein Wort der Begrüßung zu sprechen, ließ sich auf das Kanapee fallen, bedeckte sein Gesicht, auf dem er mit Mühe das Lachen beherrschte, mit der Hand und stieß eine ganze Reihe verzweiflungsvoller Seufzer aus.

»Hölle und Teufel!« brachte endlich der alte Schwede mit schallender Stimme hervor, »was soll das heißen? Junge, ist der Blitz in Dich gefahren, oder ist Dein Haus abgebrannt, daß Du so kläglich wie eine Unke winselst? Heraus mit der Sprache, ich will wissen, was vorgegangen ist.«

»Ach, Ohm,« jammerte Waldemar, »Du wirst es wohl wissen, ohne daß ich es Dir sage. Du bist an dem ganzen Unfall

schuld, denn Du hast mich auf das Aergste belogen, und nun, da ich mit der Thür in's Haus gefallen bin, hat sie mich spöttisch heimgeschickt und gesagt, Mutter Talke hätte vielleicht um mich geworben, ihr aber sei es nicht im Traume eingefallen und es betrübe sie sehr, daß Du auf Deine alten Tage Dich noch zu solchen Narrenstreichern herbeigelassen hättest.«

Dem alten Schweden verging beinahe der Athem, was bei ihm etwas Seltenes war, da er so leicht nicht aus der Fassung kam. »Was,« rief er mit donnernder Stimme: »Narrenstiche! hat sie gesagt? Ich – auf meine alten Tage? Ei, da soll ja gleich ganz Rügen in das Meer versinken, und ich will es ihr anstreichen, daß sie mich mit einer Narren vergleicht.«

Jetzt war auch Mutter Talke zur völligen Besinnung gekommen. Ganz bleich im verschrumpften Gesicht näherte sie sich ihrem Mann, stämmte die beiden Hände in die Seiten und sagte mit weinerlicher Stimme: »Aha! Hab' ich es nicht gesagt? Und nun ist es eingetroffen! Mit solchen Narreteien richtet man nie etwas Gescheites an! Wenn Du nichts Besseres wußtest, die Jungen zu copuliren, so hättest Du klüger gethan, die Hand ganz aus dem Spiele zu lassen. Aber das ist Dir schon recht, Alter, nun iß die Suppe aus, die Du eingebrockt, und tröste den armen Vetter, den Du in die Schlinge geführt wie eine unschuldige Walddrossel.«

»In die Schlinge geführt!« tobte der alte Schwede weiter. »Nun ja, ich werde die Suppe schon ausessen, die ich eingebrockt, darauf verlaß Dich. Aber Du, Junge, höre mich einmal an; wenn das Alles so ist, wie Du sagst, und kaum glaube ich es anders, da Du wie ein Verzweifelnder dreinschaust, so gratulire ich Dir mehr als ich Dir condolire. Ich habe die Hille für ein wackeres Mädchen gehalten bisher

und sie an die Spitze gestellt von allen Weibsleuten, die ich kannte, weit und breit. Nun aber, da sie ist, wie jede Andere, leicht verletzlich und schnippisch, so will ich auch nichts mehr von ihr wissen – ja, das will ich, so wahr mir Gott helfe! Und da – da, ich will es Dir nur sagen: ich wollte, wenn ich einmal sterbe, ihr Alles hinterlassen, was ich besitze, denn ich habe außer Dir und ihr keine Kinder, nun aber kriegt sie nichts, nicht die blasse Spur und Du – Du sollst Alles allein haben, Geld und Geldeswerth. Ha, bist Du damit zufrieden, Junge?«

Waldemar wollte etwas antworten, aber es gelang ihm nicht; seine Kraft, das Lachen zu unterdrücken, war erschöpft, und wäre ihm nicht in diesem Augenblick eine Hülfe zu Theil geworden, so hätte seine Rolle nur kläglich geendet. Gerade zur rechten Zeit aber öffnete sich hinter dem alten Schweden die Thür, und Hille, die jedes Wort gehört, glitt wie eine Elfe herein, schlang ihre Arme von hinten um den Hals des guten Ohms und rief: »Ja, ja, alter Schwede, damit ist nicht allein er, sondern damit bin auch ich zufrieden, und nun ist das Stück aus, und wir wollen Alle recht glücklich sein!«

Da ging denn eine plötzliche Wandlung bei allen im Zimmer Versammelten vor. Waldemar ließ seine Verzweiflung fallen und zeigte ein heiter lachendes und glückliches Gesicht, der alte Schwede aber stand wie versteinert mitten zwischen den jungen Leuten und starrte bald die Eine, bald den Andern an.

»Haloh!« rief er dann laut, mit seiner Stentorstimme, als er den ihm gespielten losen Streich durchschaut, »spielt Ihr

mir so mit für meinen guten Willen? Also, ich bin der Sünderbock für Eure lange Flennerei? Halt, das soll nicht ungestraft hingehen, gleich jetzt fordre ich dafür ein Versprechen, und ich lasse Euch nicht eher aus diesem Zimmer, als bis ich es schwarz auf weiß von Euch Beiden in Händen habe.«

»Auch damit sind wir einverstanden, mein guter Ohm,« rief Waldemar fröhlich, aber Hille ließ es für jetzt noch nicht zu dem Ausspruch der Forderung kommen, denn sie umarmte bald Mutter Talke, bald den Ohm Sturleson, und das hatte eine so gute Wirkung bei Allen, daß Friede und Zufriedenheit im Handumdrehen hergestellt war.

Einen glücklicheren Tag hatte man sobald nicht auf Pulitz verlebt, und selbst die beiden Alten wurden wieder in der Erinnerung jung, als sie die beiden schönen Brautleute nun eng verbunden neben einander sahen und von ihren Lippen das Geständniß vernahmen, daß sie namenlos glücklich seien und sie dem alten Schweden allein die gute Wendung verdankten, die die ganze Angelegenheit wider Aller Vermuthen so rasch genommen habe.

»Nun, das heiße ich mir ehrlich und vernünftig gesprochen!« wiederholte der Alte von ganzem Herzen mehrere Male. »Ha, ich wußte wohl, wie man einen solchen Burschen aus seinem Eigensinn treibt und wider seinen Willen so glücklich macht, wie den lieben Gott im Himmel.«

»Du irrst, lieber Ohm,« lächelte Hille; »Waldemar war nicht eigensinnig in seinem Schweigen —«

»Nun ja, daß Du jetzt seine Partei gegen mich nimmst, wundert mich gar nicht, aber dafür sage ich Dir noch einmal, Du Schelm, meine Erbschaft ist Dir verloren, denn was ich einmal gesagt, hab' ich für immer gesagt, und *der* da hat

sie, so wahr ich Adam Sturleson heiße, den man den alten Schweden nennt.«

Hille warf sich in seine Arme und küßte ihn wiederholt. »Damit bin ich ganz zufrieden, mein theurer Ohm,« rief sie fröhlich, »und Niemand wird Dir zuwider sein. Ich selbst besitze nichts mehr für mich allein, sobald ich Hille Granzow heiße, und so wird Dein Eigenthum jedenfalls an den rechten Mann kommen, wenn Du es doch einmal in andere Hände übergehen lassen willst.«

»Willst? Ich denke nicht daran, aber, Kinder, *der da*« – und er streckte mit gläubig schimmerndem Gesicht die rechte Hand nach Oben aus – »der allein hat einen Willen und ihm beuge ich mich, wenn er ihn ausspricht. Ihm aber wollen wir danken, daß er auch diesen Krieg zu Ende gebracht, und nun werdet Ihr mir wohl das Versprechen geben, was ich schon vorher von Euch fordern wollte.«

»Welches ist das?« fragten Hille und Waldemar zugleich mit Augen und Lippen.

»Daß Ihr Eure Hochzeit hier bei mir auf Pulitz feiert, und daß ich das Recht habe, dazu einzuladen, wen ich will.«

Hille schmiegte sich sanft an Waldemar an und blickte ihm, um seine Meinung fragend, in die großen blauen Augen. »Was sagst Du dazu, mein Freund,« sagte sie zärtlich, »darin hast Du zu bestimmen.«

»Nein, Du, meine Theure!« erwiderte Waldemar, sie auf die reine Stirn küssend.

»Pulver und Blei!« rief der alte Schwede mit dröhnender Stimme. »Nun zanken sie sich schon, wer das meiste Recht in solchen Sachen hat. Bah, Ihr jungen Creaturen, Ihr beide

habt kein Recht, und ich allein werde das mit den Alten abmachen, ich will und muß nun einmal Brautvater sein und damit basta für heute!«

Nachdem man am nächsten Morgen gemeinschaftlich das Frühstück eingenommen, erinnerte Hille ihren Geliebten an sein Versprechen in Betreff des Rugard.

Er war sogleich bereit und eine Viertelstunde später saßen sie schon in einem Boote, um nach Rügen überzusetzen und vom Strande aus auf dem nächsten Wege den schönen heimatlichen Berg zu besteigen. Golden stand auch an diesem Tage die Sonne am Himmel und linde wehte der Wind die Düfte der Wälder und Felder heran, die im vollen Sommerschmucke prangten. So war denn die Umschau vom höchsten Punkte des Rugard aus, nachdem der kurze Weg bis zu seinem Gipfel bald zurückgelegt war, eine überaus lohnende, und Hille, dicht an Waldemar geschmiegt, gab sich einem Entzücken hin, wie sie es unter solchen Umständen noch nie genossen hatte.

»Sieh,« sagte Waldemar, nach Südwesten deutend, »da springt die ausgezackte Halbinsel, die Du Deine Heimat nennst, wie eine riesige Hand mit ihren ausgestreckten Fingern, dem Redewitzer-, Göhren- und Thiessow'er Höwt in das blaue Meer vor. Dort hinter jenen grünen Waldungen, der Granitz, dessen höchsten Punkt das fürstliche alte Jagdschloß einnimmt, hast Du die vorige Nacht geschlafen, noch nicht im Geringsten voraussehend, daß Du heute schon auf diesem Gipfel stehen und mit mir in Gemeinschaft die Reize Deines Vaterlandes betrachten würdest. Aber so webt das

Schicksal die Fäden des Menschenlebens stets im Geheimen, und mit seiner heutigen Arbeit können wir wohl zufrieden sein. Sieh, dort gerade vor uns taucht das schöne Schloß empor, in dem unser gütiger Fürst, der Herr von Putbus wohnt, um das herum sich seit fünf Jahren eine kleine Stadt aufgebaut hat, die mit schnellen Schritten ihrer Vollendung entgegenreift. Wenn ich nicht irre, wird sie bestimmt sein, einst den leuchtendsten Stern Rügen's zu bilden und Gott gebe ihr und ihrem edlen Schöpfer das beste Gedeihen. Jenes breite Wasserbecken aber, welches die Küste von Putbus bespült, ist der Rügianische Bodden; ihm gegenüber vor jenem grauen Streifen, der pommer'schen Küste, bildet das Meer, tief in das Land eindringend, den Greifswalder Bodden, in dessen tiefster Bucht dort die Greifswalder Thürme ragen. – Hier zur Rechten hinüber, jenseits des schmalen Wassergürtels, erblickst Du die Mauern und Wälle der deutschen Feste, das dräuende Stralsund, aus deren Mitte ich damals mit dem blutenden Magnus Brahe dort nordwärts nach jenem schmalen Inselchen, Hiddens-öe genannt, flüchtete und bei Herrn von Bagewitz auf dem Gute Kloster eine gastliche Aufnahme fand, wie jeder Andere sie finden wird, den einmal sein Weg in Freud' oder Leid dahin führt. – Sieh nun dort hin über Gingst und Udars hinüber, wo Hunderte von Dörfern, Höfen und Häusern mitten aus den grünen Fluren und Wältern hervorragen, in jener Wasserenge zwischen Wittow und Rügen fand der Kampf statt, der uns von unsren feindlichen Verfolgern befreite, als wir nach Schweden flüchten wollten, und aus welchem Piesing der Aeltere mit seinem eisernen Willen und seinem kühnen Muthe uns siegreich hervorgehen ließ. Aber jetzt über Wittow fort, fliege mit mir über unsren großen Bodden nach dem schönsten

Punkte unseres Vaterlandes, nach Jasmund. Sieh seine ragenden Wälder, seine hochgethürmten Berggipfel und dort ganz vorn seine weißen Klippen, die jäh in das weite Meer hinabstürzen. Ach, auf diesem grünen Lande habe ich mein Leben begonnen und die herrlichsten Freuden, aber auch die herbsten Leiden erfahren. Beides zusammen aber bindet den Menschen fest an die Scholle und darum kann ich nur mit Wehmuth meinen Blick davon losreißen, der immer wieder meinen Willen nach Spyker zurückkehrt, wo das Grab meines Freundes liegt.«

Hille antwortete ihm nicht, denn sie theilte seine Empfindungen, nur inniger lehnte sie sich an ihn an und drückte stumm seine Hände, dadurch verrathend, daß sie denke und fühle wie er. Wohl eine Stunde blieben sie auf der Höhe stehen und genossen die Aussicht über ihr kleines aber schönes Heimatland, und als sie endlich wieder den Weg nach Buschwitz hinabschritten, waren sie beide befriedigt, denn die Wonne, sich gegenseitig endlich gefunden und so eine Stütze und einen Trost gegen allerlei Noth und Gefahr zur Hand zu haben, stimmte sie glücklich und ließ sie die Schmerzen und Leiden vergessen, die sie bisher erfahren und durchlebt hatten.

Auf dem Wege von Buschwitz nach Pulitz legten sie eine Viertelstunde auf dem kleinen Werder All-Rügen an und Waldemar führte Hille in die geheime Moosgrotte, in der er, während der Anwesenheit des Generals Chambertin mit Magnus verborgen gelebt hatte.

Als sie in das Innere derselben hinabgestiegen waren und den Sitz auf dem schwelenden Moose eingenommen hatten, war Hille erstaunt, das Ganze so behaglich und lieblich

zu finden, und sie sprach ihre Meinung darüber in fröhlichen Worten aus.

»Ja,« erwiderte Waldemar, »jetzt scheint es Dir wohl angenehm und behaglich, einige Minuten auf diesem weichen Lager zu sitzen, aber damals, tagelang hier eingesperrt und von allen Menschen so weit entfernt, war es uns doch peinlich und beschwerlich genug, namentlich für den armen Magnus, der mit seinen Gedanken immer um Spyker flatterte und an seinen bevorstehenden Tod dachte. Sieh, hier, wo Du sitzest, hat damals mein armer Freund gesessen und geseufzt, hier hat er noch immer an die leichtsinnige Gylfe gedacht, die seinen Edelmuth eben so wenig wie seine Liebe zu schätzen wußte. Ach, ich sehe ihn hier noch immer stumm und schmerzvoll brüten und mir seine Leiden klagen, die ich doch nicht lindern konnte, und so wird er mir überall und immer vor Augen schweben.«

Bei diesen Worten, den ersten traurigen, die Waldemar sprach, seitdem er in ihren Besitz gelangt war, umschloß Hille ihn mit beiden Armen und drückte ihn zärtlich an sich. »Mein Freund,« sagte sie, »Magnus allerdings ist nicht mehr hier, aber an seine Stelle bin ich getreten und ich will mich auf alle Weise bemühen, ihn Dir in Deinem Herzen zu ersetzen.«

»O Hille, wie schön sprichst Du das aus und wie unendlich dankbar bin ich Dir dafür. Ja, Du, Du allein bist mir der einzige Trost, wenn ich an seinen Verlust denke, denn Magnus war mir mehr als ein Freund und Gefährte, er war mir fast ein Bruder! Und wie wunderbar richtig hat er mir Vieles vorausgesagt, was schon jetzt vollkommen eingetroffen ist. Erst wenn ich todt sein werde, sagte er mir unter Anderm, wirst Du ganz glücklich sein. Und sieh, Hille; er ist

todt, und ich bin, was er mir vorhergesagt – glücklich, wie es ein Mensch nur sein kann, schon allein durch Dich.«

Hille drückte ihn noch fester an sich und dankte ihm mit Küssem, denn Worte hatte sie nicht. Dann aber stiegen sie wieder an die Oberfläche empor, schlossen vorsichtig die Thüren der verborgenen Hütte und bestiegen ihr Boot, mit welchem sie bald wieder nach Pulitz gelangten.

Bei dem Mittagsmahle, das nun in der Behausung des alten Schweden in der gewohnten reichlichen und förmlichen Weise aufgetragen wurde, erfuhren die Brautleute zu ihrer Freude, daß sowohl Adam Sturleson wie Mutter Talke sie nach Sassenitz begleiten wollten, um Zeugen der Freude des Strandvogts und seiner Frau zu sein. So wurde denn heute nicht an den Mittagsschlaf gedacht und sobald die Tafel aufgehoben war, rüstete man sich, die Reise anzutreten, in der Hoffnung, daß der Steuermann aus Bakewitz seinen Auftrag vollzogen, und Piesing ein Boot dem Haidekrug gegenüber in die Prorer Wiek gesandt haben werde.

Mit raschem Ruderschlage flog das Pulitzer Boot quer durch den kleinen Jasmunder Bodden und es war noch nicht zwei Uhr Nachmittags, als man im Haidekrug anlangte und nun zu Fuß über die schmale Haide schritt. Wie erstaunten aber alle Vier, als sie den Strand erreichten und an der bezeichneten Landungsstelle statt des gewöhnlichen Ueberfahrbootes das größte und schönste Lootsenboot von Sassenitz vorfanden, das Piesing selber steuerte und außerdem bei dem schwachen Winde mit acht kräftigen Ruderern besetzt hatte, die sämmtlich in ihre Sonntagstracht gekleidet waren. Sodann aber war das ganze Boot vom Ausleger bis zum Bord herab mit unzähligen bunten und lustig flatternden Wimpeln und Flaggen geschmückt, unter denen hinten

über der Ruderpinne zum ersten Mal die große preußische Flagge sich entfaltete, unter deren Schutz die Rügianischen Schiffer und Lootsen jetzt in See stachen.

Erstaunt blieben die vier Reisenden stehen, als sie schon von Weitem das unerwartete Schauspiel erblickten, und eine neue Freude erhob ihre Herzen, daß man ihrer in der Heimat so herzlich gedacht und an ihrem Schicksale so innigen Antheil genommen hatte.

Der Bote aus Bakewitz hatte also gegen Waldemar's Wunsch das Geheimniß in Sassenitz verrathen und wir wollen ihm das nicht verdenken, denn Leute seines Herkommens und Standes glauben immer recht zu thun, wenn sie Andern eine Freude bereiten, selbst wenn sie dabei einem ausdrücklichen Gebote zuwider handeln.

Da das große Boot nicht dicht am Strande anlegen konnte, so hatte man noch ein kleines im Schlepptau herbeigeführt, das ebenfalls bunt und reich beflaggt war; in dieses nun, nachdem es dicht an das Ufer gerudert, stiegen die Reisenden, um bald darauf von Piesing dem Aelteren an Bord des großen begrüßt zu werden, der als Führer des Schiffes seinen Posten nicht verlassen hatte. Mit festem Handschlag und herzlichen Worten empfing er das Brautpaar und als alle auf ihren Plätzen saßen, ließ er ein donnerndes Hurrah ertönen, das an den Bergen von Jasmund widerhallte und weit über die Wogen der Ostsee scholl. Dann aber gab er seinen Ruderern ein Zeichen und auf einen Schlag senkten sie ihre Riemen in das Wasser und wie ein hurtiger Schwan flog das große Boot durch die Fluthen dem Ufer von Jasmund zu, noch einmal im funkeln den Sonnenschein die schönen Küsten der Heimat umsegelnd.

Als man aber bald auf die Höhe von Mucran gelangt war, gab Piesing den Vormännern im Buge ein Zeichen, und als sie dieses empfangen, zogen sie ihre Riemen ein und machten sich mit einem kleinen Böller zu schaffen, den sie bisher mit einer Flagge den Blicken des Brautpaars entzogen hatten. Den entluden sie nun und Schuß auf Schuß fuhr krachend heraus und begrüßte die Höhen Jasmund's, den Bewohnern derselben damit ein Zeichen gebend, daß sie das Paar glücklich heimbrächten, nach dem sie ausgefahren waren.

Kaum aber war der erste Schuß im donnernden Echo an den Bergvorsprüngen der Halbinsel widerhallt, so belebte sich plötzlich die stille See, denn von Sassenitz und Crampas her ruderten so viel bunt bewimpelte Fahrzeuge heran, als in beiden Dörfern aufzutreiben gewesen waren, und in wenigen Minuten umringten sie alle das große Boot und lauter Jubelruf, bis weit über die Gränzen des langgedehnten Strandes tönend, erfüllte die milde Sommerluft.

Hille, als sie dieses herzliche Entgegenkommen sah und daraus erkannte, wie lieb man in Sassenitz ihren Waldemar und sie selbst habe, vermochte kein Wort zu reden, nur ihre Augen blitzten rings umher und streuten überallhin Winke und Grüße aus, während sie im Stillen die Freudenperlen trocknete, die wider Willen ihre blühenden Wangen befeuchteten. Waldemar aber stand hoch im Boote, schwenkte seinen Seemannshut und begrüßte mit lautem Zuruf alle die biederer Männer, die es mit ihm und seinem braven Vater so herzlich meinten.

Als man sich aber dem Strande von Sassenitz allmählig näherte, wurden alle durch einen unerwarteten Anblick

überrascht. Der ganze Außenstrand war mit hohen und un-absehbar langen Reihen von Fischernetzen umspannt, in de-nen bunte Bänder und Tücher eingeknüpft waren, deren Wehen und Flattern im Winde einen lieblichen Anblick ge-währte. In den von Zeit zu Zeit freigelassenen Zwischenrä-u-men aber hatten sich alle Bewohner von Crampas und Sasse-nitz aufgestellt, und Männer und Weiber, Jung und Alt, alle im Sonntagsstaat, bemühten sich um die Wette, mit Freu-denruf und Gruß das junge Paar zu empfangen, dem alle von ganzem Herzen so freundlich gewogen waren. Als Waldemar diesen unerwarteten und herzlichen Empfang sah, da wurden auch ihm die Augen feucht, und er vermochte nur noch mit den Armen wiedergrüßend und dankend zu win-ken, denn Worte hatte er schon lange nicht mehr.

Endlich war man dem Strande ganz nahe gekommen, und dicht vor dem Eingange von Sassenitz, wo der Steinbach sei-ne Schaumperlen in's Meer ergießt, hatte man schnell aus alten Booten und Brettern eine Landungsbrücke zusammen-gefügt, die mit Blumen und Blättern bestreut war und hin-ter der die jauchzenden Fischer mit Weibern und Töchtern in bunten Reihen standen. Kaum aber hatte Waldemar, Hille an der Hand führend, diese Brücke betreten, so öffneten sich die Haufen, und der Strandvogt selber, Mutter Ilske ge-leitend, die man erst vor Kurzem von dem Vorgehenden in Kenntniß gesetzt, trat den Ankommenden entgegen.

Als nun die beiden allgemein verehrten Alten, die an die-sem kleinen Orte die angesehensten Leute waren, das Braut-paar in ihrer elterlichen Weise begrüßt und willkommen ge-heissen hatten, mußten Hille und Waldemar die Reihen hin-untergehen und Allen und Jedem die dargebotenen Hände

schütteln, und niemals in ihrem Leben war Hille von so vielen bewundernden Augen beschaut worden, wie an diesem Tage, denn als hätte noch niemand vorher das schöne Mädchen von Sassenitz in der Nähe gesehen, so fand man erst heute so vollkommene Reize an ihr, daß Waldemar, wenn er die Ausrufungen gehört, die aller Orten laut wurden, sich mit einer Prinzessin hätte verbunden wähnen können, was in dem Sinne der einfachen guten Strandbewohner nichts Anderes hieß, als im Besitz aller möglichen Schönheiten und Vollkommenheiten zu sein.

Nachdem nun die Begrüßungen unten am Strande wohl eine Stunde hinweggenommen hatten, ordnete der alte Schwede und Piesing, der riesige Lootse, den Zug, der das Brautpaar durch die Schlucht zur Höhe hinauf nach dem Kiekhouse begleiten sollte.

Voran schritten zwei Fiedler, mit nicht unharmonischen Tönen das Echo der Berglehnen erweckend. Ihnen folgte, immer paarweise gehend, ein Zug der jüngeren Fischer und Schiffer; dann kam der alte Schwede mit Mutter Ilske, dann der Strandvogt mit Mutter Talke und dahinter das Brautpaar, welches man mit grünen Eichenguirlanden fast übermäßig beladen hatte. Hinter ihnen aber folgte die lachende und schwatzende Schaar der jüngeren Fischermädchen, denen sich endlich die alten Paare, die Lootsen und ganz zuletzt die schreiende und radschlagende junge Welt anschlossen.

Bis vor das Gartenthor des Kiekhauses gab man den Bewohnern desselben das festliche Geleite, und unter Hurrahruß und einem endlosen Gejauchze traten sie in die Thür ein, worauf die Dorfbewohner sich zurückzogen, um unten am Strande den althergebrachten Fischertanz aufzuführen und

bis zum Abend das Vergnügen fortzusetzen, da der Festtag der Einzelnen hier immer ein Festtag für alle war.

Als nun aber der Strandvogt mit allen Seinigen in das beste Zimmer des Kiekhauses eingetreten war, da begannen noch einmal die Begrüßungen und das Willkommenheißen der beiden Glücklichen, und hier empfing auch nochmals der alte Schwede den Dank der Eltern, den er so redlich verdiente, da er es ja allein war, der den Frieden nun wirklich in das stille Haus eingeführt und alle glücklich gemacht hatte.

Man war mit den Worten zu Ende gekommen, und Mutter Ilske hatte den schon bereit gehaltenen Kaffee eben hereinbringen lassen, als Waldemar's Augen auf den am vorvergangenen Tage eingelaufenen Brief fielen, den seine Mutter, um ihn nicht wieder zu vergessen, in ihr Arbeitskörbchen am Fenster gelegt hatte.

»Was ist das für ein Brief?« rief er und griff schon danach. »Ha, vom alten Grafen Brahe aus Stockholm!« stammelte er plötzlich mit gepreßter Stimme, und Alles schwieg bei diesen Worten und richtete erwartungsvoll die Augen auf ihn. »Ist der in meiner Abwesenheit gekommen, Mutter?«

»Nein, mein Sohn, ach nein, jetzt muß ich mich nur anklagen, und Du, hilf mir, daß er mich nicht schilt. Der Brief, Waldemar, kam schon am Sonnabend Abend an, ehe Du zu Hause warst, und ich wollte ihn Dir am Sonntagnorgen überreichen, um Dir einen fröhlichen Tag zu machen. Da kamst Du aber so früh herunter und mit so entzücktem Gesicht, daß ich ihn vergaß, zumal Du Dich gleich darauf in das Boot setzttest und nach dem Süden fuhrst. Jetzt aber lies

ihn, mein Sohn, wir erlauben es Dir alle gern, und wenn etwas Gutes darin steht, wird er noch immer zur rechten Zeit gelesen sein.«

»Und erst recht, wenn etwas Schlimmes darin steht, denn wir stehen hier alle für *einen* Mann!« bemerkte der praktische alte Schwede.

Waldemar wandte den Brief hin und her, als könne er kaum die Zeit erwarten, ihn zu lesen, denn es war dies der erste, den er seit Magnus' Tode, also seit fünf Jahren, vom Grafen erhielt. »Darf ich ihn lesen?« fragte er dann das liebe Mädchen, das, wie alle Uebrigen, die Augen voller Spannung auf ihn gerichtet hielt.

»Ja, Waldemar, Du mußt es sogar, und thue es geschwind; wir aber wollen unterdessen ganz still sein und während der Zeit unsren Kaffee trinken.«

Waldemar hatte sich auf den Stuhl der Mutter an das Fenster gesetzt und den Brief rasch geöffnet. Mit ruhigem Auge überflog er die erste Seite, als er aber immer weiter und weiter las, nahm seine Miene den Ausdruck einer Aufregung an, die von Minute zu Minute sichtbar zunahm, bis er endlich ganz bleich wurde und mehrere Male einen tiefen Seufzer ausstieß.

Alle im Zimmer Anwesenden verhielten sich vollkommen schweigend und hingen erwartungsvoll an dem Gesichte Waldemar's. Auch ihre Aufmerksamkeit wuchs allmählig, bis sie sich Alle wie auf einen Wink erhoben und in die Nähe des Lesenden traten, der plötzlich, als er den Brief zu Ende gebracht, mit heftigster Erregung vom Stuhle aufsprang und ausrief:

»Großer Gott! Womit habe ich das verdient! O, wie belohnt sich die Liebe auf Erden, wenn sie die wahre, echte

Liebe ist – und die meine war es, ich kann es vor Jedermann, selbst vor Gott behaupten!«

»Nun, was ist's denn, was giebt's denn?« fragte neugierig der alte Strandvogt und wollte schon mit der Hand nach dem Papiere greifen.

Waldemar hörte gar nicht, was der Vater zu ihm sagte. Er kämpfte noch immer mit sich selber, strich sich wiederholt, mit der Hand durch das üppige dunkle Haar und trat dann auf Hille zu, drückte sie fest an sich und sagte: »O Hille, wenn dieser Brief vorgestern in meine Hände gelangt wäre, so hättest Du einen anderen Bewerber an mir gehabt und ich hätte ohne Herzklopfen nach Bakewitz eilen und mit offener Stirn an Dich herantreten können.«

»Ich wünsche es mir nicht anders, wie es gewesen ist, denn es war schön, herrlich, unvergeßlich so,« erwiderte Hille leise, aber da Alles schwieg, doch verständlich genug.

»Das glauben wir Euch gern,« nahm der alte Schwede lächelnd das Wort. »Aber dürfen wir nicht erfahren, was in dem Briefe steht, mein Junge? Denn wenn Du mit dem Mädchen von Bakewitz fortfährst zu reden, so werden wir es wahrlich noch lange nicht wissen.«

»Ja,« sagte Waldemar und trat mit feierlicher Miene und gehobener Haltung in die Mitte seiner Lieben, »Ihr dürft nicht allein, sondern Ihr müßt es erfahren, denn dieser Brief verändert Euer und mein Verhältniß wie durch einen Zauberschlag. Hört also, was der gute alte Graf mir schreibt, und dann dankt Gott noch einmal, daß er meinem Vater einst die Gelegenheit gab, den edlen Herrn dem Wellentode

zu entreißen, was ja der Anfang unserer näheren Bekanntschaft und des Glücks war, welches jetzt in übermäßiger Fülle auf mich, der es so wenig verdient, herniederströmt.« Darauf nahm er den Brief und las mit klarer Stimme den ganzen Inhalt desselben vor.

»Mein theurer Sohn!« hieß es darin. »Ach, ich nenne Dich meinen Sohn, weil ich keinen anderen mehr habe, dem ich diesen Namen beilegen könnte, und Du hast ja stets gegen mich und meinen Magnus gehandelt, als wärest Du mein Sohn und sein Bruder gewesen, das hat er mir in seiner letzten Zuschrift und Willensmeinung zu erkennen gegeben, die Du selbst mir vor fünf Jahren aus Sassenitz übersandt hast.

Mein langes Schweigen wird Dich in Verwunderung gesetzt und Dir vielleicht die Meinung eingeflößt haben, als hätte ich Dich vergessen oder gar meine Hand von Dir abgezogen, wie es wohl in der Welt unter Menschen vorkommen mag, die ein schwaches Gedächtniß für erwiesene Wohlthaten und eine starke Neigung haben, nur an sich selbst und das eigene Wohlsein zu denken. Aber nein, mein theurer Waldemar, das ist nicht die Ursache meines langen Schweigens gewesen. Lange Reisen und wichtige Geschäfte im Auslande haben mir Jahre meines Lebens fortgenommen, die ich nicht für mich

und die Meinigen, sondern nur für das höhere Wohlsein meines Vaterlandes verwenden konnte, und als ich endlich in mein heimatliches Haus zurückkehrte, war der Schmerz, meinen Magnus, den einzigen Erben meines Namens, die ganze Freude und Hoffnung meines Lebens, verloren zu haben, so groß, daß ich nicht im Stande war, irgend wem von meinen Verhältnissen und Absichten Kunde zu geben. Auch wütete damals der Krieg mit seinen Drangsalen und Kümmernissen in Europa, kein Mann war zu Hause, und meine Zuschriften hätten Dich wahrscheinlich vergeblich in Deiner Heimat gesucht. Jetzt aber, mein guter Waldemar, haben wir Frieden, und mit ihm die Ruhe und Muße erhalten, über uns selbst und Andere nachzudenken und für ihre Zukunft zu sorgen. Dieses Nachdenken aber hat mich zuerst auf Dich zurückgeführt und mich gemahnt, Dir zunächst auf Dein liebevolles und trostreiches Schreiben vom Jahre 1810 Antwort zu geben. Ich richte daher diese Zeilen in das Haus Deines guten Vaters, weil ich mir denke, daß Dich das in allen Rügianern lebhaft brennende Heimatsgefühl in die Arme desselben zurückgetrieben haben wird, um in seiner Nähe Dein ferner Lebe Deinen und seinen Wünschen entsprechend zu verbringen.

Was ich Dir nun zu sagen habe, ist Folgendes, ich bitte Dich aber, damit nicht die ganze Dankbarkeit für erschöpft zu halten, die ich für Dich in Anbetracht des vielen Guten empfinde, welches Du mir und den Meinigen erwiesen hast, sondern es nur als die Abtragung eines kleinen Theils der unvertilgbaren Schuld aufzunehmen, die Dein und Deines braven Vaters Verhalten in schweren Stunden mir auf die Seele gelegt hat und die ich daselbst tragen werde, bis auch mein Auge sich schließt, um in den ewigen Osten einzugehen.

Aus Magnus' letztem Willen geht hervor, daß Du bis an sein Ende sein treuer Freund und Gefährte auf allen Wegen gewesen bist. Er dankt Dir noch einmal durch mich für alle Deine ihm bewiesene Liebe von ganzer Seele und wiederholt Dir zum letzten Male, daß Du ihm der zuverlässigste, theuerste Freund und sorgsamste Bruder auf Erden gewesen bist. Was er Dir nun nicht selber sagen möchte, sagt er Dir durch mich, und um Dir auch sichtbare Erinnerungen an seine Freundschaft und Neigung zu hinterlassen, setzt er Dich zum Erben aller seiner kleinen Besitzthümer ein, die er an Sammlungen, Waffen, Büchern, und sonstigen Dingen im Laufe der Zeit von mir, seiner früh verstorbenen Mutter und seinen übrigen Verwandten erhalten hat, und ich bestätige das

hiermit, indem ich die Bitte hinzufüge, Dich in einigen Tagen nach Spyker zu begeben, um dort das Genannte in Empfang zu nehmen, da ich Alles, was noch nicht daselbst ist, morgen dahin absenden werde. Wenn Du es vermeiden kannst, der leichtfertigen Gylfe Torstenson vor Augen zu treten, so erfülle meinen Wunsch, ich mag nicht, daß Deine Erinnerung an Magnus und mich, noch einmal durch den Anblick oder vielleicht gar durch eine zu spät kommende Erörterung mit diesem unglücklichen Mädchen getrübt und aus der stillen Ruhe sanften Vergessens aufgerührt werde. Denke aber nicht, daß ich meine Hand ganz von ihr abgezogen habe, das wäre gegen mein Gewissen und gegen das Versprechen, welches ich ihr gab, als sie als das Kind eines Geächteten und eine von aller Welt verlassene Waise in meine Hand gerieth, vielmehr habe ich ihr ein Jahrgeld bestimmt, wovon sie neben ihren Einkünften als Stiftsfräulein in Bergen bequem leben kann, wohin sie, wie ich hoffe, sich begeben wird, sobald das vom Kriege hart mitgenommene Stift wieder in bewohnbaren Zustand versetzt sein wird. Diese Worte sollen die letzten sein, die ich über sie fallen lasse, denn es schmerzt mich, von ihr zu reden, die meinem guten Magnus vielleicht wider Willen so viel Leid und Kummer verursacht hat. Gebe ihr Gott ein recht heiteres Leben

und innerliche Zufriedenheit, sie ist noch jung und zum Genusse des menschlichen Da-seins geschaffen; sie würde unglücklich sein, wenn sie es einsam verbringen müßte, und doch hat sie die Winke der Vorsehung nicht verstanden, die ihr so oft hilfreich die Hand bot, als sie in bedrängter Lage war.

Alles, was ich Dir bis jetzt gesagt, betrifft aber nur den Dank und die Willensmeinung, die Magnus für Dich hinterlassen hat – ich für meine Person bin Dir zu größerem Danke verpflichtet. Um wenigstens einen Theil des-selben abzutragen, habe ich hin und her gesonnen, wie ich Dir Deinen ferneren Lebens-pfad ebnen und angenehm machen könnte, da mir sowohl Deine Neigungen wie Bestre-bungen für eine Deiner würdige Zukunft be-kannt sind, und da habe ich mich erinnert, daß ich Dir eine kleine Gabe bieten kann, die Dich und die Deinigen vielleicht erfreu-en wird. Nimm also meine seit Jahren mit großer Vorsicht und Liebe gepflegte Muster-wirthschaft Blankenau am Jasmunder Strand-e in der Nähe der Stubnitz zu Deinem Ei-genthum an. Sie hat ein trauliches und ge-räumiges neu erbautes Wohnhaus, hübsche Gärten, eine gute Viehzucht, jagdreiche Wal-dungen und ist in der Nähe der See ge-le-gen, die Dir ja von Jugend auf ein befreun-de-tes Element war. Dorthin ziehe Dich von den Sorgen des Lebens zurück, nimm ein braves

Weib und erziehe Deine Kinder in Gottesfurcht und Menschenliebe, wie Dich Deine wackeren Eltern selbst erzogen haben.

Da Du aber noch jung, voll Feuer, Kraft und Lust zur Arbeit bist, also einen Lebensberuf brauchst, der Deinen Fähigkeiten entspricht und Dir eine ehrenvolle Stellung unter Deinen Landsleuten gewährt, so habe ich mit meinem edlen Freunde, dem Fürsten von Putbus, Deinetwegen Rücksprache genommen und er hat meinen Wunsch erfüllt und mit der neuen Regierung verhandelt, die jetzt über Rügen gebietet. So wird Dir denn in den nächsten Wochen Deine Bestallung als Strandvogt der ganzen Halbinsel Jasmund ausgefertigt werden und Du wirst der oberste Beamte dieser Art in Deiner schönen Heimat sein. Das Amt aber, welches Du hiermit übernimmst, wird meiner Ueberzeugung nach in keinen Händen besser bewahrt sein, als in den Deinen, denn Du besitzest nicht allein die Fähigkeiten, sondern auch den guten Willen dazu, es seinen Erfordernissen und seiner Wichtigkeit gemäß würdig auszufüllen, wie es einem Ehrenmanne geziemt. Wo Du also kannst, widme Dein Leben dem Wohle der Menschen, die in Stunden der Gefahr hülfflos an Deine Ufer geworfen werden, übe Barmherzigkeit und wache über alle Diejenigen, die mit der Rettung von

Menschen und mit der Bergung verunglückter Ladungen betraut sind.

Diese Stellung bietet Dir aber auch Gelegenheit, Deiner Liebhaberei, das Meer zu befahren und das Seewesen auf Rügen zu fördern, zu genügen, sodann aber auch, zum Wohle einer großen Menge von Menschen beizutragen, die Deiner Oberleitung untergeben sind.

Nun noch das Letzte, was Dich vielleicht in nicht geringe Verwunderung setzen wird, aber Dich vielleicht niederschlagen darf. Der künftige Besitzer der Spyker'schen Güter, Blankenau ausgenommen, werde nicht länger ich, sondern wird der Fürst von Putbus sein, mit dem ich seit einiger Zeit wegen Verkaufs meiner sämmtlichen Besitzungen auf Jasmund, Wittow und Rügen in Unterhandlung stehe. Er ist ein edler Mann, hochbegabt, zu allem Guten geneigt, weiße, kunstsinnig und thätig für das Wohl der Seinigen und aller auf Rügen lebender Menschen, namentlich der dienenden und ärmeren Klasse. Begieb Dich nächstens nach Putbus zu ihm und stelle Dich ihm vor, denn Du bist durch den Besitz von Blankenau, sowie durch Deine amtliche Stellung in die Reihe der begüterten und angesehensten Bewohner der Insel getreten. Du wirst mit ihm, und er wird mit Dir zufrieden sein, das sehe ich

voraus. Ich selbst konnte nach allen Verlusten und da ich – nach Gottes Willen – keine Familie mehr habe, meine Güter auf Rügen nicht mehr nach Wunsch benutzen, jeder alte Baum, jeder zerbröckelnde Fels würde mich nur an meinen Verlust erinnert und meinen väterlichen Schmerz erneuert haben. Ich scheide ungern von meiner schönen Heimat und dem alten Wohnsitze meiner Väter und ihren großen Besitzungen, aber einem Manne von meinen Jahren, der mit allen Gedanken schon bei seinem Schöpfer im Himmel weilt, wird eine solche Trennung leichter und möglicher, als sie Dir erscheinen mag.

Lebe nun auf Deinem reizenden Besitze, am Strande des Ostseespiegels und in der Nähe der mir so theuren Stubnitz mit ihren unvergänglichen Schönheiten in Frieden; genieße das Leben in seinen reichen Gaben, und weiche nie ab von den Grundsätzen und Neigungen, die in Dir stets vorherrschend waren und wegen derer ich Dich so lieb gewonnen habe. Drücke Deinem alten Vater und Deiner guten Mutter in meinem Namen die Hand und erinnere Dich bisweilen mit herzlicher Neigung, wie Du sie mir bisher bewahrtest, des alten Mannes, der kinderlos in die Grube steigt und Niemanden um sich hat, dem er weder seinen Namen, noch seinen Besitz hinterlassen kann.

Dein dankbarer Pflegevater

Graf Brahe.

Stockholm den 24. Juni 1815.«

Als Waldemar mit Lesung des Briefes zu Ende gekommen war, gab sich die freudige Ueberraschung der Anwesenden nicht durch laute Ausrufe kund, sondern Alle, von verschiedenen Gefühlen ergriffen, senkten die Köpfe und schwiegen, so tief war der Eindruck, den das Schreiben des edlen Grafen auf sie hervorgebracht hatte. Hille aber war die Erste, die sich ermannte, indem sie auf ihren Bräutigam zutretend, ihn innig in die Arme schloß und als Besitzer von Blankenau begrüßte, der nun zehnmal reicher und angesehener sei, als sie es je gewesen war.

Dann aber trat der alte Strandvogt heran und sagte, mit vor Aufregung bleichem Gesicht und doch im Hinterhalt mit seinem natürlichen Humor lächelnd: »So also hängt es zusammen! Nun, Ehre dem, dem Ehre gebührt! Junge, Du bist jetzt mein Vorgesetzter, und ich bin der Erste, der Dir seine Unterthänigkeit und seinen Respect ausspricht«

»Nichts von Unterthänigkeit, nichts von Respect, mein Vater!« rief Waldemar und schloß auch ihn in die Arme, »Alles aber in Liebe wie bisher und in noch größerer Liebe immerdar!« Dann aber eilte er zur Mutter, die laut schluchzte und kein Wort hervorbringen konnte, da sie sich in das große und unverhoffte Glück ihres Sohnes gar nicht zu finden vermochte.

Der alte Schwede, der mit seinen Glückwünschen sonst immer zuerst bei der Hand war, wo Jemandem ein Glücksstern aufging, war aber jetzt noch ganz verblüfft und starre mit offenem Munde aus dem Fenster auf die See hinaus, bis endlich Mutter Talke, nachdem auch sie ihren herzlichsten

Glückwunsch angebracht, ihn am Aermel zupfte und fragte, ob er denn dem Strandvogt von Jasmund nicht seine Ehrerbietung erweisen wolle.

»Ja,« schrie er laut auf, »es wird wohl Zeit dazu sein. Ha, wo ist der neue Strandvogt von Jasmund? Ah, da! Junge, komm einmal her, Du also bist der neue Herr auf diesem Strande, he? Und vor Dir soll ich mich bücken?«

»Alter!« rief Mutter Talke entrüstet und schüttelte mit kräftigem Rucke einen Arm des Riesen, der diesen aber, da er immer wie eine Eiche stand, nicht im Geringsten erschütterte.

»Schweig!« donnerte der alte Schwede, »ich habe es jetzt mit Dem da zu thun. Nein, Junge, ich bücke mich nicht vor Dir, denn wer vor einem Kaiser von Pulitz nicht einmal die Kniee gebeugt hat, der wird es vor einem Strandvogt von Jasmund, was auch eine ganz neu gebacken Würde ist, noch weniger thun, zumal Du der Mann in Würden bist, den ich noch in Pumphosen unter den Gänsen und Hühnern habe herumstolzieren sehen. Aber, Junge, wenn Du die Hand eines schlichten Biedermanns nehmen und sein Freund bleiben willst, in Freud' und Leid, zu Wasser und zu Lande – da ist sie, nur muß ich Dir sagen, daß es mir fast leid thut, Dich so leichten Kaufs nach Bakewitz gesandt zu haben, denn ein Herr, wie Du jetzt einer geworden bist, hätte von Gott und Rechtswegen kraft seiner eigenen Nase den Weg dahin finden können. Doch nichts für ungut, und es bleibt zwischen uns bei'm Alten. Deine Hochzeit aber, und das soll meine Rache sein, findet dennoch auf dem kleinen Pulitz statt, und ich werde sie auf eine Weise ausrichten, daß ganz Rügen ein Jahr davon sprechen soll.«

Darauf näherte er sich Waldemar und drückte ihm so mächtig die Hand mit seiner gewaltigen Rechten, daß selbst er, der starke junge Mann, das Wort fallen ließ, es sei jetzt genug, sonst käme er als Krüppel in sein neues Amt. —

Der übrige Theil des Tages wurde in einer Stimmung verlebt, wie sie unter den Glücklichen im Kiekhause noch niemals geherrscht hatte, und bis spät in die Nacht hinein blieben sie zusammen, immer wieder die seltsamen Fügungen der Vorsehung besprechend und bewundernd, die, hinter dunklen Schleiern verborgen, doch stets so wohl für alle die Ihrigen sorgt; und dankbar gegen Gott, den Geber alles Guten, gingen sie endlich zur Ruhe, um im köstlichen Schlummer dem nächsten Tage entgegenzugehen, der wieder ein Freudentag für sie sein sollte, wie sie jetzt ihrer viele zu erwarten hatten.

Am frühen Morgen des folgenden Tages war abermals das große Lootsenboot mit bunten Wimpeln und Flaggen für sie ausgerüstet, um den neuen Strandvogt von Jasmund mit allen Seinigen nach Blankenau zu fahren, wo er ihnen sein schönes Gut zeigen und den Bewohnern desselben sich als den jetzigen Besitzer vorstellen wollte. Als die Strandbewohner nun hörten, welche Ehre und Auszeichnung ihrem alten Herrn und seinem Sohne widerfahren war, da begannen die Begrüßungen und Glückwünsche des vorigen Tages von Neuem und wieder hatte sich Alt und Jung in festlichen Kleidern am Strande versammelt, um die Glücklichen in das große Boot steigen zu sehen und ihnen mit ihren kleinen Fahrzeugen das Geleit bis Stubbenkammer zu geben.

Diese kurze Meerfahrt ward nun bei'm herrlichsten Morgensonnenchein in der fröhlichsten Stimmung zurückgelegt, und nie hatten sich den Augen der doppelt Beglückten die phantastischen Formen der im blendendsten Weiß erglänzenden Kreidefelsen mit ihren weichen Linien und dunklen Steinklüften so malerisch dargestellt, nie hatte das frische Grün der sie krönenden Buchenwälder so fröhlich in ihr Auge gelacht; stumm vor Entzücken schauten alle im Boote Sitzenden nach den vorüberfliegenden Höhen hinauf, im Herzen es dankbar erkennend, daß ihnen der gütige Vater im Himmel ein so schönes Vaterland und Einem von ihnen einen so herrlichen Wirkungskreis innerhalb dieser Schönheiten gegeben hatte.

Als sie nun aber Stubbenkammer hinter sich gelassen, die nackten Kreidefelsen mehr und mehr zurücktraten und dafür die dunkelgrünen Wände der hohen Ufer des nördlichen Jasmund's ihren vollen Sommerschmuck entfalteten, da deutete ihnen Waldemar an, daß man sich jetzt seiner und Hille's künftiger Heimat nähere, und alle schauten schweigend nach der Höhe empor, die sich allmählig nach dem Meere absenkte, aber in malerischen Gestaltungen mit den Abhängen verschmolz, an deren Fuße das felsige Geröll der unnahbaren Küste lagerte. Endlich hatten sie die Gränze von Blankenau erreicht, und Piesing der Aeltere, der jetzt wieder das Steuer führte, lenkte das Boot in die sichere Bucht in der Nähe der Steintreppe, die der ämsige Verwalter von Blankenau mit so vieler Mühe wie Umsicht zum Gebrauche des künftigen Besitzers aufgebaut hatte.

Alle stiegen jetzt aus und kletterten nun langsam die Höhe hinan, und kein Einziger befand sich unter ihnen, der nicht bald von Allem, was er auf jedem Schritte vorfand,

entzückt gewesen wäre. Die ganze Schöpfung des Grafen Brahe, vom Seestrande bis an die fernsten waldigen Gränzen des großen Gutes, stellte sich als ein Meisterstück ländlichen Kunstfleißes dar. Alles war neu, glänzend, wie im Frühlingsschmuck seines Daseins prangend. Als man sich aber nun dem schönen Wohnhause näherte, die bequemen Räume desselben betrachtete und dann die Stallungen mit den herrlichen Pferden, Kühen und sonstigen lebendigen Wesen in Augenschein nahm, da befiehl sie Alle eine dankbare Rührung, denn Keiner von ihnen hatte sich die Gabe des edlen Grafen so reich und vollständig vorgestellt.

»Höre einmal, Junge,« sagte der alte Schwede, Waldemar bei Seite ziehend, »Du hast wahrhaftig in den Glückstopf gegriffen bis an den Ellbogen, nein, was sage ich, bis an die Schulter. Erst hast Du diese Hille gekapert, das schönste und beste Mädchen im ganzen Lande, und nun hast Du noch dieses Gut zum Geschenk erhalten, was wahrlich selbst für einen Fürsten nicht zu schlecht wäre. Donnerwetter, ich tausche gleich mit Dir und gebe Dir meinen ganzen Kram auf Pulitz dafür, sammt dem geheimen Entenfang auf All-Rügen, selbst wenn der schöne Wald noch stände, den der schuftige Kerl mit der Burgunder Nase mir abgehauen hat. Aber Du wirst Dich bedanken, ich merke es schon. Na, ich sehe Alles, wie es kommen wird. Bakewitz werdet Ihr bald auf ewige Zeiten verpachten und immer in diesem kleinen Paradiese wohnen. Nicht wahr, mein Junge?«

»Ja, mein alter Freund, wenn Hille will wie ich, wird es wohl so sein – was meinst Du, meine Theure?«

Hille war während der Worte des alten Schweden an ihn herangetreten und hatte mit wogender Brust, denn ihre wonnigen Gefühle erdrückten sie beinahe, der Rede des

wohlmeinenden Freundes zugehört; als aber Waldemar die Frage an sie richtete, schlang sie ihren Arm um ihn und ihre Freudentränen nicht mehr zurückhaltend, erwiderte sie sanft: »Dein Wunsch wird stets auch mein Wunsch sein, mein Waldemar; es wäre undankbar und unchristlich von mir, wenn ich mir noch etwas Anderes auf Erden wünschen sollte, denn Gott hat mir mehr gegeben, als um was ich ihn so oft auf meinen Knieen gebeten habe.«

Unterdessen blickten sich die Anderen überall wie in einem Feenreiche um, Alles kam ihnen so wunderbar und seltsam vor, daß sie ganz verdutzt einander anschauten und kein Wort hervorbringen konnten. Die bisherigen Bewohner von Blankenau aber, als sie das schöne Paar sahen, das von jetzt an ihre Herrschaft sein sollte, was sich bald kund gethan, fühlten sich so beglückt und befriedigt, als hätten sie selbst ein großes Geschenk erhalten, und auch hier wie im Kiekhause ward also ein festlicher Tag begangen.

Im Laufe des Morgens nahm Waldemar den Verwalter Hendrichs bei Seite, der ihm lächelnd seinen Glückwunsch abgestattet hatte, und fragte ihn nach allen das Gut betreffenden Einrichtungen. Da stellte es sich denn heraus, daß der gute Mann schon seit einigen Wochen gewußt, daß Blankenau einen neuen Herrn erhalten würde, und daß er sogleich in Waldemar Granzow denselben vermutet habe, als dieser in ganz anderer Absicht vor einigen Tagen das-selbe besucht hatte. Daß er aber Alles zu seinem Empfange bereit gefunden, verdanke er allein dem Grafen, denn dieser habe dem Verwalter schreiben lassen, Alles im Ganzen und Einzelnen licht und klar zu machen, da der Herr, dem Blankenau von jetzt an gehöre, bald erscheinen werde und nichts unvollendet und schmucklos finden dürfe.

»Ich danke Ihnen aufrichtig für alle Ihre Sorgfalt und Mühe,« erwiderte Waldemar und drückte dem Verwalter herzlich die Hand, »aber haben Sie auch an Ihre eigene Person gedacht, da ich nun selbst mein Gut bewirthschaften werde?«

»Auch dafür hat der gute Herr Graf gesorgt, Herr Strandvogt. Sobald Sie eingezogen sind und von allem Kenntniß genommen haben, begebe ich mich nach Spyker, um die Stelle des alten Kastellans einzunehmen.«

»Ha, was sagen Sie? Und wo bleibt der gute Ahlström?«

»Er bleibt auf den Befehl des Herrn Grafen Zeit Lebens in Spyker wohnen, nur soll er keine Mühwaltung mehr haben, und in Ruhe seine Tage beschließen.«

»So, also das war sein Plan! O, der Plan war gut, und ich freue mich, daß Sie ein so angenehmes Unterkommen gefunden haben. Auch in Spyker werden Sie schaffen und wirken können nach Herzenslust.« Und er lächelte heiter dabei, weil ihm, als er die stattliche Gestalt des neuen Spyker'schen Kastellans überflog, ein sehr natürlicher Gedanke einfiel.

»Warum lächeln Sie, Herr?« fragte der ehrliche Mann, der es bemerkte.

»Haben Sie schon eine Braut, Hendrichs?«

Der also Gefragte erröthete und verneinte die Frage.

»Nun, so gratulire ich im Voraus. Ahlström hat zwei hübsche Töchter und ein ganz ansehnliches Vermögen. Vielleicht trifft es sich, daß Sie den Alten und Mutter Heylike doppelt glücklich machen, indem Sie sie zur Ruhe setzen und zugleich mit einem Schwiegersohne beschenken.«

»Dazu kann Rath werden, Herr, die kleine runde Gysela hat sich schon lange meines Beifalls zu erfreuen.«

»Dachte ich mir es doch! Nun dann wollen wir gute Nachbarschaft halten, denn zwei junge Ehemänner und zwei hübsche Frauen vertragen sich in der Regel gut, und Keiner braucht auf den Andern eifersüchtig zu sein.«

»Ich danke für die mir zugeschriebene Ehre im Voraus und nehme den Glückwunsch herzlich gern an!«

SCHLUSSKAPITEL. ABSCHIED VON UNSERN FREUNDEN.

Zwei Wochen später war die Bestallung des neuen Strandvogts von Jasmund eingetroffen, und Waldemar hatte die Reise nach Putbus in das fürstliche Schloß angetreten, um sich dem Fürsten, wie ihm Graf Brahe gerathen, als Denjenigen vorzustellen, dem er seine hohe Protektion geliehen habe, ohne ihn anders als durch die Empfehlung eines edlen Mannes zu kennen. Der Fürst Malte von Putbus nahm den jungen Mann mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und Herzlichkeit auf und fand an ihm, was Graf Brahe vorhergesagt, einen schönen und dabei zuverlässigen Mann, dem man in allen sein Amt betreffenden Angelegenheiten das größte Vertrauen schenken konnte. Der Fürst bestätigte ihm den Ankauf der Spyker'schen Güter mit Ausnahme des Gutes Blankenau und behielt ihn einige Tage in Putbus, um ihm die Anlagen und Pläne behufs des beabsichtigten Bades und anderer Baulichkeiten zu zeigen, ihn auch in manchen Dingen, die seinen Beruf betrafen, um Rath zu fragen. Gegenseitig von einander auf das Höchste befriedigt, schieden sie wieder, und Waldemar, mit vielen Freundlichkeiten und den herzlichsten Grüßen an die Jasmunder beladen, kehrte nach Sassenitz zurück, wo er damals noch seine Wohnung hatte.

Von hier aus aber fuhr er in Begleitung Hille's nach Spyker, um die Hinterlassenschaft Magnus Brahe's in Besitz zu nehmen, die nun gesammelt war, wie der alte Ahlström geschrieben hatte. Es war dies ein ernster Tag für Waldemar Granzow, der allein durch Hille's Gegenwart sein trübes Ansehen verlor. Nachdem er die verschiedenen Gegenstände hatte einpacken und auf einen Wagen laden lassen, um sie nach Blankenau zu befördern, wo sie ihre Aufstellung erhalten sollten, hielt er sich noch einen halben Tag bei den guten Leuten auf, die von jeher den innigsten Anteil an seinem Glücke genommen hatten und denselben auch jetzt wieder durch ihre herzliche Freude bethätigten. Von Gylfe sah er nichts, obgleich er Manches hörte, was ihm kein besonderes Behagen verursachte. Als er aber mit seiner Braut in den Wagen steigen wollte, um nach Sassenitz zurückzukehren, sagte ihm Gysela, daß Gylfe im Fenster liege und ihn und Hille in genauen Augenschein nehme. Das war die ganze Verbindung, in die er schließlich mit ihr trat, und er that wohl daran, sich nicht weiter um sie zu bemühen, denn die alle Tage böser werdende Dame hätte ihn bitter beleidigt, wenn er ihr nahe gekommen wäre, da sie ihn seit des Colonel Caillard's Tode, den sie allein der Rachsucht des Freunden des jungen Grafen zuschrieb, noch viel mehr haßte als früher, und der Anblick der schönen Hille, die sie übermäßig beneidete, nicht allein weil sie schön war, sondern auch weil sie einen sie anbetenden Geliebten besaß, ihr Blut so in Wallung gebracht hatte, daß Gysela acht Tage darunter leiden mußte.

Am 30. September des Jahres 1815 fand die Hochzeitsfeierlichkeit des jungen Paars auf Pulitz statt, denn Waldemar

sah eben so wenig wie Hille die Nothwendigkeit eines Aufschubs ein, da durch die hochherzige Fürsorge des Grafen Brahe, wie sich sehr bald erwies, die ganze Ausstattung des Herrenhauses in Blankenau besorgt worden war, sobald er die Kunde von der Verbindung der beiden jungen Leute erhalten hatte.

Schon acht Tage vorher hatte der alte Schwede, der eine so seltene Feier in seinem Hause mit Glanz begehen wollte, sechs Hochzeitsbitter auf bunt ausstaffirten Pferden im ganzen Lande umhergesandt und nicht allein diejenigen Gutsbesitzer, die früher mit Magnus Brahe und dem Bräutigam in freundschaftlichem Verkehr gestanden, sondern auch eine große Zahl eingeladen, mit denen er selbst im Laufe der Jahre bekannt geworden war. Es geschah dies in des Festgebers wohlmeinender Absicht, den Besitzer von Blankenau, der jetzt mit vollem Recht in die Reihe der begüterten Herren im Lande getreten war, gleich von vornherein mit allen bedeutenderen Personen auf der Insel in nähere Verbindung zu bringen, wobei vielleicht auch die kleine Eitelkeit mit in's Spiel kam, daß eine Verwandte seiner Frau die Gattin desselben werden sollte.

Kein Einziger der zahlreich Geladenen hatte abgesagt, und so strömten an dem festgesetzten Morgen – der in Bezug der Witterung einer der schönsten Tage des Jahres war – von allen Seiten zu Wagen, zu Roß und zu Wasser die Gäste herbei und wurden in den zu dem Feste ganz neu hergestellten Herrenzimmern des alten Pachthauses empfangen, wie es die Sitte des Landes erheischte und die Gastfreiheit des Pächters von Pulitz für unerlässlich hielt.

Kaum faßte das mäßig große Haus die Zahl der wohlwollenden und mit großer Herzlichkeit sich geberdenden

Hochzeitsgäste, und da Adam Sturleson nicht allein den Vornehmen des Landes, sondern auch den kleineren Leuten ein Freuden- und Friedensfest bereiten wollte, so hatte er im Freien ein großes Zelt aufschlagen und darin einen Tanzplatz anbringen lassen, um auch diesem Theile der Bewohner Rügen's das ihnen nach der Landessitte Zukommende ungeschmälert zu gewähren. Hier im Freien nun entwickelte sich, nachdem die Trauung im Innern des Hauses durch den ehrwürdigen Pastor von Willich aus Sagard vollzogen war, das ganze etwas wilde und laute Getümmel einer Rügianischen Hochzeit ab und es fehlte keine der seltsamen Schaustellungen, die man bei dergleichen Gelegenheiten zu damaliger Zeit aufzuführen für angemessen hielt, die wir aber den Lesern dieser Erzählung zu schildern unterlassen, da in vielen andern Büchern dergleichen altväterische Scenen bereits weitläufig beschrieben sind. Wir begnügen uns damit, zu berichten, daß alle im Laufe der sechs Jahre, die wir unsern Lesern vorgeführt, handelnd aufgetretenen Personen geringeren Standes auf Pulitz versammelt waren und bis gegen Morgen bei Sang und Tanz und Gläserklang beisammen blieben, nachdem sie sich alle Mühe gegeben hatten, die reichlich herbeigeschafften Vorräthe des alten Schweden in flüssiger und fester Gestalt in pure Einbildung zu verwandeln.

Wenn nun hier im Freien das Hochzeitsfest auf eine etwas stürmische Weise verlief, so ging es im Innern des Hauses gerade so zu, wie es überall unter gebildeten und begüterten Leuten herzugehen pflegt, und Niemanden störte es, daß die Braut in ihrer bisherigen Tracht bei ihrem Ehrenfeste erschien, denn, theils wußte man, daß sie von Geburt eine Mönchguterin war, theils fand man sie in den kostbaren

Stoffen und in der gewählten, dem besseren Geschmacke gemäß modernisirten Landestracht so wunderbar holdselig und schön, daß man keine Zeit zu der Vorstellung übrig behielt, sie würde im Kleide einer Großstädterin vielleicht noch besser ausgesehen haben.

Was Waldemar Granzow betraf, so erndtete auch er den vollen Beifall aller Gäste ein, die seinen Ehrentag durch ihre Gegenwart verherrlichten. Und von nun an blieb er mit allen in Freundschaft und geselligem Verkehr, wie es das Leben auf jener Insel, die sein Vaterland war, mit sich bringt. Von diesem Tage an hatte er sich nicht allein die Achtung, sondern auch die Liebe aller derer erworben, die ihm bisher noch nicht nahe gestanden, und namentlich die Gutsbesitzer und Pächter Jasmund's freuten sich wahrhaft, gerade ihn in ihre Mitte eintreten zu sehen, zumal er für das Wohl der schönen Halbinsel gerade durch sein Amt so viel des Guten leisten konnte und in Zukunft wirklich leistete.

Als nun aber der Abend auf Pulitz herabsank und das Fest im Hause seinem Ende entgegenging, beeilte sich Waldemar, mit seiner jungen Frau heimlich ein Boot zu besteigen, das der vorsorgliche Piesing nach geschehener Verabredung an einem bestimmten Orte schon bereit gehalten hatte. Er selbst, sein Bruder und noch zwei ältere Lootsen ruderten das neu verbundene Paar nach Thiessow hinüber, wo ein bequemer Wagen, mit zwei herrlichen Blankenauer Pferden bespannt, sie erwartete, um sie im schnellsten Laufe nach der neuen Heimat zu führen, die von den zurückgebliebenen Dienern auf das Freundlichste geschmückt war. Hier auf Blankenau nun war es unserm Helden vom Schicksale gegönnt, an der Seite der schönen Hille Tage des reinsten Menschenglücks auf Erden zu verleben und, gesegnet auch

durch äußere Güter, sich den Seinigen, deren Kreis alle Jahre umfangreicher wurde, so dankbar wie liebevoll zu erweisen, was von allen Inselbewohnern anerkannt zu sehen er in seinem langen Leben oft genug die Befriedigung hatte.

So wollen wir denn hiermit von den beiden Abschied nehmen, nachdem wir sie durch mancherlei Gefahren und Sorgen in einer verhängnißvollen Zeit treulich bis in den Hafen der Ruhe begleitet haben, denn was wir von ihnen etwa noch Genaueres erwähnen könnten, wird sich von selbst ergeben, wenn wir das Schicksal aller derer mit kurzem Blick überfliegen, die wir als Hauptträger mit in den Rahmen unsers Lebensbildes aufgenommen haben.

Zu dieser Vollendung unserer Aufgabe gehen wir jetzt über und beginnen zuerst mit der Schilderung des Schicksals einer Person, dessen Entwicklung wir nicht bis in alle Einzelheiten verfolgt haben, da uns ein näheres Eingehen auf dasselbe zu weit abseits geführt haben würde. Wir meinen hiermit das Schicksal der Gylfe Torstenson.

Nachdem das Fräuleinstift in Bergen, seit der Occupation durch die Franzosen von diesen und schon einige Zeit vorher von den Schweden als Hospital benutzt, wieder in bewohnbaren Zustand versetzt und seiner uralten Bestimmung zurückgegeben war, kamen die alten und jungen Fräulein der Insel von Nah und Fern herbei und richteten sich wieder wie früher häuslich in demselben ein. Auch Gylfe Torstenson zog es vor, im Frühjahr 1816 Schloß Spyker mit der lebhafteren Stadt zu vertauschen, da die einsame Waldwohnung, in der sie bis dahin zur Betrübniß des alten Ahlström's und seiner Familie gewohnt hatte, ihren Neigungen in gegenwärtiger Zeit nur wenig entsprach, zumal sie nicht annehmen konnte, daß sie dem neuen Besitzer eine

angenehme Beigabe seiner erkauften Herrschaft sein würde, der ja nicht die Theilnahme für sie empfinden konnte, die Graf Brahe ihr seit so langen Jahren durch unzählige menschenfreundliche Handlungen bewiesen hatte. In den ersten Jahren ihres Aufenthalts zu Bergen nach ihrer Uebersiedlung spielte sie noch die junge lebenslustige und hoffnungsvolle Dame, die auf eine goldene Zukunft rechnete, mit der Zeit aber, und besonders, da ihre Jugendblüthe auffallend rasch verwelkte, erkannte sie immer mehr und mehr, daß sie den Gipfel ihres irdischen Genusses und Vergnügens lange überstiegen habe. Da saß sie nun in dem trüben altväterischen Hause unter älteren und leider auch jüngeren Damen, denen das Schicksal eben so wenig wie ihr selber gelächelt hatte, aber nicht als die so schöne, fröhliche und leichtfertige Gylfe Torstenson, die sie einst gewesen, sondern als alte Jungfer, die des Lebens schimmernden Lenz hinter sich hatte, und verbrachte ihre Zeit mit Seufzen und Stöhnen über die Vergänglichkeit alles Schönen auf Erden und mit Erinnerungen, wie sie wohl nie geglaubt, sie jemals bezwingen zu müssen, als sie jung, reizend und hoffnungsvoll war. Mit ihrem schnell sich verändernden Aeußern hatte auch ihr Charakter eine Umwandlung erlitten oder wenigstens mehr und mehr die Form ausgeprägt, die er schon in früheren Jahren im Keime gezeigt. Wie ihr einst so zierlicher Körper, von weißer und rosiger Haut umspannt, in allen Reizen des Jugendlenzes geblüht, so war er jetzt welk, zusammengetrocknet, von einer gelblichen Hülle locker umgeben, auf der keine Spur von der ehemaligen frischen Blüthe zurückgeblieben war. Ihr braunes Auge allein hatte noch Glanz und Leben erhalten, aber es lag tief in dunklen Höhlen

und blitzte und flammte mehr, als es leuchtete und wärmte, ja bisweilen hatte es sogar etwas peinlich Stechendes, Verwundendes, namentlich wenn sie von dem Glücke Anderer sprach oder hören mußte und dabei an das eigene verscherzte Glück zu denken gezwungen ward. Ihr einst so reiches, goldblondes Haar hatte zwar immer noch, wenn die Kunst es auffrischte, einen Schimmer des früheren Lichtglanzes bewahrt, aber es war sparsam, dünn und im Ganzen todt und strohfarben geworden; ihre frühere stolze Haltung war einer zusammengesunkenen Hinfälligkeit gewichen, die ihr vor allem ein gebrechliches und altjüngferliches Ansehen verlieh.

Dabei verfolgte und peinigte sie eine unaufhörliche Unruhe, so daß sie nicht lange an einer Stelle sitzen und am wenigsten mit Sammlung und Behagen lesen konnte; da die Gedanken zu heftig in ihr stürmten und sie von einem Orte zum andern jagten, um irgend wo, wiewohl vergeblich, die begehrte Ruhe zu gewinnen. Am liebsten ging sie in Gesellschaften, womöglich alle Tage in eine andere, weil das am raschesten die Zeit tödtet, die für ihresgleichen wie eine Schnecke dahin schleicht, Gesellschaften, zu denen man sie einlud, um Kaffee oder Thee zu trinken und dabei die Stunden mit Klatschereien zu füllen, denn da hörte sie am häufigsten Dinge erzählen, die den Leumund anderer Personen betrafen, und es machte ihr eine eigene Freude, ein liebloses Urtheil über Andere zu vernehmen und dann selbst ihrer lockeren Zunge die Zügel schießen zu lassen.

Nie fand sie eine Frau oder ein Mädchen schön, und die Tugendhaftigkeit Aller, auch ihr gänzlich Unbekannter, bezweifelte und begeiferte sie; überall fand sie Mängel, Verfall und Häßlichkeit, wo andere voll Beifall und Sympathie

waren. Ganz besonders redselig aber wurde sie, wenn von Frankreich und seinen Bewohnern die Rede war, was auf Rügen natürlich sehr oft geschah, und gar zu gern leitete sie das Gespräch auf die Occupationszeit, die sie mit stolzem Selbstgefühl die große Zeit ihrer Jugend nannte. Alle Franzosen waren in ihren Augen glorreiche, erhaben, klug und geistreich, alle Deutschen und Schweden dagegen kleinstädtisch, stümperhaft gebildet, halb wild und im Ganzen erbärmliche Creaturen. Sie liebte es auch sehr, mit französischen Brocken um sich zu werfen und mit ihrer Kenntniß dieser Sprache und Literatur sich zu brüsten, während sie eingestand, seit Jahren kein deutsches Buch mehr gelesen zu haben, noch ferner lesen zu wollen, da sie alle langweilig, schülermäßig und ohne alle geistige Würze wären.

Von ihrer Jugendliebe sprach sie mit feuriger Begeisterung, und Colonel Caillard war der einzige Mann, der ihr als das vollkommenste Muster cavaliermäßiger Größe galt. Er würde sie geheirathet haben, erzählte sie sehr oft, wenn ihn der schändliche Strandvogt von Jasmund – beiläufig ein Mann, den alle Menschen in Bergen auf Händen trugen – nicht meuchlerisch im Hohlweg der Prora überfallen und gemordet hätte, bloß um seine gemeine Rache zu kühlen und ihn seines wohlerworbenen Besitzes zu berauben.

Alle Leute, die mit ihr verkehrten, kannten diese französische Spiegelfechterei, dies Buhlen mit eingebildeten Phantomen, und hörten sie schweigend an, wenn sie ihre Erlebnisse zum hundertsten Male auftischte und immer mit neuen Zusätzen ausschmückte. Aber man vermied sie, wo man sie vermeiden konnte, zumal sie stets auf die allgemein geehrte und geliebte Familie Brahe schimpfte, der sie, wie Jedermann wußte, Alles verdankte, was sie auf Erden besaß

und galt, und von der sie dennoch behauptete, sie habe sie schimpflich behandelt, indem sie sie in Lumpen gehen und Hungers sterben lasse.

In ihren letzten Jahren stand sie fast ganz allein, denn sie vertrug sich mit keinem Menschen und dichtete jedem das Aergste und Schlimmste an. Jeder Mann war in ihren Augen ein Hahnrei und jede Frau eine Buhlerin. Schönheit gab es auf Erden nicht mehr, seitdem sie jung gewesen war, und alle Tugend war bei den Männern zum Laster geworden. Wenn sie in ihrem verjährten Putze, hochroth geschminkt, mit alten zerdrückten Blumen überladen und mit außer Mode gekommenen Ueberbleibseln ihrer ehemaligen Toilette sich auf der Straße zeigte, gingen ihr sogar die Kinder aus dem Wege und nannten sie die alte verrückte Schwedin, die nur Französisch spräche und Deutsch schimpfte. Den Namen Spyker durfte niemand vor ihr nennen, denn das beleidigte sie, als ob man sie in das Gesicht schlüge; entfuhr Jemandem einmal zufällig das Wort oder irgend eine Andeutung darauf, dann biß sie wie eine Wüthende um sich und erklärte die ganze Welt für eine Mördergrube. Zuletzt wurde sie lahm und taub; auf einen alten Regenschirm gestützt, einen Hut auf dem Kopfe tragend, der vor vierzig Jahren Mode gewesen, schlürfte sie wie ein dräuendes Gespenst durch die Gassen, indem sie den Männern lachende Blicke und jungen Mädchen eine höhnische Fratze zuwarf.

Ihr größtes Labsal war Kaffee, Schnupftabak und – süßer Liqueur. In letzterem vergeudete sie alles Geld, was sie erübrigen konnte, und endlich kam sie nur nach Spirituosen duftend in die Gesellschaften, wo sie tolles Zeug redete und Jedermann Aergerniß bereitete. Als sie endlich, beinahe sechzig Jahre alt, starb, glich sie einer ausgetrockneten

Mumie und war so klein und leicht geworden, daß sie ein Knabe hätte zur Gruft tragen können. In ihrer Commode fand man – wer hätte das geglaubt und wer will es genügend erklären! eine Locke von Magnus Brahe's Haar, den Namen desselben auf ein Papier dabei geschrieben, und alle Briefe der Familie vor, welche dieselbe in früheren Zeiten an sie gerichtet hatte, wodurch ihre Undankbarkeit erst recht zu Tage kam und den Glauben veranlassen konnte, sie habe wie mit Anderen, so mit sich selbst Komödie gespielt und ihre Liebe sei Haß und ihr zur Schau getragener Haß Liebe gewesen. Die Andenken an Colonel Caillard aber hatte sie sämmtlich in einem lichten Augenblicke verbrannt, angeblich, um die rohe und entmenschte Welt nicht die Kostbarkeiten sehen und erben zu lassen, die sie von dem großen und geliebten Todten bis an ihr Ende bewahrte.

Wenden wir uns von diesem traurigen Bilde eines verfehlten und durch eigene Schuld verkümmerten Lebens ab und suchen wir andere Personen aus unserer Erzählung auf, deren Geschick uns behaglicher stimmt und mehr unsere Sympathie erregt.

Da wir soeben Spyker erwähnt, wollen wir zunächst des alten Ahlström's und seiner Familie gedenken. Alle Mitglieder derselben waren auf dem Hochzeitsfeste des Strandvogts von Jasmund gewesen und hatten mit ganzer Hingebung an seinem Glücke Theil genommen. Im darauf folgenden December zog der Verwalter Hendrichs von Blankenau nach Spyker, lernte daselbst Gysela näher kennen und heirathete sie im nächsten Frühjahr, während ihre Schwester Alheid die Frau des fürstlichen Försters auf Werder ward. Der Kastellan selber und seine gute Heylike lebten noch

lange in traulicher Ruhe unter ihren Kindern und Kindeskindern, und nicht selten erhielten sie von Blankenau her Besuch, was immer einen Freudentag auf dem alten Spyker hervorrief. Im Jahre 1816 ging das Schloß nebst, allen dazu gehörigen Gütern wirklich in den Besitz des Fürsten von Putbus über, und Manches änderte sich seit jener Zeit in seinem Aeußern und Innern, aber immer noch steht es im Ganzen so da, wie wir es beschrieben haben, und der Leser dürfte es lohnend finden, bei einem Besuche auf Rügen die Gemächer desselben zu betrachten und die alten Schätze zu bewundern, die zum großen Theil schon zur Zeit unserer Erzählung an Ort und Stelle waren.

Mit am meisten von allen Personen aber interessirt uns wohl das alte Ehepaar im Kiekhouse bei Sassenitz, dessen Schicksale wir am genauesten entwickelt haben, und so kehren wir noch einmal zum Schluß in dasselbe zurück. Viele Jahre hindurch sah dort Alles noch ebenso aus, wie wir es im Jahre 1815 verließen; kein Stück Möbel war von seinem Platz gerückt, kein Baum abgebrochen, kein Gartenfleck umgeändert. Unter den Buchen erhob sich nach wie vor die alte Warte, und bei Regen und Sturm finden wir da-selbst, in seinen Sturmrock gehüllt, das Sprachrohr neben sich und das Fernglas zur Hand, den ehrwürdigen Strandvogt, der nach gefährdeten Schiffen ausschaut und Befehle zu ihrer Rettung von oben herab ertheilt. Wenn er dann lange genug draußen gesessen hatte, kam, wie schon früher, auch Mutter Ilske herangetrippelt, rief ihren Alten mit bittenden und, wenn das nicht half, mit drohenden Worten in's Zimmer, wo gewöhnlich der Kaffee, das Mittag- oder

Abendbrod bereit stand, nach welchem immer noch die holländische Pfeife gedämpft und spät Abends die Bibel gelesen wurde.

Ihre Kinder in Blankenau besuchten sie fast alle Sonntage, denn der Strandvogt von Jasmund versäumte es bei irgend erträglichem Wetter nie, den Eltern einen bequemen Wagen zu senden und sie hin und zurück fahren zu lassen. Aber die Kinder kamen auch oft zu den Alten und dann wurde gar häufig von den früheren Zeiten gesprochen, die so trübe gewesen waren und doch, wie es so oft im Leben ist, so herrliche Tage in ihrem Gefolge gehabt hatten. Die größte Freude aber hatten die beiden Alten an den heranwachsenden Kindern auf Blankenau, mit denen die jungen Leute reichlich gesegnet waren. Der alte Strandvogt sah seine Enkel noch im Boote auf der See das Segeln lernen, und Mutter Ilske lehrte ihren Enkelinnen das Stricken. Als sie endlich hoch betagt starben, gingen sie gern aus dieser Welt, denn sie fühlten sich ermüdet von der langen Arbeit des Lebens und sehnten sich nach der Ruhe im Himmel, die ja für uns alle die herrlichste und lieblichste ist, die wir erhoffen können. Darum war der Schmerz der Ueberlebenden auch weniger groß, sie gönnten den braven Eltern den Frieden, den sie selbst einst zu erringen hofften, denn Beide leben, obwohl betagt, noch heute und freuen sich ihres Daseins im Gedeihen ihrer Kinder und Kindeskinder, die die Bevölkerung von Rügen um eine erkleckliche Zahl vermehrt haben.

Das Kiekhaus selber verschenkte Waldemar, als die Eltern gestorben waren, an Piesing den Aelteren, der ihm so viele Freundschaft im Leben erwiesen, und bis in die letzten Tage seines Lebens gab es keinen Menschen auf Rügen, den der riesige Mann höher geachtet und mehr geliebt hätte, als

den Sohn seines ehemaligen Herrn, den Strandvogt von Jas mund auf Blankenau, wie er ihn später nannte.

Auf Pulitz endlich, denn das müssen wir doch noch einmal betreten, ging es ebenfalls viele Jahre hindurch in althergebrachtem Geleise fort. Der alte Schwede blieb bis zu seinem Lebensende Pächter daselbst und gab sich alle Mühe, den Wald wieder anzupflanzen, den der Kaiser von Pulitz mit der rothen Nase in die Tasche gesteckt hatte, was ihm jedoch nicht vollkommen gelingen wollte. Noch heute erkennt man die Spuren der gewaltigen Lichtung, und alte Leute wissen noch immer zu erzählen, welchen Schmerz der ehrliche Schwede empfunden habe, als er seine Riesengarde vom Erdboden verschwinden sah.

Wenn Adam Sturleson und Mutter Talke nicht auf Pulitz weilten, so konnte man sie entweder im Kiekhouse oder in Blankenau suchen, denn an beiden Orten hielten sie sich oft und lange auf, und von beiden trennten sie sich immer schwerer, je älter und hinfälliger sie wurden. »Onkel Schwede« aber, wie ihn die Kinder Hille's nannten, war auf Blankenau ein hoch angesehener Mann. Er schnitzte den Jungen Boote und Segel, lehrte sie reiten, schwimmen und schießen, und Abends ritten sie auf ihm selber in den mit Decken belegten Stuben, bis »das große Pferd« müde wurde und durchaus »in den Stall« gebracht werden wollte. Das Fluchen aber konnte er sich nicht mehr abgewöhnen, darum ward es ihm erlaubt, sowohl im Kiekhouse, wie in Blankenau, und wenn er einmal recht tobte und wetterte, dann sagte wohl Waldemar lächelnd zu der immer schön und hold bleibenden Hille: »Hörst Du, Liebe, es weht ein alter Nordwester! Gieb mir meine Sturmkappe her, ich muß an den Strand, sonst bläst er uns alle unsere Boote fort.«

»Donner und Wetter!« schrie dann der alte Schwede, »bleibt nur hier und hätschelt Euch müde an Eurer Frau, der Nordwester ist schon vorübergezogen, und wir haben wieder Sonnenschein und Windstille.«

Der Sonnenschein und die Windstille aber zeigten sich dann stets wirklich auf dem Gesichte seiner jungen Freunde, und beide drückten ihm wohlwollend und dankbar die Hand, da sie ihm nie vergessen konnten, was er in schweren Stunden einst für sie gethan.

So haben wir denn das Hauptsächlichste aus dem Leben unserer Lieblinge abgehandelt und können nun selbst von unsrern wohlwollenden Lesern Abschied nehmen. Gehet hin und schauet selber, rufen wir ihnen am Ende unsers Buches zu, was Rügen für eine schöne Schöpfung Gottes ist, und falls Ihr keine so große Freude daran empfindet wie wir, wenn Ihr seine blauen Wasser, seine weißen Kreidefelsen, seine Buchenwälder, Gräber und moosbewachsenen Denksteine seht, so verzeiht uns, daß wir Euch bemüht, unsrer Erzählung eine so lange Aufmerksamkeit zu schenken, aber Ihr hättet ja das Buch aus der Hand legen können, ehe Ihr es beendet, und daß Ihr das nicht gethan, ist nicht unsere – sondern allein Eure Schuld.